



H. 5614 (12)

416 200 178 700 14



Terms: \$2 for one year in advance.—Address MRS. SCHÄFER & KORADI,
Corner of Fourth and Wood St., Philadelphia.

Der
Deutsche Kirchenfreund.

Organ

für die
gemeinsamen Interessen der Amerikanisch - Deutschen Kirchen.

Herausgegeben
von
einem Vereine deutscher Theologen.

*In necessariis unitas, in dubiis libertas,
in omnibus caritas.*

Band XII.—Januar 1859.

Inhalt:

Rundschau	Seite 1
Correspondenz aus Württemberg	11
Ueber das Mönchthum (Schluß)	20
Alte Psalmen in neuen Liedern (Fortsetzung)	27
Bücherschau	29
Kirchenchronik	31

Philadelphia,
Verlag von Schäfer und Koradi.
1859.

Leipzig bei Ernst Schäfer.

Das Postgeld für den „Kirchenfreund“, der nicht über zwei Unzen wiegt, beträgt nach dem neuesten Postgesetz seit dem 1. October 1852 für eine Entfernung von nicht mehr als 3000 Meilen, also für alle unsere Abonnenten in den Verein. Staaten bloß ½ Ct. pr. Nummer, oder 1½ Cts. vierteljährlich, und 6 Cts. für das ganze Jahr, wenn dasselbe von den Empfängern vierteljährlich vorausbezahlt wird. Wenn das nicht geschieht, so beträgt es das Doppelte.

Anzeigen.

Der „Deutsche Kirchenfreund“ erscheint in monatlichen Heften für den Preis von \$2 jährlich in Vorausbezahlung.

Alle Wechselblätter, Subscriptionsgebühren und Geschäftsbriefe bittet man zu adressiren an die Eigenthümer und Verleger:

MSSRS. **Schäfer & Koradi**, PHILADELPHIA, Pa.

Alle Mittheilungen und Briefe, welche sich unmittelbar auf die Redaction beziehen, sende man unter der Adresse

Rev. Dr. **W. J. Mann**, 224 Green st., below Third st., PHILADELPHIA.

☞ All Exchanges please direct to MSSRS. SCHÄFER & KORADI, Philadelphia.

Subscriptions-Einladung.

Hallberger's Pracht-Ausgabe
der **Classiker**

Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart,

in ihren Werken für das Pianoforte allein.

Neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaasses u. Fingersatzes
von

J. Moscheles,

Professor am Conservatorium in Leipzig.

Vollständig in ca. 400 Notenbogen elegantester Ausstattung in halbmonatlichen Lieferungen im

Subscriptionspreis zu nur 3½ Cts. für den Musikbogen.

Der Subscriber verpflichtet sich zur Abnahme der ganzen Sammlung, die in 18 Monaten vollständig ausgegeben wird.

Der Preis einzelner Werke aus dieser Sammlung ist 4½ Cts. für den Musikbogen.

Prospectus.

Classicität ist das Lösungswort der jetzigen Zeit! Die Musik, diese Universal-sprache der Welt, kann hinter der Literatur nicht zurückbleiben; wo des halb Musik mit ächter Liebe und wahrem Verständniß in Salon und Haus getrieben wird, fragt man zuerst und vor Allem nach den Classikern, und wie in jeder gebildeten Familie sich Göthe und Schiller finden, so sollten auch Beethoven und Mozart nirgends mehr fehlen.

Diesem allgemeinen Bedürfniß ist durch die vorhandenen Ausgaben entsprochen nicht entsprochen, weil die schönen Stich-Ausgaben zu theuer, die billigen lithographirten und Typen-Ausgaben dagegen unschön und schwer zu lesen sind.

Solche Thatfachen sichern obiger seit lange vorbereiteten Kupferstich-Ausgabe gewiß die glänzendste Aufnahme in allen Kreisen des musikalischen Publicums, denn diese Pracht-Ausgabe der Classiker wird nach Ausstattung und Correctheit der schönsten vorhandenen Ausgabe zum mindesten gleichkommen, während sie dem Bogenpreise nach für die Subscribern die billigste ist.

Um jedoch die geehrten Abonnenten zu nicht mehr zu verpflichten, als nach dem Ausspruche der competentesten Fachmänner—Jedem wünschenswerth ist, wird diese Pracht-Ausgabe Beethoven und Mozart vollständig, dagegen Clementi und Haydn nur in umsichtigster Auswahl geben, während vorbehalten ist, denjenigen, welche auch die beiden Letzten vollständig zu besitzen wünschen, die ausgelassenen Werke in gleich schöner Ausstattung und zu gleichem Preise nachzuliefern.

Die erste Lieferung ist bei **Schäfer & Koradi** in Philadelphia zu haben.

Der

Deutsche Kirchenfreund.

Organ

für die

gemeinsamen Interessen der Amerikan.-Deutschen Kirchen.

Herausgegeben

von

einem Vereine deutscher Theologen.

*In necessariis unitas, in dubiis libertas,
in omnibus caritas.*

Zwölfter Jahrgang.



Philadelphia.

Verlag von **Schäfer und Koradi.**

1859.

Leipzig bei **Ernst Schäfer.**

Gedruckt bei **D. G. Stephan & Co.**, Nr. 320 Nord Dritte Straße, Philadelphia.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalts-Verzeichniss des zwölften Bandes.

Januar.

Rundschau. Von W. J. Mann	Seite 1
Correspondenz aus Württemberg	11
Ueber das Mönchthum (Schluß)	20
Alte Psalmen in neuen Liedern (Fortsetzung). Von Past. H. Eytel im Württembergischen	27
Bücherschau	29
Kirchenchronik	31

Februar.

Gedanken und Mittheilungen über die Mission in Briefen an den Herausgeber des „Kirchenfreundes“. Von Past. N. Riis, Manayunk, Philad. Co., Pa.	33
Correspondenz aus dem Westen der Vereinigten Staaten Nordamerika's	44
Rundschau (Fortsetzung)	53
Zur Statistik der deutschen Universitäten im Sommer 1858	64
Ein alt-christliches Begräbnislied. Von Dr. theol. Ph. Schaff	68
Kirchenchronik	68

März.

Religion, Natur und Ehe. Von W. J. Mann	73
Gedanken und Mittheilungen über die Mission in Briefen an den Herausgeber des „Kirchenfreundes“ (Fortsetzung)	77
Rundschau (Schluß)	92
Zur Statistik der deutschen Universitäten im Sommer 1858 (Schluß)	99
Kirchenchronik	102

April.

Der Einfluß der evangelischen Predigt in der Gegenwart. Von W. J. Mann	105
Die Kirche und das kirchliche Begräbnis. Von Past. G. Hinterleitner, Dley, Berks Co., Pa.	114
Ein edler Einwanderer. Von W. J. Mann	122
Das Bunsen'sche Bibelwerk	128
Johannes Keppeler	135
Bücherschau	140
Kirchenchronik	144

Mai.

Gedanken und Mittheilungen über die Mission in Briefen an den Herausgeber des „Kirchenfreundes“ (Fortsetzung, II.)	145
Der Einfluß der evangelischen Predigt in der Gegenwart (Schluß)	153
Das Bunsen'sche Bibelwerk (Schluß)	164
Die Staatschule und das Christenthum	170
Kirchenchronik	174

Juni.

Die europäische Kriegsfrage. Von W. J. Mann	177
Die Arbeiter im Weinberge. Von W. J. Mann	188
Gedanken und Mittheilungen über die Mission in Briefen an den Herausgeber des „Kirchenfreundes“ (II. Fortsetzung)	194
Islam und Christenthum in ihrem Vordringen gegen südafrikanisches Heidenthum	205
Kirchenchronik	213



Juli.

Die Evangelische Kirchenzeitung und der Umschwung der Dinge in Preußen. Von W. J. Mann	Seite 217
Die Arbeiter im Weinberge (Schluß)	227
Islam und Christenthum in ihrem Vordringen gegen südafrikanisches Heiden- thum (Schluß)	234
Das türkische Reich	242
Kirchenchronik	246

August.

Ein Besuch in Economy, der Colonie der Rappisten. Von W. J. Mann	249
Deutsche Universitäts-Verhältnisse in der Gegenwart, vom nationalen Stand- punkt	259
Die Evangelische Kirchenzeitung und der Umschwung der Dinge in Preußen (Schluß)	275
Die Sterbestunden Schleiermacher's	284
Bücherschau	287

September.

Die Sonntagsfrage. Von W. J. Mann	289
Bericht über die diesjährige Versammlung der evangel.-lutherischen General- synode in Pittsburgh. Von Past. H. Vorhard, Dayton, Ohio	299
Deutsche Universitäts-Verhältnisse in der Gegenwart, vom nationalen Stand- punkt (Schluß)	307
Tischendorf's neue Auffindungen	316
Bücherschau	317
Kirchenchronik	318

October.

Die Sonntagsfrage (Schluß)	321
Bericht über die diesjährige Versammlung der evangel.-lutherischen General- synode in Pittsburgh (Fortsetzung)	334
Ein Stück Wittenberger Geschichte aus dem Jahre 1813-1814	343
Das Studium der klassischen Sprachen. Von Prof. A. an — College	355
Kirchenchronik	360

November.

Johann Christoph Friedrich Schiller. Von W. J. Mann	361
Bericht über die diesjährige Versammlung der evangel.-lutherischen General- synode in Pittsburgh (Schluß)	373
Aus der Geschichte der Juden nach Christus. Von W. J. Mann	378
Bücherschau	388
Kirchenchronik	391

December.

Das christliche Kirchenlied mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Gesang- buchnoth und Gesangbuchreform. Von Dr. theol. Ph. Schaff	393
Johann Christoph Friedrich Schiller (Schluß)	410
Aus der Geschichte der Juden nach Christus (Fortsetzung)	421
Abschied des zeitherigen Redacteurs von den Lesern	428

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

Januar 1859.

No. I.

Aundschau.

Kometenjähre sind seit langen Zeiten für einen großen Theil der Menschheit Schreckensjahre gewesen. Gleichwohl haben sie sehr oft alle Befürchtungen zu Schanden gemacht, ohne im Stande zu seyn, ihren Credit dadurch bei den Bedenklichen und Aengstlichen zu verbessern. Wir haben uns im Laufe des Jahres 1858 des Anblicks eines jener seltsamen himmlischen Wanderer in mancher hellen Sommernacht erfreut. Er hat wenigstens das äußere Auge vieler nach einer oberen Welt gekehrt, als er, ein Fremdling unter unseren Nachbargestirnen und ohne einen Laufpaß unserer Sternendeuter vorzuweisen, zu Aller Staunen mit astralem Glanz sein Lichtgewand durch den Himmelsaal nach sich schleppend einen stillen Triumphzug über uns zu halten schien. Eine Erscheinung, welche uns überrascht, weil sie da auftritt, wo Alles voraus abgemessen, festgesetzt, in seinem Laufe unabänderlich geregelt zu seyn scheint, kündigt sich an als ein Außerordentliches und läßt das Gemüth unter dem Eindruck einer Ahnung des Waltens mächtiger, uns unenthüllter Kräfte und der engen Schranke, die dem menschlichen Wissen um die Dinge des Weltalls gesetzt ist. Es ist uns Beides heilsam. Und das glaubige Herz wurde durch diesen Lichtboten, der unter seinen Brüdern von Stern zu Stern mit Riesenschritten dahineilte, gemahnt an Ihn, von dem der Psalmist sagt: „Die Himmel erzählen Seine Ehre und die Veste verkündigt Seiner Hände Werk!“

An Lichtseiten hat es aber auch am Laufe der menschlichen Dinge auf Erden im letzten Jahre nicht gefehlt. Wir haben zu danken in der neuen und alten Welt für einen reichen Ernteseegen, für „Korn, Del und Wein“, und wir sollten um so mehr dafür danken, da die in den Welthandel gekommene Stöckung ihre Nachwirkungen jenseits und diesseits des Oceans noch keineswegs verloren hat und die große Menge der Armeren darunter genug leiden muß.

An großen, folgereichen Katastrophen war das Jahr wohl ärmer als manche seiner Vorgänger. Wir haben keine Ursache darüber uns zu beschweren, daß uns der Gang weltlicher Dinge nicht immer auf spannender Höhe erhält. Das Jahr schien mit der einstweiligen Vernichtung der an den atlantischen

Telegraphen gebundenen Hoffnungen der Zeit und ihrer weit ausgreifenden Gedanken spotten zu sollen. Die alte Welt benahm sich in dieser Sache, ihrem Alter gemäß, viel ruhiger als die neue mit ihrer Jubelbegeisterung. Die Realisirung des großen Projects, das eine so außerordentliche Schwierigkeit bereits überwunden hat, wird doch nicht lange auf sich warten lassen. Wer wollte aber eine stete Erregung ertragen? Es giebt Zeiten, in denen schwere Fragen eine gewaltsame Lösung finden, in denen Minen sprengen und manchen alten morschen Bau zertrümmern. Es giebt aber auch Zeiten, in denen sich Stürme ausgetobt haben, die Schiffer sich wieder zurecht zu finden suchen und dem Nachbessern obliegen. Und wieder giebt es Zeiten, die der unbehaglichen, schwülen Stille vor dem Erdbeben ähneln, in denen der Zündstoff sich sammelt und Jeder ahnt, daß die Zeit eine neue Zeit gebären will, aber das Kind ist nicht reif zur Geburt.

Der Anblick der Welt der christlichen Völker in der Gegenwart ist ein sehr eigenthümlicher, wenn wir uns vom Jahre 1858 um zehn Jahre zurückversetzen. Wahrlich es scheint in vielfacher Beziehung, die Zeit ging vorwärts, aber die Geschichte rückwärts. Man weiß, welch' ein Sturm der Begeisterung damals über die Lande brauste, wie selbst Amerika in jenen Enthusiasmus hineingerissen wurde, der von Frankreich aus die Völker ergriff. Es war überall diesseits der russischen Grenze nur eine große Sympathie unter den Völkern, Alles schwärmte für Freiheit. Der Sieg des Liberalismus schien gewiss. Den Völkern Europa's schien die Stunde politischer Emancipation geschlagen zu haben. Die Fürsten waren bereit zu den weitgreifendsten Zugeständnissen, ja, das Oberhaupt der römisch-katholischen Christenheit erschien selbst als der erste große Motor und Agitator der Fortschrittsideen, ein Schuttpatron des Liberalismus auf dem Papststuhl, ein heiliger Vater einer neuen Zeit des Völker-glückes. Hatten Viele gewartet mit Aengstlichkeit, bis eine neue Eruption im politischen Krater sich ankündige, so bedurfte es nur einiger Feuerzeichen und halb Europa war in die Bewegung hineingerissen. Umsonst hatten Polizeiminister ihre Warne gelegt, vergeblich verließen sich gekrönte Häupter auf „Wagen und Rosse“, selbst der kluge Rath der Diplomaten alter Schule, langer Erfahrung war zu Nichts geworden. Man hätte damals denken sollen, es müsse in Europa wirklich Alles vom Scheitel bis zur Fußsohle sich ändern.

Es liegt eine höchst bedeutsame Lehre darin, daß man jetzt nach zehn Jahren sagen muß, es ist im Wesentlichen Alles beim Alten geblieben. Leuchtende Meteore stiegen auf, um in finsterner Nacht für immer zu verschwinden. Nur der Napoleonide erhielt sich bis heute mit kunstvoller Balancirung auf der Höhe, auf welche der Sturm der Zeit ihn getragen. Aber er trat in das Erbe einer Revolution älteren Datums und verdankt mehr seinem Namen als seiner Person. Frankreich ehrt den, der seine Ehre respectirt und trägt mit Stolz—das Volk eine légion d'honneur—die ehernen Ketten. Was ist dort seit Louis Philipp wesentlich anders geworden? Die bürgerliche Freiheit, mit jenem die individuellen Regungen zur Erhebung der einen Nationalidee unter-

drückenden extremen Centralisationsprincip ohnehin im steten Widerspruch, hat keine Fortschritte gemacht, der Despotismus ist härter, aber brillanter. Die alten Dynastien Europa's sitzen fester als zuvor in den ererbten, aus der Gluth der Revolutionsflammen wie Stahl gehärtet hervorgegangenen Vorrechten. Der Mann auf Peter's Stuhl hat einst an die Menschen geglaubt und Edles, Hochherziges von ihnen gehofft. Unfähig in wahrer Mannhaftigkeit aus schlimmem Material ein Besseres zu schaffen, mit gebrochenem Muth verzeiwelt er an den Menschen, glaubt jetzt um so mehr an die Heiligen und „das ewig Weibliche zieht ihn hinan“, im Schooße Maria's legt er, ein Romantiker als Papst, seine Trauer nieder. Die wilden Wasser der Revolution haben sich verlaufen, aber die alten Landmarken sind geblieben. Europa ist im Wesentlichen, was es war. Und war denn eigentlich Revolution? Nein, nur eine Familienscene, man sagte sich derb die Wahrheit, die Jungen wollten das Regieren probiren, etliche Mißliebige wurden entfernt, aber die Aufregung legte sich und man hat sich verständigt. Ob überhaupt mit Revolution Etwas sich schaffen läßt? Sie offenbart nur ein Vorhandenes. Wie eine gerichtliche Ehescheidung nur die Formalität ist, welche öffentlich ausspricht, daß die wesentliche Scheidung längst eingetreten ist, so legt die politische Umwälzung es eben an den Tag, daß die Nation schon eine andere geworden, daß ihr Geist den Formen entfremdet war, die er noch trug, er entfesselt sich ihrer mit Gewalt. Nichts davon war der Fall in jenem Sturm, der vor zehn Jahren anbrach. Die Völker Europa's waren nicht dahin gekommen, um rundweg mit ihrer Vergangenheit zu brechen. Der Geist war wesentlich der alte. Wo ein mit allem Alten, Hergekommenen zürnender Unmuth losbrechen wollte, da sah man nur ein gemüthloses Zerstören, keine denkbare Möglichkeit eines Aufbaues, nur Despotie der Willkür, keinen Fortschritt der Freiheit voraus. Die Fahrwasser der Revolution vom Jahre 1848 waren nicht tief, aber unrein. Das war ihr Unglück. Eine alte Welt macht man so leicht nicht jung und neu. Ähnliche Stürme werden wiederkehren. Die Zeit schreitet vorwärts, aber jene Aufwaltungen sind nicht die Ursachen ihres Fortschritts, wohl aber sind sie die den raschen Entwicklungsgang begleitenden Fiebersymptome.

Hier ist überhaupt der Ort, jener schaaalen Seite am Wesen unserer Zeit zu gedenken, die durch das Uebergewicht der Politik unter den Mächten, die den Geist anziehen, bezeichnet wird. Die Politik ist der Göze des Jahrhunderts geworden. Alles will politisiren. Man erwartet Alles von der Politik. Ihr schreibt man alle Uebel zu. Eine Menge Menschen hat den Sinn für alles Andere verloren, nur die Fragen des Regierens, der Organisation des Volkes, der Freiheit oder der Herrschaft ziehen sie noch an. Dieses Politisiren hat seine Abstufungen von den Höhen der Diplomatie oder eines speculativen Traumens von idealer Construction der Gesellschaft bis zu der ordinairsten Kannegießerei herab, der das brutale Ich der fertige Maassstab für Gesetz und Recht ist. Daher diese tollen Pläne, die wieder und wieder auftauchen, welche die ganze Gesellschaft auf einer völlig neuen Basis begründen und ein goldenes Zeitalter

der Freiheit, der Gleichheit, des Wohlstandes, der allgemeinsten Weltfeligkeit herbeibringen wollen.

Natürlich ist die Meinung nicht die, als ob die Fragen der Verfassung, der Rechte der Regierenden und der Regierten nur nebenbei zu behandeln wären, oder als ob nur eine privilegierte Kaste sie zu vertreten hätte. Es ist das die Theorie des Absolutismus, mit der wir keine Sympathie haben und welche in verkehrter Bornirtheit der Zeit und ihrem Fortschritt nicht gerecht wird und eben dadurch der Revolution in die Hände arbeitet; ein Centralisations-system, das im Staate erzeugt, was auf dem Gebiete der Kirche das Papstthum war und ist. Die Fragen der Staatsverfassung, der Organisirung der Gesellschaft, der Nation müssen in demselben Verhältniß an Bedeutung gewinnen, in welchem die Bildung der Massen fortschreitet. Je mehr die Schule das Auge jedes Einzelnen auf allgemeine Interessen der Menschheit lenkt, desto weniger wird sich der Einzelne ihnen im Leben entziehen oder sie sich entziehen lassen. Die öffentliche Meinung existirt nur da, wo es Leute giebt, die zum Nachdenken über das Allgemeine, alle Betreffende, Dessenliche erzogen sind. Aber je mehr solche sich finden, desto mehr ist sie eine Macht. Gerade von protestantischem Standpunkte aus müssen wir den Fragen der Politik die freieste Discussion, der Politik selbst die liberalste Handhabung vindiciren, denn wir sehen darin nicht nur eine Wirkung protestantischer Ideen, sondern glauben, daß die Selbstständigkeit und Selbstregierung der Kirche nur mit politischer Selbstständigkeit Hand in Hand zu gehen vermag.

Aber die Tendenz unserer Zeit, die Politik zur Frage aller Fragen zu machen, ist nichtsdestoweniger krankhaft. Leider aber ist es so. Man kann die Menschen für nichts Anderes mehr wahrhaft interessiren, als eben für die Politik. Das ist das einzige Gemeinsame, was sie noch lebhafter berührt. Es kommt aber die Oberflächlichkeit der dabei meistens herrschenden Tendenz alsobald an den Tag. Der Staat mit all' seinen Rechtsinstituten, Gesetzen, Ordnungen, Formen wird da nur bezogen auf das Wohlleben der Einzelnen. Er soll höchstens die Form, der Zaun seyn, die den Einzelnen berechtigt, sein selbstfüchtiges Ich möglichst geltend zu machen. Auch der Haß der modernen Verfassungsidealisten, die den Staat in eine bloße Vergesellschaftung nach einer reinen Abstraction umgestalten möchten, gegen die Kirche haßt die Kirche nicht etwa nur um des Gehaltes ihrer religiösen Weltanschauung willen, denn die ist Jenen ein leeres Nichts, sondern weil die Kirche ein Institut ist, das den Menschen als ein gottgebundenes Wesen betrachtet, und somit das Leben und alle seine sittlich-socialen Gestaltungen nicht als ein bloßes Naturproduct des Ich, sondern als eine Schöpfung eines anderen, des allerhöchsten Willens betrachtet. Je mehr man nun die anderen Potenzen, die über der Menschheit walten, verkennet, desto mehr wirft man sich eben auf das Politisiren und Socialisiren und schwärmt für Theorien von Menschenwohl und Verfassung der Gesellschaft, die von der Totalität des Menschen, von der Vielseitigkeit seiner Constitution sowohl, wie von der mächtigen Einwirkung geschichtlicher

Entwicklung des Völkerlebens absehen. Solche Oberflächlichkeit ist am wenigsten geeignet, die Gesellschaft nach neuen Modellen zu formiren. Seltsam, daß dergleichen am meisten Anklang findet unter Franzosen und Deutschen! Die Tendenz, die dabei zu Grunde liegt, ist in ganz ordinärer Weise eudaimonistisch. Es handelt sich um die Emancipation der Willkür von jeder die fleischliche Selbstsucht zügelnden Unterordnung. Der Staat, auf solche Grundlage erbaut, würde die Individuen auf einer niedersten Stufe der Bildung voraussetzen und belassen. Aber der wahre Staat ist ein Product der Geseßung, in der sich der Mensch heimisch weiß, weil er über bloße Naturbedürfnisse, über das Thierische, hinausgehoben ist. Die Radikalen unserer modernen Weltverbesserer bezeichnen den Umschlag der höchsten Bildung in den Barbarismus. Sie postuliren als höchste Freiheit für die Individuen die Entbindung von einem die schlechte, willkürvolle Individualität sich unterordnenden allgemeinen Geseß. Der Staat auf dieser Basis muß der reine Atomismus werden. Zugleich nehmen sie alle Bedingungen hinweg, durch welche der Einzelne nach innen veredelt, zur wahren Freiheit erzogen werden kann. An die Stelle religiös-sittlicher Bildung soll eine flache Verstandes-Aufklärung treten. Sie wollen das Leben schön machen, aber nicht heiligen. Seltsam, mit der frechen antichristlichen Richtung gingen seit dem vorigen Jahrhundert die Umsturzpläne im Felde der Politik Hand in Hand. Sie brechen mit der Geschichte und machen Geschichte nach abstracten Theorien. Sie wollen Recht verschaffen und legalisiren das empörendste Unrecht. Sie fordern Toleranz und üben die grausamste Intoleranz. Sie wollen Freiheit und octroyiren der Welt ihre Reform als Zwangsgeseß. Sie verachten die Vernunft in der Vergangenheit und Geschichte und fordern einen Cultus für ihre Vernunft.

Leider geht eine Menge der Gebildeten unserer Zeit, die den Radikalen in der Politik zwar nicht die Hand reichen, mit ihnen in anderer Hinsicht ganz denselben Weg. Und dies ist der Fall unter Regierenden und Regierten. Besonders zeigt sich diese Erscheinung auf dem europäischen Continent. Sie sind politisch conservativ. Darum werden sie weder den bestehenden Staat noch die ihm verfettete Kirche angreifen. Aber in socialer Hinsicht arbeiten sie dem destructiven Radikalismus in die Hände. Die Religion ist für sie so gut wie nicht da. Sie erwarten, daß der Staat die Alles erhaltende Macht sey. Der Kirche sind sie selbst völlig entfremdet oder sie kommt ihnen nur zu Bedeutung als eine unter den staatlichen Institutionen. Man hat gehofft, daß die Enthüllungen des Revolutionsdramas und seiner Scenen vor zehn Jahren eine bedeutende Nachwirkung haben werden. Es ist auch nicht zu leugnen, daß einzelne regierende Gewalten dem Bildungseinfluß der Kirche wieder mehr zugestehen als früher und zwar nicht immer nur aus Politik. Es ist auch erfreulich zu sehen, daß in Deutschland die Theologie im Ganzen sich wieder in ihrem wahren Elemente, d. h. in der Religiosität statt in philosophischer Speculation oder verflachenden oder negierenden Tendenzen mehr zu Hause gefunden hat; ebenso, daß viele Pastoren in größerer pastoraler und klerikaler

Dignität ihr Alltagsleben führen, daß die Ansprüche der öffentlichen Meinung hierin strenger wurden und daß auch mehr religiöses Leben in viele Familien eingezogen ist. Aber bei dem Allem herrscht eine grenzenlose Gleichgültigkeit, ja ein Widerwille gegen Kirche und Christenthum bei der Masse der Gebildeten der höheren und niederen Schichten. Man lese nur die deutsche Tagespresse, die Unterhaltungsjournalen, die Tendenzromane und man wird einem oberflächlichen, gegen das Christenthum vornehmen, oft spöttelnden, oft frivolen Geiste begegnen. Wie ganz anders steht die englische und amerikanische Presse da! Wie ganz anders hier das Publicum überhaupt! Hier sind es die Gebildeten, die ihren religiösen Conservatismus mit aller Freimüthigkeit bekennen, von Bibel und Bibelglauben mit Hochachtung reden und den Rohen und Ungebildeten das Spotten und den ganzen schaaalen irreligiösen und unfirchlichen Nihilismus überlassen. Und sie sind zugleich die Vorkämpfer der politischen Freiheit auch gegen hierarchische Tendenzen und Restaurationsversuche. Eine Anzahl puritanisch-gesinnter Geistlicher drückte kürzlich offen und förmlich beschließend ihren Unwillen gegen die in Schweden gegen die römischen Katholiken herrschende Intoleranz aus. In Deutschland ist es leider gerade umgekehrt. Dort wollen die dem Christenthum und Bibelglauben Entfremdeten die Gebildeten seyn und sehen auf die Glaubigen und ernstern Religionsgesinnten als auf die Ungebildeten und dem Rückschritt Huldgebenden herab. Welch' ein eigenthümliches Zeitzeichen war in dieser Hinsicht der Kampf, der gegen den Besuch des deutschen Kirchentags in Hamburg geführt wurde; welche Verdächtigungen, welche Spötteleien und welches intolerante Verhalten von so vielen Seiten in einer bildungsstolzen Stadt, und zwar eine Intoleranz wahrlich nicht aus Orthodorie, denn allerdings ist Hamburg nicht unirte, sondern aus Indifferenz und Nationalismus, dem der Kirchentag schon viel zu orthodox ist. Und die öffentlichen Blätter sind da nur der Ausdruck des unter den Kreisen der Leser herrschenden Geistes. Man will sociale Bildung, man will ein Erhalten des Bestehenden, man legt Gewicht auf staatlichen Fortschritt, man verlangt Freiheit, aber die Wurzel, aus der Staat und Societät, Freiheit und Bildung ihre wahre Lebenskraft saugen, christliche Religiosität, haut man ab, verhält sich vornehm, kalt oder abstoßend zur Kirche und meint, mit kluger Politik in Staat und Haus das Beste erzielen zu können.

Reden wir überhaupt von den bedenklichen Zeichen unserer Zeit, so können wir als einen ganz allgemeinen Schwachheitszug an ihr kaum etwas Bezeichnenderes hervorheben, als daß wir sie eine Zeit der Charakterlosigkeit nennen. Wir sind weit davon entfernt, etwa sagen zu wollen, daß es in der Gegenwart an tugendhaften Charakteren fehle. Aber wir reden von jenem auffallenden Mangel an Solidität der Principe und der Handlungsweise, der in unserer Zeit nicht zu leugnen ist. Der Charakter geht hervor aus der sittlichen Selbstbildung. Er ist die Frucht der Selbsterziehung zur Sittlichkeit. Er ist eine zweite Natur, die durch fortgesetzte, einem sittlichen Princip entsprechende Selbstbestimmung zu erzielende Fertigkeit der Tugend, das Resultat

treuer Selbstcultur auf einem als richtig und gut erkannten Pfade. Ein sittlicher Charakter hat sich das Sittlichgute so angeeignet, daß er in der Abweichung von demselben seine Natur verleugnen müßte. Ihm kommt darum eine substantielle Sittlichkeit zu, die die Gefahren des Reizes zum Bösen nicht inne wird, außer sofern dieselben mit Abscheu unmittelbar abgestoßen werden. Die Sache des Charakters ist darum Festigkeit, unbeugsame Sicherheit, zuverlässige Beständigkeit, durchschlagende Kräftigkeit des sittlichen Willens, eine verbe Rücksichtslosigkeit gegen Ansicht, Urtheil und Handlungsweise Anderer, ein um Andere unbekümmertes Fortschreiten auf der einmal als richtig erkannten Bahn und eine unüberwindliche Ausdauer in der Ueberwindung von Schwierigkeiten und Hemmungen.

Wir wissen, daß solche Persönlichkeiten im Harnisch eines festen Charakters in unserer Zeit sehr selten sind. Wir Kinder unserer Zeit finden an ihnen auch wenig Liebenswürdigen. Daß verschiedene Charaktere viel Einseitigkeit an sich haben, ist nicht zu leugnen. Sie gehen ihren einlinigen, enggezügelten Weg fort, sie lassen sich nicht auf rechts oder links ein, sie haben kein Ohr für allerlei Gründe für und wider, kein Aug' für diese und jene Seite an der Frage, sie denken sich nicht in andere Leute, Ansichten, Zustände hinein, sie haben für Alles nur ihren eigenen scharfen Maasstab, sie gehen mit ihrem besonderen Lebenszweck so ganz auf, daß alles Andere ihnen fremd bleibt. Wo wir solchen Leuten je und je noch im Felde der Religiosität, der Kirche, der Politik und sonst begegnen, da überkommt uns unwillkürlich ein Gefühl, daß wir es zwar mit wohlmeinenden, aber doch sehr beschränkten Leuten zu thun haben. Heutiges Tages gilt die Einseitigkeit mit ihrer Tüchtigkeit zu schweren Aufgaben des Lebens zu wenig, die Vielseitigkeit mit ihrer Halbheit, Schmiegsamkeit, Elasticität viel zu viel. Menschen, die sich mit irgend einem sittlichen Lebenszweck ganz identificiren, sind darum selten. Leute, die unbekümmert um die Meinung Anderer, zäh und steif festhalten, was ihnen einmal als gut erscheint, sind eine Ausnahme.

Es ist damit offenbar eine besonders schwache Seite unserer Zeit angedeutet. Es kommt dadurch zunächst die zerstückelte, schwankende, unsichere Basis an's Licht, auf der die Zeit und ihr Geschlecht steht. Ein Charakter, die zur Fertigkeit des Handelns gereifte Tugendhaftigkeit, wird nicht, außer auf der Basis bestimmter Grundsätze, die in sich die ganze Welt- und Lebensanschauung des Individuums einschließen. Ist diese Basis felsenfest, dann kann ein Charakter, eine in bestimmter Richtung fortgehende, stetige sittliche Willensthätigkeit werden. Ein Mensch, der etwa weiß so gewiß als er selber existirt, daß er nur einen Himmel oder eine Hölle der Ewigkeit vor sich hat, der also weiß, welchen Preis es gilt, der wird, wenn überhaupt sittliche Thatkraft in ihm ist, etwa einen Entschluß für immer fassen, der Welt zu entsagen und in's Kloster gehen. Er hat mit sich abgeschlossen, kein Dreinreden ist von Gewicht, kein Kampf, keine Entbehrung wird ihm zu schwer. Es ist jener felsenfeste Glaube, in dem ihm die ganze Bestimmung seines Daseyns gelöst, das Ziel all' seines Thuns

und Lassens vorgelegt, welchem gegenüber alles Andere bedeutungslos geworden ist; auf diesem Glauben steht er und die ganze Richtung des Lebens ist entschieden. Dieses Sichidentificiren mit einer Idee, die als das über allen Zweifel Erhabene das ganze Leben beherrscht, ist eine Voraussetzung tüchtiger, kräftiger Charakterbildung, auf welchem Felde des geistigen Lebens wir sie immer suchen mögen.

Aber eben das ist es, woran es in unserer Zeit am allermeisten fehlt. Ihr ist so Vieles, Vielen ist Alles schwankend, zweifelhaft geworden. Wir sind ein zerfallendes, reflectirendes Geschlecht geworden. Wir sehen überall Fehler, aber an allem Bösen etwas Gutes und an allem Guten etwas Böses. Wir fordern diese Vielseitigkeit der Anschauung von der Bildung, wir glauben sonst den großen Zeitfragen in Kirche, Staat und Gesellschaft gar nicht gerecht zu werden. Wir hassen vielleicht den Nationalismus, aber gleich heißt es, er hat auch müssen kommen, hat auch seine Berechtigung; wir lieben unsere Confession, aber wir können auf Andersdenkende nicht mit dem gewissenhaften Schelten der theologischen Matadoren des 17ten Jahrhunderts losziehen; wir hassen sogar vielleicht das Papstthum, aber sehen doch so viel Geschichtlich-großes, Organisch-großartiges, ja eine historische Berechtigung wenigstens in vergangenen Jahrhunderten an ihm, daß wir es segnen und ihm fluchen zugleich. Wir lieben den Republikanismus, aber wir finden so viel Primitives, Unge-reiftes, Wildes an ihm, daß wir ihn beinahe recht leidig werden. Und wahrlich—so geht es den Meisten und eben den Gebildeten unserer Tage fast in Allem. Besonders tritt uns die Sache recht in's Auge an den Großen, findet sich ebenso aber unter den Kleinen. Der Schiffbruch, den der Papst Pius IX. mit seinen humanen Reformideen und liberalen Sympathieen erlitt und der ihn der heil. Maria in die Arme trieb, brach ihm bei schwacher Thatkraft das Herz und zerknickte sein Leben. Sein sittliches Gefühl und seine Stellung als Kirchenfürst stehen in einem jammervollen Conflict. Er giebt sein besseres Ich auf und gesteht als „Stellvertreter Gottes“ seine Impotenz, das Rechte zu thun und das Schlechte zu hassen. Das ist in der Mortara-Geschichte recht an's Licht gekommen.* Friederich Wilhelm IV., auf dem Throne Preußen's

* Ein Freund sandte uns kürzlich folgende Miscelle, die gerade hier ihren Platz finden mag:

Es wird gegenwärtig in den politischen Blättern des Tages ein Vorfall aus dem Kirchenstaate berichtet und vielfach besprochen, der wegen der darin betheiligten Grundsätze der römischen Hierarchie allgemeines Aufsehen in Europa erregt hat. Einem in Bologna sesshaften Juden, Namens Mortara, ist verstohlener Weise durch ein römisch-katholisches Dienstmädchen, das den Eingebungen seines Beichtvaters folgte, sein jüngstes Kind getauft worden. Die Priester der Inquisition haben darauf hin nicht nur das getaufte Kind seinen Eltern entführt, sondern behaupten auch, wegen der nach römisch-katholischem Ritus voll-zogenen Schmuggelkaufe, einen rechtmäßigen Anspruch auf das Kind zu haben, vor dem das Recht der Eltern zurücktreten müsse. Um das schöne Werk zu krönen, endlich, hat der Papst selbst sich für das Recht seiner Priester ausgesprochen, ihren Schmuggelwegen und ihrem Raub sein Siegel aufgedrückt, und somit, als geistliches und weltliches Oberhaupt,

ein vielfach begabter, wohlunterrichteter und wohlmeinender, aber unglücklicher Herr, hat nicht eine große Idee durchgeführt, obwohl er tiefer als Tausende erkannte, was Deutschland bedarf, was Staat und Kirche auf dem Wege totaler Umgestaltung ihres gegenseitigen Verhältnisses bedürfen; er sah viel zu viele Möglichkeiten vor sich, viel zu viele Schwierigkeiten um sich, er war von Vielem zugleich gezogen und das ist der Weg, nicht aus der Stelle zu kommen. Napoleon III. hat als Staatsmann vielleicht mehr Charakter als irgend ein Gefährter der Gegenwart, aber er hat die Republik verrathen und die Charakter-schwäche seiner Umgebung, ja seiner Nation benützt, seiner Herrschsucht zu dienen.

Darum eben hat auch unsere Zeit keinen wahren Enthusiasmus, ein anhaltendes Getragen-seyn von einer als gut, heilig, recht erkannten Idee. Wir haben Fanatiker in Religion und Politik, Kerkerrichter und Attentats-menschen, wie ein Orsini und Consorten, aber da zeigt sich kein sittlicher Ernst, sondern unsittliche Nichtigkeit, Zerrissenheit, keine Kraft weder der That noch der Resignation, sondern gemeine Malice und persönliche Rachsucht. Aber auch diese Leute finden in unserer Zeit ihre Lobredner, die in ihnen Märtyrer der Freiheit, Opfer der Tyrannei sehen. Und wenn wir den unter uns herr-schenden Geist der Weltlichkeit, dies Jagen nach Erwerb, Besitz, Reichthum, worin in unserer Zeit die ganze Tugend vieler Tausende besteht, uns vergegen-wärtigen, so sehen wir da eben die Wirkung der Erscheinung, daß nämlich kein Enthusiasmus im edeln Sinne des Wortes da ist, daß es keine Ideen sind, die die Menschheit begeistern, nichts Ueberirdisches, Ewiges, Heiliges, sondern

die Grundsätze und die Praxis, wie sie hier in Anwendung gekommen sind, officiell rati-ficirt. Er hat damit solchen Kinderraub in seinem Territorium nicht nur für zulässig, sondern, nach den dabei gebrauchten Ausdrücken, für eine heilige und verdienstliche Hand-lung erklärt. Es ist von dieser Seite, daß erwähneter Vorfall allen im Kirchenstaate leben-den protestantischen und überhaupt nicht-römisch-katholischen Familien höchst bedenklich seyn muß, daß er zunächst unter ihnen und durch sie und um ihrerwillen in allen christ-lichen Ländern gerechtes Aufsehen und eine Menge von Protesten hervorgerufen hat, und wahrscheinlich dem päpstlichen Cabinet eine Menge nicht vorher gehörig in Rechnung genommene Schwierigkeiten bereiten wird. Objectiv betrachtet jedoch, hat er sein Haupt-interesse in kirchlicher Hinsicht, insofern hierin das Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche sich auch in jetziger Zeit ganz unumwunden zu dem jesuitischen Grundsatz bekennt, daß der Zweck die Mittel heiligt, ein Grundsatz, dessen Dehnbarkeit für hierarchisch-welt-liche Tendenzen, und dessen Konsequenzen bis zur Rechtfertigung jedweden Verbrechens, Jedem augenfällig ist; und insofern durch diesen Vorfall wiederum recht deutlich gezeigt wird, wie die ethischen Angelpunkte römisch-kirchlicher Praxis nicht christliche Wahrheit, sondern hierarchische Interessen sind, und weder Schmuggelwege noch Gewalt gescheut werden, um solche zu fördern. Von nicht geringem Interesse aber ist auch die römisch-katholische Praxis der Schmuggelkaufe, zumal wenn es bewußt ist, daß dieselbe nicht etwa bloß in einzelnen Ausnahmefällen geübt wird, sondern auf anderem Gebiete, auf dem der Mission in heidnischen Ländern, eine Anwendung von kaum berechenbarer Ausdehnung findet. Da dies manchem Leser wenig oder gar nicht bekannt sein mag, so wird es nicht ohne Interesse sein, wenn wir hier ein schon vor mehreren Jahren aus einer der gelesesten deutschen Zeitungen gemachtes und diese Praxis beleuchtendes Excerpt beifügen. Der

daß der Mensch eben Kosmopolit im schlimmen Sinne, ein Bürger dieser Welt ist, in ihr sich einhaust, aus ihr seinen Tempel zum Dienst der Selbstvergötterung baut und auch das Göttliche eben viel zu sehr nur zu einem Handwerkszeug der diesseitigen, irdischen Nützlichkeit zwecke erniedrigt. Dies ist unleugbar der gemeine Zug unserer Tage. So ist es kein Wunder, daß wir eben überall klagen hören müssen über die Unzuverlässigkeit, Treulosigkeit, Unlauterkeit der Menschen. Mit einem Worte, es fehlt an Charakter, an durchgebildeter Sittlichkeit, am Ernstmachen mit dem Heiligen, Guten, an edler Mannhaftigkeit. Dagegen Geschmeidigkeit, Klugheit, Schlaueit, Glätte, Gewandtheit, Vielseitigkeit, das sind die jetzt gepriesenen Tugenden, der Schliff, die Politur, die die Zeit ihren Kindern giebt, ohne welche nicht durchzukommen ist. Die öffentliche Sittlichkeit ist gesunken, die Religiosität hat an Vertrauen verloren, man lebt sich an Gefühlsregungen vorübergehend auf—es ist ein Rausch, die Blutwellen gehen von fremdem Feuer erhitzt rascher, aber die Muskeln sind nachher schwächer als vorher und es fehlt ein mit dem als heilig Erkannten identisch gewordener Wandel. Man redet, lehrt, predigt, ermahnt in's Unendliche, man zerseht Alles, beleuchtet Alles, man beweist, überweist, raisonnirt, widerlegt, man hat über Alles eine erstaunliche Menge von Worten, Gedanken, Ansichten, Reflexionen. Und von dem Vielen und Vielerlei will es, so scheint es, nicht zu Einem kommen, das Noth thut. Die Grundlage ist den

Artikel, woraus es entnommen wurde, gab einen Ueberblick über den damaligen Stand (im Jahre 1850) der französischen römisch-katholischen Missionsanstalt, nach den eigenen Berichten derselben in den, wenn wir nicht irren, in Paris erscheinenden „Annalen der Propagation“, und es heißt darin wie folgt:

„Im neuesten Hefte der Annalen der Propagation steht ein Brief von S. Perrocheau, Bischof der Provinz Se-tschuen in China. Er erhält jährlich 29,620 Franken für die Bedürfnisse seiner Mission, was offenbar wenig genug für eine Provinz so groß wie Frankreich ist, und man sollte glauben, daß er für Kosten des Cultus, für Kranke, Schulen und Arme nicht zu viel habe. Aber man lernt aus seinen Briefen, daß ein großer, vielleicht der größte Theil dieses Geldes zur Bezahlung von Ammen und Quacksalbern dient, welche das Land durchstreifen, und unter dem Vorwande, die kranken Kinder zu heilen, sie im geheimen taufen. Er hatte auf diese Art im Jahre 1849 die unglaubliche Zahl von 99,807 heidnischen Kindern taufen lassen, im Jahre 1850 waren nur 94,191 getauft worden, und er klagt über die Verminderung, verlangt mehr Geld und sagt: „Diese Verminderung kommt daher, daß die Administration in der Nothwendigkeit war, uns weniger Geld aus Europa zu schicken. Sobald sie uns mehr Almosen zuschießen lassen kann, wird die Zahl wieder zunehmen. Ich beschwöre Sie daher, uns jährlich eine größere Summe zukommen zu lassen. Mit 100 Franken, die wir unsern Täufern geben, können wir wenigstens 3- bis 400 Kinder taufen, von denen wenigstens zwei Drittel sogleich in den Himmel kommen. Dringen Sie daher darauf, daß die Reichen ihre Beutel öffnen, sagen Sie Jenen, welche große Zinsen von ihren Capitalien wollen, sie nach Se-tschuen zu schicken, wo 20 Sous jährlich zwei Schätze hervorbringen, indem sie zur Erlösung von zwei Seelen dienen. Wer einen Begriff von dem Werth eines Geschöpfes hat, das nach dem Willen Gottes gemacht ist, wird finden, daß mein Versprechen weit unter der Wirklichkeit ist.““ So geht es noch lange fort. Hat wohl dieser Bischof die Apostelgeschichte beherzigt, und ernstlich darüber nachgedacht, wie man eine Nation bekehrt?“

Menschen nicht sicher und gewiß. Vollends bei so vielen Tausenden unserer Zeit trifft es recht wörtlich ein, daß sie ihre „Sache auf Nichts gestellt“ haben. Sie haben keinen Gott, keine Weltregierung, keine Ewigkeit, keine Vergeltung. Was ist ihnen groß und theuer? Nur der Genuß ihres flüchtigen Daseyns, und alles Gerebe von Achtung vor allem Edeln, Großen, Schönen und von Aufschwung der Menschheit zu einem würdigeren Daseyn und Streben nach den höchsten Zielen ist windige Phraseologie.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz aus Württemberg.

* * Das epochemachende Ereigniß, welches unserm ganzen staatlich-kirchlichen Bestande eine neue Gestalt geben will, der Abschluß einer Convention der württembergischen Regierung mit dem römischen Stuhle, ist Ihnen längst bekannt. Sie konnten und können sich denken, wie tief diese Thatsache in die davon ergriffenen Herzen schnitt und wie das altprotestantische Allwürttemberg sie ungerne als eine vollendete annimmt. Die Regierung wollte Frieden mit Rom um jeden Preis, obwohl sie sich nicht verhehlt, daß Rom nie zufrieden zu stellen ist, so lange es überhaupt noch eine protestantische Kirche und Regierung giebt. Letztere, eine protestantische Regierung, giebt es nun freilich in Württemberg nicht mehr: die Parität ist ausgesprochen. Aber doch ist die Regierung und das Land noch nicht ganz katholisch und darum wird keine Ruhe gegeben werden von Seite Rom's, ehe Alles erreicht ist. Das ist denn auch die Hoffnung der Römischen und die Furcht der Protestanten. Von römischer Seite wird deutlich gesprochen, man nehme die Convention einstweilen als Abschlagszahlung an, über die man zwar nicht jubeln, mit der man aber einstweilen zufrieden seyn könne. Von protestantischer Seite wird um so mehr Gewicht gelegt auf das Wort, welches die Landstände noch über die Sache zu sprechen haben, da die Convention wesentliche Punkte der Verfassung zu ändern gebietet. Es ist nun allerdings gar keine Aussicht vorhanden, daß in dieser oder in einer folgenden Kammer, worin einmal die Protestanten und wenigstens in Bezug auf Religion und Kirche die liberalen, antirömischen Gedanken überwiegen, die Verfassung der Convention zu lieb abgeändert und Letztere genehmigt wird. Das aber dürfte dieser kaum einen Eintrag thun, sofern sie einmal zur Thatsache und zur Richtschnur der Regierung geworden ist. Letztere wird thun und halten, was sie irgend kann und die römische Kurie wird wegen der fehlenden Genehmigung wichtiger Punkte von Seite der Kammer den Vertrag ihrerseits nicht aufgeben, der ihr so ungeheure Vortheile und

eine offenste Thüre in das württembergische Staats-, Volks- und Schulleben gegeben hat.

In jener Hoffnung auf die Consequenzen der Convention und in jener Furcht vor deren Folgen fand sich jedenfalls empfänglicher Boden für das neuestens wie ein Lauffeuer durch's Land brennende Gerücht: König Wilhelm sey zum Katholizismus übergetreten oder sey im Begriffe es zu thun. Ob es von katholischer Seite oder von protestantischer, von conservativer oder demokratischer Partei erfunden und verbreitet wurde, das thut nichts zur Sache: es muß nicht gerade aus Bosheit entstanden seyn. Jedenfalls konnte es Glauben finden bei Fernerstehenden, die einerseits an diese Einräumungen an Rom, andererseits auch nur an die einzige Thatsache dachten, daß des Königs älterer Bruder noch vor seinem Tode zu Paris katholisch wurde. Allein wie die dem Könige nächststehenden Katholiken wußten, daß solches nicht zu hoffen und wie die den König näher kennenden Protestanten wußten, daß solches nimmermehr zu fürchten sey, so hat nun das der König so eben dem ganzen Lande öffentlich bezeugen lassen. Es war ein denkwürdiger Tag und Act, als (am 6. October) sämtliche sechs evangelische Prälaten des Landes mit dem Oberhofprediger (v. Grüneisen), dem Stiftsprediger (v. Kapff) sammt dem Kultminister und dem Präsidenten des Geheimraths vor den König beschieden wurden, um zu vernehmen, wie er in seiner Entrüstung über jenes Gerücht, das ihm „das Vertrauen seines Volkes entwenden“ wollte, sogar mit Thränen in den Augen betheuerte: „nur Schwäche des Charakters oder des Verstandes“ könnten ihm einen solchen Schritt möglich machen; er sey erst heuer am Rande des Grabes gewesen durch schwere Krankheit, sein Oberhofprediger solle sagen, ob er unprotestantisch sich benommen oder ausgesprochen habe; er habe 77 Jahre lang als protestantischer Fürst gelebt und wolle als Protestant sterben. Was das Concordat betreffe, so habe er als Christ und Protestant und Staatsmann nicht anders können, als diese Convention mit Rom abschließen; die evangelische Kirche möge sich nicht vom Meide über die katholische berücken lassen. — Diese letztere Aeußerung war ohne Zweifel motivirt durch alles das, was aus der Convention als Consequenz für die evangelische Kirche und ihre Stellung zum Staate gezogen werden wollte. Und es liegt gewiß nahe, sich zu verwundern, wie der König eines altprotestantischen Landes dem einen katholischen Drittel seiner jehigen Unterthanen die ausgedehnteste kirchliche Freiheit gewähren konnte, während die evangelische Kirche noch immer auf die, schon vor mehr als vier Jahrzehnten ihr verfassungsmäßig zuerkannte Autonomie zu warten hat. Allein einerseits sollen allerdings die Evangelischen niemals die katholische Kirche um ihre weltlichen Errungenschaften beneiden. Geht es damit doch fortwährend nach dem Spruchworte: wie gewonnen, so zerronnen. Und was dort Freiheit der Kirche d. h. der Bischöfe heißt, ist doch im Grunde nichts als Fessel für die Laien und Tyrannei über den niederen Klerus. Nein, mit dem Worte Gottes in der Hand hat die evangelische Kirche in aller Welt nichts zu beneiden und nichts zu

fürchten. Indessen ist neben der Freiheit, Gottes Wort zu verkündigen und zu erforschen rein und lauter, wie es in der Schrift steht, neben der Gewissens- und Glaubensfreiheit als dem innersten Schatz im Heiligthum doch auch für gesunde Lehre und gesundes Leben, für Entwicklung und Darstellung des Inneren im Aeußeren, für den ganzen kirchlichen Bestand und Fortgang die äußere Freiheit der Selbstbestimmung, Selbstgesetzgebung, Selbstverwaltung und besonders der Selbstzucht unumgänglich nöthig, denn wenn auch die einzelne Seele in Ketten frei und selig, gesund und gedeithlich seyn kann, so kann eine ganze Kirche, eine Volks- und Landeskirche nicht gedeihen ohne freie Bewegung und Entfaltung ihres inneren Lebens.

- Nun aber—, „nachdem schon seit einer Reihe von Jahren die weitere Entwicklung der Verfassung unserer evangelischen Landeskirche zur Erörterung gekommen ist, so hat vor Kurzem der Abschluß einer Uebereinkunft zwischen der königl. Staatsregierung und der römischen Kurie den Anlaß zu neuen Verathungen über einige Fragen der kirchlichen Verfassung und Verwaltung gegeben. Im Auftrag Seiner königl. Majestät wurde nämlich die evangelische Synode durch das Kultministerium aufgefordert, über die Consequenzen, welche die in jener Convention zur Geltung gekommenen Principien über den Umfang des Kirchenregiments und den Begriff der „inneren“ kirchlichen Angelegenheiten auch für die Verhältnisse der evangelischen Landeskirche haben dürften, in nähere Verathung einzutreten und das Resultat derselben der königl. Regierung vorzulegen.“ So beginnt die Ministerial-Veröffentlichung der Actenstücke, welche die evangelische Synode (das Consistorium und die sechs Generalsuperintendenten) im Anfange dieses Jahres als Anbringen an den obersten Bischof der Landeskirche ausgearbeitet hat. So viel verlautete, war diese Veröffentlichung nicht ursprünglich mitbedungen und für die Mitglieder der Synode selbst eine so große Ueberraschung als für das ganze Land. Indessen ist es gewiß „dem protestantischen Princip der freien Erörterung kirchlicher Fragen entsprechend“ und durch die Wichtigkeit des Gegenstandes begründet, über die Anträge der Synode, bevor sie in den höchsten Regierungskreisen weiter behandelt werden, die Urtheile sachkundiger Stimmen darüber öffentlich zu vernehmen. Freilich sind diese Fragen der kirchlichen Verfassung und Verwaltung wiederum so gar nicht Jedermanns Sache, nicht einmal der wirklich Glaubigen, geschweige der unglaublichen Menge, daß zum voraus entweder große Stille oder unbefugtes Geschwätz und Geschrei darüber zu erwarten stand. Die Schablonen, welche die ohnehin sehr mangelhaften und principiell unklaren landständischen Verfassungen des modernen Constitutionalismus darbieten, taugen jedenfalls nicht für das geistigste und zarteste Gebiet des Lebens, für die Kirche. Ist im Kampfe zwischen Absolutismus und Radikalismus der Constitutionalismus auf eine leidliche Illusion, auf ein mehr oder weniger hervortretendes Schaukelsystem, auf einen bewaffneten Frieden, auf eine Opposition und keine Opposition, kurz auf eine Halbheit angewiesen, und ist Mißtrauen der Hebel des politischen Verfassungslebens, so muß gerade

umgekehrt in der Kirche des Glaubens das offenste Vertrauen, die aufrichtigste Wahrheit, die hingebendste Treue, die liebevollste Handreichung sich darstellen und üben, sonst wird er die gräulichste Caricatur. Wo ist Wehe, wenn nicht da, wo Kirchenverfassung und Staatsverfassung, Kirchenregiment und Staatsregiment verwechselt und vermengt wird! „Die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren. Ihr aber nicht also. Sondern der Größte unter euch soll seyn wie der Jüngste, der Vornehmste wie ein Diener.— Ich aber bin unter euch wie ein Diener!“ So sprach der Meister—wer will sein Diener seyn und sein Wort zur Wahrheit und Wirklichkeit werden lassen? Geseget sey der „evangelische“ Fürst, welcher also seiner Dienstpflicht gegen seinen Herrn und dessen Gemeinde erkennt und übt. Die württembergische Synode hat unseres Erachtens ihrem Landesherrn und „Bischof“ zu solchem hohen Dienste neulich den Weg gebahnt und die Hand gereicht durch ihr so biblisch als kirchenrechtlich „wohlgegründetes“ überhaupt vortrefflich ausgearbeitetes Anbringen.

Drei Punkte sind es, worin der Synode zunächst in Sachen des Kirchenregiments und der inneren Kirchenangelegenheiten eine Aenderung wünschenswerth und sogar geboten erscheint. Das landesherrliche Kirchenregiment, einmal historisch berechtigt und ohne große Erschütterungen nicht aufhebbar, soll die Grundlage der Verfassung bleiben und wird auch ferner nicht ohne Segen seyn, wenn es unter den Gesichtspunkt nicht sowohl eines Fürstenrechtes, als vielmehr „eines heiligen Amtes und seiner zarten Pflichten“ gestellt, wenn es nicht blos durch königlich ernannte Beamten, sondern durch eine kirchliche Vertretung berathen und wenn vor Allem der Begriff der kirchlichen Autonomie und die Beziehung der Kirche zu Staat und Staatsregierung richtig auseinandergesetzt wird. So ist nur nothwendig 1) eine deutliche Abgrenzung der Kirchenregierung gegenüber der Staatsregierung; 2) eine feste Normirung des Verhältnisses, worin innerhalb der Kirchenregierung die betreffende und vollziehende Behörde einerseits zu den Inhabern des Oberbisthums, und worin sie andererseits 3) zu der Kirchengemeinschaft zu stehen hat. Außer diesen drei Punkten würde sodann insbesondere gefordert werden müssen sowohl nach dem Begriff innerer oder rein kirchlicher Angelegenheiten, als nach Analogie der dem katholischen Episkopat eingeräumten Befugnisse: a) die Wiedereinsetzung des Kirchenregiments in seine frühere oder eine der früheren verwandte Stellung zu den evangelisch-theologischen Seminarien, welche seit diesem Jahrhundert unter dem weltlichen Studienrathe stehen; b) eine angemessene Mitwirkung bei Besetzung der evangelisch-theologischen Lehrstühle auf der Landesuniversität; c) eine angemessene Mitwirkung der Gemeinden zur Besetzung der Kirchenstellen; d) eine dem kirchlichen Bedürfnis entsprechende Jurisdiction in Strafsachen gegen unwürdige Geistliche und e) eine angemessene Restitution des allgemeinen Kirchenguts so wie eine zweckmäßige kirchliche Verwaltung der örtlichen Stiftungen.

Der Kernpunkt der ganzen Verhandlung ist natürlich das erste Verlangen, daß das Consistorium in die Rechte einer wirklichen Ober-Kirchen-Behörde eingesetzt und in rein kirchlichen Angelegenheiten unabhängig vom weltlichen Minister werde, allein unter dem Könige als Oberbischöfe stehe, und mit diesem nicht erst durch den Minister, sondern durch den Consistorial-Präsidenten, welcher ohnehin die größte Detailkenntnis hat, unmittelbar verkehre. Von der Schwierigkeit dieser neuen Anordnung, von ihrer Gehässigkeit nach oben und unten ausgehend hat ein Mitglied der Synode ein Sondergutachten dahin gestellt, daß der Kultminister beibehalten und nur wenn dieser irgendeinmal der Kirche und der Kirchenbehörde kein Gehör schenke oder Genüge thue, ausnahmsweise der unmittelbare Verkehr des Consistoriums mit dem Landesbischöf gestattet werde. Letztere Ansicht scheint bis jetzt den meisten Beifall gefunden zu haben. Natürlich, denn sowohl die Laien als die Geistlichen sind zu einem tieferen und schärferen Begriffe der Kirche und was zu ihr gehört, noch nicht gekommen. Gemäß der geschichtlichen Entwicklung aus dem Subjectivismus des Unglaubens in den Subjectivismus des Glaubens geht der Weg zum kirchlichen Bekenntnis und Begriffe nicht so leicht und nicht ohne Gefahr auch vor sich. Die Gefahr eines falschen Confessionalismus und Hierarchismus, wie er anderwärts auftritt, hält bei uns manches glaubige Gemüth vor dem Schritte hinüber in das kirchliche Bekenntnis und in Vollziehung des kirchlichen Begriffes zurück. Dann ist nicht blos die ultramontane oder auch ultralutherische Partei daran Schuld, sondern der subjective, zügel- und randlose Subjectivismus, geistliche und sittliche Liberalismus, um nicht zu sagen Libertinismus, kann nicht anders, als daß er jeden geistlichen Ernst, jede kirchliche Ordnung schon, gar nicht zu reden von Kirchenzucht, bereits für Hierarchismus ansieht, für Geistes tyrannei und unerträgliche Unterdrückung sucht. Dagegen hält man sich an den liberalen Staat und seinen Indifferentismus, dort beim weltlichen Minister ist der Schutz der Freiheit der Laien und der Rechte der Geistlichen. Ob die Bureaukratie und der Cäsaropapismus die Kirche zertrete oder fessele, ob unter solcher weltlicher Behandlung das Geistliche mißhandelt und verweltlicht werde oder nicht, darüber fragt man nicht. Wenn denn die Masse der weltlichen Laien in irgend einer Verelbstständigung der Kirche und ihres Regiments, eine Emancipation von der Staatsregierung und dem nach politischen Rücksichten erkorenen Kultminister sich nicht finden kann, so meinen die weltlichen Geistlichen noch eine besondere Ursache zu haben, dafür zu sorgen und zu stimmen, daß sie gegen das Kirchenregiment unter den Fittigen des Staatsministers Zuflucht nehmen können. Die Forderung des Consistoriums, daß es Macht bekomme, wirksamer als bisher auf die Besserung unwürdiger Geistlicher hinzuwirken und sie zu bestrafen—war Manchem ein Dorn im Auge und ein Stachel in der Seite. Kann doch bisher nur bei peinlichen Verbrechen oder allergrößten Dienstverfehlungen ein Geistlicher durch den königl. Geheimrath seines Dienstes entlassen werden. Alle sonstige Unsittlichkeit und Unbrauchbarkeit, aller Unglaube kann ihm höchstens Versetzung und allerhöch-

stens—Pensionirung verschaffen. Die Furcht, es möchte hierin anders gewaltet werden, wie sich vor Gott und seinem Wort gebührt, war eine panische bei sehr Vielen. Doch nicht diejenigen blos, welche etwas auf dem Kerbholze haben, sind gegen eine Stärkung des Kirchenregiments. Die Beckianer z. B. mit ihrem unkirchlichen und widerkirchlichen Subjectivismus hoffen auch unangefochtener zu bleiben durch ein machtloses, mit weltlicher Liberalität regiertes Consistorium.

So haben sich denn bisher die meisten Stimmen in der Presse, in den Diöcesanvereinen und Synoden gegen das Anbringen des Synodus in jener Hauptbeziehung ausgesprochen. In der Ständekammer haben einige Orlandi furiosi aus den Reihen der Radikalen mit dem ehemaligen Hauptbureaukraten, dem Exminister, nunmehrigen Abgeordneten v. Schlayer, Chorus gegen das Consistorium gemacht: die ganze Bureaucratie und Demokratie, der ganze Liberalismus und Radikalismus, aller Subjectivismus und Separatismus stimmt zusammen gegen ein kirchliches Kirchenregiment, gegen die Unabhängigkeit vom weltlichen Kultministerium. Indessen haben sich in Zeitschriften und Synoden auch die entschiedensten Stimmen dafür vernehmen lassen. Die ganze gläubige Partei, als deren Haupt Prälat v. Kapff zu betrachten ist, stimmt von Herzen mit den Anträgen. Von auswärts hat ebenso der unirte Bethmann-Holweg als der lutherische Prof. Luthart in Leipzig sich dafür ausgesprochen. Letzterer freilich mit dem Schlusssatz, daß die evangelische Kirche Württemberg's jetzt noch nicht bekennen werde, was sie bedürfe, was ihr geböre und was ihre oberen Leiter und ihre gläubigen Bekenner in so offener und doch bescheidener Weise für sie fordern. Erst werden Erschütterungen kommen, Ereignisse eintreten müssen—welche dann freilich den Spalt tiefer und weiter machen könnten, als man ahnt.

Es wird nun zunächst Alles darauf ankommen, wie sich die Mehrheit der in diesem Herbst zu haltenden Diöcesansynoden ausspricht. Auf diese Mehrheit wird in den obersten Regionen wohl geachtet werden. Mit Furcht und Hoffnung sehen wir daher dem Resultat über eine Frage entgegen, deren Tragweite Sie in Ihrem freien Amerika freilich kaum mittermessen werden. Furcht und Vangigkeit kann Einen ankommen für den Fall, daß das Anbringen durchdringt, wie für den Fall, daß es durchfällt. Ich meinerseits halte auch unsere württembergische Kirche noch nicht reif für die Realisirung der im Synodalanbringen ausgesprochenen Gedanken und Plane. Ist die Geistlichkeit ihnen noch so fremd und feind—was will am dürrer Holze werden? Die Geistlichkeit wird aber um so mehr den Ausschlag geben, als die Masse der Laien, urtheilslos und interesselos wie sie sind, entweder ganz taub für diese kirchlichen Versammlungen oder zuvor dagegen eingenommen nur auf die Schlagworte „hierarchische Bestrebungen“, „Consistorialpapst“ u. s. w. horchen. Die Autonomie als Selbstregierung der Kirche ist für unser Land noch nicht an der Zeit. Dagegen liegt freilich in der Luft der Zeit die Autonomie als Selbstgesetzgebung. Eine Generallandesynode wird—obschon kaum wie das Consistorium vorschlug, in brüderlicher Einigkeit mit diesem, welches dann mitberathen und mitstimmen

würde in der Generalsynode, sondern als oppositionsfähig nach Art der Landstände auf möglichst breite Grundlage gewählt werden und auf kirchlichem Gebiete dasselbe Schauspiel der Illusion, des Wortgeklingsels, der halben Freiheit und schließlichen Unmacht geben, wie die Ständekammern. Was wird aber auch mit solcher „Vertretung“ Gutes kommen können aus den und für die Gemeinden, denen man das alte kleine, von dem Consistorium wieder vorgeschlagene Recht einiger aktiver Mitwirkung bei Besetzung ihrer Kirchenstellen zuerkennen Anstand nimmt, wie es so eben ganze, aus ebensoviel Laien als Geistliche zusammengesetzte Bezirks- oder Diöcesansynoden gethan haben?! Es ist nämlich vorgeschlagen, daß das Consistorium aus der Zahl der aufgetretenen Bewerber drei bis fünf dem Ortspfarrgemeinderath nenne, der sich darüber aussprechen darf, ob er etwa begründete Einwendungen gegen dieselben vorzubringen habe. Auch hiefür erscheinen die Gemeinden nicht reif: wie sollen sie Größeres tragen und thun können!

Nun ist freilich zu sagen: man kann nicht schwimmen lernen, ohne in's Wasser zu kommen. Wohl, wenn nur reineres und tieferes Schwimm- oder Fahrwasser für unsere Kirche vorhanden wäre. Aber die politische Abgespanntheit, die einerseits dem Industrialismus, andererseits den Imperialismus alle Thüren und Tempel öffnet, die Lauheit der ganzen geistigen Atmosphäre bei uns, dazu die Verschlingung der gerechten Sache unserer evangelischen Kirche in das—sey es gerechte, sey es ungerechte—Concordat—das Alles macht den Zeitpunkt für Correctur unseres Kirchenwesens nicht günstig. Obwohl man das Anbringen der Synode, das Dringen auf Selbstständigkeit und auf Unabhängigkeit vom Staate als eine Frucht und Saat des Glaubens betrachten und preisen darf, des Glaubens an den Herrn der Kirche und an das Wort Seiner Verheißung, so ist der Acker unserer Landeskirche doch nicht so bestellt, daß jene Glaubenssaat auch offene Furchen und gläubige Empfänglichkeit genug fände. Es ist ja überhaupt ein glaubenschwaches Geschlecht, eine glaubensarme Zeit heute. Und wo etwas Glauben anschießen will, da findet es nicht Wurzel in der Dürre dieses Gesamtlebens und in dem Sande des Subjectivismus, der von allen Seiten und Secten genährt wird.

Merkwürdig und leidig, erst dieser Tage klagte mir ein Kundiger, wie durch die ganze deutsche evangelische Kirche das Partei- und Sectengetriebe so gut, oder vielmehr so schlecht als in unserem Württemberg verwirre und verunruhige, so daß wir dem amerikanischen Ideal gar nicht mehr so ferne stehen dürften. Es fehlen uns nur noch die Irvingianer, so wäre zu unseren alt-einheimischen Michelianern und Pregelzerianern hin durch die immer mehr einreisenden Methodistern und Baptisten mitsammt den Swedenborgianern und Jerusalemianern, ich weiß nicht, die heilige, oder die böse Sieben beisammen—um einander und was noch übrig ist von Kirche weiblich aufzufressen. Es soll einmal, wie es scheint, nichts recht gedeihen zu dieser bösen Zeit, als „Schwindelhaber, Dippelhaber“.

Zwar, was unsere Neujerusalemitaner, die Anhänger Christoph Hoffmann's und seiner „süddeutschen Warte“ betrifft, so scheint es so ziemlich ausgeschwindelt und genug düpiert zu seyn. Die drei Rundschaffter, welche vom Vereine für Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem ausgesandt, im März dieses Jahres nach dem gelobten Lande fuhren, sind mit der ganzen Last ihrer Enttäuschungen zurückgekehrt und lassen die Flügel gewaltig hängen. Wie erscheint ihnen Württemberg wieder „als ein Paradies“ gegen die Steine und Schmutzhäufen des vom Türken ausgeaugten und vom Beduinen ausgeraubten Landes Canaan. Da ist kein Gedanke an einen Auszug dahin. Statt nun aber offen zum Rückzug zu blasen und wieder gut zu machen, was möglich ist, läßt sich Christoph Hoffmann wider Willen und besseres Wissen von dem Fanatismus fortzuschleppen, der es angezündet. Vor einigen Wochen legte er öffentlich im Kursaal zu Cannstadt Rechenschaft von der Untersuchungsreise ab, welche freilich selber unnötig war, weil hundert Reisebücher und Berichte Alles längst übereinstimmend gesagt haben Jedem, der Augen hat zum Lesen und Ohren zum Hören. Doch wenn die Reise nur die Leutelein allesamt geheilt hätte von ihrem Wahn, sie wäre nicht zu theuer, noch vergeblich gewesen. Etliche sind allerdings geheilt, Manche gehen der Heilung entgegen, aber was wird für eine Kur nöthig werden für die Fanatiker, welche im Kursaal zu Cannstadt, als Hoffmann die Frage um's Rückgehen oder Fortmachen zur Abstimmung brachte, für's Fortmachen drängten und von einem 17 Millionen zählenden Auszug ausschwindelten? Hoffmann soll dieses allzumuthige Ereigniß seines niederschlagenden Berichts mit sichtbarer Verlegenheit vernommen haben. Aber er hat die nach reichen Milch- und Honigflüssen des irdischen Canaans lüsternen Geister losgebunden—wo hätte ein falscher Prophet je wieder die herausbeschworenen Geister zurück in die Tiefe bannen können? Der Mann spielt schlimmes Spiel: vorwärts kann er nicht, rückwärts soll er nicht, stehen bleiben darf er nicht...! Gott schenke ihm Licht und Hülfe. Mit der Art, oder Unart freilich, wie er gegen seine früheren Freunde und Brüder, gegen einen Rapff und Völter, gegen Kirche und Kirchenregiment und gegen die ganze Geistlichkeit in seiner „Warte“ geeifert, hat er freilich keinen guten Botenlohn verdient. Gut, daß ihm, dem Schimpfer und Keifer, soeben doch eine Handhabe gegen die Geistlichkeit entgangen ist, die er, nachdem er fortwährend dieselbe als elendes Spölnervolk und Bauchvolk hingestellt, nun doch nicht auch um ein Weiteres beneiden und schelten darf. Die württembergischen Landstände haben nämlich neuerdings sämmtlichen Staats- und Schuldienern auf Antrag der Regierung wegen der Entwerthung des Geldes und der allgemeinen Vertheuerung der Lebensverhältnisse eine namhafte Befoldungsbesserung gewährt, nur die Geistlichen sind leer ausgegangen. Zwar war die Kammer nicht abgeneigt, aber bei Vorlage der Exigenzen war versäumt, der Geistlichkeit und ihrer Bedürftigkeit zu gedenken, so war nichts vorbereitet und ist diese Classe von öffentlichen Dienern lediglich auf's Warten vertröstet. Das dürfen und werden nun wohl die Geistlichen sich gefallen lassen, nur ist in Folge der Zehntablösungen u. s. w.

so manche Pfarrstelle so herabgekommen, daß sie keine Familie mehr nährt und doch selten die, welche das Evangelium predigen, auch vom Evangelium sich nähren—es ist also kein unevangelisches und kein ungeistliches Verlangen, wenn sie hiernach behandelt werden wollen. Indessen wird Gott auch hiefür sorgen.

Nun mag man hiebei wieder veranlaßt seyn, daran zu denken, wie es seyn würde, wenn der Staat seine Hand zurückzöge, ohne das Kirchengut herauszugeben, ja wenn das herausgegebene Kirchengut nicht zureichen würde und der Staat nichts weiter für die Kirche beitrüge. Ganz gewiß würde das ein sicherster Gradmesser für unser Volkscristenthum, für unsere Landeskirchen, für unsere „christlichen Gemeinden“ seyn: ob und in wie weit sie bereit wären, für ihre Kirchen und Kirchendiener aus eigenen Mitteln und Steuern zu sorgen. Sie in Amerika werden auch mancherlei hievon erzählen können—was gäbe es aber erst vom alten „christlichen“ Europa aus zu melden? Nun, so lange die Zeiten gut sind, vielleicht doch nicht lauter Schlimmes! Denn für Restauration und Erbauung von Kirchen wenigstens wird gegenwärtig von Staat und Gemeinden, wie von Einzelnen in der That viel gethan. Es ist offenbar eine kirchliche Restaurationszeit jetzt, aber doch wohl nur im Aeußerlichen und man darf kaum auf tieferes Bedürfniß schließen. Die kirchliche Restaurationslust hängt zusammen mit dem neuen Aufschwung der Kunst und des Geschmacks, des Formen- und Schönheitsinnes, nicht aber mit geistlicher Erweckung in irgend größerem Umfang oder tieferer Bedeutung. Immerhin mag übrigens der Freund der Kirche mit dem Freunde der Kunst an diesem culturgeschichtlichen Momente einer allgemeinen Rückkehr zum Verständniß und zur Wiederherstellung und Nachahmung alter edler Formen seine Freude haben: es ist doch ein Fortschritt zum Wahren und Bessern. Und sollte man nicht mehr hoffen dürfen von einer und für eine Gemeinde, welche ihr Kirchlein menschenwürdig und kunstgemäß herstellen läßt, als von einer andern, welche viel jahrelangen Schmutz und Staub, Ungeziefer und Moder aufgeschäuft sehen kann in den Gebäuden, worin sie ihre „schönen Gottesdienste“ feiern soll?

Diesem aner kennenswerthen Triebe nach Herstellung christlicher Kunst und Denkmäler, der sich ja auch in der reformirten Kirche regt, wie die Münster in Bern, Zürich und namentlich Basel neuerdings und daneben manche kleinere Gotteshäuser beweisen, will ein so eben neugegründetes Blatt entgegenkommen, auf das ich Sie noch aufmerksam machen möchte, da in Ihrem kunstarmen und geldreichen Amerika es auch nützliche Dienste thun könnte. Unser Herr Oberhofprediger,* der bekanntlich ein feiner Kenner der Kunst und ihrer Geschichte ist, giebt in Verbindung mit dem berühmten Kunstgeschichtschreiber, Geheimrath Schnaase in Berlin, und dem berühmten Meister der Bibel in Bildern, dem Director J. Schnorr in Dresden, vom October an in Stuttgart bei Ebner ein „christliches Kunstblatt“ heraus „für Kirche, Schule und Haus“. Das soll für geistliche und weltliche Gemeindevorsteher, Lehrer an

* Prälat von Grünkäsen.

höheren und niederen Schulen, Familienväter und Mütter belehrend und erbauend wirken durch faßliche Beschreibung bedeutender älterer und neuerer Werke der Architectur, Sculptur und Malerei, durch Biographien christlicher Künstler, durch Entwürfe und Holzschnitte zu christlichen Bauten, Stadt- und Landkirchen, Altären, Gefäßen, Bildern, Crucifixen, durch Empfehlung tüchtiger Werkstätten und Künstler, durch Berichte über Kunstschriften und Kunstblätter von christlich-kirchlicher Bedeutung. Dieses Blatt wird vierteljährlich nur 27 Kreuzer kosten und könnte also in der neuen wie in der alten Welt Vielen als eine willkommene Quelle der Belehrung und Erfrischung sich empfehlen.— Und nun genug für diesmal. Gebe Gott, daß ich Ihnen bald Besseres erzählen kann. Indessen grüße ich Sie herzlich in Hoffnung, von Ihnen auch wieder Gutes zu vernehmen.

R.

Ueber das Mönchthum.

Eine Vorlesung von Professor Dr. Albrecht Vogel in Jena.

(Aus „Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben.“)

(Schluß.)

Antonius hatte die Asceten zu Anachoreten gemacht, indem er sie ganz aus der Gemeinde hinausgeführt hatte. Jetzt wurden sie aus Anachoreten Cönobiten d. h. gemeinsam Lebende. Der Name Mönche, eigentlich Einsame, wird aber gewöhnlich auch nur für diese cönobitische Ausbildung der Eremiten gebraucht, welche jetzt außerhalb der Gemeinde sich selbst als Gemeinschaft constituirten und organisirten haben. Aber das sind nicht neue Gemeinden neben den alten gewesen. Man hat nicht etwa Wiederholungen der christlichen Urgemeinde, überhaupt nicht Gemeinden gesucht, wenn man zu den Mönchen ging, sondern eine bestimmte Classe von Christen, welche sich aus der großen Masse absonderte, um in eigener Lebensgestalt besondere Pflichten zu erfüllen, in ein besonderes Verhältniß zu Gott zu treten und für die gesammte christliche Kirche besonders Heil zu erlangen und zu erwirken. Das Mönchthum faßte sich als Amt, als amtliche Darstellung des heiligenden Geistes auf, und wurde jetzt zu einem Stande. Von Ständen in der christlichen Kirche konnte erst die Rede seyn, als die Kirche über den gemeindlichen Mikrokosmos, die Schranken der Sphäre der einzelnen Gemeinden, hinausgewachsen war und anfang, sich jenseit aller Gemeindefranken als Zusammenfassung aller auf Christum Getauften anzusehen. Seit der Zeit betrachtete man die Gesammtheit der Gemeindeamtspersonen als zusammengehörig, als einen Stand und stellte sie der Gesammtheit der Nichtbeamteten, der Laien, entgegen. Diese Richtung auf Bildung der Aemter zu Ständen mußte ungemein wachsen,

als das römische Weltreich in die christliche Kirche aufging. Die Kirche bestand nun sicher nicht mehr aus heiligen Gemeinden und mußte darauf verzichten, die fremden Elemente durch Gemeindegutmittel zu überwinden. Sie hatte vielmehr die Aufgabe, die in sie aufgegangene Welt erst zu christianisiren. Und um auf die ganze menschliche Gesellschaft, wie sie ist, zu wirken, mußte sie sich als Anstalt erkennen und zu einem Organismus machen. Das hatte die Kirche in der Person des Klerus, der die Gemeindeämter in sich vereinigt hatte, gethan. Aber zugleich setzte sich die subjective Religiosität als selbstständiger Factor der Entwicklung der Christenheit ein und in großartiger Nebenbuhlerschaft mit dem Klerus trat der Stand der Heiligen, der Beter, der Fester, der Wunderthuer, der Propheten, der Mönche, auf, welcher auf den Befehl derselben Gnadengaben des heiligen Geistes, aus welchen die Gemeindeämter entstanden waren, Anspruch machte und wenigstens für die verkümmerten Aemter der Lehre und des Dienstes in der großen Sphäre der ganzen Kirchen einzutreten die Miene machten. Der ursprüngliche schwärmerische Charakter blieb dem Mönchthum vorzüglich in seiner Heimath Aegypten eigen. Die Zahlen, welche man uns hier für die Menge der Mönche nennt, sind fast nur bei der Annahme einer epidemischen Verbreitung der Monachomanie zu begreifen. Es scheint fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung mancher Städte und Landstrecken davon besessen gewesen zu seyn. Es häufte sich hier ein spröder Stoff, der für den Staat sowohl, als für die Kirche zu schwer zu bewältigen war. Kaiser Julian war deshalb ein bitterer Feind der Mönche, und Kaiser Valens erklärte ihnen den Krieg, um sie zu vernichten. Die kaiserlichen Legionen richteten aber nichts aus gegen diese wilden und nach dem Tode begierigen Milites Christi. Der Kirchenstreit nahm durch die Mönche einen hitzigeren und gefährlicheren Charakter an. Für unbiegsamen Orthodoxyismus, für Superstition, für alles Fanatisirende waren sie augenblicklich gewonnen. Sie verließen in Masse ihre Wüsten und erschienen in drohendem Aufzuge in den Städten an den Spitzen staatlicher und kirchlicher Obrigkeit, um ohne allen Verzug schonungslos und mit Gewalt durchzusetzen, was sich ihres Hirnes bemächtigt hatte. Am häufigsten finden wir sie mit dem absoluten Hierarchismus im Bunde. Schon zeitig waren Bischöfe und Metropolitane ständig von Mönchen umgeben, gaben ihnen wichtige Kirchenstellen und hatten dafür ihre Brüder in der Wüste zu freier Verfügung, mit denen sie auf den Synoden erschienen, um zu dictiren, was Rechtgläubigkeit seyn sollte. Und lange Zeit dauerte es nicht, so wurden die Mönche selbst auf die Bischofsstühle erhoben.—Auf diesen verschiedenen Stufen ihrer Macht haben sie einen großen, aber bedauerlichen Einfluß auf die Entwicklung des christlichen Lebens und der Theologie ausgeübt. Ja, das Mönchswesen bemächtigte sich in dem Grade aller Erscheinungsformen des Christenthums, daß alles christliche Leben, jede wahre Gottesverehrung, die Religion selbst nur noch im Kloster gesucht wurde. Der Klerus gerieth in Mißachtung und sah sich bald versucht, den Mönchen eine gesetzlich beschränkte Stellung anzuweisen. Aber die Mönchsherrschaft

war im Wachsen; sie dehnte sich über den Episkopat und selbst über das Kaiserthum aus und stand unter Theodosius II. auf ihrer Höhe. Sehet da einen unabsehbaren Zug von Aebten und Mönchen, brennende Wachskerzen in der Hand haltend und in wechselnden Chören Psalmen singend, sich durch die Straßen Constantinopel's wälzen. Der Abt Dalmatius führte ihn an. 48 Jahre lang hatte er seine Zelle nicht verlassen. Der Kaiser selbst pflegte ihn hier zu besuchen, wenn er ihn um seine Fürbitte ansprechen wollte. Vergebens hatte er ihn zuweilen gebeten, daß er bei einem der Erdbeben, welche Constantinopel oft in Schrecken setzten, seine Einsamkeit verlassen und an den öffentlichen Bußprocessionen Theil nehmen möge. Jetzt hatte er die Schwelle seines Klosters überschritten. Jetzt sah in das Volk mit Staunen und Schrecken auf dem Markte erscheinen. Jetzt zog er nach dem Palaste des Kaisers, denn die Kirche Christi, d. h. die Orthodorie war in Gefahr. Der Kaiser, der das ganze Volk Constantinopel's im Begriffe sah, seinen Palast zu stürmen, empfing den Eiferer und das Gefolge der Aebte mit Ehrfurcht, ließ sich geduldig von ihm ausschelten und versprach demüthig, sich ihm zu fügen.—Bald war die gesammte Theologie in den Händen der Mönche und der Einfluß mönchischer Anschauungen ist es gewesen, der den Marien- und Heiligen-Cultus in der griechischen Kirche befestigt hat. Die Verehrung von Reliquien und Bildern stieg durch die Mönche so sehr, daß das Christenthum bereits im 7ten und 8ten Jahrhundert in's Heidenthum umgeschlagen zu seyn schien. Man schämte sich dessen besonders vor den Muhamedanern, und von den Kaisern angeführt brach ein Sturm gegen die Bilder, vorzüglich aber gegen die Mönche los. Man trieb sie aus ihren Klöstern, man verfolgte und mißhandelte sie, wo man sie erblickte, man verhöhnte sie, man tödtete sie. Das war aber auch der letzte Versuch, sich dieses Elementes zu erwehren, das den orientalischen Kirchen schon ganz wesentlich geworden war. Es siegte durch die Hülfe der abergläubischen Frauen und unter seiner Herrschaft und durch das neu gewonnene slavische Element nahm der christliche Orient den letzten Aufschwung, der die Kirche in den Zustand versetzt hat, in welchem sie sich jetzt noch befindet.

Die Gemeinde-Geistlichkeit sank immer mehr zu einem Stande ungebildeter und geistloser Opferpriester und Liturgen herab. Die eigentliche geistige und geistliche Aristokratie ist das Mönchtum, das in manchen Ländern durch den Besitz eines großen Theiles des Grundes und Bodens auch den Vorrang vor den weltlichen Großen behauptet. Es vereinigt in sich alle, freilich kaum mehr verstandenen Rechte wissenschaftlicher Bethätigung, hat den Unterricht in den Händen und ist der Mittelpunkt aller wohlthätigen Anstalten. Sein oberstes Heiligthum in Europa ist das Gebirge Athos, der heilige Berg, in Thracien. Das Gebirge ist ganz und gar dem Mönchtum überlassen, das hier Exemplare aus allen Entwicklungsstadien aufzuweisen hat, solche, die ganz einsam, solche, die zu zweien oder dreien in einem Hause, solche, die in freien Einsiedlercolonieen, und solche, die in monarchisch regierten und der Arbeit gewidmeten Klöstern leben. Da und in Syrien und in Aegypten trifft man noch heute dieselben

würdigen und ernsten und geistesinfrächtigen Mönchsgestalten, welche vor mehr als tausend Jahren auf Erden wandelten. Aus den Mönchen geht ferner bei den orthodoxen Christen fast ausnahmslos das Bisthum hervor und die orientalische Hierarchie, die sich nie zum Papstthum gegipfelt hat, findet ihre Kraft in ihrer Basis, eben dem Mönchtume. Nur in dieser wesentlich mönchischen Gestaltung hat sich die griechische Kirche unter der Herrschaft der Muhamedaner unverändert, eine Mumie in der Mönchskutte, erhalten und so existirt sie noch im türkischen Reiche.

Im Abendlande erschienen die ersten Mönche in Begleitung des aus Aegypten verbannten Bischofs Athanasius. Der schwarze Rock, der kürzere aus Fellen bestehende Ueberwurf, die schwarze, dem Burnus der Beduinen ähnliche Umhüllung des Hauptes, des Halses und der Schultern, der lange Bart, die auf's Aeußerste abgemagerten Gliedmaßen, das ganze bettelhafte, schmutzige und wilde Aussehen der braunen Fremdlinge erregte Staunen und Spott. Man sah im Mönchtume ein erotisches Gewächs und dachte nicht daran, es anzupflanzen. Auch die excentrische Geistesrichtung und die subjective, sich selbst genugthuende Religiosität stieß feindlich mit der herrschenden Neigung zusammen, sich an objective Heilmittel, an bestimmte autorisirte Heilsträger und an eine äußere mächtige Heilsanstalt hinzugeben. Als sich aber das Mönchtum auf der Höhe seiner Macht im Oriente auch allen Ländern des Westens, die damals durch die Völkerwanderung erschüttert wurden, aufgebracht und z. B. in Irland ein zweites Aegypten gefunden hatte, da konnte es wenigstens nicht daselbe bleiben, was es im Morgenlande geworden war. Es war Umwandlungen ausgesetzt, welche es in die innigste Beziehung zum Klerus brachten. Die Geistlichen mußten sich nach den Mönchen bilden; um wie diese der Laiengemeinde ganz zu entwachsen. Die Ehelosigkeit wurde ihnen vorgeschrieben, mönchische Lebens- und Gebetsordnung ihnen zur Pflicht gemacht. Sie sollten auch wie Mönche zusammenleben und mit ihren Bischöfen und Präpsten einer besonderen Regel unterworfen seyn. Diese Institution des sogenannten canonischen Lebens der Geistlichen ist die eigenthümliche Gestalt, in welche die abendländische Kirche des Alterthums das Mönchtum umsetzte. Die Mönche selbst wurden nur als Geistliche, welche außerhalb des geistlichen Gemeindeamtes standen, angesehen und konnten im Wesentlichen nicht von jenen regulirten Chorherren oder Kanonikern geschieden werden.—Die Klostersiftungen entstanden aber damals nur in geringer Anzahl mit dem Zwecke, der außerweltlichen Andacht Zufluchtsstätten zu bereiten; meistens waren es ursprünglich Colonieen im fremden Lande, dem man Christenthum und Gesittung bringen wollte. Es zogen solche mönchische Kleriker in den Wald und bauten vor Allem eine Capelle, richteten einen Gottesdienst ein und dienten im Heiligthume als Priester und Leviten. Ihr Leben aber erhielten sie durch Bebauung des Waldbodens, oft durch harte und schwere Arbeit. Ihre Zahl wuchs durch Leute aus dem Volke, das die Gegend bewohnte. Es entstand ein reger Verkehr mit demselben und bald war das Klosterkirchlein der Mittelpunkt

einer ansehnlichen christlichen Bevölkerung, die in den Mönchen ihre geistlichen Väter und Herren verehrte. Solche Missionsstationen rückten immer weiter vor und immer dichter an einander, bis ganze Länder davon überzogen waren. Dann waren dieselben aber nicht nur für das Evangelium gewonnen, sondern waren auch der katholischen Kirche einverleibt, waren der fremden Königs- und Kaisermacht unterworfen und mußten in der fremden lateinischen Sprache und nach dem Muster lateinischer Litteratur denken, sprechen und schreiben, zu Gott beten und mit ihren Herren und Pflegern verkehren lernen. Das ganze Abendland strebte sich zusammenzufassen in ein einziges Gemeinwesen und zwar vermittelt der drei römischen Einheiten der Kirche, der Cultur, des Kaiserthums. Das waren die drei Lebensformen der alten Völker des Römerreichs, in welchen die siegreichen Barbaren, die neuen Völker, erzogen und zu eigener Arbeit an der Erfüllung der großen Menschheitsaufgabe vorbereitet werden sollten. Das römische Mönchthum hat dieses Einheitsstreben außerordentlich gefördert und ihm ist wiederum ein großer Theil der Eroberungen desselben zu gefallen. Aber da waren auch schon jene Klösterlein zu umfangreichen und stattlichen Herrensitzen umgewandelt worden. Laienbrüder, Bögte, Pächter, Handwerker, Landleute, Knechte und Mägde hatten darin Platz gefunden: alle zu Diensten einer kleinen Anzahl von vornehmen Geistlichen, welche im besten Falle gelehrten Studien oder dem lateinischen Unterrichte oblagen, meistens aber nur das reiche Klostergut genießen und an der Spitze von Kriegseuten, ihren Dienstmannen, eine Rolle in der Welt spielen wollen. — Unterdeß hatten die neuen romanischen und germanischen Völker ihre Kräfte fühlen gelernt, wollten sich eigenthümlich und mannichfaltig, jedes nach seiner Weise, entwickeln und sträubten sich gegen das dreifache Joch der Uniformität des Abendlandes. Der Kampf der drei idealen Einheiten mit den sehr realen Völkerindividuen, welche zur Weltherrschaft heranreiften, begann nun erst. Die letzteren erhoben ihren Anspruch auf Selbstständigkeit in ihren höchsten Interessen im Namen der Religion. Das religiöse Bedürfnis des in der mönchischen Priesterkirche des römischen Papstes rechtlosen Laienvolkes drang auf Befriedigung und stieß zuerst das Mönchthum an, das einzige Gefäß, in welchem die Kirche noch die Tradition solcher Freiheit der Religiosität barg.

Und siehe da, ein neues schwärmerisch ascetisches, vielgestaltiges, sich in schneller Folge wandelndes und regenerirendes Mönchthum kam zum Vorschein. In neuen mönchischen Formen wurden die störenden Elemente unschädlich und dem im Kampfe immer gewaltiger werdenden Romanismus dienstbar gemacht. — Leider müssen wir auch den Eintritt des Fluches der katholischen Kirche, des abergläubischen Mariencultus und des Vergessens der an's Kreuz gehefteten göttlichen Liebe mit dieser Phase des Mönchthums identificiren. — Hatte es nun bis dahin nur ein gleichartiges Mönchthum, das von einem Abte Benedictus geordnete, gegeben, das, ohne eine besondere Körperschaft in der Kirche auszumachen, sich den oberen und obersten Kirchenbehörden unterworfen hatte, so entstand jetzt eine Mehrzahl von Mönchsorden mit besonderen Ordenskleidern,

Ordensregeln, Ordensverfassungen. Der Geist jener Zeiten ging auf scharfe Scheidung und Ausprägung der einzelnen Bestrebungen und Beschäftigungen. Man schloß sich in allerlei Corporationen von einander ab und freute sich an der auffälligen Darstellung und starren Festhaltung der besonderen Wesenheit. Der Charakter galt Alles. Aber es konnte der Charakter nicht großartiger auftreten, als im Mönchthum. Die tiefste Demuth verpflichtete sich ja hier im ewigen Gelübde zum schwersten, entsagungsvollsten Lebensprogramm. Das eroberte die starken und wilden Gemüther jener Jahrhunderte und führte die Einen in die ewig schweigende Klause, die Anderen in den Kampf mit den Saracenen. Karthäuser und Tempelherren sind Mönche gewesen. Das unterwarf sie damit freilich auch dem Papste, um dessen höchste Macht und Ehre auch Bernhard, Abt v. Clairvaux, der, wenn einer, mit Recht der Heilige genannt wird, der Alles beherrschte, was sein Jahrhundert an Gewalten der Kirche, des Staates, der Wissenschaft aufweisen konnte, besorgt war. — Die Papstmacht war auf ihrem Gipfel, als sie dieselben Cisterziensermönche, die Söhne des heiligen Bernhard, gegen Feinde führen mußte, welche schon durch ihr Daseyn den Triumph der römischen Kirche zur Thorheit machten und welche gegen die Waffen derselben hieb- und stichfest waren. Während römisches Kaiserthum, römisches Papstthum und römische Geistescultur die Herrschaft im Abendlande erkämpften und die beiden ersteren einander selber den Sieg streitig machten, waren mitten auf der Bühne der großen Staatsactionen jene Mächte herangewachsen, deren Aufkeimen wir schon wahrgenommen haben. Man hatte im Namen der Religion Freiheit der Entwicklung des Individuums verlangt, aber die religiösen Volkstribunen waren in die römische und päpstliche Sphäre entführt und dem Volke entfremdet worden. Da waren die Nationen des Vertrauens verlustig gegangen, daß die Kirche noch den Beruf erkenne und als römische Priesterkirche noch zu erfüllen bereit und im Stande sey, den Forderungen des Herzens des Christenvolkes gerecht zu werden. Nur zu bald war alles kirchliche Aufsehen vernichtet und wir sehen alle schon im Eingange dieser Vorlesung erwähnten Versuche, die freie Religiosität zur Anerkennung und zur Herrschaft in der Christenheit zu bringen, sich jetzt wiederholen. Die freie Predigt und der Liebesdienst um Christi willen traten auf. Es bildeten sich Gemeinden mit der Nachahmung der Urgemeinde oder der apostolischen Genossenschaft oder des armen Lebens Jesu. Es entstanden schwärmerische Gemeinschaften, welche die wahre, reine, heilige Kirche in Kraft des sie unmittelbar leitenden heiligen Geistes und durch ein über alle Sünden erhabenes Leben wieder aufzufrischen meinten. Aber auch jener alte orientalische Feind des Christenthums selbst, der dualistische Gnosticismus, kam wieder hervor und riß die Völker, die so weit in religiösem und nationalem Rechte gewesen waren, zu offenem Gegensatz gegen jede Auctorität auf allen Gebieten des Lebens hin. Es hatte sich besonders der Bevölkerung von Südfrankreich ein unbotmäßiger zuchtloser Geist bemächtigt, der kaum noch eine Berührung mit dem Christenthume hatte. Da erschraf Rom. Der Papst ließ die Untreuen seinen Zorn und seine Gewalt

fühlen und führte seine Bernhardinermönche und seine Ritter gegen sie. Aber diese hatten an der Erfüllung ihres Auftrages bereits verzweifelt, als endlich das christliche Gewissen der katholischen Kirche erwachte und die Bettelmönche in's Daseyn rief. So sind zunächst die Dominikaner entstanden. Sie haben es den Kegerpredigern abgelernt, als arme Verkündiger des Evangeliums vertrauensvoll unter das Volk zu treten und durch dieses wiedererweckte freie apostolische Lehramt neue christliche Gemeinden zu sammeln. Sie wollten Nachfolger des Paulus seyn, aber freilich nur im Auftrage der Nachfolger des Petrus handeln. Der Glaube, den sie predigten, war in Rom formulirt worden. Sein erstes Hauptstück war der Papst, sein zweites die heilige Jungfrau.

Der heil. Franciscus v. Assisi hatte vielleicht von den südfranzösischen Waldensern die Rückkehr zu dem evangelischen Liebesfürsten und zum armen Leben Jesu entlehnt und schwelgte sonst in volksthümlichen Bildern von der Liebe Gottes zur Creatur und von der Ausgewähltheit der absoluten Armuth und Demuth. Er war eine erstaunliche, aber beklagenswerthe Parodie des Johannes, des Apostels der Liebe. Eine bis zum Wahnsinn gesteigerte Schwärmerie für die Lumpen, den Schmutz und die edelerregenden Krankheiten des ärmsten und geistig völlig verkümmerten Volkes, erhob ihn zum Abgott seines Jahrhunderts. Ohne das volle Bewußtseyn dessen, was er that, folgte er dem großen sectenhassenden Zuge des Mittelalters und unterwarf seine Stiftung dem Papste und der römischen Kirche. Da ist sie nun freilich ihres eigensten Wesens beraubt, da ist sie mit dem Predigerorden verbrüderet, da ist sie romanisirt und marianisirt worden. Und leider haben die Bettelorden ihren großen Beruf nicht anders verstanden, als das ganze Abendland von Neuem zu romanisiren und marianisiren. Was als Organ für innere Mission, für wahre Christianisirung, entstanden war, wagte den ungeheuren Frevel, die ganze nach Befreiung der Individualität strebende Entwicklung zu hemmen, die gemeindlichen, episcopalen und national-kirchlichen Wirkungskreise zu zertrümmern, alles Volk unmittelbar dem Statthalter Christi zu unterwerfen, alle Geistes-thätigkeit Rom dienstbar zu machen, in Kunst und Wissenschaft und auf allen Lebensgebieten eine schwärmerisch phantastische und fanatische, aber außerordentlich kräftige und fruchtbare Devotion gegen römisches Christenthum zu erzeugen. Vor aller Wirklichkeit wurde man verblendet, die thörichtsten Wundergeschichten fanden Glauben. Die Heiligen stiegen in Masse von den Altären, um allen Naturgesetzen Hohn zu sprechen. Die Maria wurde Königin des Himmels und der Erde und die ganz persönliche Aushelferin in allen kleinen und großen Nöthen Leibes und der Seele. Die Bettelorden sind die herrschenden Mächte des 13ten und 14ten Jahrhunderts geworden, und haben so Großes erreicht durch ihre stetige Berührung mit allen Schichten des Volkes, durch ihre Macht über die Gewissen vermittelt der Beichte und der Predigt, durch ihre streng gegliederte staatliche Verfassung und durch die Nebenbuhlerschaft, welche unter ihnen selbst entstanden war. Aber man muß auch in Betracht ziehen, daß das, was sie in's Leben gerufen hatte, nie ganz von ihnen wich und daß

bei Vielen in ihrer äußersten heroischen Ascese um Christi und des christlichen Bruders willen eine unwiderstehlich wirkende Darstellung des religiösen Charakters zur Anschauung kam.—Dennoch hatte auch die neue Schöpfung keinen Bestand. Nur zu bald befand sich das Mönchthum aller Formen und Farben im traurigsten Zustande und spottete jeder Verbesserung. Auch das Bettelmönchthum war schon völlig entartet und wurde theils selbst der Kirche untreu, theils überstürzte es sich im unerhörtesten Betrüge der Gewissen des armen Volkes durch Ablasskram und Rosenkranz. Nun hatte es aber selbst alle natürlichen und berechtigten Auctoritäten entwürdigt, gelähmt und zerbrochen, und mußte jetzt die Entwerthung aller Gewalten, auch der päpstlichen, mit ansehen. Aus den Trümmern wuchsen jene unterdrückten, verkümmerten und vergifteten Elemente einer früheren Entwicklung hervor als mystische und frivole Schwärmerieen und als kegerische öffentliche oder geheime Genossenschaften, welche den Mönchsorden ähnlich waren. Mönchische Form blieb auch die Zuflucht für die evangelisch-frommen Gemüther, welche an einer besseren Zukunft der Kirche nicht verzweifeln und gerade aus der äußersten klösterlichen Entartung des Christenthums sollte das Evangelium wieder hervorgebracht werden. Aus dem Kloster kam Luther; zur Reformation herausgefordert durch den Dominikaner Tegel, in dem sich die Verzerrung des mittelalterlichen Katholizismus personificirt hat.

Alte Psalmen in neuen Liedern.

(Fortsetzung.)

Psalm 60.—Nach einer Niederlage.

Gott! wie hast du uns zerstoßen,
Ach, wie wir zertrümmert sind!
Deinen Zorn hast du ergossen,
Zeig' dich wieder uns gelind'.
Hast erschüttert und zerrissen
Unser armes Vaterland.
Sey zu heilen nun beflissen
Seinen Riß mit sanfter Hand.

Ja, du hast uns hart gezüchtigt,
Schenktest starken Wein uns ein,
Der die Selbstenkraft verflüchtigt,
Taumelnd sanken unsre Reih'n.
Doch der Muth ersteht auf's Neue,
Unser Stern ist nicht erlosch;
Unser Banner ist die Treue,
Die du uns verheißest hast.

Ihres schweren Druckes ledig
Möchten deine Lieben seyn;
O so hilf uns, sey uns gnädig,
Greif' allmächtig doch darein!
Gott verheißet, uns zu heilen,
Fröhlich bin ich deß;
Sichem läßt er mich theilen,
An Suchth leg' ich das Meß.

Mein ist Gilead, mein Manasse,
Ephraim ist meine Wehr.
Juda zügelst mir die Masse,
Herrschet über Land und Meer;
Moab dienet mir zum Beden,
Edom, über dein Revier
Will ich meinen Fuß ausstrecken.
Philistää huldigt mir.

Wer wird führen meine Krieger
In die feste Stadt hinein,
Daß ich ruhmbekränzter Sieger
Möge über Edom seyn?
Thust's nicht du, der du verstiehest,
Gott, und beugtest uns so sehr,
In Gefahren uns verliegest,
Zogst nicht aus mit unserm Heer?

Psalm 61.—David auf der Flucht.

Hör' mein kläglich Schreien,
Wollst dein Ohr mir leihen,
Merk' auf mich, mein Gott!
Von des Landes Ende
Ich zu dir mich wende
In der Herzensnoth;
Rette mich
Allmächtiglich!
Du bist der, des ich mich tröste,
Meine Burg und Beste.

Hier in der Verbannung
Und noch in der Spannung
Bleib' ich dennoch dein.
Wider alle Stürme
Werd' ich unter'm Schirme

Psalm 62.—Unererschütterliches Gottvertrauen.

Stille dich in Gott allein,
Laß die Klage schweigen,
Meine Seele! Er wird sein
Hülfe dir erzeigen.
Er nur ist mein Zufluchtsort,
Schützt mich in Gefahren,
Wird mein Hort mich auch hinfort
Vor dem Sturz bewahren.

Ihn zu stürzen, seyd ihr M'
Ein em nachgegangen,
Sehet mich bereit zum Fall
Eine Mauer hangen.
Ihr beratet euch im Bund,
Meinen Ruf zu schwärzen.
Segen habt ihr auf dem Mund,
Aber Fluch im Herzen.

Meine Hülfe ist bei Gott,
Meine Ehrenkrone,
Meine Kraft, mein Fels in Noth,
D'rauf ich sicher wohne.

Sey du unsres Armes Stütze,
Schaff' uns Beistand in der Noth.
Menschenhülfe ist kein nütze,
Wo uns schreckt Gefahr und Tob.
Aber Heldenthaten wollen
Wir verrichten, Gott, mit dir.
Laß die Feinde immer großen,—
Triumphiren werden wir.

Deiner Flügel seyn.
Des Gebets
Gedenkst du stets,
Und wirfst mir das Erb' gewähren
Derer, die dich ehren.

Deinem König geben
Wirst du langes Leben,
Ewig lebt er fort,
Herrscht in heil'ger Ehre.
Deine Glüt' und Treue
Ist sein Schutz und Hort.
D'rum will ich
Dir ewiglich
Unter Tauchzen und Lobsingern
Dankesopfer bringen.

Hoffet auf ihn allezeit,
Die ihr seyd vernichtet.
Schüttet aus das Herz im Leid
Und zu Ihm nur flüchtet.

Aber Menschen sind ein Nichts,
Mächtige sind Lüge.
Wäg' sie, ob ein Korn Gewicht's
Nicht sie alle trüge.
Tröste dich nicht deiner Faust!
An der Hoffnung Grabe
Steht dein Herz, wenn du es baust
Auf des Reichthums Habe.

Dst hab' ich dies Wort bedacht,
Dst erprobt dies Eine:
Unsres Gottes ist die Macht,
Gottes nur alleine.
Mächtig bist du in der Noth',
Mächtig im Verschonen.
Du wirst jeglichen, wornach
Er gehandelt, lohnen.

Psalm 63.—David in der Verbannung.

Gott!—ja, du bist mein Gott.—D steh',
Wie Leib und Seele spät und früh
Nach deinem Anblick trachtet.
Ich bin im dürren wüsten Land,
Mein Herz ist von der Sehnsucht Brand
Ermattet und verschmachtet.

D wär' ich in dem Heiligtum,
Dich zu erblicken um und um
Von deiner Pracht umgeben!
Dein Lob ist meiner Lippen Lust;
Wenn deine Gnade mir bewußt,
Ist reich mein armes Leben.

Von Gnade laß mich leben stets,
Auf daß ich Hände des Gebets
Mög' dir zum Preis erheben!
Da würde meine Seele satt,
Und was sie dir zu rühmen hat,
Auf frohem Munde schweben.

Dst lieg' ich müd' vom Kummer hie,
Nur im Gespräch mit dir will nie
Mir Lust und Kraft ermatten,
Du, meine Hülfe, stehst mir bei,
Ich fühle fröhlich mich und frei
In deiner Flügel Schatten.

Ich hang' an dir. Du hältst mich doch.
Die Feinde aber stoßt du noch
Bis in den Schlund der Erden.
Du machst sie zu des Schwertes Fraß;
Auf freiem Felde wird ihr Nas
Des Schakals Speiße werden.

Der König wird in Gott sich freu'n,
Und Alle werden fröhlich seyn,
Die den Gesalbten ehren,
Wenn nun die Lügenmäuler fest
Verstopft, daß mit des Aufruhrs Pest
Sie keinen mehr verschren.

(Fortsetzung folgt.)

H. E.

Bücherschau.

History of the Christian Church. By Phil. Schaff, D. D., author of the History of the Apostolic Church. From the Birth of Christ to the reign of Constantine. New York: Charles Scribner; Edinburgh: F. and T. Clark. 1859.

Dieser Titel deutet darauf hin, daß wir von der fleißigen Hand des gelehrten Verfassers wohl eine Fortsetzung des Werkes in ferneren Bänden erwarten dürfen, die, nach dem Umfang des vorliegenden Bandes zu urtheilen, nicht zu zahlreich und nicht zu schwerfällig seyn werden, so daß das Werk als vollendetes ein höchst taugliches und den Bedürfnissen nicht nur der meisten Laien, sondern auch der meisten Theologen völlig genügendes Compendium der Kirchengeschichte bilden wird. Alles, was die amerikanische Litteratur auf diesem Gebiete bisher Originales und Tüchtiges geleistet hat, sey in allen Ehren gehalten; gleichwohl dürfen wir keinen Anstand nehmen, Dr. Schaff den Vater der amerikanischen Kirchengeschichtsschreibung zu nennen und sein Einfluß wird überhaupt auf die gesammte englische Litteratur dieses Gebietes für immer bedeutend bleiben und damit eine Wirkung des Deutschen auf das englische theologische Denken und Forschen gesichert seyn. Der vor uns liegende Band macht das Werk über das apostolische Zeitalter keineswegs unnötig, obwohl sein Inhalt auch diese Periode umfaßt. Denn natürlich konnte so Vieles, was jenes Werk gründlich eingehend erörtert, hier mehr nur als Resultat aufgenommen werden und die Brauchbarkeit jener Arbeit für das Studium des neuen Testaments und

für viele daran anknüpfende Fragen ist allen, die sich näher damit beschäftigten, wohl bekannt. Gleichwohl gehört eben auch die Gründlichkeit und Vollständigkeit, die selbst bei den verschiedenen Theilen und Capiteln des Bandes bis auf die sorgfältig gesammelten litterarischen Quellenangaben sich erstreckt, neben der möglichst angestrebten zusammenfassenden Kürze zu den Hauptvorzügen des Werkes. Namentlich findet auch die Entwicklung des Dogmas eine gehörige Berücksichtigung. Und wenn man an dem Werke über das apostolische Zeitalter die Vorsicht im Urtheil über zweifelhafte und schwierige Fragen und jene Weihe evangelisch frommen Sinnes, ohne welche selbst eine geistreiche Darstellung der Kirchengeschichte doch unbeseelt bleibt und ihrem Gegenstande keineswegs wahrhaft nahe tritt und für ihn und durch ihn erwärmt, als einen besondern Vorzug erkannte, so wird daselbe Lob vielleicht noch in tieferer Beziehung dem vorliegenden Bande zu Theil werden. So wird er sich denn selbst einen weiten Kreis von Lesern zu gewinnen wissen. Dem Verfasser aber wünschen wir Jahre und Kräfte, um dies Werk, die Arbeit eines Lebens, glücklich zu Ende führen zu können.

Academische Vorträge über die christliche Glaubenslehre für Studierende aller Facultäten, im Sommerhalbjahr 1857 bei der Universität gehalten von Dr. C. J. Nitsch, nach Durchsicht der Nachschrift mit Genehmigung des Verfassers herausgegeben von E. Walther, Stud. der Theol.—Berlin 1858.

Noch in Bonn hielt Nitsch, aufgefordert von verschiedenen Seiten, Vorträge über Dogmatik, Kirchengeschichte u. s. f. für Studenten aller Facultäten. Er setzte das in Berlin fort und that damit das Seinige, um dem religiösen und kirchlichen Verwahrlosetwerden der Universitätsjugend, das leider in Deutschland ganz allgemein herrscht, entgegenzuarbeiten. Solchen Vorlesungen verdankt das vorliegende Buch seine Existenz.

Was Nitsch schreibt, geht aus gründlichem Wissen und scharfem Nachdenken hervor und ist mit einer Weihe religiösen und sittlichen Ernstes angethan; das trifft zu auch an diesem Werke, dessen Sprache aber leichter, fließender ist als Manches, was wir derselben Hand verdanken, und sich dem Kreis, für welchen diese Vorlesungen zunächst bestimmt waren, vortrefflich anpaßt. Man erwarte nur nicht, daß die bekannten theologischen Begriffsbestimmungen hier etwa popularisirt seyen, vielmehr ist an das im Bewußtseyn gebildeter Laien Liegende in origineller Weise angeknüpft, so daß man es überall inne wird, wie sich der Verfasser so geschickt auf den Standpunkt und in das Bedürfniß derer, für welche diese Vorlesungen zunächst bestimmt waren, zu versetzen und ihnen seinen Gegenstand nahe zu bringen wußte. Diese strenge Rücksichtnahme auf die Verhältnisse des Kreises, dem er dienen wollte, hat wohl auch den Verfasser veranlaßt, der Einleitung eine so große Ausdehnung im Werke zu geben. Es werden aber in ihr die grundlegenden Begriffe erörtert, die maassgebend und bedingend für alles Weitere sind. Die Behandlung ist durchaus sehr anziehend, ohne daß der Würde der Sache damit Etwas benommen wäre. Wir zweifeln gar nicht, daß diese Vorlesungen im Kreise der Studierenden Nutzen stifteten und auch in Buchform in weiterem Kreise heilsame Wirkung bei vielen über so manche Principienfragen Unklaren, eines Fortschrittes der Erkenntniß des Heiles in Christo Beflissenen haben werden.

Vom Delberge. Geistliche Dichtungen. Von J. P. Lange. Neue vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M. 1858.

Sinnig und innig sind diese Lieder, „Blätter von des Delbergs Bäumen, Tropfen Dels von ihrer edeln Frucht“, wie der Verfasser sie selbst nennt. Für kirchliche Zwecke würden die meisten nicht taugen, sind auch nicht dazu bestimmt. Aber sie sind, wie Alles,

was Lange giebt, gedankenreich und anregend. Es liegen meistens einzelne biblische Worte und Wahrheiten zu Grunde, an denen das Gemüth des Dichters sich erwärmt und begeisterte und deren reichem, vielseitigen Gehalt das Lied entfaltet. Einzelne Bearbeitungen alter Psalmen und lateinischer Kirchengesänge haben uns in der Sammlung weniger befriedigt.

Kirchenchronik.

Oestreich.—Die Regierung hat es verboten, daß innerhalb des Kaiserstaates Sammlungen für den Gustav-Adolphs-Verein erhoben werden dürfen. Die römischen Blätter freuen sich darüber, daß man in Oestreich die Schmach nicht erlebe, daß deutsche Männer „das Andenken des Reichsfeindes“ feiern. Man bemüht sich dort, den Verein möglichst gehässig, eben als eine politische Verbindung darzustellen, der die Religion nur zum Vorwande diene.—Die Klagen, daß der protestantischen Kirche in Oestreich Nichts gewährt wird, da die katholische des Concordats sich freut, daß man ihr keine selbstständige Kirchenverfassung gewährt, daß besonders in Sachen der gemischten Ehen aber immer zu Gunsten der römischen Seite entschieden wird, dauern fort.

Bayern.—Die Prot. K.-Z. meldet, daß ein Freiherr Voit von Salzburg die protestantische Gemeinde zu München in ein Erbe von 200,000 Gulden eingesetzt habe, so daß diese Gemeinde nun eine zweite, längst nöthige Kirche werde bauen können.

Baden.—Die Neue Agende, die ihrer dogmatischen Färbung nach unionistisch, den Cultusformen nach aber restaurirend in altkirchlichem Sinne ist, findet Widerspruch und es ist von Mannheim eine Adresse deshalb an den Großherzog ergangen, die auch sonst Anklang finden soll. Der Widerspruch geht aber nicht etwa gegen die Heterodoxie der Agende, vielmehr erscheint sie den Unzufriedenen zu orthodox und zu kirchlich und sie berufen sich auf das „Verkommen“, welches nämlich die Zeit der rationalistischen Graumalerei der letzten 60, 80 Jahre meint. Man hätte sich viel mehr damals auf's „Verkommen“ berufen sollen, als der Rationalismus mit seinem Einfaltspinsel alle farbigen Kirchengestalten in Lehre und Leben zu übermalen anfang, die er nicht verstand. Indessen sieht man da wieder, wie wenig der große Haufen zu einem Urtheil über allgemeine kirchliche Lebensfragen befähigt ist.

Preußen.—Mit Beziehung auf die Resultate, welche die deutsch-evangelischen Conferenzen bei den verschiedenen deutschen Regierungen bisher erzielten, sagt ein Artikel der Voss. Zeitung: Mit Rücksicht auf die von den Conferenzen verhandelte Frage wegen der Sonntags-Heiligung sind staatsregimentliche Gesetze oder Verordnungen in Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Braunschweig, Oldenburg, Neuch jüngerer Linie, Lippe ergangen, und hat der evangelische Ober-Kirchenrath in Berlin die Consistorien von dem Inhalte und dem Ergebnisse der Conferenz-Verhandlungen zur geeigneten Rücksichtnahme in Kenntniß gesetzt, „um durch diese Mittheilung die Gemeinschaft leitender Grundsätze, so weit es die besonderen Verhältnisse und Gesetze des Königreichs gestatten, unter den kirchenregimentlichen Behörden auch in der preussischen Landeskirche zu stärken.“ Das hannoversche Ministerium hat die Behandlung des Sectenwesens in Uebereinstimmung mit den Anträgen der Conferenzen normirt. Das von Mitgliedern der Conferenzen in Folge von stattgefundenen Verhandlungen zu Eisenach

revidirte neue, für das gesammte evangelische Deutschland bestimmte Gesangbuch ist an mehreren Orten eingeführt, oder bei der Umgestaltung alter oder Herausgabe neuer Gesangbücher benutzt worden. Von einzelnen Seiten ist auf den Conferenzen eine allgemeine Herstellung des Epiphaniensfestes als Missionsfestes gewünscht worden. Obwohl der preussische evangelische Oberkirchenrath hierauf nicht eingegangen ist, so hat er doch die Genehmigung einer solchen Feier am 6. Januar selbst oder am folgenden Sonntage da, wo sich bei Patronen und Gemeinden ein williges Entgegenkommen finde, ausgesprochen. Die im Großherzogthum Hessen eingeführte Abhaltung einer allgemeinen Missionscollekte in den evangelischen Kirchen am Epiphaniensfeste, deren Ertrag nach Basel gesendet wird, ist als eine Frucht der Conferenz-Verhandlungen anzusehen. Ebenso ist den Geistlichen in Anhalt-Deßau-Rüben durch eine Verordnung empfohlen worden, an einem der Epiphaniensonntage die Missionsangelegenheit den Gemeinden an das Herz zu legen, und eine Kirchen-Collekte für dieselbe zu veranstalten. Ein Landes- bußtag ist in Oldenburg eingeführt. Das Reformationsfest soll in den preussischen Staaten da, wo es nicht schon am 31. October begangen wird, an dem vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntage gefeiert werden. Die Einführung von Passions-Andachten ist von unserem evangelischen Oberkirchenrath und von dem darmstädtischen Ober-Consistorium verfügt worden. In Rudolstadt hat die oberste Kirchenbehörde ein Ausschreiben an die Superintendenten zur Förderung der Zwecke des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung erlassen. Die von der Conferenz den Regierungen des evangelischen Deutschland's empfohlene Gedächtnisfeier des Augsburger Religionsfriedens ist in Preußen, Sachsen, Oestreich, Hannover, Württemberg, Darmstadt, Braunschweig, Oldenburg, in den beiden anhaltischen Herzogthümern, Waldeck, Meuß f. L., Lippe, Hamburg und Homburg begangen worden. In Bayern, Mecklenburg-Schwerin, Kurhessen, Baden und Lübeck wurde in den Predigten des Religionsfriedens gedacht.

Der Prinzregent hat dem Freiherrn v. Bethmann-Hollweg das Ministerium des Cultus übergeben. Die Wahl dieses vom Kirchentage her dem christlichen Publicum wohl bekannten Mannes zu einer so hohen und einflußreichen Stellung wird angesehen als bezeichnend für den Gang, den der Prinzregent in Angelegenheiten der evangelischen Kirche Preußens ferner zu gehen beabsichtigt.

Das Programm eines Organs der evangelischen Allianz, welches unter dem Titel „Neue evangelische Zeitung“ erscheinen soll, ist zu Berlin erschienen. Viele bedeutende Namen sind beigegeben: D. D. Rißsch, Hoffmann, Tholuck, Müller, Stier, Dörner, Ehrenfeuchter, Ullmann, Sundeshagen, Schenkel, Kapff, Barth, Krummacher, u. A. Als Redacteur wird genannt Licentiat Hermann Meßner. Der Zweck ist natürlich zunächst die Förderung der Interessen der evangelischen Allianz. Doch „kann sie sich nicht auf die Angelegenheiten des Bundes im engeren Sinne beschränken, sondern muß die gesammte christliche Kirche in allen ihren Interessen umfassen und insbesondere alle bedeutenderen Lebensäußerungen auf dem Gebiete der verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften im Lichte der den Evangelischen Bund leitenden Ideen zum Gegenstand der Mittheilung und der Beurtheilung machen. Die Arbeiten auf dem Felde der wissenschaftlichen Theologie dagegen werden in ihr nur in so weit eine Stelle finden, als sich dieselben für die größeren Kreise evangelischer Christen, welchen diese Zeitung bestimmt ist, fruchtbar machen lassen.“ Das Material wird wesentlich in drei Gruppen sich theilen, Aufsätze, welche wichtige kirchliche Vorgänge eingehender besprechen, sodann Mittheilungen aus dem gesammten Gebiete der kirchlichen Gegenwart und endlich Anzeigen und Auszüge aus der einschlagenden Litteratur.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

Februar 1859.

No. 2.

Gedanken und Mittheilungen über die Mission in Briefen an den Herausgeber des „Kirchenfreundes“.

I.

Sie sprachen neulich den Wunsch aus, theurer Freund, daß ich Ihnen schwarz auf weiß einige Gedanken über die Mission zustellen möchte, und die Meinung, daß solche den meisten Lesern Ihres Kirchenfreundes ein willkommenes Gegenstand der Besprechung seyn würden, für Manchen vielleicht auch einen größeren Werth als den der bloßen Unterhaltungs-Lectüre haben möchten. Wenn ich hiemit schon Ihren Wunsch ein wenig nach meinem Leisten zugeschnitten habe, so hoffe ich, Sie werden mir das zu gute halten. Ich bin nicht völlig so sicher, ob Sie und Ihre Leser es auch billigen werden, daß ich ebenso eigenstnig verfahren bin in der Wahl der Form, in welcher ich Ihrem geäußerten Wunsche zu willfahren suche. Doch Sie und Ihre Leser, hoffe ich, werden an jener Form, die ich gewählt habe, keinen Anstoß nehmen, wenn ich Ihnen nur Einen der Gründe darlege, die bei dieser Wahl maßgebend waren. Die besondere Veranlassung dazu, daß Sie gerade mich um Beleuchtungen der Mission ansprachen, war doch wohl der Umstand, daß Ihnen bekannt ist, daß ich selbst persönliche Erfahrungen auf diesem Gebiete gesammelt habe. Es ist nun nicht meine Meinung, die Ergebnisse dieser individuellen Erfahrung ganz besonders hervorheben zu wollen, oder ihnen irgend einen auszeichnenden Werth beizumessen vor der großen Summe von Erfahrungen und daraus schon längst krystallisirten Erkenntnissen und Gedanken, die die Gesammtthätigkeit der christlichen Gemeinde in der Mission zu Tage gefördert, und bereits zu einem allgemeinen Eigenthum derselben gemacht hat. Es mag ein sehr geringes, vielleicht kaum wahrnehmbares Scherlein seyn, was ich aus meiner besonderen Erfahrung zu dieser schon hoch angewachsenen Summe hinzuzufügen vermag. Wenn man aber dennoch, in Rede oder Schrift, ceteris paribus, lieber den über eine Sache vernimmt, der eigene Erfahrung darin gemacht hat, als den, der derselben mangelt,—so beruht das wohl größtentheils auf dem eigenthümlichen Colorit, welches die eigene Lebensberührung mit dem Gegenstand immer dem darüber Gesprochenen oder Geschriebenen geben wird, und das theoretische

Gelehrsamkeit, verbunden mit Fülle und Tiefe der Gedanken, wohl auf andere Weise reichlich zu ersetzen, aber nicht so leicht auf dem Wege der Nachahmung selbst hervorzubringen vermag. Aber Sie werden gewiß mit mir übereinstimmen, wenn ich sage, daß die Briefform ebenso geeignet ist, diesem Colorit freien Raum zu gestatten und es ungeschwächt hervortreten zu lassen, als die rein doctrinelle Darstellungsform die Tendenz hat, es zurückzudrängen und verschwinden zu machen.

Wer über jenes Verhältniß des Subjects zu dem in Hand genommenen Gegenstand mit mir einig ist, dem wird es auch nicht als ungehörig erscheinen, wenn ich die Bemerkung vorausschicke, daß die Berührung meines Lebens mit der Mission sich nicht bloß auf die verhältnißmäßig kurze Zeit beschränkt, in der ich selbst auf dem Missionsfelde thätig war, sondern bis in die Zeit meiner allerersten Erinnerungen zurückreicht. Ja ich könnte in diesem Punkte noch weiter zurückgehen; denn es ist mir nicht nur erzählt worden, sondern ich habe sogar ein schriftliches Document dafür, daß, in einer Zeit, wo in der protestantischen Kirche des europäischen Continents nur noch erst sporadische und vereinzelte Gedanken an eine Missionswirksamkeit sich regten, mein schon vor meiner Geburt gestorbener Großvater, der viele Jahre lang ein Seemann gewesen, und auf seinen Reisen auch mit heidnischen Völkern bekannt geworden war, sein Leben lang die Bekehrung dieser Völker zum Christenthum auf dem Herzen trug, und in diesem Verlangen so weit ging, daß er meinen Vater für die Arbeit an diesem Werke bestimmt hatte, und schon von sehr frühen Jahren an seinen Sinn darauf hinzulenken suchte, obwohl ohne unmittelbaren Erfolg. Ich hatte noch nicht meine ersten Kinderschuhe getreten, als schon ein naher Verwandter von mir mütterlicherseits sich in dem allen Missionsfreunden so bekannt gewordenen Institut des trefflichen Jänicke in Berlin, später in London, auf den Missionsdienst vorbereitete; wo meine ersten Erinnerungen beginnen, da stand er schon in voller Thätigkeit als reisender Judenmissionar im Morgenlande, später wohnhaft in Jerusalem, wo er vor zwei Jahren als erster Prediger an der unter seiner Leitung gebauten Christuskirche auf dem Berge Zion, der ersten protestantischen Kirche in der heiligen Stadt, starb. So wurde mein Bewußtseyn schon im ersten Erwachen mit Gedanken an die Mission gefüllt, und wenn man mich als vier- oder fünfjährigen Knaben fragte, was ich werden wollte, war immer meine prompte Antwort: Missionar. Um diese Zeit trat noch ein zweiter naher Verwandter, ein Bruder meines Vaters, in dieselbe Laufbahn ein, der bis dahin im Hause meiner Eltern gewohnt hatte, und mir um so näher getreten war, weil ich durch seinen Unterricht die ersten Elemente aller Schulkennntnisse empfangen hatte; er ging in das Missions-Institut in Basel, und von da als Missionar nach dem damals zu Dänemark, womit auch unser Heimathsland politisch verbunden war, gehörigen Theil der afrikanischen Goldküste, wo er die noch bestehende Mission der Baseler Missions-Gesellschaft im Alwagimlande gründete, davon er jedoch schon vor dreizehn Jahren zurücktreten mußte, und vor nunmehr fünf Jahren in Norwegen starb.

Also wuchs ich in einer Atmosphäre auf, die ganz von Missionsluft durchweht war; rege Theilnahme dafür herrschte in der ganzen Gegend bei allen lebendigen Christen, eine Theilnahme, deren Mittelpunkt das Haus meiner Eltern war; die ausführlichen Briefe meiner beiden Missions-Onkel, nebst der täglichen Besprechung ihres Thuns und Leidens, machten den tiefsten Eindruck auf mich; Baseler und andere Missionschriften machten einen wesentlichen Theil meiner Lectüre aus, und das alles nährte fortwährend den schon in früher Kindheit entstandenen Gedanken in mir, daß ich selbst auch Missionar werden wollte. Auf dieses Ziel richtete ich in der späteren Knabenzeit meine ersten über die gewöhnlichen Schulkennntnisse hinausgehenden Studien, unter der Leitung eines befreundeten Geistlichen in der Gegend meiner Heimath, in dessen Hause ich ein paar Jahre zubachte; und etwa anderthalb Jahre nach meiner Confirmation reiste ich selbst, nach einer vorausgegangenen Anfrage, nach der Schweiz, und trat in das Missionshaus in Basel ein. Mein Aufenthalt dort dauerte gegen fünf Jahre; dann ging ich ebenfalls nach der afrikanischen Goldküste, nach demselben Orte, von welchem wenige Monate nach meiner Ankunft mein Onkel mit gebrochener Gesundheit für immer schied. Ich erfuhr bald, daß meine schon von Haus aus etwas zarte und dazu durch unmäßige Hingabe an philologische und theologische Studien nicht wenig zerrüttete Constitution noch weniger geeignet war, dem verderblichen Einfluß des Klimas, der schon so Viele dort in's Grab gelegt hat, Stand zu halten. Zuerst durch ein örtliches Uebel, das eine schleunige chirurgische Operation nöthig machte, nach Europa getrieben, kehrte ich zum zweiten Mal nach Afrika zurück; aber nach durchgemachten schweren Erfahrungen rief bei mir selbst die klimatische Unge sundheit ein chronisches Leiden hervor, das mich bald zu jeder ernstern Arbeit unfähig machte, und Besserung nur von einem Klimawechsel hoffen ließ. So war, wie schon erwähnt, die Zeit meiner unmittelbaren Arbeit auf dem Missionsfelde nur eine sehr kurze, kaum drei Jahre umfassend. Die Zeit jedoch im ganzen, alles zusammengekommen, die ich für diese Mission gearbeitet habe, umfaßt nahe an zehn Jahre; denn auch nach meiner zweiten Rückkehr war ich noch mehrere Jahre damit beschäftigt, meine dort gesammelten Sprachmaterialien zu bearbeiten und in deutscher und englischer Sprache herauszugeben, damit in diesem wichtigsten Zweige der Vorbereitung einer eigentlichen Missionswirksamkeit endlich, was bis dahin noch nicht gelungen war, eine brauchbare Grundlage gegeben würde.

Doch, meine beabsichtigte Bemerkung ist mir unter der Hand beinahe zu einem vollständigen Lebensumriß angewachsen. Indes, daß ich so bald schon von dem Privilegium eines Brieffschreibers, von sich selbst zu reden, in so weiter Ausdehnung Gebrauch mache, werden Sie, hoffe ich, um so eher entschuldigen, da das Gesagte, so kurz es für diesen Zweck auch ist, dazu beitragen mag, manches, worauf der Verlauf mich führen wird, dem prüfenden Blick des Lesers in hellere Beleuchtung zu stellen. Oder, wenn Sie wollen, nehmen Sie es als den vorausgeschickten Rahmen, in dem das nachzufolgende Bild entstanden

und zuerst gefaßt gewesen ist, und der immerhin über dieses selbst einige Andeutungen zu geben im Stande seyn mag. Er hat zu wenig Vergoldung und einnehmenden Schein, dieser Rahmen, als daß ich's für nöthig erachten sollte, etwa den Verdacht abzuwehren, als ob er als eine captatio benevolentiae zum voraus dem Leser zur Schau ausgestellt worden wäre. Diese, die benevolentia, werde ich weder durch den Rahmen suchen, noch auch durch das Bild selbst, so weit es durch meine copirenden Pinselstriche hervorgerufen werden soll. Der Gegenstand aber, hoffe ich, wird in sich selbst bei jedem Leser von vorne herein nicht nur eine Kraft der captatio, sondern der occupatio benevolentiae haben, so daß es gar keiner anderen bedarf. Stünden wir in unseren protestantischen Ländern noch auf demselben Punkt der Geschichte, den der erste Sonnenaufgang dieses Jahrhunderts beleuchtete,—o ja, da hätten wohl allerlei captationes nöthig seyn mögen, um den Hörer oder Leser zu bewegen, Betrachtungen oder Mittheilungen über die Mission ein geneigtes Ohr zu leihen; und bei der Ankündigung des Gegenstandes als „der Mission“ hätte er vielleicht erst noch gezweifelt, ob von irgend einer diplomatischen Mission oder von welcher sonst die Rede seyn sollte. Die damals eben erst gepflanzten und kaum noch aufgewachsenen, oder auch noch gar nicht einmal gepflanzten Sennförner sind indessen zu großen Bäumen angewachsen, die die ganze Welt überspinnen, so daß schon Stämme und Völker unter ihnen Hütten gebaut haben. Aber es ist nicht nur in den großen Veränderungen, welche bereits hier und da in den Heidenländern die Mission hervorgerufen hat, es ist ebenso sehr, bis jetzt vielleicht noch mehr in den Wirkungen, die sie innerhalb der christlichen Welt geübt hat, daß die große Bedeutung hervortritt, welche ihr für unser gegenwärtiges Zeitalter bemessen werden muß. In jener oben angedeuteten Zeit, wer wußte da von ihr? Die Brüdergemeinde, die während des allgemeinen Abfalls das Wort des Herrn treu bewahrt hatte, und nicht nur in stillem Glauben sich selbst daran erbaute, nebst Vielen der Stillen im Lande, die nicht ihre Kniee beugen mochten vor dem Baal des Nationalismus, und im Anschluß an sie Nahrung und Stärkung suchten, sondern auch in thätiger Liebe dieses Wort übte im Suchen des Verlorenen in den Formen der heidnischen Wüsten. Außerhalb ihrer Vorhöfe?—da waren wohl noch einzelne verschrumpfte Ueberreste früherer Missionsthätigkeit, die aus dem kräftigen Lebensstriebe des Hallischen Pietismus, oder sonst aus gleichzeitigen Wirkungen des Geistes, der da wehet wo er will, hervorgegangen waren, aber das Leben war verschwunden vor dem verdorrenden Sirocco-Hauch des Vernunftglaubens; da war z. B. in Halle die größtentheils zur Mumie gewordene „Hallische Missionsanstalt“, die aus des edlen Franche's Wsche emporgewachsen war, aber nicht seinen Prophetenmantel geerbt hatte; und in Kopenhagen, von wo aus am Anfang des vorigen Jahrhunderts Friedrich der Vierte seine königliche Hand in die pietistische Hand Franche's gelegt hatte, um im Verein mit ihm seine tamulischen Unterthanen an der Coromandelfüste zum Christenthum zu führen, wo durch desselben Königs Unterstützung der Nordpolar-Apostel Hans Egede nach Grönland, Thomas

v. Westen nach Lappland gegangen war, und wo sein Nachfolger Christian der Sechste sich von den armen und schlichten Sendboten Zinzendorf's so hatte begeistern lassen, daß er sich bereit erklärt hatte, die ganze Brüdergemeinde, wenn sie es wollte, nach Grönland übersetzen zu lassen,—da war noch das officielle Missions-Collegium, das mit ledernen bureaukratischen Zügeln die von der dänischen Regierung immer noch fortgesetzte, aber erfrorene Mission in Grönland leitete. In England, da war gleichfalls noch aus älterer Zeit her, aber auch ohne kräftigen Lebenstrieb, die Propagationsgesellschaft, die mit Halle und Kopenhagen zusammengewirkt hatte; und da sproßten gerade in frischen Keimen die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gelegten Samentörner auf zu den seitdem so bedeutend gewordenen beiden großen Dissenter-Missionsgesellschaften, denen später die Episcopale und die Wesley'sche zur Seite traten. Sonst mochte es wohl auch in Deutschland manches einzelne Christenherz geben, in dem das protestantische Kirchengewissen seine Vorwürfe laut werden ließ über die vernachlässigte Pflicht, das Evangelium hinauszutragen bis an der Welt Ende, zumal jene neuen Anfänge in England mahnende Stimmen waren. So der Oberforstmeister v. Schirnding in der Lausitz, der Agent der Londoner Missionsgesellschaft für Deutschland wurde, und auf dessen Antrieb kurz vor dem Anfang dieses Jahrhunderts Jänike in Berlin das erste Missionsseminar der evangelischen Kirche gegründet hatte. Aber das waren einzelne ziemlich eng gezogene Kreise, in welchen also entweder in übriggebliebenen Herbststoppeln oder in frischen Frühlingskeimen Denkmäler der Mission vorhanden und gekannt waren. Sonst, wer gedachte ihrer in jener Zeit? in der großen Welt, auf Straßen und Märkten, in den Salons und in Hütten, wer wußte von ihr? Hätte man damals in einer der sogenannten gebildeten Gesellschaften, im Gespräch mit Einem von denen, die sich darauf zu gute thun, keine wichtige Bewegung auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens vor sich gehen zu lassen, ohne daß sie Kunde davon nehmen, die Mission auf's Tapet gebracht, würde er nicht gefragt haben, ob eine von Metternich oder vom preussischen Cabinet ausgegangene Mission gemeint sey; oder, des Näheren bedeutet, eine vornehme Miene angenommen und geantwortet haben, das sey eine pietistische Conventikelsache, auf die er sich nicht einlassen könne? Oder wäre man auf abgelegenen Dörfern unter ein Strohdach getreten, und hätte einem Bauer oder Tagelöhner die Mission nahe gelegt, würde er nicht mit dem Ausdruck verblüffter Verwunderung gesagt haben, er sey ein ungelehrter Mann und kenne die Bedeutung der welschen Wörter nicht! Mit welchem Mißtrauen sahen es damals die Compagnieen der überseeischen Monopole, wenn die Boten des Evangeliums ihre Handelsgebiete berührten, in der Furcht, daß sie Fanatiker wären, die eine ihren Handelsinteressen Gefahr bringende Aufregung unter den heidnischen Stämmen hervorrufen würden, und ließen sie wohl gar auf einem ihrer Schiffe vom Lande wegtransportiren, wie z. B. die englisch-ostindische Compagnie es dem trefflichen Judson'schen Ehepaar, das nachher in Birma einen Wirkungskreis fand, am Hugly würde gemacht haben, wenn sie

nicht den Händen ihrer Mitschriften durch die Flucht entronnen wären. Wie schwer hielt es selbst mitten in christlichen Ländern drinnen, bis bei bureaukratischen Behörden des Staats und der Kirche derselbe Verdacht einigermaßen verschwand, und öffentlichen Versammlungen für die Mission keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt wurden? Aber jetzt,—wer kennt jetzt die Mission? O, es mag auch wohl heutzutage noch Kreise geben, wo sie kaum oder wenig gekannt, und noch weniger geschätzt ist. Wo bis in die neueste Zeit herein ein Rühr und Conforten die Controlle über die Gasometer der Kirche in Händen gehabt, und jedes Sonnenlicht des Evangeliums, so viel an ihnen lag, ausgeschloffen haben, damit ihre Lampen der Aufklärung desto heller brennen möchten, da ist es nicht zu verwundern, wenn auch die Mission keinen oder doch keinen ausgebreiteten Eingang fand. Es ist noch nicht zwanzig Jahre her, daß vor einem Gerichtshof der Schweiz ein „Alt-Regierungsrath“ als Anwalt von Ruhestörern, welche auf pöbelhafte Weise eine Missionsversammlung unterbrochen hatten, in langer Rede auseinandersetzte, wie das evangelische Missionswesen nichts anderes als eine protestantische Parallele zu dem römischen Jesuitismus sey, und damit durchging, so daß die Urheber des Missionsgottesdienstes gestraft wurden, und die Rädelesführer der Rotte frei ausgingen. Es war nicht viel früher oder später, daß eine bureaukratische Behörde im heffischen Großherzogthum, ich erinnere mich nicht mehr, ob eine Kirchen- oder Polizei-Behörde, vor einem Missionsprediger warnte als vor einem herumstreichenden Subject. Aber auch in diesen beiden Gegenden ist es seitdem anders geworden. Im ganzen genommen, wer für die Zustände am Anfang dieses Jahrhunderts und für die jetzigen einigermaßen einen Blick der Schätzung hat, und in dieser Hinsicht eine Vergleichung anstellt, der wird staunen müssen über die Größe der Veränderung, welche in dieser verhältnißmäßig so kurzen Zeit die Mission in ihrer Anerkennung in christlichen Ländern gewirkt hat, und um so mehr, je näher er die Sache betrachtet, und mit in Rechnung bringt, welches die Wege und Mittel gewesen sind, durch die sie sich ihren Sieg und ihre Bedeutung errungen hat. Denn die bestehenden Mächte der Gesellschaft haben sie gar selten unmittelbar befördert, aber wohl vielfach geradezu ihr Hindernisse in den Weg gelegt, so daß sie im ganzen gegen den Strom sich ihren Weg brechen mußte. Und sind es große Capitalien gewesen, die ihr zu Gebote standen, mittelst deren sie durch den nervus rerum einen Strom weltlicher Electricität leiten und auf diese Weise Wunder wirken konnte? O, wie klein sängen ihre Mittel an! sie sind gewachsen, aber langsam, allmählich, zusammengefloffen in Kreuzern aus den schmalen Beuteln der Armen; ihr Weg ging vielfach durch Geldnöthen, mußte täglich Bitten um's tägliche Brod, und wußte oft nicht, wo sie es hernehmen sollte; denn sie fortwährend auf freie Beiträge angewiesen war, und das „debet“ ihrer Kasse rein im „credo“ derer lag, die an ihrer Spitze standen. Nicht durch irgend welche der Mächte dieser Welt hat sie ihre Erfolge errungen, sondern allein dadurch, daß „ihre Sache des Herrn, und ihr Amt ihres Gottes war.“ Aber dennoch ist sie fortgeschritten von Jahr zu Jahr,

so daß man die Frage „Wer weiß von ihr?“ jetzt getrost umkehren darf in die: Wer weiß nicht von ihr? Wenn es früher die verborgenen Kreise der Stillen im Lande waren, in denen ihre Bedeutung und ihr Rechtsanspruch erkannt und gewürdigt wurde, so sind es jetzt nur die obskuren Winkel, von allem Fortschritt der Zeit unberührt geblieben oder doch nur höchst einseitig davon berührt, wo sie nicht erkannt und anerkannt ist. Die Kirchenbehörden haben endlich einsehen und zugestehen müssen, daß, was sie lange für einen Bastard und ein Vagabundenkind hielten und erklärten, eine eheliche Tochter der Kirche ist, ja eine, die Erstgeburtsrechte hat, und daß die Verpflichtung gegen sie durch die lange und schmählige Hintanstellung zu einer desto größeren und dringenderen Schuld angewachsen ist; und sind sie auch noch vielfach lässig in directer Förderung ihrer Interessen, verhalten sie sich noch manchmal, um ihr böses Gewissen von früherer Zeit her zu verdecken, kalt und steif gegen sie, so können sie doch schon Schanden halber ihr nicht mehr die Thüre ihres mütterlichen Hauses vor der Nase zuschlagen, wie es sonst so häufig geschah. Wer kennt jetzt die Mission nicht? Es kann Niemand mehr auf eine auch nur einigermaßen universelle Bildung Anspruch machen, deren Erstrebung als Ziel der Erziehung ja das charakteristische Merkmal unserer Zeit ist, der von ihr keine Kunde hat; um so weniger, je mehr die Wahrheit intellectueller Bildung in's Auge gefaßt wird, als eine Bekanntschaft mit und Theilnahme an den großen geistigen und materiellen Hebeln der Zeit, die die Träger sind des Adels und der Kraft, die Normen des Lebens und Strebens der Gegenwart, sofern sie nicht blos augenblickliche, sondern weltgeschichtliche Bedeutung hat, und die das Material und die Formen zusammenschaffen, aus welchen die Zukunft sich ihr Haus erbauen soll; noch weniger, wenn die tiefere Wahrheit der Bildung als einer nicht blos intellectuellen, sondern ethischen und religiösen erkannt wird, wie sie nothwendig erkannt werden muß, wenn dem Genüge geschehen soll, der nicht blos auf eine gleißende Schale, sondern auf einen gefunden und lebenskräftigen Kern sieht, als einer Bildung, der es um die Förderung des individuellen Geisteslebens in seinem innersten Heiligthum zu thun ist, zur Erreichung des von Gott dem Menschengenossen gesetzten ewigen Zieles, und die ein Herz weit genug hat, um in diesem Verlangen nach dem Kommen des Reiches Gottes—denn welches andere Ziel haben die Kriege und Siege dieses Reiches auf Erden?—nicht blos sich selbst, nicht blos die nächste oder weitere Umgebung, sondern die ganze Welt zu befassen, so daß, gleich den Engeln Gottes (Luc. 15, 10), keine lebende Seele auf Erden ihm gleichgültig ist. In solcher Bildung erst ist wahre Humanität, und sie ist nichts anderes, als was das Christenthum in jeder Menschenseele wirken will. Wer sieht aber nicht, daß sie in ungezwungener Consequenz geradezu auf die Mission hinführt, so lange noch eine Heidenseele auf Erden übrig ist? Von diesem Punkte aus ließe sich wohl vieles über die Mission sagen.—Doch ich habe schon wieder, nicht ein Brief-Privilegium benützt, sondern bin unversehens darenin gefallen, in das der gelegentlichen Digression; ich wollte eigentlich von der Bedeutung der Mission reden, die sie

in der wirklichen Bildung der Zeit hat, nicht von der Bedeutung, welche die Idee wahrer Bildung für sie fordert. Aber Sie sehen, wie nahe die Abirrung lag; ich kehre um, die letztere Seite mag später ihre Stelle finden. Ich habe nun einmal den gut deutschen Fehler an mir, obgleich, beiläufig gesagt, ich mich kaum mit Recht einen Deutschen nennen darf, daß ich nicht gut von einer Sache reden kann, ohne, selbst unwillkürlich, ihre Idee und innere Wahrheit zu suchen. Aber universelle Bildung, nicht blos soi-disant, sondern nach der Fülle und Wahrheit ihrer Idee, wer hat sie? Sie kommt in einzelnen Elementen, die einen zu diesem, die andern zu jenem: kein einzelnes Individuum, ja kein Volk besitzt die Gesamtheit in ihrer Fülle und Harmonie. Um das oberflächliche, wurzel- und zusammenhangslose Flickwerk, was die Welt gewöhnlich Bildung nennt, gebe ich nicht viel. Wohl dem, der, wenn auch noch so unscheinbar, den Theil ihres Kernes besitzt, der in unmittelbarer Consequenz, der Consequenz des Herzens, die Mission in sich begreift.

Doch, um wieder ganz auf meinen Gegenstand zu kommen, in der Zeitbildung und Zeitbewegung, wie sie nicht Idee, sondern wirklich ist, wie weit erstreckt sich da die Bedeutung und Anerkennung der Mission? Blicken wir in die Höhe, —ist sie unbekannt und ohne Theilnahme geblieben in den Palästen, in den Staatsbureaus, in den Salons &c.? Wer weiß es nicht, daß sie in neuerer und neuester Zeit in Cabinetten und vor Parlamenten manchmal schon zur Verhandlung gekommen ist, und daß sie bei solchen Gelegenheiten keine Rückschritte gemacht hat, sondern in stetigem Fortschritt immer mehr von der Anerkennung ihrer Bedeutung bekommen hat, die ihr gebührt? Ich habe selbst vor einem gekrönten Haupte, unter vier Augen, Fragen über sie beantwortet, Fragen, die nicht etwa mit leerer vornehmer Gönnermiene gemacht wurden, sondern mit dem Ernst und unverkennbaren Ausdruck wirklichen Interesses, wenn nicht des Herzens, so doch des Kopfes. Ich erinnere nochmals daran, daß in derselben Hauptstadt noch ein gouvernementales Missionscollegium besteht, ich weiß kaum ob noch besteht, vor wenigen Jahren wenigstens noch bestand, wenn auch ohne wahres Missionsleben, das zu sehr aus dem freien Wehen des Geistes geboren wird, als daß es sich leicht in bureaukratischen Formen festhalten ließe. Ich kann ferner aus eigener Erfahrung hinzufügen, daß dieselbe Regierung die Baseler Mission auf ihrem Gebiete an der Goldküste nicht nur gewähren ließ, sondern ihr manche directe Begünstigungen zu Theil werden ließ, selbst solche, die mit pecuniärem Verlust für die Regierungskasse verbunden waren; und es war gewiß ein starkes Zeugniß ihrer Anerkennung der Mission, daß sie selbst in ihrer Colonie die Kirchen- und Schulsache aus der Hand ihres eigenen dahin gesandten Predigers nahm, und in die Hände der Missionare legte, nebst der Ueberweisung einer jährlichen Geldsumme für Kosten und Arbeit. Ich persönlich—Sie wissen es ja—habe keinen Grund, dieser Regierung zu schmeicheln, oder ihr sonst in jegiger Zeit etwas gutes nachzusagen, aber das muß, wer die Missionsgeschichte kennt, bekennen, daß sie sich auf diesem Gebiete ein edles Denkmal gesetzt hat, das in Wahrheit *ære perennius* seyn wird, und

daß Grönland, Lappland, Tranquebar, Serampore, St. Thomas &c. in dieser Hinsicht einen Ehrenfranz um den Thron der oldenburgischen Dynastie flecten, wie ihn wohl kein anderer aufzuweisen hat; und es sey hier beiläufig erwähnt, um so mehr, da ich es in geschichtlichen Referaten über diesen Gegenstand gewöhnlich ignorirt gefunden habe, daß dieselbe Regierung es war, die aus freiem Antriebe zuerst in ihren Colonieen den Sklavenhandel verbot, noch eine gute Weile früher, als im englischen Parlament der edle Wilberforce mit seinen menschenfreundlichen Bemühungen durchdrang, obgleich es wohl vorauszu sehen war, daß von da an wenigstens die afrikanischen Colonieen eine Bürde für den Fiscus statt einer Quelle des Einkommens werden würden. Auch von deutschen Regierungen ließen sich wohl Zeugnisse beibringen, daß die Missionsache immer mehr Anerkennung bei ihnen gefunden hat, so weit sie damit in Berührung traten. Es sind auch von diesen Höhen Beisteuern für die Mission heruntergesehen, —ich hoffe, auch Gebete für sie hinaufgestiegen zu den höchsten Höhen, als Beitrag nicht blos zu der Mission, sondern durch sie zur *dōxa* *θεοῦ ἐν ὁρίοις* (die Zeit selbst singt ja gerade das Engellied in der Vorempfindung jedes Christenherzens). Das weiß ich, daß die Repräsentanten der Mission in der Litteratur hineingedrungen sind in die Fürstengemächer, —und gelesen worden? wenigstens hie und da; haben auch sonst wohl ihren Weg auf manchen Salontisch gefunden, in manches *Boudoir* parfümirter Damen. Doch genug dessen, —die Mission fragt nicht nach äußerem Glanz, sondern nach Menschenseelen, und die unterm Bauernkittel, oder auch unter gar keinem Kittel, sondern unter einer nackten schwarzen Haut, wiegt auf ihrer Wage ebenso schwer, wie die, die in Purpur und Seide daherbraust, ja wohl auch manchmal darin verbraust.

Doch noch eins von den Heerstraßen des Völkerlebens. Wie ganz anders ist die Stellung der Handelscompagnieen zu ihr geworden! —der Handelscompagnieen? —doch, halt! —daß wir nicht Feigen von Disteln zu lesen suchen. Ach, leider, an diesem Orte sind wohl wenig gute Früchte zu sammeln. Es giebt ja, Gottlob, in unserer Zeit auch wohl Kaufleute, die mit Hand und Kopf Handel treiben, und wohl so wacker d'ran gehen, aber doch das Herz frei behalten für das Verlangen nach der Einen köstlichen Perle, die mehr werth ist, als alle Schätze Indiens, und wenn es seyn müßte, für sie alles hingeben würden; die sich freuen, wenn sie durch die Bahnen ihres Handels dem Herrn einen Weg in der Wüste bereiten können, und ihre erworbenen Schätze für gering achten, wenn ihre Hingabe dazu dienen kann, den Tempel des Reiches Gottes, oder irgend einen seiner vielen Vorhöfe zu bauen; und vor solchen Kaufleuten hab' ich gewaltigen Respect, und will kein Wort zu ihren Unehren gesagt haben. Aber wo nicht blos Hand und Kopf in commerciellem Betrieb thätig sind, wo den ganzen Tag und das ganze Jahr nichts als mercantile Luft eingeathmet wird, und nichts als mercantile Luft ausgeathmet wird, daß beides, Herz und Lungen, voll davon geworden sind, und ist in's Blut gedrungen, und hat Seele und Leib durchzogen, und hat sich abgelagert in Fleisch und Flecken und Fibern,

daß bis auf Haut und Haare hinaus der ganze Mann ein ganzer Jünger Mercur's geworden ist,—da, o da ist Hopfen und Malz verloren. Da hat sich der Gott Mammon im Herzen festgesetzt, und hat den ganzen Raum für sich eingenommen, und hat sich darin verbaut, und für Jedem und Alles sonst nur eine Thür offen gelassen, die nicht größer ist als ein Schlüsselloch, ja nicht größer als ein Nadelöhr, durch das nicht nur kein Kameel hindurch gehen kann, sondern nicht einmal ein einzelnes Haar des Esels, auf dem der Herr kommt, um sein Reich in Besitz zu nehmen. Und wenn nun gar eine ganze Compagnie von Solchen zusammenkommt! O, da ist wohl wenig Hoffnung, daß, wo sie als Wächter an die Thore gestellt worden sind, sie dem Herrn, wenn er kommt, aufstehen werden. Und wahrlich, sie haben ihr bestes gethan, um sie ihm verschlossen zu halten. Aber darum hat er auch über sie gesprochen: „Siehe, dein Haus soll dir wüste gelassen werden, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit deiner Heimsuchung!“ O stindien war ja ihr Jerusalem. O ja, ihre Stellung zur Mission ist eine andere geworden. Aber nur weil eine stärkere Hand über ihre Mauern gekommen ist. Schritt vor Schritt haben sie weichen müssen, aber sind auch jedesmal nur eben so weit gewichen, als sie mußten. Sie haben wohl dazu dienen müssen, dem Reiche Gottes Bahnen zu bereiten, aber sie haben's gethan wie Pilatus und Herodes, auf daß die Schrift erfüllt würde durch sie und an ihnen. Sie sind's gewesen, die das Missionskindlein von Anfang an verfolgt, die es auf eine Zeit landflüchtig gemacht, die es gar umgebracht hätten, wenn es in ihre Macht gelegt gewesen wäre. Sie sind's gewesen, die Tausende und Hunderte von Tausenden zu den Götzenfesten der Heiden gegeben, aber das Wort Gottes von ihren Schulen ausgeschlossen gehalten, und die Friedensboten des Evangeliums nur mit scheelen Augen haben gewähren lassen, weil sie nicht anders konnten. Sie sind's gewesen, die Schiffsladungen von Opium nach China führten, als Brennmaterial, um ein Feuer der Hölle anzuzünden, darin die Armen und Verirrten an Leib und Seele verdorben würden, und die lieber das Blut ihrer Brüder vergossen und mit Feuer und Schwert darein stürzten, als daß sie ihren schändlichen Gewinn hätten fahren lassen. Und das Blut ihrer Brüder aus China und aus Ostindien hat den Himmel um Rache geschrien über sie, und die Stimme des Blutes ist vernommen worden von dem Herrn in der Höhe, von ihm, der gesprochen hat: „Ich will eures Leibes Blut rächen, und will es an allen Thieren rächen; und will des Menschen Leben rächen an einem jeglichen Menschen, als der sein Bruder ist. Wer Menschenblut vergießet, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden: denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht.“ Ja, sie ist vernommen worden, und der Herr ist herniebergefahren zur Rache, und hat Gericht geübt auf Erden, o ein Gericht, das wohl so stark redet, wie das über Sodom und Gomorra. Und die Kunde davon ist ausgegangen in alle Lande, und ihre Rede bis an der Welt Ende, daß nicht Sprache noch Rede ist, darinnen man nicht ihre Stimme gehört hat. Wer hat sie nicht vernommen, diese Kunde, wem ist sie nicht mit Schauer und Entsetzen durch Mark und Bein gefahren, als ein lautes Zeugniß davon,

daß Gott der Herr im Regiment sitzt, als ein eifriger Gott, der der Väter Missethat heimsuchet an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied? Ja an den Kindern, an den Unschuldigen,—das war das Schaudererregende in diesem Gericht. Und war es denn doch kein Gericht der gerechten Vergeltung? „Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege!“ Seine Wage der Gerechtigkeit hängt vom Himmel herunter, und wir sehen ihre Schalen wohl, die Schale des Zorns und die Schale der Gnade. Es wird vor unserem Blick manches in diese geworfen, was in jene gehört hätte, und manches in jene, was von unserem Urtheil in diese gesprochen worden wäre. Aber die Kinder der Gnade finden auch in der Schale des Zorns eine Stätte der Gnade und des Heils, und die Kinder des Zorns finden auch in der Schale der Gnade Zorn und Verdammniß. Das Jünglein der Wage ist im Himmel droben, hoch über den Wolken, unserem Blick entzogen und es sind andere Geseze als die irdischer Mechanik, die es dahin oder dorthin neigen; wenn wir es dereinst sehen werden, dann werden wir mit Augen schauen, was wir hier erst im dunkeln, aber doch untrüglichen Spiegel des Glaubens als von ferne erkennen, daß es die rechte Balance gehalten hat, und auch kein Härlein davon abgewichen ist. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,“ hat Einer gesagt; o ja, und ein Weltgericht, das ein Gottesgericht ist. Aber Gott wirkt auf Erden vor den Augen der Menge, als ein Mann, der en-gros-Geschäfte macht, der als wholesale-dealer schafft; Er ist auch Detaillist, o er geht mehr in's Detail als kein Auge sieht und kein Verstand begreift, aber seine Rechnungen bleiben oft lange ausstehen, und erst an jenem Tage werden die Bücher aufgethan, und alles bereinigt werden, daß auch kein „unnützes Wort“ übergangen werden soll. „Gottes Mühlen mahlen langsam, doch sie mahlen schrecklich fein,“ ist ja zum bekannten Spruch geworden; und eine andere Ordnung herrscht drin als in unseren Mühlen: wir sortiren vorher, und machen oft, o wie oft, Mißgriffe, daß wir edle Körner unter den Solchsamem werfen; Er sortirt nachher, und so, daß kein Mehlsäubchen übergangen wird, das nicht seine rechte Stelle fände. Wir fragen oft in Ungebuld: „Willst du, daß wir hingehen und das Unkraut ausgäten?“—Er antwortet: „Nein, laßet beides mit einander wachsen bis zur Erndte.“

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz aus dem Westen der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Aus den Mühen unseres Berufes führt uns die nahekende Weihnachtszeit abermals auf die Höhen göttlicher Verheißung. Mancher Arbeiter im Weinberge des Herrn spricht mit dem Propheten (Jes. 49, 4): Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kräfte umsonst und unnützlich zu, wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist.—Kann Jemand verzagen, so ist es ein Prediger des Westens; gleichwohl gilt auch für uns Ps. 24, 1: die Erde ist des Herrn, und was darinnen ist, der Erdboden, und was darauf wohnt; unser Trost bleibet die Verheißung Jes. 49, 6. „Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme Jacob's aufzurichten und das Verwahrlosete in Israel wieder zu bringen, sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seyest mein Heil bis an der Welt Ende.“ Mögen darum auch dunkle Schatten auf der deutschen Bevölkerung dieser Gegend des ferneren Westen ruhen, der Herr bleibt unsere Zuflucht für und für.

Zunächst sey es einem Correspondenten aus dem Westen erlaubt, die verschiedenen Elemente der hiesigen Bevölkerung namhaft zu machen, denn eben diese Verschiedenheit, nach Nationalität und Bekenntniß macht theilweise unsere Arbeit im Westen so sauer. Hier wohnen der Norweger und Schweizer, der Pommer und Irländer, der aus Canada eingewanderte Franzose, der Schotte und der Sachse auf dem Raume weniger Quadratmeilen neben- und durcheinander. Wie schwierig wird dadurch die kirchliche Organisation dieser christlichen Bevölkerung! Hier ist ein Hinderniß, die verschiedene Landessprache der Eingewanderten; der Norweger singt mit dem deutschen Lutheraner dieselben Gefänge unserer Väter, aber beide verstehen sich nicht; der Amerikaner und Schweizer haben dieselben Lehren Zwingli's und Calvin's, doch ist aus Mangel an Verständniß keine Gemeinschaft in einer Kirche möglich. Dazu die Verschiedenheit der Confessionen! Dort leben mehrere sächsische lutherische Familien unter katholischen Irländern, hier einzelne katholische Familien unter deutschen Protestanten. Diese Schwierigkeit, unsere deutschen Glaubensgenossen mit Wort und Sacrament zu bedienen, möchte ich behaupten, vermehrt sich jährlich. Ist doch der Westen Nordamerika's das große Reservoir für die Auswanderung Europa's, ja der Schauplatz, wohin Mißgeschick und Habsucht so manchen eingeborenen Amerikaner aus den östlichen Staaten führt. In Wisconsin findet man jährlich Zuzüge aus Pennsylvanien, Ohio, dem Staate New York u. A., nicht weniger in Iowa, Minnesota und Kansas. Was wird aus diesen so verschiedenartig zusammengewürfelten Elementen der christlichen Bevölkerung in Zukunft werden? Kann die lutherische Kirche mit ihrer Augustana auf die

Dauer sich hier halten? Welche Zukunft liegt aber für uns Bewohner des Westens vor uns! Im Jahre 1790 zählten die Ver. Staaten 1,900,000 Einwohner, 1850 dagegen 13 Millionen und 1858 vielleicht 23 Millionen weißer Einwohner. Das macht alle 10 Jahre eine Zunahme von 38 Procenten, wenn wir 60 Jahre zurückschauen. Unter solchen Verhältnissen können im Jahre 2000 p. Chr. 200 Millionen Menschen zwischen dem stillen und atlantischen Ocean wohnen. Schwerlich wird diese Bevölkerung denselben religiösen Typus bewahren, welchen die östlichen Staaten als Erbtheil der ersten Colonisten dieses Landes, der Independenten, auf eine so segensreiche Weise sich erhalten haben. Die Auswanderung nach dem Westen Nordamerika's ist in unseren Tagen höchst verschieden von der Bevölkerung, welche vor 100 Jahren und länger an den Küsten des atlantischen Oceans landete. Man vergleiche einen William Penn gesegneten Andenkens und einen Struwe oder Heder aus dem Jahre 1848, man vergleiche die frivole Gottesverachtung der Zeitschriften deutscher Zunge in unseren Tagen mit den Gebeten und Predigten der Plymouthbrüder. Es zeigt der Correspondent des Westens auf eine Zukunft der Kirche hin, welche vielleicht dem Antichristenthume näher führen wird als dem tausendjährigen Reiche. Das ist der geschichtliche Boden unserer Zukunft, Thatsachen, welche von theologischen Zeitschriften amerikanischer Zunge zu leicht aus Eitelkeit übersehen werden.

Gehen wir nun auf die kirchlichen Bedürfnisse dieser christlichen Bevölkerung näher ein, so beantworte man zunächst die Frage, woher sollen alljährlich für 100,000 Protestanten deutscher Zunge Prediger, geschweige Schullehrer kommen? Unsere Seminare in diesem Lande, so viel Mühe und Arbeit ihre Errichtung kostet, sind für solchen Bedarf nicht ausreichend. Der Zufluß von 10 bis 15 Missionszöglingen deutscher Missionsanstalten verschwimmt, wie ein Tropfen im Meere, wenn wir den Blick auf unsere deutschen Glaubensgenossen von New Orleans bis zum Lake superior, Californien und Texas mit eingezeichnet, richten. Geseht, der Herr sorgte über unser Bitten und Verstehen für diese durch Christum theuer erkauften Seelen, so rückt uns die zweite Frage näher, woher der Unterhalt für jährlich 100 neue Prediger, für so viele neue Kirchen, woher die Mittel? Der Prediger im Westen theilt Hunger und Durst, Frost und Hitze mit den deutschen Colonisten, trotzdem will er doch leben, Nahrung, Kleidung, Wohnung kann der am wenigsten entbehren, welcher auf einen Acker säen soll, der Früchte zur Ewigkeit bringt. Die Worte des Herrn Matth. 10, 10 „denn ein Arbeiter ist seiner Speise werth“, oder seines Apostel Gal. 6, 6 „der aber unterrichtet wird mit dem Worte, der theile allerlei Gutes dem mit, der ihn unterrichtet“ scheinen in den Ausgaben der Bibeln Nordamerika's zu fehlen, wenigstens fehlt unseren hiesigen Protestanten das Bewußtseyn, auch ihre Prediger leiblich versorgen zu müssen, in hohem Grade. jüngsthin kam eine lutherische Predigerfamilie aus dem nördlichen Theile des Staates Michigan zurück; ihr Zustand war durch die Schuld der dortigen deutschen Gemeinde so jammervoll, daß die Pfarrfrau aus Hunger und Entbehrung ein

Opfer des Wahnsinns geworden war. Der Gehalt der hiesigen Prediger, selbst in den bedeutenderen Städten des Westens, ist verhältnismäßig gering. Die Gerechtigkeit, daß ein Arbeiter für seine Dienste Lohn empfängt, wird dem evangelischen Prediger unter den Deutschen selten im ganzen Umfange zu Theil; man versichert sich oft im Voraus bei Unterzeichnungen für den Gehalt, daß solche Summen nie gerichtlich eingeklagt werden. Wie viele Klagen würde es in dieser Beziehung geben, wenn die lutherische Kirche mit ihren Predigern und Missionaren den Einwanderern bis an die äußersten Grenzen des Nordens und Westens folgte, wo die leibliche Noth in den ersten Jahren entsetzlich groß zu seyn pflegt! In Beziehung auf Kirchengebäude und Pfarrwohnungen müssen geringe Ansprüche gemacht werden; für 100—300 Dollars läßt sich schon eine entsprechende Blockkirche bauen, für dieselbe Summe ein Pfarrhaus, wenn die Farmer Holz und Arbeit umsonst liefern.

Fehlen nun uns bei der Frage: woher nehmen wir Brod in der Wüste für unsere Prediger, die Antworten, werden wir auf Den gewiesen, welchem alles Silber und Gold gehört, so sind wir im Westen doch noch nicht am Ende aller Schwierigkeiten. Neue entstehen bei der eigentlichen Organisation der Gemeinde. An vielen Orten herrscht der Unglaube so vor, daß der Prediger die Bekenntnißfrage der Gemeinde kaum berühren darf; demgemäß haben manche Gemeinden Kirchenordnungen, denen zu Folge der Prediger bei der Gemeinde-Versammlung nicht zugegen seyn darf. Anderwärts herrscht confessionselles Bewußtseyn. Es kommen Fälle vor, daß luther. Gemeinden sich spalten, weil der eine Theil, Altbayern und Pommern, einen Altar mit Kerzen und Crucifix verlangen, die Anderen, Hessendarmstädter und Badenser, darin Katholizismus wittern. Beide eifern nach ihrer Meinung um des Herrn willen. Auch kann hier der große Jammer, die feindselige Stellung der deutschen Synoden, namentlich der lutherischen zu einander, nicht verschwiegen werden. Der Zankapfel, ob zu Grabau oder zu den Missouri-Lutheranern, ob zur Wisconsin- oder Ohio-Synode, ob Apollo oder Paulus oder Rephas, ist ein Mal auf dem Gebiete der Kirche Nordamerika's da. Mögen diejenigen, welche diesen Kampf führen, doch nicht vergessen, welchen Sieg sie dem Fürsten der Finsterniß bereiten! Hier freuen sich die Atheisten, dort lachen römische Priester, während lutherische Prediger ihre Synodalkriege führen. Mancher Protestant hat mich versichert, ich gehöre zu keiner Confession, wollte ich mich wegen meiner Kinder einer bestehenden Kirche anschließen, so würde ich katholisch werden; die Katholiken zanken doch nicht, polemisiren doch nicht gegen einander. Viele Schwache werden in ihrer Anhänglichkeit und Liebe zum Hause ihres Gottes durch die fortwährende Polemik ihrer Prediger gestört. Dieses ganze Treiben macht die Synoden im In- und Auslande verächtlich; jedes gemeinsame Unternehmen, die Errichtung von Universitäten, die Theilnahme an der inneren und äußeren Mission wird in seinem Ursprunge gelähmt. Wie stolz schauen die katholischen Dome in St. Louis, Milwaukee, Chicago auf die unbedeutenden Kirchen der durch Zwist gelähmten deutschen Protestanten herab! Schon erstehen Klöster

durch zahlreiche Mönchs- und Nonnenorden in allen Theilen des Westens, das Bisthum katholischer Priester blüht, und wir Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche können unsere Orthodorie nur auf dem Papier einiger lutherischen Streitschriften aufweisen. Wir rufen unseren römischen Gegnern zu: „Verlasset euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen, hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel, bessert euer Leben und Wesen, so will ich bei euch wohnen an diesem Orte (Jer. 7, 4), spricht der Herr euer Gott.“ Aber wahrlich, auch uns selbst sollten wir nicht vergessen, als könnte unsere lutherische Orthodorie uns retten, wenn der Westen Nordamerika's ein Feld voller Todtengebeine geworden ist. Ist nicht die Kirche des 31. Octobers 1517 aus der Buße geboren? Soll nicht diese Kirche ihr Leben lang Buße thun, wenn sie will nach den 95 Sätzen ihres Gründers, des Dr. Martin Luther, Gottes Magd d. h. orthodox lutherisch bleiben. Ich sah die Kirche, darin ich geboren bin, zu der ich mich bekenne, im Westen an. Was erfuhr ich? Methodisteprediger waren überall vorgebrungen, kein County, wo ihr Fuß nicht gewandelt, ihr Mund nicht geredet. Dagegen fand ich Hunderte, ja mehr denn ein Tausend lutherischer Familien, zu welchen noch kein deutscher Pastor Aug. Conf. gekommen war. Kennt ihr aber auch, liebe Leser, diese Auswüchse des Christenthums, leider muß ich sagen des Protestantismus? Habt ihr den wilden Gefängen einer Lagerversammlung von Albrechtsleuten hier im Westen beigewohnt? Welche Scenen kommen dort bei den nächtlichen Versammlungen vor! Welch' eine Caricatur der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit! Was würde ein John Wesley sagen, kehrt er von der Lagerversammlung dieser Schwarmgeister mit uns in sein Kämmerlein heim? Hier eilen Männer bis an den Hals in den nahen Morast und versichern, ihnen sey der Heiland dieses Mal lebhaftig erschienen, dort zerzausen sich Weiber, als siele der Wahnsinn über sie, ihr Haupt, während andere in todesartigen Krämpfen daliegen. Dieses Wesen hat hier im Westen freien Spielraum, diese Schwärmerei zieht in größeren und größeren Kreisen durch die deutsche Bevölkerung, nicht weil die Einwanderer dieses vorziehen, sondern weil sie des Wortes, des reinen Evangeliums ihrer eigenen Kirche ermangeln. In Wisconsin ist mir ein Städtchen von kaum 4000 Einwohnern bekannt; es hat ein bedeutendes Methodist-College mit 300 Schülern und sonntäglich ziehen 14 Prediger aus der Stadt auf's Land, um die Seelen vom Tode zum Leben zu führen. Es hat diese evangelische Gesellschaft, die Albrechtsleute, ein unruhiger Geist, das Kennzeichen aller Secten, befallen, sie findet nur in Propaganda à la Rome ihre Befriedigung. Schneidermeister, Metzger, Farmer besteigen ihre Rosse und durchziehen im Wetteifer die Niederlassungen der Deutschen. Auf die Frage, welchen Glaubens, antworten sie höchst unverfänglich „evangelisch.“ Ihre ersten Predigten ertönen sämmtlich von der Versicherung: Silber und Gold verlangen wir nicht; dabei wird den deutschen Protestanten ganz leicht um's Herz. Haben sich diese Prediger eingemistet, so predigen sie oft Jahre lang, ehe ihre eigentliche Absicht, die Glieder der evangelischen Kirche

Deutschland's zu ihrer Gesellschaft überzuziehen, an den Tag kommt. Endlich sind einzelne Seelen oder Familien für den Augenblick der Entscheidung reif; nun rückt die Bußbank hervor, die nächste Lagerversammlung wird empfohlen. Im allgemeinen ist die deutsche Bevölkerung dieser Erscheinung des religiösen Lebens schon um ihrer Strenge wegen abgeneigt; doch wird in der Regel der Gemeinfinn dadurch gestört, die Gründung lutherischer Gemeinden erschwert. Es fehlt nicht an polemischen Ausfällen gegen die todte lutherische Kirche; ihre Diener heißen oft Bauchpaffen; die Kindertaufe und das heilige Abendmahl werden in ihrer Würde heruntergesetzt. Wenn der Herr der Kirche solche Versuche, seinem Namen die Ehre zu geben, je zuweilen segnet, so sollte doch unsere deutsche lutherische Kirche dieses Landes bedenken, daß dieses Missionsgebiet ihr von Gott und Rechtswegen zukommt. Auf die Dauer kann der Methodismus das Salz des Westens nicht seyn; er hat keinen Religionsunterricht, keinen gründlichen Gemeindebau, die Jugend, das Geschlecht der Zukunft, läßt er ganz aus den Augen. Es ist ein Kreuzzug gegen Irreligiosität, Unglauben und Sünden der Welt eigener Art. Wäre seine Erscheinung nicht so sehr ausgetart, so hätte er im Westen unter der deutschen Bevölkerung eine große Mission.

Haben wir bisher dem Leser die verschiedenen Elemente der hiesigen christl. Bevölkerung näher zur Anschauung gebracht, so werfen wir jetzt einen Blick auf den religiösen und sittlichen Zustand unserer deutschen Glaubensgenossen im Westen. Der Geist eines Volkes spricht sich in seiner Litteratur, besonders in den Zeitschriften und Tagesblättern aus. Von den 121 deutschen Zeitschriften, welche nach der Quincy Tribune innerhalb der Ver. Staaten erscheinen sollen, zählt der Westen verhältnißmäßig viele; 10 erscheinen in Wisconsin, 9 in Missouri, 3 in Iowa u. s. w. Fast alle politischen Zeitungen des Westens sind dem Christenthume feindlich. Es schreibt ein solches zu St. Louis herauskommendes Blatt dreistweg in den Tag hinein: „Kein Individuum kann als menschliches Wesen leben, in keiner Familie kann wahres Glück blühen, die ganze Menschheit zieht den Irrweg, so lange der schäußlichste Pöpanz: Gott, Unsterblichkeit und ewige Vergeltung seine Herrschaft über die Geister führt.“ Diesen an Wahnsinn grenzenden Behauptungen eifern andere beliebte Tagesblätter in traurigster Weise nach. Zu Cincinnati, St. Louis, Milwaukee und in unzähligen kleinern Städten des Westens wurde der Geburtstag des Sancho Panza des Unglaubens, eines Thomas Paine, mit Jackelzügen, Zechgelagen und Reden gefeiert. Besonders sind in solchen Tagen die sogenannten Turnvereine auf den Beinen. Doch hat der Geist der Gotteslästerung und der Feindschaft wider Christen wohl seinen Höhepunkt erreicht. Viele Landkirchen werden an demselben Orte gebaut, wo nach dem Jahre 1848 ein aus Deutschland vertriebener Vagabunde der katholischen Kirche offen gegen das Christenthum, Pfarrherrschaft, Bibel und Kirche zu Felde zog. Dazu hat die letzte schwere Krisis, die Geldnoth des ganzen Vaterlandes, auch den deutschen Bewohner des Westens nüchterner gemacht. Traurig ist noch immer die Opposition gegen die Kirche aus dem Kreise der Salons und Whisky-Kneipen; trauriger

die Erscheinung, daß der vornehmere, sich für gebildet haltende Theil der deutschen Bevölkerung sofort sich zurückzieht, sobald Zions Mauern gebaut werden sollen. Es führt diese Erscheinung zu einem traurigen Vergleiche mit den Gliedern der amerikanischen evangelischen Bevölkerung, welche die Reichen unter den Deutschen tief beschämt.

Von diesen am Tage liegenden Erscheinungen des Unglaubens gehen wir auf ein tiefes, im Verborgenen schleichendes Gift unserer deutschen Bevölkerung im Westen, wie in ganz Amerika über. Der Krebs unseres Christenvolkes ist Materialismus, Geiz, Habucht und Gewinnucht. Ist doch dieses der charakteristische Zug der Gegenwart überhaupt, namentlich des anglo-sächsischen Volkes; sollten von ihm nicht auch unsere deutschen Glaubensgenossen angesteckt seyn? Um goldene Tage zu finden, trogen diese deutschen Landesgenossen den Stürmen und Gefahren des Oceans, während die mit Gott und ihrem Loose Zufriedenen daheim blieben. Im Allgemeinen findet man daher hier eine Bevölkerung, welche irdische Wünsche nach der Fremde führten. Dazu werden die von Deutschland her an geringe Löhnung gewöhnten Arbeiter durch den reichlichen Verdienst noch mehr angezogen. Zu diesen, wenigstens auf dem Wege der Rechtlichkeit ein Besitzthum Erwerbenden, kommt die Anzahl solcher, die wegen Verbrechen oder in Folge politischer Umwälzungen die alte Heimath mit einer neuen vertauschen mußten. Ausnahme von dieser Regel machen die aus Preußen und Sachsen ausgewanderten sogenannten Altlutheraner, deren Reisezweck die Erhaltung der reinen lutherischen Kirche im neuen Welttheile war. Wie bitter Manche, namentlich durch einzelne Prediger, Wölfe in Schafskleibern, enttäuscht wurden, ist bekannt, gleichwohl hat sich unter diesem Theile deutscher Glaubensgenossen noch viele Gottesfurcht erhalten. Es sind die Altlutheraner stets die ersten, welche Material für deutsche Kirchen der unveränderten Augustana mit Freuden herzutragen. Ihnen folgen die gläubigen Pommern, welche Luther's Postille, Brestberger, Bollhagen's Gesangbuch hoch in Ehren halten. Auch Schwaben, Sachsen, Hannoveraner, Mecklenburger halten in der Regel noch auf Haus- und öffentlichen Gottesdienst; namentlich finden sich die Folgen der letzten Erweckungen unserer deutschen Mutterkirche bei den zuletzt hier Eingewanderten wieder.

Bei der Beurtheilung des religiösen und sittlichen Zustandes unserer deutschen Bevölkerung im Westen müssen wir die Sonntagsfeier betrachten. Daß der Tag des Herrn im Osten heiliger gehalten wird, als im Westen, bezweifelt Niemand; allein, wie traurig es unter Hunderten, ja Tausenden deutscher Familien aussehen muß, wo seit der letzten Predigt im deutschen Vaterlande man nach fünf bis sieben Jahren noch keine in Amerika wieder hören konnte, ahnen wohl Wenige. Es ist nicht genug, daß einzelne Familienväter sonntäglich der Arbeit sich ganz hingeben; Manche lästern dabei Gottes Majestät im Himmel. Weltliche Vergnügen, Trinkgelage, Bälle, Liebhabertheater sind das Residuum des deutschen Sonntags, womit die christliche Bevölkerung in den Städten zufrieden zu seyn scheint; am schlimmsten sieht es in

der Regel in den kleinern Städten aus, wo der Unglaube am frechsten auftritt. Aus solchen Gegenden möge hier ein Beispiel aus dem letzten Monate Platz finden. Eine deutsche Farmerfamilie war nebst andern lange Zeit ohne Prediger und Gottesdienst. Die regelmäßige Beschäftigung des Familienvaters bildete am Tage des Herrn die Jagd. Endlich kommt dorthin ein Prediger. Bei dem Schwiegersohne war Kindtaufe, während der Sohn in dem benachbarten Hause zwei Schweine an demselben Sonntage während der Kirchzeit schlachtete. Der Prediger hatte an demselben Sonntage ein lautes Zeugniß gegen die Sabbathschänder gegeben. Am folgenden Montage gerieth der Sabbathschänder in die Dreschmaschine und verlor auf eine entsetzliche Weise sein Leben. Die ganze Umgegend sah hierin um so deutlicher Gottes Finger, als es allgemein bekannt war, daß Vater und Sohn sich oft fluchend den Tod gewünscht. Wo die Bibel vergessen, der Familiengottesdienst aufgehört hat, sieht es in der Regel höchst traurig aus. In solchen Häusern hören Taufe und Abendmahl auch auf. In manchen Counties taufen in Ermangelung ordinirter Prediger reisende Methodistenprediger; in andern Gegenden überträgt es die Bevölkerung frommen, ehrwürdigen Greisen. Doch finden sich viele deutsche Familien, wo von sechs Kindern kaum drei getauft sind, andere, wo kein Kind getauft ist. Mit der Confirmation steht es noch trauriger; zum Religionsunterricht haben die Prediger der evangelischen Gesellschaft keine Zeit, ihnen genügt die plötzliche Befehrerung auf der Bußbank. Dabei ist die Unwissenheit des heranwachsenden Geschlechts zum Entsetzen groß; in vielen Counties findet man unter hundert Kindern kaum zehn, welche das erste Hauptstück des kleinen lutherischen Katechismus gelernt haben. Hilft der Herr hier nicht, so muß in Zukunft ein neues Heidenthum heranreifen. Das heilige Abendmahl feiern diejenigen Gemeinden, welche so glücklich sind, Prediger zu besitzen, häufig; sonst sterben manche Einwanderer der lutherischen Kirche dahin, ohne seit ihrer Entfernung aus Deutschland das heilige Sacrament wieder genossen zu haben. Unter solchen Verhältnissen muß auch die Sittlichkeit tief sinken. Hätten nicht unsere Einwanderer der Arbeit so viel, des Raumes für die Entwicklung ihrer Kräfte im bösen und guten Sinne genug, es würden die Gebrechen der Bevölkerung in Trunksucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch und Todtschlag noch viel greller hervortreten. Das Staatsgefängniß zu Waupun in Wisconsin zählt ungefähr 200 schwere Verbrecher männlichen Geschlechts, darunter 80 Deutsche. Eine genauere Untersuchung ergibt, daß die Anzahl der Katholiken verhältnißmäßig die größere ist. Wenn man in amerikanischen Blättern diese Anzahl im Vergleich mit der Bevölkerung als ein günstiges Anzeichen der Sittlichkeit im Staate Wisconsin hervorgehoben hat, so vergift man, daß die amerikanische Polizei oft durch die Finger sieht. Viele Verbrechen kommen in den von der Cultur entblößten Gegenden nicht ein Mal zur Kenntniß des Publicums; Holzdiebstahl, Jagdsfrevel, Schmuggelhandel fallen von selbst in diesem Urwäldern weg. Dagegen steigen die Verbrechen oft eine schaudererregende Stufe von Rohheit. Leicht und leichtsinnig werden die Ehen geschlossen, ohne

Gottesfurcht, nicht selten höchst unglücklich geführt. Man lese folgende der Wahrheit leider nur getreue Schilderung. Eine protestantische Familie aus M. in Deutschland kommt vor acht Jahren nach dem Westen Amerika's. Der Vater, ein tüchtiger Handwerksmann, ließ seiner ältesten Tochter schon in Deutschland die Vorbildung für den Beruf einer Lehrerin geben. Er führt sie mit seiner Familie nach einem Städtchen am Mississippi, woselbst sein Geschäft bald aufblüht, und unter Hülfe der Frau und Tochter eine Kleiderhandlung errichtet wird. Hier knüpft sich nach der Welt Lauf eine Verbindung zwischen einem der Gefellen und der ältesten Tochter an, welche das ganze Haus an den Abgrund des Verderbens führt. Der neue Schwiegersohn ist ein vollkommener Atheist; bald ist das sauer erworbene, nicht unbedeutende Vermögen der Schwiegereltern auf die lieblichste Weise durch Trunksucht und Hazardspiel des Schwiegersohns vergeudet. Nun trennen sich beide Familien; worauf die junge Frau mit ihren drei Kindern in die tiefste Armuth geräth. Noch ein Mal sucht der Vater zu helfen und kauft für die unglückliche Familie ein Besitzthum, das auf den Namen der Frau eingeschrieben wird; doch nun beginnen furchtbare Scenen. Nicht genug, daß der Bewohner dieses Hauses hier die scheußlichsten aller Wirthschaften errichtet, er verlangt von seiner Frau, sie soll den Besitztitel des Hauses auf den Namen des Mannes übertragen lassen, um seine Gläubiger zu befriedigen. Als die Frau dieses verweigert, wird sie schrecklich mißhandelt, in der Nachbarschaft aber das Gerücht verbreitet, die Frau sey wahnsinnig geworden. Als der Vater darauf die arme mißhandelte Tochter zu sich in's Haus nimmt, erschleicht sich der Ehemann von zweien Ärzten ein Attest, daß seine Frau wahnsinnig geworden und führt mit Hülfe der Polizei durch List und Gewalt seine Ehehälft in's Irrenhaus. Zu dem Allem bieten Sheriff und Police-men bereitwillig die Hand, und die arme Frau befindet sich, ehe sie es ahnet, unter Verrückten; ihre drei unmündigen Kinder aber werden von dem Nabelvater in's Kloster der barmherzigen Schwestern nach Milwaukee gebracht, woselbst der Vater, ein Protestant, feierlich verspricht, sie sollen katholisch werden. Einige Zeit wird die unglückliche Frau, welche nur unvollkommen englisch spricht, als Wahnsinnige behandelt, dann aber schenkt man ihren Versicherungen Glauben, ihr Zustand wird untersucht, der Arzt und Inspector stellen ihr das Zeugniß aus, daß sie bei vollem Gebrauch ihrer Geisteskräfte ist, und der Vater, erst jetzt von dem Aufenthalte seiner Tochter benachrichtigt, erscheint selbst, sie heimzuholen. Inzwischen macht der Schwiegersohn unter dem Schutze eines bestochenen Watchman noch einmal den Versuch, das Haus der Schwiegereltern auszuplündern. Er hat sich zu diesem Zwecke mit einem falschen Verhaftsbefehl gegen die Schwiegereltern versehen und packt trotz des Widerstandes der Familie sämtliche werthvolle Sachen des Hauses auf einen Wagen, wobei die Polizei hilft, weil dieses Alles angeblich das Eigenthum der jungen Frau sey. Plötzlich aber erscheint eine mit Aexten und Knütteln bewaffnete Schaar deutscher Frauen aus der Nachbarschaft und vertreiben die Eindringlinge. Als bald erscheint auch der Vater

mit der aus dem Irrenhause heimkehrenden Tochter und mit den aus dem Kloster geholten drei Enkeln. Was geschieht aber dem Ungeheuer, welches so unendliche Verwirrung über diese Familie gebracht? Die deutsche Bevölkerung nimmt ihn gefangen, der Sheriff läßt ihn beistechen und in derselben Nacht entwischen. Die Familie des alten Schneidermeisters hatte das deutsche Lied in Amerika vergessen: Auf Gott und nicht auf meinen Rath Will ich mein Glück stets bauen. Nun kam die Zeit der Heimsuchung, die drei Kinder wurden an einem Tage getauft, und das unglückliche Weib suchte Trost bei einem Prediger. Diese im letzten Sommer im Westen vorgefallene Begebenheit zeigt uns den sittlichen Zustand der Familien, der Polizei und der ganzen Bevölkerung in solchen Städtchen, deren höchster Grundsatz heißt: trachtet am ersten nach dieser Welt, so braucht ihr keinen Gott. Vor fast drei Jahrtausenden sang ein König, Ps. 1, 4, „Die Gottlosen sind wie Spreu, die der Wind zerstreuet“, und noch heute gilt dieses Wort von vielen Deutschen im Westen. Manche Familien schlagen in der neuen Heimath ihren Heerd ohne Altar und Bibel auf, und, wenn die Plagregen fallen, die Stürme sich erheben, Matth. 7, 27, dann werden die goldenen Träume irdischen Glückes in Thränen und Heulen verwandelt. Freilich ist Sünde und Elend allenthalben, Schatten und Licht kämpfen Weihnachten 1858 im Osten der Ver. Staaten, im alten Continent Europa, doch wir Prediger in der Wüste, wir Arbeiter des Herrn im Westen, glauben vor allen Andern unsere Augen aufheben zu müssen zu den Bergen, von denen unsere Hülfe kommt. „Ich der Herr, das ist mein Name und will meine Ehre keinem Andern geben,“ Jes. 42, 8 heißt es. Dieser Gott des A. u. N. B. kann auch den müßigen Arbeitern im deutschen Vaterlande, welche mit Dr. Bunsen die Kirche der Zukunft auf dem Papiere bauen, den Mann aus dem Westen erscheinen lassen (Apost. 16, 10), der Hülfe rufend seine Hände ausstreckt und sein „kommt herüber“ über die Wogen des Oceans nach den deutschen Gestaden ertönen läßt. Mögen aber auch unsere Amtsbrüder und christlichen Gemeinden im Osten unseres Welttheils nicht vergessen, daß Priester und Levit bei dem Nächsten, welcher unter die Mörder gefallen war, vorüberzogen! Mögen unsere von goldenen Träumen erfüllten Zeitgenossen daran denken, daß es im Westen Nordamerika's heißt, Christus oder Beltal, Gessittung oder Barbarei, Christi Reich oder Antichristenthum! Mit diesen Worten erlaubt sich ein Correspondent aus dem Westen an die zahlreichen Leser des Kirchenfreundes um Weihnachten 1858 die Bitte zu richten: kommt und helft, die Erndte ist groß, der Arbeiter sind wenig!

Rundschau.

(Fortsetzung.)

Namentlich auf religiösem Gebiete tritt uns jener Mangel unserer Zeit an einer höheren Lebenskraft, an einem die ewigen Güter sicher und siegreich festhaltenden Geiste entgegen. Man redet viel von der großen religiösen Erregung des letzten Jahres, wie besonders Amerika sie erfuhr. Eben daß solche Erregungen so sehr Bedürfniß zu seyn scheinen, zeigt, wie die Sachen stehen. Warum macht man so viel Redens davon, wenn in Städten, deren Bewohner nach Hunderttausenden gezählt werden, etliche Tausende aus der großen Masse hervortreten und einer religiösen Anregung zugänglich werden? Eben weil man von der Masse überhaupt voraussetzt, daß sie mit dem Christenthum nicht sowohl durch persönliches Glauben und Erleben, als eben durch die socialen Verhältnisse und die stehende Sitte höchst äußerlich verbunden sey. Und das läßt sich leider gar nicht bestreiten. Es ist die sociale Einwirkung und Nachwirkung, durch welche das Christenthum noch herrscht. Allerdings liegt schon darin ein mächtiger Beweis für seine Unentbehrlichkeit unter uns, wenn wir nicht in Nothheit zurückstufen wollen. Aber es ist jenes sehr auffallende Zurücktreten des Positiven am Christenthum, als geoffenbarter Religion, wovon wir reden. Man will christliche Lebensordnung, christliche Bildung und Gessittung, aber man vergißt, daß das Evangelium einen ferneren, ewigen Zweck mit uns hat, und jener nicht ohne diesen zu erzielen ist. Wenn also für Viele eine Zeit der Anfrischung des religiösen Sinnes eintritt, wenn sich die erlösende Kraft im geoffenbarten Heil, sein Zweck auf eine Ewigkeit hin an ihnen offenbart, wenn sie individuell ergriffen und nicht blos von der allgemeinen Strömung der Sitte hingezogen werden, so ist das jedenfalls erfreulich. Hier aber muß erinnert werden an jene andere eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit eben auf religiösem Felde, nämlich daß man so unendlich viel macht aus Gefühl, und Gefühl verwechselt mit Glauben. Das zeigt am Besten, wie es sich mit unserer Stellung gegenüber der geoffenbarten Religion verhält. Nicht als ob die Leute dächten, man habe das rechte religiöse Gefühl ohne Glauben. Aber daß sie auf Glauben ohne Gefühlsregung so wenig halten, daß sie dem Glauben so wenig zutrauen, das ist das Bedenkliche. Und doch ist der Glaube die Hauptsache, das Gefühl etwas rein Accidentielles, von der Individualität und vielen Zufälligkeiten Abhängiges. Daran muß eben um der steten Einwürfe willen, die meinen, jeder Glaube ohne jene Gefühlssteigerung sey eine todte Sache, wieder und wieder erinnert werden. Es ist doch offenbar, wenn wir anders die Schrift und unserer evangelischen Kirche Grundlehren recht verstehen, eben an dem gelegen, daß ein Mensch dem Wort,

der Zusage Gottes sein unbedingtes Vertrauen schenkt, es für wahr, gut, herrlich hält und nun ebenso unbedingt sein Leben darnach richtet. Hier tritt in den Vordergrund das, was Gott für uns gethan hat und was er uns in seinem Worte wissen läßt. Wenn es nun einer so sehr angestrebten Gefühlsregung bedarf, so scheint's, die Sache wird erst wahr dadurch, daß ich's in einer bestimmten Weise fühle. Zu welchen Extravaganzen diese Richtung geführt hat, ist weltbekannt. Aber es ist uns hier zunächst nur darum zu thun, daran nachzuweisen, wie die Masse der Menschen zum Positiven im Christenthum steht. Von der alten Basis des Glaubens sind viele Tausende hinweggerückt worden, ohne es selbst recht zu wissen. Unsere ganze Zeitlage, der Zustand der Erziehung und des Schulwesens, das Aufgeben kirchlich-conservativer Principien, das absichtliche sich Neutralhalten öffentlicher Organe über religiöse Fragen, Vieles wirkt da zusammen. Daher die künstlichen Mittel, mit denen man auf die Menge zu wirken sucht. Es ist nicht die centrale Mitte, die Thatfache der Erlösung, auf welcher oft Predigt und Gemeinde stehen, sondern man sucht die Leute durch Effecthascherei und Excentricitäten anzureizen und eine Sensation zu Stande zu bringen. An solche Dinge ist die Zeit gewöhnt, die Zeitungen haben ihr Theil gethan und thun es, dem Moment den Reiz des Pikanten zu geben. Und die Kanzel, die sich ihrer einst beinahe unbefrührten Alleinherrschaft über die Oeffentlichkeit so sehr beraubt sehen muß, probirt jetzt leider gar oft eben ihr Bestes, den Moment der Rede für die Zuhörer auch so pikant als möglich zu machen, die Spannung einer guten dramatischen Entwicklung zu erzeugen und recht effectreich, überraschend zu seyn. Krankhaftes Treiben, daran man sieht, das Menschliche tritt in den Vordergrund, das Göttliche zurück, die Naturwunder thun ihre Wirkung, aber wenn's solcher Reizmittel bedarf, um die Leute zum Kreuz Christi zu führen, wohin ist dann die Kraft des Kreuzes selbst bei ihnen gekommen? Es hängt damit auch jene leidige Profanation zusammen, die dabei so oft getrieben wird. Zu was lassen sich die Leute nicht durch Talent und Witz, durch den Beifall der Menge und die scheinbare Wirkung auf sie verleiten? Ein besonderes auffallendes Beispiel davon bot in neuester Zeit der englische Prediger *Purgeon*, ein moderner, veredelter *Abraham a S. Clara* auf der Baptistenkanzeln. Und wie viele *Dii minorum gentium* ließen sich ihm an die Seite stellen. Auffallend ist, daß die Jesuitenprediger unserer Zeit, die in Deutschland und an anderen Orten wieder durch ihre Missionen Aufsehen machten, es den bezeichneten protestantischen Rednern, zu denen sie sonst im schroffsten Widerspruch stehen, an Effecthascherei und Gefühlsbestimmung zuvorzuthun suchen. *Les extrêmes se touchent!*—

Ist nun in unserer Zeit die einst feststehende Basis, die christliche Weltbetrachtung, ist die alte kirchlich-confessionelle Grundlage so sehr gewichen, Alles unterhöhlt und schwankend geworden, so sehen wir es nur als eine nothwendige Folge eben dieser Erscheinung an, daß große Gegensätze, die einst für rein unversöhnlich galten, ihre Schärfe und Spannung verloren

haben, daß sociale, einst heilig geltende Grundsätze aufgegeben wurden und daß viele Fragen theoretischer und praktischer Natur scheinbar leicht gelöst werden, in Wahrheit aber nur einer ferneren Zukunft und ihrer Entwicklung zugewiesen sind.

Wir könnten hier auf das jetzige Verhältniß zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen, namentlich auf die Unionsbestrebungen innerhalb der deutschen evangelischen Kirche verweisen. Allein gerade hier ist der Punkt, wo ein Rückschlag, eine rückwärtsgehende Bewegung eingetreten ist, deren Zeitpunkt sich jetzt keineswegs bestimmen läßt. Dagegen muß hier doch daran erinnert werden, daß auch, wo gar keine Union im förmlichen, kirchenpolitischen Sinne des Wortes stattfand, sich doch erkennen läßt, wie mächtig sich die Dinge verändert haben. Und hier verweisen wir gar nicht auf Gebiete, wo etwa religiöse Indifferenz herrschend geworden ist, sondern auf solche, wo der Supranaturalismus in Theologie und kirchlichem Leben unbestrittene Rechte genießt. War früher das gegenseitige Verurtheilen, Bekämpfen, Widerlegen Andersdenkender eine Hauptqualität religiösen Lehrens und Predigens und Schriftstellers, so ist dies jetzt nur auf einen verhältnißmäßig engen Kreis innerhalb der evangelischen Kirche beschränkt, oder wird nur durch locale Verhältnisse vorübergehend angeregt. Die Zahl derer, die glauben, wer nicht ganz glaube wie sie, der sey verloren, ist jetzt unter uns sehr gering. Die Gemeinden allerorten würden Controverspredigten alten Styles nicht mehr nach ihrem Geschmack finden. Es ist auch das äußere gegenseitige Verhalten ein ganz anderes geworden und viele früheren Schranken und Trennungen sind entfernt. Nicht als ob darum keine Unterschiede wären, nicht als ob die Eigentümlichkeiten dieser und jener Richtung für ihre Anhänger ihren Reiz verloren hätte, oder als ob das Gerede von gegenseitiger Liebe und Achtung so viel zu bedeuten hätte, da man ja doch täglich sieht, wie jeder Theil sich und auch gerade auf Kosten des anderen zu vergrößern sucht, jene denominationelle Selbstglorification unter dem Titel in majorem Dei gloriam. Allein der Umschwung der Zeit und ihres Geistes ist hierin auffallend, die alten Gegensätze haben ihre Härte und Schärfe entschieden verloren, sie sind keine Lebensfragen mehr, wie sie es waren, und gegenüber der Einheit eines die evangelische Kirche gemeinsam trotz aller nationalen, politischen und anderen Differenzen in einer bestimmten Weise beseelenden Geistes erscheinen sie, wenn man den socialen Gesichtspunkt hervorhebt, als verschwindend und überwunden. Ueberwunden sind sie übrigens darum nicht. Die Schwierigkeiten sind nicht gelöst. Ihre Lösung ist, wie wir sagten, einer ferneren Zukunft und ihrer Entwicklung zugewiesen.

Dagegen wollen wir hier an ein sehr charakteristisches Zeitzeichen aus der Geschichte Englands in der Gegenwart erinnern, welches genügend andeutet, wie sich die Dinge und Ansichten umgestaltet haben. Wir erinnern an die Annahme der Juden in's Parlament. Diese Veränderung bestehender Geseze hat lange Widerspruch gefunden, ist aber endlich doch durchgesezt worden. Mag der praktische Erfolg dieser Maaßregel auch an sich sehr unbedeutend seyn,

so steht sie doch da als eine Proclamation, wie sehr die heutige Christenheit die Anschauungen vergangener Geschlechter hinter sich gelassen hat. Sie ist namentlich ein unverkennbares Zeichen der Richtung, in welcher, des Zieles, zu welchem sich die Entwicklung der großbritannischen Staatsverfassung bewegt, nämlich die Trennung der Kirche vom Staat. Mag das Ziel auch noch ferne seyn, so ist es doch das endliche Ziel, wenn anders im Volke die alte Energie verbunden mit Mäßigung und Liebe zu Freiheit fortleben werden. Daß die Dissenters und Katholiken seit Jahren von früheren constitutionellen Beschränkungen erlöst sind, das hat vor wenigen Jahrzehnten härtere Kämpfe verursacht, als die Aufnahme von Juden in's Parlament in der Gegenwart bewirkte. Man denke sich aber die Zeiten der Elisabeth und was sie zum Vorschlag der Aufnahme eines Juden in die gesetzgebende Versammlung des Reiches gesagt hätte. Dazu aber ließen sich Parallelen genug aus anderen Ländern bringen. Ein Jahrhundert, das die Emancipation der Sklaven agitirt, kann zu der bürgerlichen Bedrückung der Juden nicht schweigen. Ein jüdischer Rechtsgelehrter, Herr Bedarrides, hat vor Kurzem in Frankreich im Namen des Gerichtshofes den Erzbischof von Aix begrüßt. In Preußen ist ein Jude zum Kreisgerichtsrath ernannt worden. In Rußland hat Kaiser Alexander den Juden den Ankauf unbeweglicher Güter gestattet und will durch gut dotirte und geleitete Bildungsanstalten das Beste für den intellectuellen und sittlichen Fortschritt der Juden erzielen. So sehr ist die einst durchgreifende Scheidungslinie zwischen Christen und Juden um ihre Bedeutung in unserer Zeit gekommen. Wir wissen, welche Verachtung, welche Rechtslosigkeit den Juden drückte, wie er durch solche äußere Mißhandlung auch sittlich auf niederer Stufe gehalten wurde. Wir feiern darum in dieser Emancipation zugleich einen Sieg der Humanität, aber wir können uns auch nicht verleugnen, daß er erkauft wurde eben nur dadurch, daß das Specifischchristliche, das Positive in unserem Glauben in den Hintergrund getreten ist und seine die Betrachtung und Behandlung aller socialen Fragen völlig beherrschende Uebermacht verloren hat. So sitzen sie jetzt auf einer Bank als Vertreter der Rechte des Volkes und als seine Gesetzgeber zusammen, der Christ, der Christus für den Messias, für den Heiland der Welt, für den Sohn Gottes hält und an die heilige Dreieinigkeit glaubt mit der englischen Staatskirche und dem christlichen Staat, und der Jude, der den Jesus von Nazareth für einen Betrüger hält oder für einen Betrogenen; der Christ glaubt, daß der Tod Christi welterlösend, ein Opfer für die Sünden der Welt ist, der Jude denkt vielleicht, daß der Tod Jesu den bestehenden Geseßen jener Zeit nach ganz „in der Ordnung“ gewesen sey.* So tief einschneidend nun auch diese Gegensätze sind, und so sehr sie auch das ganze Denken, die ganze Weltbetrachtung beherrschen müssen, so stoßen sie sich doch äußerlich nicht mehr ab, sondern treten ganz gegen die gleiche Berechtigung auf bürgerlichem Gebiete in den Hintergrund. So sehr verlieren confessionelle Principien ihre

* S. Geschichte Christus' und seiner Zeit. Von Heinrich Ewald. 2te Ausg. 1857, S. 475.

Bedeutung für das sociale Leben. An der Neuen Welt sind wir das schon gewöhnt. Aber solche Erscheinungen auf dem Boden alter europäischer Staaten zeigen uns, wie der Geist der Zeit dort und hier derselbe und die Alte und die Neue Welt, auch ohne Telegraphen, im Wesentlichen, im Tiefsten doch nur eine ist.

Hierher gehört auch die Erwähnung einer Angelegenheit aus dem Kreise des deutschen Universitätslebens, die viel im Laufe der letzten Monate von sich reden machte. Wir meinen die Entlassung des Prof. Baumgarten zu Rostock. Natürlich kommt dieser Begebenheit an sich selbst wenig Bedeutung zu. Wir haben es auch gar nicht damit zu thun, in wie weit das Verfahren der regierenden Gewalt bei diesem Schritte rechtlich gewesen ist. Wir sehen auch von der Persönlichkeit Baumgarten's ab. Uns ist diese ganze leidige Geschichte hier nur in sofern merkwürdig, als sie zu einem Zeitzeichen wurde. Ein deutscher Fürst hat die ihm zustehende Gewalt benützt, um einen theologischen Universitätslehrer auf die Anklage heterodoxer Tendenzen hin vom Lehrstuhl zu entfernen. Wenn Fichte wegen der Beschuldigung des Atheismus in Jena, obwohl Göthe damals sachsen-weimar'scher Staatsminister war, entlassen wurde, wenn D. F. Strauß, dem die Evangelien nur eine Mythenammlung waren und der das Jenseits für den „letzten zu überwindenden Feind“ erklärt hat, des Dienstes in der evangelischen Kirche Württemberg's enthoben wurde, so können solche Fälle mit der Entfernung Baumgarten's von seinem Lehrstuhle nicht parallelisirt werden. Baumgarten hat allerdings Aeußerungen gethan, die excentrisch, unvorsichtig, bedenklich klingen. Allein er steht zu den Grundlehren der evangelischen Kirche durchaus nicht im Verhältniß des Widerspruchs. Was aber seine lutherische Orthodoxie betrifft, so haben Lutheraner ihn angeklagt, aber Lutheraner haben ihn auch in Schutz genommen, nicht etwa weil sie ihn in allen Lehrpunkten für strict lutherisch hielten, sondern weil sich ihnen hier klar vor Augen stellte, was aus der evangelischen Lehrfreiheit auf deutschen Universitäten werden müsse, wenn man den Grundsatz der strictesten Orthodoxie nach Maßgabe sämmtlicher symbolischen Bücher ferner etwa consequent durchführen wollte. Der Fall stand um so greller da, weil offenbar dermalen selbst unter bedeutenden lutherischen Theologen, die wirklich alle lutherisch seyn und heißen wollen, eine gar nicht unbedeutende Discrepanz der Ansichten darüber herrscht, was eigentlich lutherisch sey und was nicht, was als eine legitime Fortbildung lutherischer dogmatischer Principien gelten dürfe oder nicht. Die Entlassung eines ordentlich berufenen, mit dem Lehramte der Theologie betrauten Professors ist nun ein Schritt, der, von seinen nächsten persönlichen Folgen abgesehen, eine sittliche und sociale Wirkung haben sollte. Er sollte auf klaren, schlagenden Grund hin einen Grundsatz aussprechen, dem jedes unbefangene die Dinge prüfende billige Urtheil zufallen müßte. Dann wäre davon eine gute, heilsame Wirkung zu hoffen. Allein es liegt am Tage, daß Baumgarten's Fall nicht von dieser Art ist. Man hat eine confessionelle Spitze herausgehört, für welche

der Sinn nur in einem verhältnißmäßig beschränkten Kreise und zwar erst seit wenigen Jahrzehnten wieder in Folge der überraschenden Wendungen des deutschen theologischen Denkens da ist, man hat eine Schärfe angewendet, die mit der Zeit, in der wir stehen, in einem so grellen Widerspruche steht, daß sie nicht einmal die Sympathie Vieler findet, die selbst der lutherischen Orthodoxie zugethan sind, aber es jetzt lebhaft fühlen, wie sich die Dinge gestalten müßten, wenn man in solcher Weise, wie bei Baumgarten verfahren wurde, den Grundsatz der strengen Rechtgläubigkeit auf's praktische Gebiet anwenden, wenn man durchgreifend überall also verklagen, verurtheilen, absetzen wollte. Die öffentliche Meinung hat sich in diesem Falle gerade auch durch Repräsentanten der conservativen Richtung so stark ausgesprochen, daß man sieht, die Gegensätze von confessioneller Orthodoxie und Heterodoxie haben gerade innerhalb der evangelischen Kirche die sociale Bedeutung nicht mehr, die sie einst hatten. Und werden sie dieselbe wieder gewinnen?

Die letztere Frage hat die Zukunft zu beantworten. Die Gegenwart aber lehrt uns, daß der Versuch, ein neues, die Gegensätze in höherer Einheit Versöhnendes hinzustellen, doch nicht befriedigend gelingt. Und er gelingt nicht nur gegenüber den alten Confessionen nicht, sondern er will auch nicht gelingen, wo sich ein Streben zeigt, den Kampf zwischen Offenbarung und modernem Denken und Wissen zu versöhnen. Hier treten wir jenen Erscheinungen der Zeit näher, welche uns eine andere Seite an ihr zeigen, nämlich daß große Gegensätze doch da sind und eben mit neuer Schärfe in's Bewußtseyn zu treten angefangen haben.

Vorerst sey hier des Kampfes von Vernunft und Glauben gedacht, der unsere Zeit charakterisirt. Hier treten uns Gegensätze vor die Seele, die auf's Schärffste ausgeprägt sind. Darüber ist die Menschheit in unserer Zeit tiefer als über alles Andere gespalten. Die Sache ist besonders in Europa auf dem Continente nicht etwa bloß ein Gegenstand gelehrter Polemik, sondern sie berührt alle Gebildeten und ist tief in's Volk eingedrungen. Eine in rascher Entwicklung begriffene Naturwissenschaft redet von Natur und Gesetzen der Natur, und leugnet in dreifachem Tone Alles, was jenseits der Grenze der Resultate exacter Forschung liegt. Der „ewige Stoffwechsel“ ist ihr die Lösung aller Fragen der Natur und des Geistes. Es giebt für sie keinen sicheren Punkt, einen Gott zu finden, keine Ursache, einen Gott zu wollen. Die Natur ist das Ein und das All. Von selbst versteht sich auf diesem Standpunkt, daß es nicht der Mühe werth ist, den Offenbarungsglauben oder seine Thatsachen oder seine Quellen und Zeugnisse gründlicher zu erforschen und zu widerlegen, die Frage ist abgemacht, jeder Glaube an Gott, Geist, Jenseits, an eine andere Welt als die der Erscheinungen des Stoffwechsels ist im besten Falle eine Schwachheit und ein Joxf aus alten Zeiten. Es leuchtet ein, daß eine von der christlichen *toto coelo* verschiedene Weltanschauung diesem Grundgedanken entsprechen muß. Für die Schildträger dieses neuesten Naturalismus, auf deren Fahne nur das Wort „Stoff und Stoffwechsel“ zu lesen ist, existirt jener Gegensatz von Ver-

nunft und Offenbarung, Wissen und Glauben nicht mehr. Er ist für sie völlig gelöst, das heißt, sie lassen Offenbarung und Glauben wie ein abgetragenes Kleid am Wege der Weltgeschichte hingeworfen liegen, sie sind damit fertig.

Dieses Verfahren und Gebahren des Materialismus der neuesten Zeit gefällt nun allerdings nicht nur einer anderen Classe der Naturkundigen nicht, wie erst kürzlich Alexander v. Humboldt in einem Briefe an Heinrich König, den Biographen Georg Forster's, die Hoffnung ausdrückt, nicht für einen „Mann des Stoffwechsels“ gehalten zu werden, und dazu setzt, „man kann an die wechselnde Fesselung und Entfesselung der Stoffe glauben, ohne darum das höhere Geistige des thierischen belebten Organismus in Zweifel zu ziehen,“ sondern selbst denen nicht, die einer früheren philosophischen Schule angehörnd selbst den Offenbarungsglauben bekämpften und in seinen Dogmen nur eine der Unmittelbarkeit zugehörnde Projection des im Menschen zu sich kommenden absoluten Geistes aufzeigen wollten. Durch die Vermittelung des Denkens lösten sich die Dogmen auf in philosophische Kategorien und das Jenseits des Glaubens wurde zum reinsten Diesseits, zu einem Spiegelbild des eigenen Ich, dem die speculativ-kritische Zersehung nur die Farbe nahm. Freilich mußte es dadurch um seine Seele, sein Leben kommen; das kümmerte aber die Eingeweihten wenig, hatten sie doch den Kern der Sache, die Wahrheit, die reine, aus dem Wickelband der Vorstellung befreite Idee. Sie glaubten doch an den Geist in der Geschichte, der sich aber, bei genauerer physiologischer Erforschung des ganzen Processes, eben doch nur als „der Herren eigener Geist“ kund that. Doch konnte man sich bei nüchterner, ehrlicher Beurtheilung die einfache Thatsache auch nicht verbergen, daß die Frage zwischen Geist und Natur eben nicht gelöst sey, daß nur durch ein Alles bedingendes Postulat, durch einen Sprung über das Problem hinweggekommen sey, daß man nur von einem relativ neuen Standpunkt aus, unter einem relativ neuen Gesichtspunkt eine Description gegeben, aber einen befriedigenden Aufschluß, einen Einblick in die oberste Ursache nicht gegeben habe. Man wollte den Geist neben der Natur vindiciren, man hielt sich an eine Thatsache, aber man hatte nur eine Erfahrung zur letzten Stütze, und gerade die Erfahrung war es, der man auf religiösem Gebiete, im Felde des Offenbarungsglaubens jede Berechtigung, wissenschaftlich betrachtet, abgesprochen hatte. So hielt nun der einseitige Naturalismus ein gerechtes Gericht über die Anmaassung der Metaphysik. Sie wollte doch dem Geist ein Supremat erkämpfen. Er aber trat für die Materie als das allein Sichere, alles Andere absolut Bedingende in die Schranke. Der Geist ist ihm nur ein Phänomen an der Materie.

Jetzt sieht sich namentlich das deutsche Philosophiren gezwungen, auf dem Wege anthropologischer Forschung durch die wissenschaftliche Erläuterung der einschlagenden Erscheinungen auf die Erkenntniß der Selbstständigkeit des Geistes gegenüber der Natur hinzuleiten. Die Forschung hat sich mehr hinweg von der Idee des Universums auf die der Ergründung des Ich, des Menschen geworfen. Sie wird ihren Weg nicht mit kühnem Fluge, sondern

mit Präcision, mit äußerster Vorsicht zu gehen haben. Die Idee der Einheit von Natur und Geist hat ein halbes Jahrhundert die deutsche Philosophie beherrscht. Wahrlich es fehlt nicht an Zeichen, daß eine dualistische Metaphysik in's Feld treten und daß die Gegensätze von Natur und Geist unter neuen Gesichtspunkten scharf sich hervorkehren werden. Idealismus und Materialismus sind beide nicht angethan, um die allgemeine Theorie des Lebens zu werden. Die Wirklichkeit reagirt stets gegen jede Zwangsjacke metaphysischer, idealistischer oder naturalistischer Principien. So ist das Resultat der eigenthümlichen Entwicklung des deutschen philosophischen Denkprocesses der letzten fünfzig Jahre, daß sie mit der Idee der Einheit von Natur und Geist begann und am Ende dahin gelangt ist, schärfer als je zuvor ihren Gegensatz zu premitiren und für die Sonderung beider Gebiete mit den besten Waffen zu kämpfen. Es leuchtet ein, daß von diesem völlig veränderten Gesichtspunkte aus auch alle Punkte des Gebietes metaphysischer Forschung überhaupt in ein neues Licht treten müssen. Man denke vom Werthe der Resultate des philosophischen Speculirens, wie man wolle, aber man vergesse nur nicht, daß es die Phasen der Geschichte der Menschheit nicht zufällig begleitet, sondern ihnen zur Seite geht und sie in seiner Weise reflectirt. Ist es nicht dem herrschenden Zeitgeiste unseres Jahrhunderts entsprechend, daß die Vernunft, der Geist in der Metaphysik einen Triumph feierte, endlich aber an die Stelle des Idealismus die Principien einer den Geist und seine Selbstständigkeit negirenden materialistischen Weltanschauung traten? Ruhe kann aber für den Geist selbst nicht seyn, die Materie ist nicht der Mutterschooß, dem er entstieg, und auch nicht sein Grab. Und der Geist der Zeit wird als die Wahrheit der Zeit das ihn entstellende Zerrbild des Zeitgeistes zu Schanden machen. Ueber ihm aber waltet eine unendlich höhere Macht.

Steht sich in der Wissenschaft unserer Zeit Glaube und Unglaube so schroff gegenüber, daß man durch die neuesten Forschungen auf dem Gebiet des Naturstudiums selbst die Gelehrten in zwei Lager gespalten sieht, die wir als antimaterialistisch und materialistisch bezeichnen können und für welche es keine Versöhnung giebt, so ist die Frage des Glaubens oder Unglaubens überhaupt eine populäre geworden und wir sagen eben darum geradezu eine sociale. Die ersten Principien der ganzen Weltanschauung sind einer großen Menge nicht nur der Gebildeten, sondern auch der Halbgebildeten und der Ungebildeten zweifelhaft geworden. Man sollte sich über den Zustand der Dinge nicht täuschen. Von der Basis positiver christlicher Glaubenssätze aus zu den Leuten zu reden, davon als von etwas Gegebenem auszugehen, das war einst ganz richtig, aber das Verhältniß ist ein anderes geworden. Der Streit dreht sich nicht mehr um die Consequenzen, sondern um Principien, und zwei Worte, Gott oder die Natur, bezeichnen ihn genug. Der Naturalismus ist in alle Schichten der Gesellschaft gestiegen und bietet dem Theismus in jeder Kanzlei, Arbeiterstube oder Kneipe den Kampf an. Das weiß jeder Bibelcolporteur, der von Haus zu Hause geht. Hätte der Unglaube so viele bindende

Kraft, würde er gemeinschaftstiftend seyn, wie es der Glaube ist, wir würden jetzt schon viel besser erkennen, daß die Frage eine sociale ist. Wir können uns aber leicht denken, daß sie es viel mehr werden mag, als sie eben jetzt ist. Es sind Gemüther genug durch sie getrennt, die sonst die innigsten Bande verketten. Dieser Gegensatz zieht sich in das Familienleben, in das Verhältniß der Gatten und Gattinen, in die Erziehung der Kinder, in die geselligen Verbindungen hinein. War Religion und Glaube einst das mächtigste Band, das die Vielen umschlang, die eine gemeinsame Basis, die so viele und vielartige Gestaltungen des Lebens trug, das heiligste Band der Nationalität und der Familien, so sehen wir jetzt das Alles sich ändern. Die Trennung ist nach innen viel größer als nach außen. Aber je schärfer die Geister in den ersten Bedingungen der ganzen Weltbetrachtung sich scheiden, desto weniger können die analogen Wirkungen nach außen ausbleiben. Der Kampf ist in's populäre Bewußtseyn eingetreten. Eine Partei der jedem supranaturalen Begriff Feindseligkeit steht, ohne ein Gemeinsames, ein Organismus in der Societät zu seyn, aber ihre Glieder unter allen Confessionen findend, einer andern Partei der Offenbarungsglaubigen gegenüber, die, selbst unter sich confessionell getrennt, doch hier einen gemeinsamen Feind bekämpfen. Jene Partei macht durch Angriff Propaganda; diese steht mehr auf dem Standpunkt der Defensiv. Den Sieg zu erringen hoffen beide. Jene wendet sich an den gesunden Menschenverstand mit der Waffe eines äußerlichen Empirismus; diese weist nicht nur auf eine geheiligte Tradition, sondern auf ein höheres Erfahren, auf das Innenwerden der Offenbarung als solcher im frommen Bewußtseyn und auf dessen mächtige Wirkung auf alle Verhältnisse unseres Daseyns.

Es ist wohl kein Zweifel darüber, daß wer auf dem Standpunkt des Offenbarungsglaubens steht, auch wünschen muß, und zwar um der theuersten Interessen der Menschheit willen, daß der Naturalismus als Weltansicht stürze. Aber—welches sind die Mittel zum Ziele? Deutschland ist ein Beweis dafür, daß der Religionszwang kein Preservativ gegen die Irreligiosität, das Religionsloswerden der Masse bildet. Man muß in Deutschland den Religionsunterricht jahrelang mitmachen, man muß getauft, confirmirt, kirchlichbürgerlich gemacht werden; was hilft's? In keinem Lande ist die Saat des Unglaubens dichter, voller aufgesproßt. Der Zwang selbst läßt sich nicht consequent durchführen; er soll auch nicht einmal das Mittel werden, wo es ja um die innerste Freiheit sich handelt. Die Masse der vom christlichen Glauben Abgefallenen entzieht sich natürlich der Predigt und überhaupt jeder Berührung mit Kirche und Religion möglichst, denn ihr Glaube ist ja der Unglaube. Wo nun das Wort der Predigt, wo die Einwirkung des Amtes, wo die traditionelle Religiosität sogar ihre Kraft verloren haben, wo man sich eines entschiedenen Gegensatzes zu allem Positivchristlichen, also des Antichristenthums, als eines Principis selbst bewußt geworden ist und es mit Consequenz festzuhalten, in's Leben einzuführen sucht, da muß allmählich die sociale Seite dieses Verhältnisses stärker hervortreten, und eine Wiedergewinnung der aus der Gemeinschaft des christlichen Glaubens

und Denkens Ausgeschiedenen mit dem Christenthum muß immer schwerer werden.

Zweierlei Versuche sind es, die man macht in unserer Zeit, der Kirche und dem Offenbarungsglauben wieder aufzuhelfen. Man restaurirt von der einen Seite her, man maapregelt, wo es angeht, im alten Style, man zieht die Zügel schärfer an, man versichert sich besser, als vor Jahren der Ueberzeugung derer, die die Mittheilenden, die Lehrenden, die Einflußreichen sind; man sucht selbst das confessionelle Bewußtseyn wieder zu schärfen und man treibt nach vielen Seiten hin Vieles im Namen der innern Mission. Mag im Einzelnen dadurch Gutes geleistet werden, so dürfen wir doch von daher keine Reaction in der Richtung erwarten, die der Zeitgeist überhaupt genommen hat.—Von anderer Seite her versucht man, zwischen Offenbarungsglauben und anderem Denken überhaupt einen gewissen Vergleich zu Stande zu bringen; man macht Concessionen und fordert Concessionen und deutet in popularisirender Weise die Dogmen der Kirchenlehre mehr oder weniger um, so daß das Dogma selbst am Ende nur eine Schaafe ist, die man wegwerfen kann, wenn man sich nur des Kernes, der allgemeinen darin enthaltenen sittlichen Wahrheit versichert hat.

Man mag Ursache haben, diesen Weg, die Gegensätze zu versöhnen, als völlig verfehlt anzusehen. Aber man sollte nicht alsobald „arge Gedanken“ hegen über die Intention derer, die ihn versuchen. Hier denken wir besonders an einen Mann, der es, mit eminenten Gaben unleugbar ausgerüstet, für die Aufgabe seines Lebens zu erachten scheint, das moderne Bewußtseyn mit dem Offenbarungsglauben auszuheilen. Bunsen hat mit seinem „Zeichen der Zeit“ der Humanität und Toleranz das Wort geredet. Auf praktischem Gebiete hat er nachgewiesen, wie sich im Umschwung der Zeiten die sittlichen Grundsätze geändert haben, wie die Kirche und die Consequenz ihrer Lehre den Anforderungen der Zeit nicht mehr genüge und wir unwillkürlich einen andern Maßstab des Urtheils heutzutage anlegen. Die Mortara-Geschichte müßte Bunsen Stoff genug zu einem Capital darbieten. Mehr auf das theoretische Gebiet begab er sich mit seinem Werke „Gott in der Geschichte“. Es ist ein schöner Gedanke, den Spuren der Entwicklung des Gottesbewußtseyns im Entwicklungsproceß der Menschheit nachzugehen, es heißt, die duftendsten Blumen, die süßesten Früchte am oft dornigten Pfade der Weltgeschichte pflücken. Nicht ohne Ursache vergleicht Bunsen selbst seine Arbeit jenem Kosmos, in welchem Alexander v. Humboldt niedergelegt hat, wie allmählich der Mensch die ihn umgebende Schöpfung der sichtbaren Welt in klareres Bewußtseyn aufnahm, durch welche Irrungen er sich hindurchwand, bis er näher und näher der Wirklichkeit, der Wahrheit des geordneten Weltganzen kam. Wenn er das Werden des wissenschaftlichen Wissens um die sichtbare Welt schildert bis zum Höhepunkt der Gegenwart, so will Bunsen uns den Proceß des menschlichen Bewußtseyns um Gott, um das Ewige schildern, uns zeigen, wie immer deutlicher, klarer bis zum Christenthum und durch die Stufen seiner

Entwicklung in der Geschichte hindurch das Ewige im Menschengenisse, im religiös sittlichen Bewußtseyn sich reflectire. In begeisterten Rhapsodien schreibt er die Geschichte des Ringens des Geistes nach Licht und Wahrheit. Freudig faßt er jeden Lichtstrahl auf, der eine sittliche Weltordnung über den dunkeln Wirren der Menschheit mit vorüberstreichendem Glanze beleuchtet. Ein großer Chor von Geisterstimmen spricht hier das Beste, Höchste aus, was als die Ahnung einer ewigen Welt, des Ewigen und Alleinlebendigen selbst in Menschenbrust wohnen kann. Es dämmert überall auf die Erkenntniß einer heiligen, das All beherrschenden Macht. Die Mythen heidnischer Religionsformen sind nur eine in Hieroglyphen geschriebene andere heilige Schrift; der alten Arier, der Väter, der Griechen und Römer Dichter, Denker, Historiker sind auch Propheten gewesen, in denen die Erstlingsstrahlen des noch harrenden hellen Tages klarer Gotteserkenntniß sich brachen.

Es liegt sehr nahe, den vorzüglichsten Angriffspunkt, die schwächste Seite von dieser Bunsen'schen Geschichtsdarstellung herauszufinden. Es ist das Zerfließen des Unterschiedes zwischen dem Gebiete des natürlichen Entwicklungsprocesses der Menschheit und zwischen dem der positiven Offenbarung. Man sieht noch nicht, warum neben dem Gott in der Geschichte auch ein Gott außer ihr seyn muß. Daß aber das Gottesbewußtseyn und sein Proceß ein Element der Geschichte, weil ein Element des Menschen überhaupt ist, das kann kein Besonnener bestreiten. Aber wir bedürfen mehr als das Innwerden einer sittlichen Weltordnung, mehr als ein psychologisches Phänomen. Hier tritt nur eine positive Offenbarung mit ihren specifischen Attributen in die Lücke. Darum ist eine mächtige Kluft zwischen jenem Ahnen und Fühlen und zwischen dem klaren: Ich bin der Herr dein Gott!, das unbedingten Glauben fordert. Das scheint Bunsen auch selbst inne zu werden und die Schwierigkeit andeutend fragt er: Zeigt sich nun thatsächlich die Ursprünglichkeit des Bewußtseyns Gottes in der Welt als der Instinkt des Menschengeschlechtes: erscheint seine Einheit wirklich als die große Thatsache der sittlichen Weltordnung, so werden wir nicht anstehen dürfen zu fragen, ob denn eine solche Einheit nur eine subjective seyn könne? Ob sie uns nicht zur Annahme einer gegenständlichen Wahrheit nöthige, einer die Welt beherrschenden Vernünftigkeit und Gutheit, nach welcher nur das Vernünftige und Gute sich erhält und also fortchreitet? Oder, mit anderer Sprachweise denselben Gedanken auszudrücken, ob die Thatsache der Weltgeschichte nicht beweist, daß jener Glaube der Menschheit nichts anderes sey, als der Instinkt, der Lebenstrieb der Menschen, welcher der ewigen Wahrheit gemäß seyn muß? Sollte eine organische Entwicklung, welcher ein organischer Lebenstrieb in der Gattung entspricht, nicht einen über alle Willkür und allen Irrthum des Einzelnen erhabenen Grund haben, also im ewigen Begriff und Gedanken der Menschheit, in dem Wesen der Gottheit, sollte also unser Geist nicht nothwendig göttlich und unvergänglich seyn?*

* Gott in der Geschichte. Zweiter Theil, S. 17, 18.

Der Bunsen'sche Versuch, das Denken der Gebildeten unserer Zeit mit dem Glauben an Gott auszuföhnen, wird also nicht nur denen keineswegs genügen, die auf dem festen Standpunkt eines fertigen auf positive Offenbarung sich basirenden dogmatischen Systems stehen und denen es eben von ihrem Standpunkt aus gar nicht schwer werden kann, an Bunsen viel Zweideutiges, wenn nicht entschieden Häretisches zu finden, so daß sie an ihm einen Freund sehen, den sie am Ende mehr fürchten als erklärte Feinde. Auch ist ihnen mit irgend einem Zugeständniß nicht gedient, sie wollen entweder Alles, d. h. in diesem Fall die unbedingte Approbation und Annahme ihres orthodoxen Systems oder gar Nichts. Aber Bunsen's Versuch, eine Theodizee nicht sowohl aus den Facten der Geschichte, als aus dem Factum des Gottesbewußtseyns zu deduciren, wird auch den Andern, die auf ganz entgegenstehender Seite stehen, nicht genügend erscheinen. Denn sie können sagen, er beweise nicht genug, da das Vorhandenseyn des Gottesbewußtseyns ein nicht erst zu demonstrierender Punkt sey, dagegen die geschichtliche Illustration Bunsen's nicht einmal die Kraft der bekannten Beweise für das Daseyn Gottes beanspruchen könne.

Das Werk „Gott in der Geschichte“ ist freilich im gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht fertig, und in sofern sollte man das Urtheil suspendiren. Aber aus dem Vorliegenden zu schließen, glauben wir nicht, daß sein Abschluß zu andern Resultaten führen wird. Aber Bunsen selbst weiß, daß es sich nach allen glänzenden Demonstrationen immer wieder handelt um eine That des innersten Ich jedes Einzelnen, nämlich um G l a u b e n, ein Sprung im Bewußtseyn nicht des Einfältigen, Kindlichen, sondern des vom Zweifel und Unglauben Ergriffenen. Ob Bunsen's Werk und ob auch seine Bibel, die uns es sehr nahe gelegt, daß selbst über die Begriffe populär und gelehrt noch eine große Verwirrung herrscht, Etwas auf indirectem Wege, durch die Anregung des Denkens überhaupt, noch mehr durch die des Gemüthes und durch Hervorheben von mächtigen Facten, die Factoren seyn können, zur Förderung des Glaubens und der Religiosität beitragen werden, sey für jetzt dahin gestellt.

(Schluß folgt.)

Zur Statistik der deutschen Universitäten im Sommer 1858.

Auf den zwanzig deutschen Universitäten mit Ausschluß der österreichischen und schweizerischen, befanden sich im Sommersemester 1858 im ganzen 1455 Lehrer (im Sommersemester 1857: 1445). Der ordentlichen Professoren waren es 681, acht mehr als im Sommer 1857. Der außerordentlichen waren es 261 (1857: 266); Honorar-Professoren 60 (1857: 52); Privatdocenten 341 (die gleiche Zahl wie 1857); Sprach- u. Exercitienmeister 112 (1857: 113).

Der Reihenfolge nach steht oben an Berlin mit 165 Lehrern; dann folgen München mit 118, Göttingen mit 112, Leipzig mit 110, Bonn mit 95, Heidelberg mit 94, Breslau mit 91, Tübingen mit 71, Halle mit 68, Jena mit 65, Königsberg mit 61, Gießen und Marburg mit je 58, Erlangen mit 54, Greifswald mit 53, Würzburg mit 48, Kiel mit 45, Freiburg mit 40, Rostock mit 32, Münster mit 17.

Was die Anzahl der ordentlichen Professoren betrifft, so fügen wir der Ziffer vom Sommer 1858 jene vom Sommer 1857 zur Bezeichnung der Zu- oder Abnahme in Klammern bei. Oben an steht München mit 57 (56) Ordinarien. Alsdann folgen Berlin mit 45 (49), Bonn mit 49 (49), Göttingen mit 48 (47), Tübingen mit 44 (37), Leipzig mit 42 (43), Breslau mit 38 (37), Würzburg mit 36 (35), Halle mit 34 (36), Gießen mit 33 (33), Heidelberg mit 32 (33), Marburg mit 32 (31), Königsberg mit 30 (28), Erlangen mit 29 (31), Greifswald mit 26 (27), Jena mit 25 (24), Freiburg mit 25 (23), Rostock mit 23 (23), Kiel mit 21 (19), Münster mit 12 (12). Die Mittelzahl der ordentlichen Professoren ist 34, 05, welche von den 12 zuletzt genannten Universitäten nicht erreicht wird. Im Laufe eines Jahres ist sich die Anzahl der Ordinarien gleich geblieben in Bonn, Gießen, Münster, Rostock; zugenommen hat sie in Tübingen um 7, in Freiburg, Kiel, Königsberg um je 2, in Breslau, Göttingen, Jena, Marburg, München, Würzburg um je 1; abgenommen hat sie in Berlin um 4, in Erlangen und Halle um je 2, in Greifswald, Heidelberg, Leipzig um je 1.

Was die Anzahl der außerordentlichen Professoren betrifft, so hat deren Berlin 43 (44), Leipzig 35 (37), Göttingen 20 (18), Bonn 18 (16), Heidelberg 17 (16), Königsberg 14 (13), Marburg 14 (13), Jena 13 (14), Halle 13 (14), Breslau 11 (10), Gießen 10 (11), München 10 (10), Erlangen 10 (8), Kiel 9 (10), Greifswald 6 (7), Tübingen 5 (7), Freiburg 4 (6), Würzburg 4 (7), Rostock 3 (3), Münster 2 (2). Die Mittelzahl der Extraordinarien ist 13, 05, welche die sieben erstgenannten Universitäten überschreiten. An sämtlichen Universitäten sind im ganzen 15 außerordentliche Professoren zu ordentlichen befördert worden. Zehn sind als Extraordinarien eingetreten. In München, Münster und Rostock blieb die Zahl der außerordentlichen Professoren die gleiche. Zugenommen hat sie im Laufe eines Jahres in Bonn, Erlangen und Göttingen um je 2, in Breslau, Heidelberg, Königsberg, Marburg um je 1. Abgenommen hat die Zahl der Extraordinarien in Würzburg um 3, in Freiburg, Leipzig und Tübingen um je 2, in Berlin, Jena, Gießen, Greifswald, Halle, Kiel um je 1.

Die Anzahl der Honorar-Professoren hat sich im Laufe eines Jahres leider um 8 vermehrt; wir sagen leider, weil es den Universitäten nicht frommt, wenn die Professur als Nebenamt eines andern behandelt wird. Die meisten hat München mit 15 (15); dann folgen Greifswald mit 10 (6), Jena mit 9 (10), Berlin mit 7 (7), Gießen mit 3 (5), Leipzig mit 2 (2), Erlangen, Göttingen, Heidelberg, Marburg mit je 1. In Tübingen ist eigentlich nur 1 Honorar-

Professor; aber es hat ein außerordentlicher Professor den Titel eines ordentlichen, und fünf Privatdocenten sind titulierte Extraordinarien. In Jena, Gießen, Göttingen, Heidelberg haben die Honorar-Professoren den Rang der ordentlichen; in München und Erlangen stehen sie zwischen den außerordentlichen Professoren und den Privatdocenten.

Was die Privatdocenten betrifft, so hat die größte Anzahl Berlin, nämlich 62 (58). Darunter befinden sich hohe Titel: Geheimer Medicinalrath, Geh. Sanitätsrath, Medicinalrath, Sanitätsrath, Justizrath, Professor. Dann folgen Heidelberg mit 32 (32), Göttingen mit 31 (32), Breslau mit 30 (31), München mit 29 (23), Leipzig mit 28 (26), Bonn mit 22 (25), Halle mit 16 (18), Königsberg mit 14 (17), Kiel mit 11 (12), Tübingen mit 10 (16), Gießen mit 10 (9), Jena mit 9 (9), Erlangen mit 8 (6), Greifswald mit 7 (3), Freiburg mit 6 (6), Rostock mit 5 (6), Marburg mit 5 (6), Würzburg mit 4 (4), Münster mit 2 (2). Die Mittelzahl ist 17,05, welche die sieben erstgenannten Universitäten überschreiten. In Freiburg, Heidelberg, Jena, Münster und Würzburg ist im Laufe eines Jahres die Zahl der Privatdocenten unverändert geblieben. Zugewonnen hat sie in München um 6, in Berlin und Greifswald um je 4, in Erlangen und Leipzig um je 2, in Gießen um 1. Abgenommen hat sie in Tübingen um 6, in Bonn und Königsberg um je 3, in Halle um 2, in Breslau, Göttingen, Kiel, Marburg und Rostock um je 1.

Die Gesamtzahl der immatriculierten Studirenden an allen zwanzig deutschen Universitäten war im Sommer 11,782; im Sommer 1857 waren es 11,648; die Zunahme im Laufe eines Jahres beträgt daher 134. Obenan steht Berlin mit 1318 (1409). Sodann folgen München mit 1303 (1358), Leipzig mit 839 (828), Bonn mit 806 (873), Breslau mit 755 (784), Halle mit 710 (705), Tübingen mit 706 (706), Göttingen mit 676 (656), Heidelberg mit 659 (606), Würzburg mit 650 (653), Erlangen mit 585 (549), Jena mit 471 (382), Münster mit 451 (402), Gießen mit 383 (343), Königsberg mit 383 (355), Freiburg mit 303 (304), Greifswald mit 272 (244), Marburg mit 256 (240), Kiel mit 132 (142), Rostock mit 124 (109). Die Mittelzahl der immatriculierten Studirenden ist 589,1, welche von Berlin, München, Leipzig, Bonn, Breslau, Halle, Tübingen, Göttingen, Heidelberg, Würzburg überschritten, von den übrigen zehn Universitäten nicht erreicht wird. In Tübingen hat sich die Anzahl der Studirenden nicht verändert. Zugewonnen hat sie am stärksten in Jena, um 89, sodann in Heidelberg um 53, in Münster um 49, in Gießen um 40, in Erlangen um 36, in Greifswald und Königsberg je um 28, in Göttingen um 20, in Marburg um 16, in Rostock um 15, in Leipzig um 11, in Halle um 5. Abgenommen hat die Zahl der immatriculierten Studirenden in Berlin um 91, in Bonn um 67, in München um 55, in Breslau um 29, in Kiel um 10, in Würzburg um 3, in Freiburg um 1.

Die Gesamtzahl aller, welche auf den zwanzig Universitäten zum Hören von Vorlesungen berechtigt sind, also der immatriculierten und nicht immatriculierten Studirenden, beträgt im Sommersemester 12,769, im Sommer 1857

waren es 12,522. Die Zunahme im Laufe des verflossenen Jahres beträgt daher 247. Die Gesamtzahl der Nichtimmatriculierten beträgt 987 (874), und hat demnach im Laufe des Jahres um 113 zugenommen. Die Mehrzahl kommt auf Berlin mit 739 (629). Erlangen, Gießen, Kiel, Leipzig, München, Rostock, Tübingen, Würzburg haben nur immatriculierte Studenten. Nach Berlin hat Breslau die meisten Nichtimmatriculierten, nämlich 78 (87); dann folgen Heidelberg mit 62 (54), Bonn mit 30 (26), Jena mit 22 (13), Marburg, welches überdies 5 Immatriculirte zählt, die sich „ihrer Ausbildung“ widmen, mit 16 (16), Freiburg mit 14 (14), Königsberg mit 10 (16), Göttingen mit 5 (0), Halle mit 5 (2), Münster mit 4 (4), Greifswald mit 2 (3). Zählt man Immatriculirte und Nichtimmatriculirte zusammen, so ist die Reihenfolge der Universitäten: Berlin mit 2057 (2038), München mit 1303 (1358), Leipzig mit 839 (828), Bonn mit 836 (899), Breslau mit 833 (871), Heidelberg mit 721 (660), Halle mit 715 (704), Tübingen mit 706 (706), Göttingen mit 681 (656), Würzburg mit 650 (653), Erlangen mit 585 (549), Jena mit 493 (395), Münster mit 455 (406), Königsberg mit 393 (371), Gießen mit 383 (343), Freiburg mit 317 (318), Greifswald mit 274 (247), Marburg mit 272 (256), Kiel mit 132 (142), Rostock mit 124 (119). Die Mittelzahl ist 638,45, welche die zehn erstgenannten Universitäten überschreiten. Nimmt man als Regel an, daß jeder Studirende vier ganze Vorlesungen hört, und vergleicht man an den einzelnen Universitäten die Gesamtzahl der Lehrer mit der Gesamtzahl der Hörer, so ergibt sich die Durchschnittszahl für die Frequenz der Vorlesungen. Die Reihenfolge der Universitäten war hiernach im Sommer folgende: in Münster zählte eine Vorlesung 113,75 Zuhörer, in Würzburg 59,09, in Berlin 52,40, in Erlangen 48,75, in München 46,53, in Halle 45,39, in Tübingen 42,78, in Breslau 42,17, in Bonn 37,15, in Freiburg 35,22, in Jena 35,21, in Heidelberg 35,17, in Leipzig 31,36, in Gießen 27,35, in Göttingen 27,24, in Königsberg 27,10, in Greifswald 22,36, in Marburg 20,92, in Rostock 16,00, in Kiel 12,87. Die Mittelzahl für eine Vorlesung war 38,94, welche von den acht zuerst genannten Universitäten überschritten wurde. Bei dieser Berechnung ist dreierlei zu berücksichtigen: 1) daß hervorragende Lehrer nicht unter diese Mittelzahl fallen; 2) daß es an allen Universitäten Professoren giebt, welche als Lehrer nicht zählen, und 3) daß Privatdocenten mit Professoren in der Frequenz ihrer Vorlesungen in der Regel nicht gleichstehen können. Durch Nr. 2 u. 3 wird die Ungleichheit in Nr. 1 so ziemlich wieder ausgeglichen, und so wird die Durchschnittszahl die richtige bleiben.

Was das Verhältniß der immatriculierten Ausländer zu den Inländern betrifft, so betragen die Ausländer in Heidelberg 72 pCt. der Gesamtzahl, in Erlangen und Jena 53½ pCt., in Göttingen 49½, in Würzburg 31, in Leipzig nahezu 24, in Tübingen 21½, in Berlin 18½, in Bonn 14½, in Halle und Freiburg 13, in Marburg 12½, in Gießen 11½, in München beinahe 11, in Greifswald 8½, in Kiel 6, in Breslau 4½, in Rostock 4, in Königsberg 3, in Münster beinahe 1 pCt. Die Mittelzahl ist 21½ pCt., welche von Berlin, Bonn, Halle, Freiburg, Marburg, Gießen, München, Greifswald, Kiel, Breslau, Rostock, Königsberg, Münster nicht erreicht wird. (Schluß folgt.)

Ein alt-christliches Begräbnislied.

Aus dem Lat. des Prudentius, gest. 405: Jam moesta quiesce querela, lacrymas suspendite, matres.

Schweige, bange Trauerklage
Mütter, hemmt der Thränen Lauf!
Seyd getrost: am Tobestage
Geht ein neues Leben auf.

Ueber diesen Felsenklüften
Schwebt des Kreuzes Siegespanier,
Diese Leiber in den Gräften
Sind nicht todt, sie schlafen hier.

Diese Hülle, die wir sehen
In dem Schlafgemach entseelt,
Wird bald wieder auferstehen,
Mit dem Geiste neuvermählt.

Diesen Leichnam kalt und träge,
Sinkend in die Mobergruft,
Werden sel'ge Flügelschläge
Aufwärts tragen in die Luft.

Also ringt aus dunkler Erde
Sich das Weizenkorn empor;
Daß es einst zur Mehre werde,
Muß es untergeh'n zuvor.

Nimm denn, Erde, diese Leiche
Sanft in deinen Mutterschooß;
Als ein Glied in Christi Reiche
Schläft sie hier zu schönem Loos.

Einst war diese theure Hülle
Von des Schöpfers Hauch beseelt
Und von Christi Gnadenfülle
Als ein Tempel auserwählt.

Last uns nun den Leib versenken
In die kühle Ruhestatt;
Gott wird dessen wohl gedenken,
Wer sein Bild getragen hat.

Bald wird kommen jene Stunde
Die schon jetzt der Hoffnung winkt,
Wo der Ruf aus Gottes Munde
Leben, Heil und Wonne bringt.

Mercersburg, den 20. December 1858.

Phil. Schaff.

Kirchenchronik.

Ver. Staaten von Nordamerika.—Der römisch-katholische „Wahrheitsfreund“ enthält Folgendes über den Stand der katholischen Religion in den Ver. Staaten:

1859.	1849.	1839.
Provinzen 7	Provinzen 8	Provinzen 1
Diöcesen 43	Diöcesen 30	Diöcesen 16
Bicariate 2	Bischöfe 26	Bischöfe 18
Bischöfe 45	Priester 1,000	Priester 478
Priester 2,108	Kirchen 966	Kirchen 418
Kirchen 2,334		

Im Jahre 1774 waren in den Ver. Staaten (damals Colonien) bloß 91 Priester.
Im Jahre 1790 befanden sich in den Ver. Staaten 1 Bischof und 20 Priester.

Am 7. November 1791 wurde die erste geistliche Synode in den Ver. Staaten von Bischof Carroll berufen. Bei derselben waren 20 Priester anwesend, wahrscheinlich nahezu die ganze Zahl des Klerus. Unter den Namen der Geistlichen wird der des Hochw. Lorenz Grösel aus der Gesellschaft Jesu berichtet der bald nachher zum Coadjutor von Bischof Carroll ernannt wurde. Er starb vor der Consecration im Dienste derjenigen, welche in Philadelphia am gelben Fieber darniederlagen. Sein Tod ist in einem Briefe des Cardinals Antonelli, datirt 1. September 1794, erwähnt.

Hochw. Leonhard Neale wurde durch ein päpstliches Breve vom 17. April 1795 zum Bischof von Cortyna, in part. ernannt; consecrirt wurde derselbe am 2ten Adventsonntag, 7. December 1800.

Damals waren in den Ver. Staaten 2 Bischöfe und wahrscheinlich ungefähr 40 Priester.

Im Jahre 1808 wurde der Sitz Baltimore zu einem Erzbisthum erhoben mit 4 Suffragan-Sitzen—Bardstown, Boston, New York, Philadelphia.

In diesem Jahre (1808) gab es außer 2 Bischöfen 68 Priester und 80 Kirchen. Von dieser Zeit an wurde ein regelmäßiger übersichtlicher Bericht ausgearbeitet und im Metropolitan Almanac publicirt.

Wir theilen hier folgende Data mit:

Jahre.	Diöcesen.	Bischöfe.	Priester.	Kirchen.	Jahre.	Diöcesen.	Bischöfe.	Priester.	Kirchen.
1808	1	2	68	80	1849	30	26	1000	966
1830	11	10	232	230	1850	30	27	1081	1073
1840	16	17	482	456	1851	33	32	1271	1415
1841	16	17	528	511	1852	34	32	1385	1411
1842	16	21	541	541	1853	34	32	1471	1545
1843	16	18	561	560	1854	41	29	1574	1712
1844	21	17	617	611	1855	41	40	1704	1824
1845	21	25	683	675	1856	41	40	1761	1910
1846	21	25	737	740	1857	41	39	1872	2058
1847	26	26	834	812	1858	43	45	2108	2334
1848	30	27	890	907					

In der St. Louis Wochenchronik findet sich folgender Artikel über die „Zunahme der Verbrechen unter den Deutschen Nordamerikas:“ Eine traurige Erscheinung unserer Lage, die jeden Menschenfreund und das deutsche Element insbesondere mit Kummer und Bangen erfüllen muß, ist die auffallende Zunahme der von Deutschen in den Ver. Staaten begangenen Verbrechen. In der letzten Zeit haben wir leider eine Liste der grauenhaftesten, von Deutschen an ihren Nebenmenschen und nächsten Blutsverwandten verübten Frevel zu berichten gehabt, und beinahe jede Woche fügt diesem schrecklichen Verzeichnisse neue Missethäter, neue Opfer bei.

Von jeher waren die Deutschen als eine gesittete, arbeitsame, fried- und ordnungsliebende Nation bei den Amerikanern geachtet und beliebt; die Vergehen, welche unter ihnen vorkamen, waren meist nur untergeordneter Art und sie wurden häufig als Muster guter Gemeinden den weniger gebildeten Classen anderer Nationalitäten vorgestellt. Ein Wechselblatt schreibt über dieses Thema:

„Früher waren Criminalverbrechen unter den Deutschen in Amerika eine Seltenheit, und wenn je die Zeitungen davon zu melden hatten, pflügten sie es mit ausdrücklichem Bedauern zu thun und zu bemerken, daß ein solcher Ausnahmefall den deutschen Namen nicht schänden könnte. Seit etwa zwei Jahren hat sich das sehr geändert, die Criminallisten enthalten jetzt viele deutsche Namen, und in der neuesten Zeit sind mehrere, wo nicht die meisten und schrecklichsten Morde von Deutschen verübt worden. In verschiedenen Staaten suchen die Sheriffs nach entflohenen deutschen Mördern, Giftmischern und Einbrechern umher, während in den verschiedenen Staaten zusammen wohl zwei Duzend deutsche Capitalverbrecher sich in Untersuchungshaft befinden oder auf den Tod sitzen u. s. w.“

Die W. Ch. setzt bei: Wenn man sieht, wie viele Kinder deutscher Eltern erzogen oder vielmehr gar nicht erzogen werden, so braucht man sich nicht zu wundern, daß aus den jungen Taugenichtsen später Galgenstricke werden. Ein guter Schulunterricht, den sie um so nöthiger haben, als sie zu Hause weder etwas lernen, noch selten von der Moralität der Eltern profitieren können, wird ihnen häufig gar nicht oder nur auf kurze Zeit zu Theil; eine religiöse Bildung, die doch die Grundlage aller Sittlichkeit ist, wird ihnen gänzlich vorenthalten; die paar guten Lehren, die sie in der Schule erhalten haben mögen, werden Nachts auf der Straße in der tollen Gesellschaft leichtfertiger Jungen vergessen und verhöhnt; sie mischen sich in die Gesellschaft älterer, besonders amerikanischer Taugenichtse und eignen sich deren schlechte Gewohnheiten, ja deren Laster an, und kaum haben sie die Annabenzjahre überschritten, so werden sie, mit gar keiner oder nur nothdürftiger Schulbildung ausgerüstet, von den gleichgültigen oder habgierigen Eltern gezwungen, ihren Unterhalt auf irgend welche Weise zu suchen und nur—möglichst viel Geld zu verdienen. Anstatt sie bei einem braven, tüchtigen Handwerker oder Geschäftsmann in die Lehre zu geben, lassen die Eltern sie oft haufrend oder bettelnd die Straßen nach allen Richtungen durchziehen und die verrufensten Quartiere besuchen; oder ihr Berufszeug wird, je nachdem da oder dort mehr geboten wird, tugendmale gewechselt, so daß der Junge in keinem Geschäft etwas taugt, und so, ohne alle Aussicht, ohne feste Bestimmung, ohne genügende Mittel oder Kenntnisse für seinen künftigen Lebensunterhalt, ohne besseres Selbstgefühl—sich selbst überlassen und inmitten einer verderblichen Gesellschaft aufwächst—er, der nachher ein nützliches Mitglied seiner Gemeinde, ein wackerer Bürger und ein Repräsentant der sonst mit Recht berühmten deutschen Erziehung und Bildung seyn soll! Braucht man sich da über entgegengesetzte, schlimme Folgen zu wundern?

Aus dem „Independant“ ersehen wir, daß durch das Vermietzen der Stühle in Plymouth Church, Brooklyn, in welcher Rev. H. W. Beecher predigt, für das Jahr 1859 die enorme Summe von \$25,000 erzielt wurde. Uebrigens ist die sehr große Kirche viel zu klein, um allen Applikanten Stühle geben zu können.

Die zweite unitarische Gemeinde in Brooklyn hat für jeden zweiten Sonntag Abend statt der Predigt sog. Vespers eingeführt. Man singt, betet zum Theil in Stille, zum Theil laut, liest Abschnitte aus der heiligen Schrift, denen sich nur eine kurze Erklärung durch den Prediger anschließt und schließt mit Gesang. Dieser Gottesdienst soll sehr erbaulich seyn und tiefen Eindruck machen.

Europa.—Schweiz. Der im August vorigen Jahres verstorbene Herr Merian Burckhardt hat seine Vaterstadt Basel nach Ableben seiner Wittve zur Haupterin seines sich auf 50 bis 60 Millionen Franken belaufenden Vermögens eingesetzt. Als besondere Legate nennen wir: für die Basler Armenanstalten eine Million Franken, für die Basler Missionsgesellschaft 400,000 Franken; ebenso ein besonderes Legat zum Bau der projectirten Elisabethenkirche, welches sämtliche Kosten dieses Unternehmens mit Einschluß eines Pfarr- und Schulhauses bestreitet, und noch 20,000 Fr. als Belohnung für den Baumeister. Herr Merian starb kinderlos, vermachte aber fünf Personen seiner nächsten Verwandtschaft je eine Million Franken.

Bayern. Aus der oberbayerischen Kirchenprovinz schreibt man dem Frankf. Journal: Der Ingrimme der Jesuitenpartei gegen Bayern und dessen Oberhaupt hat sich in neuester Zeit hauptsächlich aus dem Grunde gesteigert, weil der König zur Wiederbesetzung erledigter Bischofsstühle nicht Geistliche nach ihren Absichten auswählte, sondern dazu Männer ausersah, die bei allen ihren vortrefflichen Eigenschaften nur den „Hauptfehler“ haben, keine Begünstiger oder Werkzeuge der hierarchisch-jesuitischen Richtung zu seyn. Da es in Rom principiell Tendenz ist, nur solche Persönlichkeiten auf die Bischofsstühle zu bringen, welche entweder selbst Vorkämpfer des Jesuitismus sind, oder von denen man weiß, daß sie sich

jesuitischer Führung hingeben, so durchkreuzt jene Bestellung bayerischer Bischöfe die weit aussehenden Pläne der Jesuiten, welche begreiflicher Weise darüber, daß jene Bischöfe nicht ihre Partisane sind, ihren Verdruss nicht laut werden lassen können. So wie die Jesuiten mit geheimem verhassten Verger, so sieht dagegen der bessere Theil des Klerus mit Wohlgefallen und Hoffnung auf jene neu ernannten bayerischen Bischöfe, deren Existenz schon mindestens ein passiver Widerstand gegen das hierarchische Treiben und die einbrechende kirchliche Corruption ist.

Oesterreich. Aus Wien wird der „Deutschen Reichszeitung“ geschrieben: Die katholischen Blätter enthalten eine erzbischöfliche „Warnung“, die in den Erzbischöfen Prag, Wien und Salzburg von den Kanzeln verlesen werden soll. Sie beginnt: „In Böhmen, Mähren und Oesterreich wandern vielfach in Schenken, Werkstätten, Bauernhöfen und Bürgerhäusern Leute herum, welche in Berlin gedruckte sogenannte katholische Artikel mit Bildern empfehlen und zu Subscriptionen veranlassen. Diese Subscriptionen sind auf Bibeln und Monatsblätter gerichtet, die das Gegentheil des Katholizismus predigen und doch mit Berufung auf katholische Autoritäten, namentlich auf Geistliche, angepriesen werden. Wir haben uns darüber so weit zu orientiren gesucht, daß wir gegen alle derartige Subscriptionen warnen müssen“. . . Weiter heißt es: „Wir möchten aber hierbei noch in anderer Beziehung warnen, daß man besonders bei welthistorischen und naturwissenschaftlichen Büchern nicht auf die gewöhnlichen Anpreisungen in den Zeitungen sich verlasse, sondern immer vorher bei dem Seelsorger befrage, ob das angekündigte Werk der christlichen Offenbarung nicht widerspreche oder Thatsachen der Offenbarung lüge, um Unglauben und Materialismus und Feindseligkeit gegen die katholische Kirche zu verbreiten, wie das z. B. der Fall ist mit Kotter's Weltgeschichte, Duller's deutsche Geschichte, mit Zimmermann's naturgeschichtlichen Werken, Michelet's sogenannten „naturwissenschaftlichen“ Beobachtungen und Reflexionen über das Wesen und Treiben der Insektenwelt, die nichts als menschliche Einfälle enthalten, und so vielen anderen, die als populäre unübertreffliche Arbeiten und Ergebnisse tiefer Forschungen den Leuten aufgeschwatzt werden, da doch an eben so gediegenen als wahrhaft christlichen Werken in diesen Zweigen der Wissenschaft kein Mangel ist.“

In Folge der consequenten Durchführung der Grundsätze des Concordats ist auch für allen Privatunterricht im Kaiserstaat mit Beziehung auf Erziehungsanstalten und Schulen unter Anderem festgesetzt worden: Katholische Kinder dürfen unter keinen Umständen andere als katholische Schulen und Anstalten besuchen, und es ist sogar ihrer Vermischung mit nichtkatholischen Kindern in den katholischen Erziehungsanstalten dadurch eine Schranke gesetzt, daß solche nichtkatholische Kinder nur in ganz besonders zu berücksichtigenden Fällen und immer nur in geringer Zahl dort zugelassen werden sollen; der Besuch einer katholischen Privatschule ist den Kindern anderer Confession nach den für den Besuch öffentlicher Schulen geltenden Regeln gestattet. Die Leiter einer Privatschule oder Erziehungsanstalt, sowie das gesamte Lehrpersonal müssen österreichische Staatsbürger und moralisch und politisch unbescholten, die Lehrer an einer katholischen Privatschule außerdem sämtlich katholisch seyn. Die Concession ist rein persönlich und kann nicht übertragen werden.

Die zu der neuen Gottesdienstordnung für das Königreich Hannover gegebenen officiellen Erläuterungen lauten wie folgt:

Der Hauptgottesdienst beginnt mit dem Introitus. Dieser besteht meist aus den Psalmen und den Propheten, seltener dem neuen Testamente entlehnten Schriftstellen und schließt jedesmal in angegebener Weise mit der sogenannten kleinen Doxologie. Er soll der Gemeinde die besondere Gnade des Tages ankündigen und so die Bedeutung des Sonn- oder Festtages einleitend aussprechen, ist deshalb nach der Kirchenjahreszeit verschieden. Der Chor singt ihn im Wechselgesang nach den Psalmionen. Ist der Gemeinde so die Gnade des Tages verkündet, so muß ihr erstes Gefühl seyn, daß sie derselben nicht werth ist, deshalb bittet sie im Kyrie um Erbarmen. Es ist altkirchlichem Gebrauch entsprechend, wenn die Gemeinde während des Kyrie kniet. Der Ruf um Erbarmen, im Wechselgesange zwischen Pastor und Gemeinde, ist ein dreimaliger, weil wir den dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist um Erbarmen ansehen. Darauf stimmt der Pastor das Gloria an, wobei die Gemeinde wieder ihre Sitze einnimmt; der Chor führt es fort und die Ge-

meinde nimmt es auf mit dem Liede: Allein Gott in der Höh' sey Ehr, dem Gloria in Liebform. Auf das Stehen um Erbarmen antwortet ihr der Lobgesang der himmlischen Heerschaaren in der heiligen Weihnacht, die Gnade in Christo dem menschengewordenen Gottessohne allen Sündern verkündend. An den hohen Festen fügt der Chor dem Gloria noch die große Dorothea an. Nachdem so die Gnadengemeinschaft mit Gott erneuert ist, schließen sich nun Pastor und Gemeinde in Glaubens- und Liebesgemeinschaft zusammen durch den Gruß, indem der Pastor der Gemeinde und diese dem Pastor den Beistand Gottes und seines heiligen Geistes zur rechten Wirkung des Gottesdienstes wünscht. In solcher Gemeinschaft beten sie nun die Collecte, indem der Pastor als Mund der Gemeinde in ihrem Namen betet, die Gemeinde, wie sie durch den Eingang „Lasset uns beten“ dazu aufgefordert wird, still mitbetet, durch das „Amen“ aber sich laut dazu bekennt und das Gebet sich aneignet. Auf dieses Gebet giebt nun Gott seiner Gemeinde sein Wort, zuerst die Epistel, dann das Evangelium. Beide Perikopen werden verlesen während die Gemeinde steht, und zwischen beiden singt zuerst der Chor (Graduale), dann die Gemeinde ein Lied (Hauptlied), in dem sie für das empfangene Wort dankend Gottes Gnade lobet und preiset. Auf das Evangelium antwortet der Chor mit einem Lobspruch, und sprechen Pastor und Gemeinde das Glaubensbekenntniß (das Nicänische, genauer das Nicänisch-Constantinopolitanische), denn aus dem verkündigten Wort Gottes kommt der Glaube. Nach einem weiteren Liede der Gemeinde, mit welchem sie sich auf die Predigt vorbereitet, folgt nun diese selbst, das dargereichte Wort Gottes auslegend. An die Predigt schließen sich unmittelbar die Abkündigungen und der Friedenswunsch, worauf die Gemeinde mit einem Predigtanachlied auf die Predigt antwortet, Ja und Amen dazu spricht. Damit ist der Theil des Gottesdienstes, dessen Mittelpunkt die Verkündigung des Wortes Gottes ist, beschlossen. Es folgt nun der andere Theil, die Anbetung, in dem nun auf Grund der im Wort empfangenen Gnade die Gemeinde anbetend sich selbst Gott zum Opfer bringt. Das Gebet, welches vor dem Altar als der Stätte des Gebets geschieht, gestaltet sich im Einzelnen so, daß zuerst der Pastor das Fest- oder Sonntagsgebet spricht, darin vor allem den Dank darbringend für die besondere Gnade des Tages, ein Dank, der dann in den Tönen des Chorgesangs weiter fortflingt. Hierauf betet der Pastor im Namen der Gemeinde das allgemeine Kirchengebet, dann das Vater Unser, — (während des Vater Unser und des sich daran schließenden Amen steht die Gemeinde) — welche Gebete die Gemeinde mit Amen und einem Liede sich aneignet; dieses bildet dann zugleich den Uebergang zum Schluß, der in derselben Weise wie schon bisher üblich in Anthiphone, Collecte, Segen verläuft. So wenn kein Abendmahl gehalten wird. Aber erst durch dessen Feier wird der Gottesdienst ein vollständiger; denn in dem heiligen Mahle kommt erst die Gnadenmittheilung von Seiten Gottes und zugleich die Anbetung von Seiten des Menschen auf ihre höchste Höhe. Für diesen Fall verläuft nun der Gottesdienst bis zum Gebet in derselben Weise; indem dann aber der Chorgesang wegfällt, werden die beiden oben aufgeführten Gebete in eines zusammengezogen, an das sich das Vater Unser anschließt. Ein Chorgesang, der die Bestimmung hat, auf die Feier des heiligen Abendmahls vorzubereiten, leitet zu dieser über. Während des Gesanges treten die Communicanten vor den Altar. Dann beginnt der Pastor mit dem Grusse und singt wie oben angegeben die Prästation, die der Chor mit dem Sanctus (Jes. 6, 3) beschließt. Für die Feste hat unsere Kirche besondere Prästationen geordnet. Auf das Sanctus folgt die Vermahnung. „Wer da will würdig essen und trinken das heilige Sacrament u. s. w.“ Dann das Vater Unser und die Consecration. Während der Austheilung des Sacraments an die knienden Communicanten singt der Chor das „Lamm Gottes unschuldig“, und falls die Communion länger währt, andere dahin passende Gesänge; die Gemeinde wohnt der Communion still betend bei.

(Pr. R.-Ztg.)

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

März 1859.

No. 3.

Religion, Natur und Ehe.

Eine deutsche Zeitschrift dieses Landes, Atlantis, brachte vor Kurzem einen Artikel über „Ehe und Ehescheidung“, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Man kann drei Anschauungen unterscheiden, von denen man bei Beurtheilung der Ehe ausgeht: die religiöse, die rechtliche und sociale, die natürliche. Die religiöse Behandlung der Ehe, die in neuester Zeit sich wieder in den Vordergrund drängt, verunstaltet das Verhältniß vollständig, und macht aus dem freiesten und natürlichsten Akte und Triebe ein unnatürliches Zwangsverhältniß. Wie denn überhaupt die Religion der natürlichen Entwicklung des Menschen widerstrebt, seine Natürlichkeit verflucht und verkümmert und sie zur Erbsünde stempelt, so auch tritt sie der Freiheit und Würde der Ehe mit aller Macht entgegen. Wir erinnern an das Cölibat, an das Verbot gemischter Ehen, an die Unmöglichkeit der Wiedervereinigung nach der Scheidung u. Man sagt von dieser Seite allerdings, die Ehe sey ein „heiliges“ Institut, aber man behandelt es als ein Institut des Teufels, indem man es mit allen möglichen Zwangsgeetzen umgiebt.“

Es ist uns keineswegs darum zu thun, die Ansichten über das Wesen der Ehe, wie sie in diesen Worten oder im ganzen Artikel, dem diese Worte entnommen wurden, enthalten sind, irgend genauer zu erörtern oder zu kritisiren. Wir bleiben aber bei diesen Worten, die ein Ganzes für sich bilden, einen Augenblick stehen, und lernen, was daraus zu lernen ist.

Zunächst scheint es, wir haben es mit einem guten Logiker zu thun, der gut zu unterscheiden und einzutheilen weiß, und der uns mit überraschender Bestimmtheit des Ausdrucks cavalierement drei mögliche Standpunkte der Betrachtung zuweist. Qui bene discernit, bene docet. Gleichwohl fassen wir die drei Punkte schärfer in's Auge, um uns nicht durch die Reiztheit der Assertion dupiren zu lassen, und siehe da — es sind offenbar vier Anschauungen und nicht drei. Denn das und zwischen „rechtliche und sociale“ ist doch ein und,

kein oder, am wenigsten ein sive. Wir wollen auch dem Herrn Verfasser die Schmach nicht anthun, zu denken, daß ihm rechtlich und social verschwimmende oder vollends identische Begriffe gewesen seyen. Wer über Ehe und Ehescheidung schreibt, der weiß, daß der rechtliche, d. h. an gegebene, in Kraft stehende vielverzweigte Geseze sich haltende Gesichtspunkt ein von der socialen Seite der Frage der Ehe und Ehescheidung himmelweit verschiedener ist. Wer also beide in solcher Weise copuliren will, daß sie völlig in einander übergehen sollen und Eins seyn, der lerne doch vorher Begriffe scheiden, ehe er über Ehe und Ehescheidung peroriren will.

Also machen wir, uns gerade an die Worte des Citates haltend, vornweg Anspruch nicht auf drei, sondern auf vier Anschauungen. Vielleicht aber nehmen wir diesen Anspruch wieder zurück, nur freilich nicht im Sinne des Citates. Nämlich dieses redet noch von einem andern Standpunkt der Betrachtung der Ehe und nennt ihn die natürliche Anschauung. Hier nun müssen wir bekennen, daß wir uns sehr im Dunkeln befinden. Daß dieser Standpunkt ein ganz abgesonderter, den andern gegenüberstehender seyn soll, ist klar. Klar ist auch, daß weder die religiöse, noch die rechtliche, noch die sociale Anschauung die natürliche seyn soll. Freilich könnte man denken, jene gehören einem übernatürlichen oder einem widernatürlichen Standpunkt an. Tertium non datur. Indessen ist zunächst dem Uebernatürlichen kein Raum da gegeben, ja, gerade nach den späteren Worten des Citates und nach dem ganzen Tone des Artikels ist dem Verf. alles Uebernatürliche vornweg ein Widernatürliches, ein logisches non ens, wofür es nirgends eine Stelle giebt.

So sehen wir uns gezwungen, zu denken, der Verf. halte auch die rechtliche und sociale Anschauung von der Ehe für eine widernatürliche. Wahrlich der Zwang ist hart. Und um so härter, da uns der Verf. nun auch gar nicht genauer definirt, was denn eigentlich seine natürliche Anschauung von der Ehe ist. Mit Muthmaßungen wollen wir uns nicht einlassen. Leider wird überhaupt keine der angenommenen möglichen Anschauungen schärfer charakterisirt und wir finden nur ein völlig unklares Zusammenwerfen von Begriffen, woran nur klar wird, daß der Verf. seinem Gegenstande in keiner Richtung gewachsen war. Daß er der Monogamie das Wort redet, ist ein sehr geringes Verdienst; daß er „die Gefahren, welche ängstliche Gemüther von einer solchen Leichtigkeit der Ehescheidung befürchten“, für „Illusionen“ hält, gar keines; und daß er sagt: „Die Ehe selbst ist lediglich Privatsache, auf den Willen und die Uebereinstimmung der dabei Betheiligten, auf die Liebe gegründet; fällt diese Bedingung weg, so hört die Ehe auf und der Staat hat kein Recht, eine Ehe gegen den Willen der beiden Betheiligten festzuhalten“—daß er das sagt, deutet mächtig auf das, was wir uns unter jener natürlichen Anschauung denken. Jetzt wundern wir uns gar nicht mehr, daß von einer streng sittlichen Anschauung von Ehe und Ehescheidung gar nicht die Rede ist. Der Standpunkt wird völlig ignorirt. Das ist bezeichnend. Oder soll das Natürliche identisch seyn mit dem Sittlichen?

Wie mag aber, wer solche Grundsätze aufstellt, noch von Monogamie reden, der nach ihrem innersten Wesen gerade solche Grundsätze den Todesstoß geben müssen? Die Ehe, die der Verf. selbst „den Grundpfeiler der menschlichen Glückseligkeit und Geselligkeit“ (sic!) nennt, wird ja der Laune, der Willkür, der Lust preisgegeben. Also weil ein Theil etwa aufhört, am andern Theile noch sein Wohlgefallen zu finden, ihn ferner zu lieben, darum muß die Ehescheidung vom Staat gestattet werden und man „sollte sich hüten, mit brutalen Zwangsgesetzen in die Heiligkeit dieses Institutes einzugreifen.“ Ja, allerdings—da zeigt sich jene „Natürlichkeit“, die freilich von der Religion „verflucht, verkegert, zur Erbsünde gestempelt wird.“ Wo diese Grundsätze in die Praxis treten, da hilft das Segnen Nichts und das Verfluchen ist überflüssig—der Fluch ist schon da.

Warum wohl hat uns der Verf. jenes Artikels gar nichts Genügendes über jene natürliche Anschauung von der Ehe gegeben? Warum muß er doch das Element der Geseze herbeiziehen und nur unter dem Schein von Gesez und Recht das Princip der Willkür einschuggeln? Er scheut sich, seine „natürliche“ Anschauung uns in ihrer Naturwahrheit zu zeigen, aber man kann leicht merken, wie der im Gesez sich aussprechende Grundsatz des Sittlichen sich ihr unterordnen muß.

Und wozu die Tirade gegen die religiöse Anschauung von der Ehe und gegen die Religion überhaupt? Die Antwort liegt nahe: eben weil sie es ist, die die schlechte Natürlichkeit, die geistlosen, fleischlichen Triebe in Zucht nehmen und den höchsten Zwecken unterordnen will. Daher der Kampf gegen sie. Ja, scheidet euch nur von Gott, und die Ehescheidungen werden immer leichter werden. Welche Triumphe wird die „Natürlichkeit“ feiern, welchen Segen dem Haus, der Societät bringen! Wir verabschieden diese „natürliche Anschauung“.

Hier scheint es uns aber, es sey dem Verf. wieder ein gewisser logischer Irrthum begegnet, denn er wirft in seiner Art abermals zwei Dinge unter einander, die geschieden seyn wollen eben auch, wo es sich um Ehe und Ehescheidung handelt. Irren wir nicht sehr, so schwebte dem Verf. selbst neben dem „Religiösen“ etwas Anderes vor, nämlich das Kirchliche. Wir können nicht denken, daß er Religion und Kirche für identisch hält. Ja, wir glauben, daß er selbst glaubt, man kann eine religiöse Anschauung von der Ehe haben, ohne deshalb der etwaigen kirchlichen Bestimmung in Allem Beifall zu geben; und wiederum, daß man der kirchlichen Anschauung sich äußerlich anbequemen kann, ohne dabei die Ehe in religiösem Sinne zu fassen. Kurzum, der religiöse und der kirchliche Standpunkt sind in der Sache gerade so geschieden, wie der „rechtliche und der sociale“, und dieses Vermischen des Geschiedenen thut in der Theorie so wenig gut, als das zu leichte Trennen des Verbundenen in der Praxis.

Nun ist aber „die religiöse Anschauung von der Ehe“ dem Verf. ein ganz besonderer Dorn im Auge. Wir können uns darüber nicht wundern, wenn

wir seinem Urtheil über Religion überhaupt nur einen Augenblick Gehör schenken. Da haben wir es ja: „Die Religion widersstrebt der natürlichen Entwicklung des Menschen, verflucht und verkümmert seine Natürlichkeit und stempelt sie zur Erbsünde.“ Sie ist es, die „der Freiheit und Würde der Ehe mit aller Macht entgegentritt“.

Satis superque! Was doch die Leute auf die Dummheit ihrer Leser zu rechnen wissen! Also das ist die Sache der Religion überhaupt? Und was meint das Citat unter der „natürlichen Entwicklung“? Oder weiß der Verf. nicht, daß die gräßlichste Entfesselung wilder Naturtriebe eben nicht weniger im Dienste irre gehender Religion stand, als die der Natürlichkeit jedes Recht, jede Wahrheit absprechende Ascese? Oder ist ihm Religion an sich ein so fremder Gegenstand, daß er nur ihre Entartungen kennt? Oder ist die Sache vornweg fertig, daß in der Religion selbst durchaus nichts Wahres oder Gutes oder Schönes ist, und daß was an ihr noch von Tuglichem zu seyn scheint, nicht eigentlich die Religion ist, sondern die Natürlichkeit neben, ja, trotz ihr—à la Feuerbach? Also die Religion, die „der Sabbath am Müheleben der Völker“ ist, sie, die den Menschen zum Menschen macht und ihn an das Unendliche bindet, die zu den höchsten Triumphen des Genius ihn führt und in der Tiefe des Leidens seine Seele vor der Nacht stumpfer Verzweiflung bewahrt, die Religion „widerstrebt der natürlichen Entwicklung des Menschen“. Ja, „reißt die Kreuze aus der Erde,“ stürzt die Altäre, decretiret abermals: es ist kein Gott—es lebe die „natürliche Entwicklung“!

Indessen ist es nicht der Mühe werth, daß wir in Eifer gerathen. Wir wollen und können den Verf. nur bemitleiden, wenn er über Religion mit seinen Worten auch sein Herz ausgesprochen hat. Unwillkürlich erinnert er uns an jene von Deutschen so oft erhobene Klage, es fehle in Amerika so sehr an Gemüth. Ja, es ist doch recht gemüthvoll, so von Religion zu reden! Damit werdet ihr Land und Leute, Volk und Haus gemüthlicher machen.—Aber wir bemitleiden den Verf. auch hier wieder nicht bloß wegen psychologischer, sondern wegen logischer Fehler. Denn seinen ganzen Gegensatz der religiösen und der natürlichen Anschauung, den er nachher mit seiner Invective gegen die Religion aufs Extrem führt, müssen wir gerade vom Standpunkt des Verf. aus als eine logische Unmöglichkeit ansehen.

Die Frage, um welche es sich hier handelt, ist einfach die: was ist Religion, was ihr Quell? Ist sie, sofern sie uns an Gott und das Jenseits knüpfen will, eine Realität oder nicht? Aus den Worten des Citates können wir nur den Schluß ziehen, daß der Verf. der Religion keine objective Wahrheit zuschreibt. Am wenigsten wird er irgend einer Religion den Anspruch auf göttliche Offenbarung zuerkennen wollen. Was sie auch ist, woher sie stamme, wir sind nur auf den Menschen gewiesen. Der ganze consensus gentium über Religion ist nur eine Aussage eines psychologischen Phänomens.

Wenn also der Religion—nach der Anschauung des Citates—unmöglich ein göttlicher Ursprung zukommen kann, was bleibt uns übrig, als sie eben zu

betrachten als etwas rein Menschliches? Wenn sie aber etwas nur Menschliches ist, so fällt sie ganz in die Kategorie des Natürlichen, das im Citat in solchen schroffen Gegensatz zur Religion gestellt wird. Und das ist eben die logische Inconsequenz. Die Religion soll nichts Göttliches seyn. So muß sie in's Gebiet des Natürlichen fallen, sie muß ein Naturproduct am Menschen seyn, wie alles Andere an ihm und in ihm auch. Da ist kein Drittes denkbar. Der Gegensatz von Religion und Natürlichkeit ist dahin. Wozu dann Religion verwünschen und der Natürlichkeit ein Loblied singen?

Ja—wozu? Eben weil die Religion es wagt, der Natürlichkeit in den Weg zu treten und ihre Triebe höheren, geistigen Zwecken unterzuordnen, weil sie als die Religion, nicht als ein Zerrbild voll Entartung, sondern in ihrer Wahrheit, als die Macht des Geistes den Stab bricht über die Gelüste nach „Emancipation des Fleisches“, wie sie heutzutage in arroganter Weise sogar als die Höhensignale unserer Zeitbildung das Wort führen wollen und doch nur in eigener Schmach sich prostituiren.

Citate wie das hier besprochene könnten wir viele aus der deutschen Literatur dieses Landes bringen. Dieser Art ist das Futter, welches unsern Deutschen und zwar denen, die für die Gebildeten par excellence gelten wollen, hingeworfen wird. Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Thoren geworden. Röm. I, 22.

Philadelphia.

W. J. M.

Gedanken und Mittheilungen über die Mission

in Briefen an den Herausgeber des „Kirchenfreundes“.

I.

(Fortsetzung.)

Doch es ist Zeit, daß ich eine andere Frage mache, eine Frage, die Sie selbst, oder wenigstens Mancher Ihrer Leser, der mir so weit gefolgt ist, wohl schon längst gemacht hat. Die Frage: wozu die lange Rede von Gericht und Gerechtigkeit? und was soll denn überhaupt jene auscorporirte Corporation, die ostindische Compagnie, als Zeugniß für die Anerkennung der Mission? Nun wohl, die lange Rede ist nur ein vielleicht zu langes Wischen der Augen gewesen, um das Zeugniß desto klarer sehen und würdigen zu können. Desto klarer, sage ich, nicht klar, denn wie sehr wir auch die Augen wischen, die Nebel dieser Decembertage des irdischen Lebens wischen wir doch nicht hinweg. Wir sehen nur die Heerstraßen der göttlichen Gerichte auf Erden, nicht die vielen Neben- und Seiten- und Zwischenpfade, die sich mit jenen verschlingen zu

einem Labyrinth, das intricater ist als das des Minos, aus dem jedoch ein sicherer Ausgang gegeben ist, wenn wir im Dunkel stetig wandeln am Ariadnefaden des Glaubens. Aber ist jene Corporation nicht zum Zeugniß für die Mission geworden? Auf Märkten und Gassen hat man's ja vernehmen können, dieses Zeugniß, auf den Märkten der Parlamentssäle, in den Gassen der Zeitungspalten, nicht der Winkelblätter, sondern derer, die für Weltmächte gehalten werden. Sie hat, so lange sie stand, nicht zum Zeugniß werden, nicht Zeugniß geben wollen, so hat sie es in ihrem Fall thun müssen. Sie war als ein heller Morgenstern an den Himmel des Völkerlebens gesetzt, der in den Gegenden des Morgens der Sonne der Gerechtigkeit voranleuchten, ihren Ausgang verkünden, ihr den Weg bereiten sollte. Als ein Irrstern ist er dahin gefahren und erloschen. „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“ rufen wir ihm nach, und auf seinen Fall und auf den aller anderen Morgensterne seiner Art, die als Lucifers in eigenem Lichte leuchten und eigene Bahnen wandeln wollen, nicht als Fackelträger dem Herrn und seinem Reiche voranziehen, steht eine Satire geschrieben im Buche der Weissagung (Jes. 14), mit der wir nicht in Wettstreit treten wollen. Ja, sie hatte einen hohen Beruf von dem Herrn empfangen, diese Compagnie, ein großes schweres Pfund; aber sie hat es—nicht in die Erde vergraben, aber damit geschachert, als ob's ihr eigenes wäre, und Blut und Seelen der Menschen als gemeine Waare behandelt. Und die Zeit der Abrechnung und der Ernte ist über sie gekommen, ehe sie sich's versah, da aus ihrer Saat von Drachenzähnen geharnischte Männer erstanden, die gegen sie selbst ihre Schwerter wandten; aus ihrer Saat auf's Fleisch eine Ernte des Verderbens, die laut hinausruft in alle gegenwärtige und zukünftige Welt: „Irrt euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“ Und also ist's ihr nicht verstatet worden, daß sie nach Erfüllung ihrer Jahre in gutem Alter mit Ehren bestattet würde, sondern vor der Zeit mit Schanden ist sie hinuntergefahren in die Grube; und über ihrem Grabe wird ein Denkmal stehen, und auf dem Denkmal als Zeichen ein Brandmal der Schmach, so lange die Fackel der Geschichte kommenden Generationen leuchten wird. Aber wo sie als ein Irrlicht erloschen ist, da wird die Mission und ihr Werk in neuem Lichte aufgehen, als eine Morgenröthe, die den Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit verkündigt, auf daß das Denkmal der Schande für jene, ein Zeugniß der Ehren für diese werde, das auch allen künftigen Geschlechtern kund werden wird. Aber in der Vergangenheit, von Lord Clive's Zeiten an bis in die gegenwärtige Zeit herein, hat sie denn da in jenem Lande gar keine Anerkennung gefunden, wenn nicht bei der Compagnie selbst, so doch bei dem Heer von militäiren und civilen Beamten, das dort geschäftig war? O ja, und das ist das stärkste Zeugniß für sie, daß solche Anerkennung sich stetig gemacht hat, und wird als noch stärker erscheinen, wenn die Stimmen, die es ihr gegeben haben, nicht blos gezählt, sondern gewogen werden gegen die Stimmen derer, die sie ignorirt oder beseindet haben. Schon aus dem vorigen Jahrhundert lassen sich solche Zeugnisse herbeibringen; wenn z. B. der ehrwürdige Schwarz auf die Bitte der Präsident-

schaft in Madras als Friedensbote mitten in die Höhle des wilden Tigers Hyder Ali in Saringapatam hineinging, dazu aufgefordert nicht wegen irgend einer diplomatischen Geschicklichkeit des schlichten Mannes, sondern weil er von den Eingeborenen allgemein als „Vater Schwarz“ geliebt und geachtet war, und ohne Gefährde gehen konnte, wohin es in einer Zeit feindseliger Spannung nicht leicht ein Anderer gewagt hätte. Doch diese Vertrauenscharge war mehr ein Zeugniß für den persönlichen Charakter dieses ehrwürdigen Mannes selbst, wie deren ihm so viele zu Theil wurden, trotz der damals allgemeinen Vorurtheile gegen die Mission, als eine Anerkennung dieser selbst. Zeugnisse der letzteren, wenn sie nicht ganz fehlen, mögen doch bis tief in das gegenwärtige Jahrhundert herein einzeln und selten seyn. Aber wie haben sie sich in neueren und neuester Zeit gemehrt. Wenn in dem letzten Decennium ein sehr bedeutender Theil der Kosten der Baseler Mission in Ostindien gedeckt worden ist durch die Gaben dort residirender Engländer, die die Wege und Wirkungen der Missionsthätigkeit stets unter Augen hatten; wenn den Donationen Solcher manche Missionsstation ihren Ursprung, manches Institut der Mission seine Begründung verdankt; wenn Richter und Collectoren nicht nur durch Gaben, sondern auch in ihrer Weise persönlich, Hand in Hand mit den Missionaren, zusammenwirkten zur Förderung der Zwecke der Mission; wenn erst vor ein paar Jahren bei der neuen Organisation des Schulwesens auch Missionare zu Directoren ernannt wurden:—so sind das gewiß Ehrenzeugnisse für die Anerkennung, die sich dort die Mission allmählich errungen hat, wie sie Niemand verwerfen kann; und es ließen sich deren, bei vollständiger Bekanntschaft bei der dortigen neueren Missionsgeschichte, ohne Zweifel bogenlange Reihen hinzufügen.

Und Ostindien steht hierin nicht für sich da, sondern als Repräsentant der protestantischen Colonieen in partibus infidelium überhaupt; denn überall auf diesen Außenposten christlicher, leider auch oft sehr unchristlicher Cultur hat die Anerkennung der Mission mehr oder weniger denselben Verlauf genommen. Ich könnte davon noch aus eigener Erfahrung ein paar Zeugnisse beibringen, wie ich sie selbst vernommen habe von Solchen, die auf jenen Wasenpunkten der Civilisation einen größeren oder kleineren Theil ihres Lebens zugebracht hatten, z. B. von einem Manne, mit dem ich in dem Ennui eines deutschen Bades bekannt wurde und öfter Unterredungen über diesen Gegenstand hatte, einem Manne, der einen hohen Militairposten in Indien bekleidete, später sehr berühmt geworden, damals Oberst, nachher General Havelock, dessen Frau die Tochter des Baptistenmissionars Dr. Marshall in Serampore war, und von dem später die Zeitungen erzählten, daß er darauf hingewirkt haben soll, sein Regiment zum Baptismus, aber jedenfalls auch zum lebendigen Christenthum zu bekehren, denn daß er ebenso sehr ein lebendiger Christ als ein eifriger Baptiste war, dafür zeugten auch die Unterredungen, die ich mit ihm hatte; und ferner von einem gräflichen Paar, das ich in meinem Heimathlande kennen lernte, und das in gleicher Charge, d. h. was den Mann betrifft, in

Dänisch-Westindien gewesen war, und dort die Missionsposten der Brüdergemeinde hatte kennen gelernt, von denen sie mit rühmender Anerkennung sprachen. Noch mehr, doch es sey dessen genug; ich kehre zurück nach der langen Irrfahrt von den transmarinischen zu den cismarinischen Regionen, jetzt freilich auch transmarinischen, denn es ist Europa, davon ich reden muß, in Amerika ist meine Erfahrung zu kurz.

Wohlan denn, das ist die Frage, die jetzt uns auf diesem Terrain begegnet: welches ist die Anerkennung, die sich die Mission errungen, worin ist sie von Bedeutung geworden, nicht auf den Höhen und nicht in den Fernen, sondern auf dem großen Niveau des Volkslebens in evangelisch-christlichen Ländern? O, und ich fühle es schon in den Füßen meiner Feder, daß sie als pro tempore Missionsfeder damit auf heimischen Boden tritt, wo sie sich nicht erst zu legitimiren braucht, weil der Vogel, der sie geliefert hat, hier schon in jeder Hütte, jetzt selbst bei Douaniers und Gensd'armen bekannt ist, so daß sie ihn ohne Umstände passieren lassen. Denn das war ja von Anfang an die Mission der Mission, nicht die stolzen Böcke und die hohen Widder, sondern die große Heerde der Schafe und Lämmer Christi zu sammeln und zu mehren. Und fürwahr, sie hat es gethan, nicht blos in der Fremde, sondern auch in der Heimath; sie hat nicht blos von den Schafen herbeigeführt „die nicht aus diesem Stalle waren“, sie hat auch innerhalb „dieses Stalles“ selbst neues Leben gebracht, manches Verirrte zurechtgeführt, manches Verdurstete neu belebt; sie hat nicht blos dasen gepflanzt in den fernen Wüsten der partium infidelium, sie ist auch mit als Pionier vorangegangen zum Wiederanbau und frischer Urbarmachung der auf der großen Arena der Kirche der Heimath auf's neue entstandenen Striche der Wüste und Dede, hat gepflügt und gepflanzt und gepflegt, hat gehackt und gehütet und gehegt, und eine Menge von frischen wachsthumskräftigen Frühlingskeimen hervorgerufen, wo früher alle Vegetation des Geistes ein blos vegetirendes Leben führte, oder auch gar verdorrt und erstorben war vor dem versengenden Samum der Aufklärung, der alle Dünste und Nebel aus der Luft weggesegelt hatte, daß kein erquickender Thau mehr auf Erden und kein belebender Regen mehr vom Himmel fiel. Die Mission auf diesem Niveau gekannt und anerkannt? Frage die Mengen, die von fern und nah zu den Missionsfesten sich sammeln, und oft Tagereisen nicht scheuen, um daran Theil zu nehmen; frage den Bürger in seinem Hause, und den Bauer auf seinem Hofe, und den Tagelöhner in seiner Hütte; frage den Wanderer auf der Straße, und den Händler auf dem Markte, und das Kind in der Schule. Ja freilich, der Glaube ist nicht Jedermanns Ding, und die Mission ist es auch nicht. Aus Manchem weicht der Dämon der Vernunft oder der Unvernunft nur vor der allmächtigen Stimme des Herrn selbst, und fährt wohl gar wieder siebenfach hinein in das vacant gebliebene und — sit venia — neu gestirnte Haus, das allen besseren Geistes eine verschlossene Thüre entgegengeboten hat. Aber wer kennt sie nicht, wer weiß nicht von ihr? und wenn's auch blos wäre, um sie aus jener Rüstkammer der Geister der Wüste mit stumpfen und rostigen Wipffeln zu beschießen,

und aus Missionaren „Missionsnarren“ zu machen. Und sie hat es nicht etwa wie die polirten Leute, die da geliebt und geachtet sind, wo sie fern von ihrem Hause, nur dann und wann und nur in ihren Sonntagskleidern erscheinen, aber im Arbeitsrock und in ihrer nächsten Umgebung eine Atmosphäre um sich verbreiten, daß ihnen da Jeder am liebsten aus dem Wege geht. Nein, wo sie ihre Werkstätten hat, da sind auch die Mittelpunkte ihrer höchsten Anerkennung, und wie bei einem Steinwurf in's Wasser die sich erhebenden Kreiswellen zunächst um den Fallpunkt am stärksten sind, und je weiter von diesem hinweg immer schwächer werden, so ist es auch mit der Anerkennung der Mission. Je mehr Einer mit ihr vertraut geworden, je näher sie ihm getreten, je länger sie seine Hausgenossin gewesen ist, desto tiefer hat er auch ihren Werth, ihr Recht, ihre Bedeutung erkannt, desto lieber ist sie ihm auch geworden, desto enger ihm an's Herz gewachsen. Denn hier auf diesem Gebiete am wenigsten handelt es sich um bloßes Kennen und Anerkennen. O, sie ist in Tausenden von Herzen und Häusern ein Kind der Liebe geworden, für das sie sich gerne jedes Opfer haben gefallen lassen, und das sie um keinen Preis der Welt in's Grab legen würden. Aber nicht nur ein Kind, das der Pflege und Erziehung bedurfte, sie ist bei ebenso Vielen selbst eine Lehrerin und Erzieherin, eine Weckerin und Trösterin geworden.

Ich habe oben von Bildung gesprochen, und daß die Mission eine zu große Bedeutung in der Wirklichkeit erlangt hat, und eine zu tiefe Bedeutung in der Wahrheit besitzt, als daß sie nicht ein nothwendiges Element in jeder sogenannten universellen Bildung seyn müßte. Aber nicht nur ist ihre Kenntniß in passiver Weise ein nothwendiges Element der Bildung geworden bei denen, die auf Bildung Anspruch machen; sie ist selbst, und in nicht geringem Umfange eine Bildnerin geworden bei denen, die sich sonst weniger Bildung zu rühmen haben,—die Wirkerin einer Bildung, die zwar keine glatt geleckte und polirte Außenseite aufzuweisen hatte, aber wohl mehr Tiefe und inneren Gehalt, als oft die perfecteste Modefrisur unter ihren künstlichen Locken barg; einen verborgenen gesunden und nahrhaften Kern der Bildung des inneren Menschen, ein Sensorium für das, was über die materiellen Lappalien des Alltagslebens hinausliegt, freien Raum im Herzen für alle edelsten Pflanzen des Geisteslebens, daß sie darin Wurzel schlagen und wachsen und gedeihen konnten, das hat die Mission unter manchem schlichten Bauern- oder Handwerkskittel gewirkt, oder im Bunde mit ihren Schwestern wesentlich dazu mitgewirkt. Wer in Anschlag bringt, welch' zahlreiche Leser die jetzt so zahlreichen Missionschriften gefunden haben, zumal in Kreisen, wo sonst nicht leicht ein periodisches Blatt von irgend welchem Gehalt hindringt, und wer irgend eine Gelegenheit gehabt hat zu beobachten, wie diese Lectüre dazu hinwirkt, den Blick des schlichten Landbewohners über die Grenze der Dorfmarkung hinaus zu erweitern, Interesse zu schaffen für geistige Bewegungen überhaupt, die Liebe wahrer unbeengter Humanität bei ihm zu wecken, die auch das Ferne umfaßt; ein Herz hat für jedes Wohl und Wehe der Menschen, und in anderem Sinne,

als der dramatische Dichter es sagt, nihil humani a se alienum putat,—der wird in dem Gesagten den bildenden Einfluß der Mission keineswegs überschätzt finden. Im Gegentheil, eine sorgsame und beobachtungsfähige Untersuchung dieses Einflusses in der Wirklichkeit und im einzelnen würde noch manche Seite desselben an's Licht bringen, die wir in der Vogelperspective, in der wir bei solchen Schähungen helter-skelter und higgledy-piggledy das Ganze überschauen, unserem Blick entschlüpfen lassen. Auch der Kinderwelt ist ja die Mission ein Erziehungs- und Bildungsmittel geworden, das beides Herz und Verstand genährt hat, und in letzterer Beziehung mit Kenntnissen, die manche Mappe voll eingebläuten Schulwissens aufwiegen, weil sie mit Lust und Liebe in Herz und Gehirn zugleich aufgenommen worden sind, und Kenntnisse, Anschauungen, sittliche Anregungen, die so aufgenommen werden, das sind Saatkörner für's Leben, die nicht ohne Frucht bleiben; Zeugnisse für die Anerkennung, die in diesem Quartier die Mission gefunden hat, sind ja die Kindermissionsblätter und ihr sehr bedeutender Leserkreis, abgesehen von dem vielen dieser Art, was sonst in Jugendschriften ausgeht.

Ich wende mich von dem Schul- und Bildungseinfluß der Mission zu ihrem unmittelbaren Kircheneinfluß, und hier ist ihre Bedeutung gewiß nicht eine geringere gewesen. Man hat sich in Deutschland schon vielfach darüber gestritten, ob die Mission mit Recht eine Sache der freien Vereinsthätigkeit oder ob sie nicht eigentlich eine Sache der Kirche seyn sollte. Eine Sache der Kirche,—als ob sie von Anfang an je etwas anderes gewesen wäre. Ist's nicht der ächte Geist der Kirche, aus dem sie empfangen und geboren worden ist? Sind's nicht die eigenen Kräfte der Kirche, mit denen sie gewirkt hat? Ist's nicht der unmittelbare Zweck der Kirche, den sie in all' ihrem Thun vor Augen gehabt hat? Eine Sache der Kirche,—als ob's nothwendig zur legitimen Geburt einer Kirchentochter gehörte, daß sie zur Welt gekommen sey in irgend einem verschimmelten Winkel des wackeligen Gebäudes, in dem dort der bureaukratische Staat die Kirche zu Miethe sitzen läßt, und daß ein Oberconsistorialrath oder Generalsuperintendent oder sonst irgend einer der Hochgelehrten und Hochwürdigen mit dem Kindertand eines weltlichen Ordenskreuzes auf der Brust ihre Erziehung überwacht habe, damit sie ja recht im Paradeschritt aufmarschiren lerne, und nicht vom Geist erfasst, der da wehet, wo er will, auch nur einen Fußbreit von der Marschlinie abweiche. Hätte die Kirche, als die Wehen sie erfaßten, auf diese Hebammen warten müssen, da hätte sie lange in ihren Kindesnöthen steden können, und wäre am Ende zu gar keiner Entbindung gekommen, oder auch die Neugeborene wäre alsbald unter Actenstößen erstickt worden. Die Mission eine Sache der Kirche!—o wie kann doch schon eine ererbte Zwangsjacke die Menschen zu Tollhäuslern machen, daß sie nichts anders sehen können, als durch die Brillenlinse ihrer fixen Idee, in der sich die Lichtstrahlen kreuzen, so daß sich ihnen holter-polter alles, was sie sehen, von A bis Z auf den Kopf stellt. Nun, Niemand zweifelt wohl jetzt daran, daß die Mission eine edel- und wohlgeborne Tochter der Kirche ist, wenn sie gleich ohne „allerhöchstes“ Decret aus dem freien

Walten des Geistes erzeugt wurde, und ohne alle banalen Accoucheurskünste auf die Welt kam; oder thut's Einer, nun mag er's, und mit jedem Esel sein Stroh und seine Disteln käuen und wiederkäuen, so lange er Wohlgeschmack daran findet. Sie hat jedenfalls der Alten kräftig unter die Arme gegriffen, und sich ihrer in ihrer Altersschwäche wader angenommen; denn altersschwach war sie, wer weiß es nicht, und wäre wohl schon zu ihrer seligen Ruhe eingegangen, wenn nicht der Herr ihr Phönixnatur gegeben hätte, daß sie aus dem Feuer der Trübsal immer wieder in neuer Jugend sich zu erheben vermag.

Aber man darf dieses Janusgesicht der Mission ja nicht aus dem Auge lassen; während sie außer dem Hause thätig war in Werken der Liebe, in Samariterdiensten an den Verkommenen, hat sie doch auch im Hause die Dienste einer treuen und fleißigen Tochter geübt. Es ist ihr seitdem eine jüngere Schwester, oder eigentlich wohl, wenn wir von dem Stammbaum recht unterrichtet sind, wieder von ihr eine Tochter zur Seite getreten, die dieses Geschäft als ihr besonderes Departement übernommen hat, und sich darum innere Mission nennt; aber sie Beide haben genug darin zu thun, jede in ihrer Weise, und die ältere läßt darum nicht nach, während sie ihre ausschäufige Arbeit betreibt, auch ihre Dienste im Hause fortzusetzen. Man hat ihr zuweilen vorgeworfen, daß sie den Kindern des Hauses das Brod wegnehme und die Hunde damit füttere, so daß man Mangel leiden müsse; o bewahre! es war gerade umgekehrt. Sie hat zwar viel Brod aus dem Hause hinausgetragen, und es reichlich ausgetheilt an die Armen und die Krüppel und die Verkommenen, und Manchen dadurch vom Hungertode errettet; aber gerade seitdem sie damit anfang, da bekamen auch die Kinder bessere und reichlichere Nahrung. Denn es war das Mehlsack der Wittve von Sarepta, aus dem sie selbst in reicher Fülle das Brod kneten und backen half, so daß je mehr sie hinaustrug, desto mehr wurde dessen auch im Hause; denn dieses Mehlsack war früher bei Seite gestellt worden und fast in Vergessenheit gerathen, so daß, ehe es wieder herbeigeschafft und benützt wurde, die Kinder oft mit Träbern statt mit Brod waren gefüttert worden. Ich sage nicht, daß die Mission es war, die allein dieses Mehlsack aus dem Versteck hervorzog und es öffnete, und seinen unerschöpflichen Vorrath zugänglich und nutzbar machte; das war der Geist der Kirche, der Vater und Erzeuger der Mission, der es that, aber sie half treulich mit dabei, das Mehl daraus hervorzuholen, Brod daraus zu bereiten, und es draußen und drinnen auszuthellen.

Ich weise die Unterscheidung zwischen Europa und Amerika, oder vielmehr zwischen deutsch-evangelischer Kirche in Europa und deutsch-evangelischer Kirche in Amerika zurück. Hier muß ich sie aber herbeirufen. Denn es ist ein Unterschied beider in Beziehung auf die Mission. Dort mußte sie von einer Bedeutung für das Leben der Kirche werden, wie sie es hier nie werden konnte. Hier ruht ja die ganze Oekonomie der Kirche selbst auf freier Vereinsthätigkeit, und die Mission konnte in dieser Hinsicht nichts neues bringen, das von specifischem Einfluß geworden wäre. In Deutschland war es ein anderes: da

war alles evangelische Kirchenthum autokratisch octroirt, bureaukratisch formirt, und polizeilich controllirt. Wäre die Mission an einem der alten verdorrten und verkorrten Aeste dieses banalen Kirchenthums gewachsen, da wäre wohl der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen; aber nun brach sie hervor als ein frischer Schoß unmittelbar aus dem unverwüßlichen Mark des Stammes. Sie wurde nicht in Jerusalem, sondern in dem kleinen und obsuren Beth-lehem geboren, und Keiner der Obersten der officiellen Hierarchie hob sie als Pathe aus der Taufe; Mancher fragte: was kann aus Nazareth gutes kommen? aber sie hat es in der Kraft des Wortes und der That bewiesen; Viele der Schriftgelehrten und Pharisäer hätten sie gern an's Kreuz geliefert; aber es fehlte ein Pilatus, und die Menge des Volkes hing ihr an je länger je mehr. O, es war hohe Zeit, daß durch die herodianisirten und prätorianisirten Gassen Jerusalem's ein frischer Wind blies, der weder Hofdünste, noch prätorianische Miasmen, noch auch pharisäische und sadducäische Parteidämpfe mit sich führte, sondern unmittelbar aus den Aeolusschläuchen des Geistes eine frische und reinigende Luft über die zertretenen und entheiligten Höhen der heiligen Stadt brachte. Ich sage nicht, daß die Mission allein dieser Wind war; es war mehr als Ein Schlauch geöffnet. Es war eine Zeit des Frühlings und des allgemeinen Erwachens aus den Banden eines langen Winters, da von allen Seiten her frische Winde weheten, und allenthalben frische Keime sproßten. Der welsche Hahn mit blutrothem Kämme hatte die Morgenröthe herbeigekräht; das deutsche Volk hatte sich gestreckt, hatte sich ermannt, hatte sich erhoben, und in altem Heldenmuth die Bande zerbrochen, die der fremde Despot um den Schlafenden geschlungen hatte. Da nach den brausenden Kämpfen und Stürmen war Frühlingsstille gekommen, eine Stille nicht des Schlafes, sondern der frischen Morgenluft, in der alle Kinder des Geistes und der Freiheit in reger Thatlust und fröhlicher Hoffnung ihre Seraphsittige schlugen, in der alles keimte und sproßte, und selbst die alten knorrigen Stämme in grünen Ansätzen die Versprechung neuer freier Lebensentfaltung gaben. Sie haben schmählich gelogen; wie hätte aus dem Prätorium Freiheit und Leben kommen sollen? Die weltlichen und geistlichen Zünfte und Sipp-schaften sanken zurück, so viel sie es vermochten, in die alten starren Formen, und wollen noch heutigen Tages nicht sehen, daß ihnen die Art an die Wurzel gelegt ist; hie und da ein neuer Fliedappen auf das alte Kleid, das war alles, und der wird den Riß nur ärger machen, wie es sich ja schon wiederholt gezeigt hat. Ich bin kein Demokrat und kein Radicaler, überhaupt stehe weder auf dieser noch auf jener politischen Plattform; aber wer vermag es ohne bitteres Bedauern zu sehen, wenn immer auf's neue dem anschwellenden Strom der alte in seinen Fundamenten morsche Damm entgegengebaut wird, bis die Fluth einmal plötzlich mit Gefräch und Gepolter durchbricht, und in blind daherbrausender Wuth auch das mit niederreißen wird, was jeder ehrliche Mann gern erhalten sehen möchte,—wer ohne ein Urtheil des Verdammens im Herzen, wenn er die schmutzigen Triebfedern solches Thuns in's Auge faßt. Doch das

sind hier Mottoria. Ein Walten des freien Geistes war erwacht, und das ließ sich nicht bannen; sonst würde wohl der Zauberspruch nicht auf sich haben warten lassen. Irrgeister waren wohl auch mit darunter, die längst in blauem Dunst verpufft sind. Wo nicht nur ein Geist der Freiheit, sondern auch der Geist der Wahrheit es war, der im Treiben frischer Keime die Verheißung neuer Lebensgestalten aushielt, da konnte weder in Lug und Trug wieder zurückgegangen werden, sobald die Zeit der Ruhe zu nüchterner Berechnung gegeben war, noch auch die Anfänge wie hohle schillernde Meteore in's Nichts des leeren Raums zerplagen. Ein neues Wehen des Geistes über die Stoppelfelder ist von den Wehen jener Zeit her geblieben; die in dieser Luft aufgesproßten Keime haben sich nicht nur erhalten, sondern sich in vielfachen neuen Gestalten des Lebens entwickelt. Sie sind es, die dem, der die Zeichen der Zeit mißt, die Hoffnung geben, daß in dem kommenden Diluvium eine Arche Noah's voll von Anfängen zu neuer Lebensentfaltung erhalten werden wird. Mehr oder weniger haben sie sich emancipirt gehalten von den starren und erstarrten Banden der alten abgelebten Zunftformen; oder sie haben wenigstens ganz anderswo ihre Kraft und Geltung gesucht als in bureaukratischem Octroi und consistorialen Dintenklecksen. Die hervortretendsten Bahnen, in denen sie sich bewegen, sind die der freien Vereinsthätigkeit; und hier begegnen wir wieder der Mission. Sie ist eines der Kinder der Morgenröthe dieses Seculums, die Kraft des Geistes des Lebens genug in sich hatten, um sich von ledernen bureaukratischen Gängelbändern frei zu erhalten und sich eigene Pfade zu bereiten; sie ist eine jener Lebensgestalten, die in der Luft des Geistes der Freiheit aufgewachsen sind, und eine von jenen, die das Phönix-leben der Kirche befruchtend, die Gewißheit des Glaubens stärkt, daß in der kommenden rerum ruina sie nicht mit niedergerissen werden wird, selbst wenn von der baufälligen Miethwohnung, in der sie bisher geseßen hat, nicht Stein auf Stein bleiben sollte.

Und sie ist in der Bereitung jener Bahn der freien Vereinsthätigkeit allen ihren Schwestern vorangegangen, und hat mehr darin gethan als alle anderen. Nicht nur war ja das jedesmalige Centrum der entstehenden Missionsunternehmungen ein freier Verein, gewöhnlich die Missionsgesellschaft oder als active Corporation das Missionscomité genannt, sondern um dieses Centrum her spannte sich über eine geringe oder größere Umgebung von Provinzen und Ländern ein Netz von Vereinen aus, gewöhnlich Hilfsvereine genannt, die mit jenem Centralverein zusammenwirkten zur Verbreitung der Kenntniß der Mission, der Theilnahme an ihr, und zur Herbeischaffung der nöthigen Mittel für ihr Werk. Da die Theilnahme an der Mission sich durch die Bildung immer neuer Hilfsvereine von Jahr zu Jahre mehr und mehr erweitert hat, so daß jetzt in den evangelischen Gauen Deutschland's kaum eine Gegend von irgend bedeutendem Umfang gefunden werden möchte, wo nicht ein solcher Verein existirte,—so darf ihr Einfluß auf die Forderung der immer allgemeiner und reger werdenden Wirksamkeit für christliche und philanthropische

Zwecke überhaupt auf dem Wege der freien Vereinsthätigkeit wohl nicht gering angeschlagen werden. Und daß auf diesem Wege unberechenbar viel und vielfacher Segen in den letzten Decennien entstanden ist, daß auf ihm in mancher Hinsicht ein neues Leben in die Kirche und in die Gesellschaft gekommen ist, wer will es leugnen. Aber es ist nicht in der Erbauung neuer Formen, daß die Mission ihren Hauptsiege geschaff hat; sie war nicht die Erste, die diesen Weg erfand; sie hat vielleicht in dieser organisatorischen Thätigkeit keine sonderliche Virtuosität oder Originalität entwickelt; es war der freie Trieb des Glaubens und der Liebe, aus dem diese Vereine ohne eine bestimmte durchgeführte Methode entsprangen, und da ist oft das Sprichwort „Viel Geschrei und wenig Wolle“ in umgekehrter Ordnung wahr geworden: viel Wolle und wenig Geschrei, von dem allereinfachsten und losesten Gefüge und unbehüllicher Praxis. Aber haben in materieller Beziehung die seitdem so zahlreich entstandenen Corporationen der freien Vereinsthätigkeit überhaupt etwas gutes geschaff für die Kirche und die Gesellschaft,—o, und es würde ein großer Berg seyn, wenn es in meßbaren Dimensionen vor uns stünde—so ist hierin gewiß die Mission unter den Ersten vorangegangen. Wir haben schon oben erwähnt, daß sie vielfach als Lehrerin und Erzieherin thätig gewesen ist, zur Pflanzung oder Mehrung eines gesunden Kerns wahrer Bildung bei denen, die wenig von ihrem Schein und ihrer Schale haben; und was sie in diesem Fache pflanzte und pflegte, muß um so mehr als auch für die Kirche gethan erachtet werden, als die von ihr gebrachten Elemente der Bildung in der innigsten Wahlverwandtschaft mit dem innern Leben der Kirche standen, und nicht nur ein Band, sondern bei jeder Berührung, die sie ohnehin selbst herbeiführten, eine—per simile geredet—chemische Verbindung mit demselben wirkten, während sonst was man Bildung nennt und das Leben der Kirche gar zu oft sich wie indifferente oder gar wie einander abstoßende Stoffe verhielten. Aber Bildung dieser Art, das ist bekanntlich der allernächste Vorhof zum Heiligthum der Kirche, von dem eine offene Thür unmittelbar hineinführt; die ist eine Katechetin der Kirche, die ihr bereitet und confirmirte Seelen zuführt.

Aber nicht nur unter den Vorhöfen, sondern im Heiligthum selbst hat die Mission eine wesentliche Lücke ausgefüllt. Werfen wir, damit uns das desto klarer einleuchte, einen kurzen Blick auf die vergangene Zeit der evangelischen Kirche. Sie hatte zuerst gesprochen „Ich glaube“, hatte in tapferer Ritterschaft um ihren Glauben gewehrt, hatte mit Ameisenemigkeit ein großes und reiches Material des Glaubens zusammengeschafft, und herrliche gothische Dome daraus gebaut, eine Schatzkammer gegründet und mit reichen Schätzen gefüllt, daß bis an ihr Ende die Kirche daraus wird schöpfen können; denn liegen die Schätze jetzt auch in alten Folianten begraben, mit veraltetem Gepräge, es wird ihr in Zeiten des Mangels nie an einem Hutterus redivivus fehlen, der sie hervorholt und in gangbare Münze umsetzt. Aber wer weiß es nicht—in einem „Kirchenfreund für die gemeinsamen Interessen &c.“ darf ich ja wenigstens mit Recht so fragen—wer weiß es nicht, das ihre Ritterschaft gar bald und gar

vielfach in leere Klopffechtereien, ja manchmal in Don-Quixotismen ausartete, daß sie neben ihren aufgehäuften Schätzen sitzend dürr und mager wurde, weil ihr vor lauter Sammeln und Schichten die Praxis im rechten Gebrauch ihrer Schätze abhanden ging, vor lauter Glauben die Liebe erkaltete, und das Licht der Hoffnung beinahe erlosch, so das mitten in all' ihrer Fülle das Leben ihr immer mehr verschwand. Da kam der Pietismus und wollte Leben bringen,—o, und er brachte es auf eine Zeit, und wären alle Pietisten Spener's und Francke's und Schmolcke's gewesen, da würden seine Mängel sich wohl ersetzt haben, und sein Leben wäre das Leben des tausendjährigen Reiches für die Kirche geworden;—er brachte es, gesegnet sey er! und in Liedern, die er als reiche Erbschaft der Kirche vermacht hat, wird man davon sagen und singen, so lange es eine deutsche Kirche auf Erden giebt. Und so lange das Leben in seiner Blüthe war, da gebar es auch Früchte des Lebens für die Armen und Hungrigen, das Hallische Waisenhaus, die Hallische Mission, ein Ziegenbalg, ein Schwarz, eine Dase des Lebens von christlichen Gemeinden mitten im Lande der Finsterniß und der Todesschatten im südlichen Indien, hat Zeugniß davon gegeben, giebt noch heute Zeugniß davon. Aber die Zeit wog das Leben und fand es zu leicht;—denn statt immer mehr in die Tiefe der Seele seine Wurzel zu schlagen, verlor es sich in bloße Wallungen des Herzens und des Blutes; es ermüdete in der rüstigen That, und suchte Ersatz dafür in gefaltnen Reden, die den Muskeln des innern Menschen keine Uebung und Stärke gaben; Die alten Waffenrüstungen des Glaubens ließ man liegen und verrosten, so daß sie mürbe und spröde wurden, und als Semler und seine Mitgesellen sie nach der neuen Mode zurechtmachen wollten, sie unter ihren Hammerschlägen zerbrachen und große Löcher bekamen. Da drang ein fremder Geist herein, daß die Wächter der Kirche sich nicht mehr vom Geist Gottes wollten strafen lassen; und die Kinder Gottes sahen nach den Töchtern der Menschen, daß sie schön waren, und nahmen zur Ehe welche sie wollten, und aus den Mischehen gingen Bastarde hervor, Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. Die hatten die Sprache der Väter verlernt; das Wort „ich glaube“, mit all' seinen reichen Schätzen, war ihnen zur obsoleten Hieroglyphe geworden, die sie nicht verstanden und für abgeschmackt hielten, und sagten statt dessen „ich denke“, wie es ihnen gerade in den Sinn kam; und sprachen sie von „Leben“, so meinten sie damit einen Baum mit dürrten Blättern, ohne Wurzel, und ohne Mark, und ohne saftige Früchte, denn aller Saft und alle Salbung war ihnen verhaßt, und was irgend in Liedern und Gebeten darnach schmeckte, das warfen sie ohne weiteres zu den Kirchenfenstern hinaus. Da schwanden Glaube und Hoffnung und Liebe aus der Kirche, in verborgenem Herzen eine Zuflucht auf bessere Zeiten zu suchen; und alle edeln Perlen ihres Schatzes wurden vom Altar genommen und in's Repositorium für veraltete Sachen gethan, und dieses selbst unter Düngerhaufen von Stroh und dürrten Blättern verschüttet, daß die Kirche zum Augiasstall wurde, und es eines böotischen Herkules und eines Peneusflusses bedurfte, um sie zu reinigen, oder vielmehr einer Sündfluth, von Gott gesandt, um die

Erde für die Keime eines neuen Lebens empfänglich zu machen. Aber warum dieses Panorama der alten Zeit? Darum daß eine neue Zeit gekommen ist, und die Kinder der neuen Zeit stehen am Ufer, und lassen das jenseitige Panorama der Vergangenheit immer wieder vor ihren Blicken vorüberziehen, auf daß sie die Gerichte Gottes darin erkennen und Warnung nehmen. Es ist zur Erhaltung und Förderung der Kirche nicht genug, daß gegen Türk und Papst und Krypto- oder Phanero-Calvinisten wacker mit der Feder gekochten, daß in der Studirstube Foliauten geschrieben und die Artikel des Glaubens bis auf's letzte Jota zweifellos ausgelegt und zu fehler- und lückenlosen Kathedralen aufgebaut werden; es ist auch nicht genug, daß gebetet und gesungen wird, und die Lippen von gesalbter Rede überfließen; es ist auch nicht genug, daß in der Tiefe der Seele die Punkte gesucht und gezeigt werden, wo die Haken der Kirche und ihrer Schätze einschlagen können. Alles muß in der Kirche zugleich vorhanden und vereinigt seyn, Glaube und Hoffnung und Liebe, und muß sich erweisen ebenso sehr in frischem Walten in der That, wie in einem kräftigen Selbstbewußtseyn ihrer reichen Güter und umfassender Erkenntniß ihrer ewigen Gründe und zeitlichen Stellung. Ihr Templercorps muß ein Ritterpiqueur mit blanker Waffenrüstung seyn, mit Glauben im Herzen und Hoffnung im Auge und thätiger Liebe in den Händen, und mit einem Grund der Wahrheit und des Lebens in der Tiefe der Seele, worin die Wurzeln von allen dreien sich verschlingen und zu Einem werden, daraus alles in Wort und That hervorströmt, und dahin alle Zinsen des angelegten Pfundes zurückkehren zur Mehrung des Grundcapitals. Nicht jeder Einzelne in der Kirche kann Jedes thun und alles seyn; es ist Ein Leib, aber viele Glieder, und jedes Glied hat seine eigene Gabe und Aufgabe empfangen; jedes lebendige Glied der Kirche soll jedoch ein Herz für das Ganze haben, das Ganze in dem Herzen und auf dem Herzen tragen. Aber die Kirche selbst ist ein großes Schiff, auf dem alle Posten besetzt seyn und alle Functionen unablässig versehen werden müssen; wirft sich alles drin mit gesammtem Geschütz und Material in die Eine Seite, und läßt die Andere leer und vernachlässigt, dann geräth sie in Gefahr, vom ersten besten Windstoß oder Wogenschwamm umgeworfen zu werden. Nicht ohne Grund war eines der letzten Worte des Herrn an seine Jünger: „Geht hin und lehret alle Völker, . . . und lehret sie halten a l l e s (πάντα ὅσα), was ich euch befohlen habe.“ Wird Eines der Häupter seiner Gebote vernachlässigt, o, dann ist eine Lücke da, durch die das Ganze der Kirche lotterig wird, durch die ihr Leben hinausströmt, und fremdes Feuer auf ihren Altar hereingetragen wird. Wie hätte es denn der Kirche nicht tiefen Schaden bringen sollen, wenn sie das hohe Gebot unbeachtet und unerfüllt ließ, das im letzten Vermächtniß des Herrn an seine Jünger eine so hervortretende Stelle einnimmt, daß sie das Evangelium aller Kreatur verkündigen und seine Zeugen werden bis an's Ende der Erde. Erst wenn dieses Gebot in seinem vollen Umfange erfüllt ist, dann ist die Sabbathruhe für die Kirche gekommen, das Reich der tausend Jahre, da der Teufel gebunden seyn wird; da wird sie innerhalb ihrer selbst eine so reiche Mannig-

faltigkeit des Wechselverkehrs in ihrer vielfachen Gliederung der verschiedensten nationalen Individualitäten haben, und den Reichthum ihrer verschiedenen Güter in so gleichmäßiger Fülle und Harmonie sich angeeignet haben, daß sie jene Thätigkeit nach außen wird entbehren können, ohne daß dadurch in ihrem Inneren Stagnation und hypersthenische Eiterungen entstehen. Darum habe ich gesagt, daß die Mission eine wesentliche Lücke in der Kirche ausgefüllt hat und fortwährend ausfüllt; wohl noch nicht ganz ausfüllt, denn dazu muß sie noch in ganz anderem Maaßstabe betrieben werden, als jetzt geschieht. Aber so weit sie gebiehen ist, ist der Segen ihrer Liebesthat gegen die Armen und Verirrten in der Ferne—wie auch der Segen der Liebesthat ihrer Schwestern gegen die Verwahrlosten in der Heimath—der Segen ihrer Erfüllung des Wortes des Herrn, ist er nicht zu spüren gewesen? Ich meine hier nicht den Segen ihres Werkes für die Heiden, darauf komme ich, so Gott will, später zu reden, ich meine den rückwirkenden Segen für das innere Leben selbst. O, wer auch nur wenige Jahre hindurch Gegend der Kirche beobachtet hat, wo eine lebendige und umfassende Theilnahme an der Mission wirksam gewesen ist, der wird diesen Segen mit Augen haben sehen und mit Händen haben greifen können; der wird den Beitrag, den die Mission zur Wiedererweckung des christlichen Volkes zu neuem Leben geliefert hat, da wo die Dreschflegel des Nationalismus es fast zu Tode gedroschen hatten in der vergebllichen Bemühung, Früchte der Moral und der Tugend da herauszuklopfen, wo nichts gesäet worden war, nicht gering anschlagen. Denn es ist ja, Gottlob, ein neues Leben erwacht; aber folge den Spuren dieses Lebens, und gehe wohin du willst, und siehe, ob du nicht überall in seinen Fußstapfen auch die Mission findest. Ich habe seit nahe an zwanzig Jahren viele Lande Deutschland's durchzogen, und oft durchzogen, und auch andere Länder betreten, und habe es überall so gefunden, und oft Zeugniß gehört von dem Segen, den die Mission im christlichen Leben bringt. Ich könnte noch mehr hierüber aus eigener Erfahrung sagen, wenn ich nicht fürchtete, daß Ihre Leser mich am Ende einen Ruckuck nennen werden, der immer von sich selber redet. Aber es bedarf dessen auch nicht; die christlichen Lande sind ohnehin voll davon.

Ich muß noch einmal darauf zurückkommen, daß die Mission auf den Wegen der freien Vereinsthätigkeit gewandelt hat, das sie bei den Einzelnen als freie Liebesthätigkeit geübt worden ist, und als thätige Liebe gewirkt hat. Die officielle Kirche war ja zur bureaukratischen Maschine geworden, deren Ingenieure es am liebsten sahen, wenn sich das Volk als passive Masse verhielt, das sich kneten und drehen ließ wie man wollte, ohne irgend eine Lebensäußerung von sich zu geben, nur in Einem thätig, darin, regelmäßig seine Steuern zu zahlen. Aber das war nicht der Sinn des Geistes der Kirche; denn er will Schafe haben, die ihres Hirten Stimme kennen und ihr folgen, und Unterschied machen, und einem Fremden nicht nachfolgen; er will ein freies Volk haben, da sie allzumal Priester und Könige sind, Jeder aus freiem Triebe sein Rauchopfer darbringt, Jeder in königlicher Freiheit des Geistes sich's ernstlich

verbittet, wo man ihm ein fremdes Joch auflegen will, und wenn auch ein Generalsuperintendent oder ein ganzes Consistorium es wäre, die mit eigenen Händen seinem Nacken es anpassen wollten. Aber sie hatten's weit gebracht, jene Hirten von der Maschine, und es fehlte nicht viel daran, daß die Heerde geduldig fraß, was sie ihr eben vorwarfen, ohne zu untersuchen, ob's Häf sel oder Hafer war, und selten ein mucksender Laut sich darüber vernehmen ließ. Seitdem sind andere Hirtenstimmen laut geworden in der Kirche; da ist auch die Mission gekommen, und aus ihrem Munde hieß es nicht, daß die dicto audientes hören und sich scheeren lassen sollten, sondern daß sie aus freiem Trieb des Glaubens und der Liebe beten und geben sollten. Aber sie forderte nicht nur, sondern sie brachte auch. Sie hatte dem Volke praktische Illustrationen zu seinem Glauben und zu seiner Bibel geliefert, wie sie ihm kein Maler hätte darstellen können. Heiden, die Teufel anbeteten, und Kinder umbrachten, und Wittwen verbrannten, und Menschen opferten, zeigten ihm in demonstrationes ad oculos den Unterschied zwischen Christenthum und Heidenthum; Märtyrer auf Madagaskar unter Spießen und Hunderachen rechneten ihm in verständlicher Sprache vor, was sein Glaube werth war; Freude der Neubefehrten an dem Worte Gottes machte es schamroth über seine Gleichgültigkeit; Umwandlung eines Neuseeländers von einem wilden Menschenfresser zu einem zahmen und gesitteten Christen bewiesen ihm, daß es eine Wiedergeburt giebt. So könnte man noch lange fortfahren. Und diese Sprache versteht der Einfältigste. Sie sendet electriche Funken durch's Herz, deren einer oft mehr werth ist, als zwanzig conceptirte und memorirte Predigten. Wenn Einer dann sich sagen konnte, daß er auch dafür mitgebetet, er auch dazu sein Scherflein gegeben hatte, daß solche Erfolge erzielt werden möchten, da war Freude der Einfalt des Glaubens darin, wie sie darauf hinwirkt, das Herz zu einem von den Kindern zu machen, von denen der Herr sagt, daß ihrer ist das Himmelreich. Dann wurde mit neuer Freude gegeben, mit neuem Ernst gebetet, mit neuer Begierde empfangen. Und dieser Wechselverkehr des Gebens und Empfangens im Glauben und in der Liebe, o da ist ein Quell des Lebens drin, der eine wahre Erfrischung der Herzen ist in einer christlichen Gemeinde. Wie weit diese Wirksamkeit der Mission bereits gedrungen ist, das zeigen die Hundertausende, die in freien Gaben jährlich für sie zusammenfließen, zum großen Theil wenigstens von Solchen, denen was sie geben ein wahres Opfer ist; denn der Beutel öffnet sich meistens da nicht, wo nicht eine wirkliche Herzensbewegung vorgegangen ist. Eine künftige Generation wird noch deutlicher zeigen, wie groß die Bedeutung der Mission für das innere Leben der Kirche gewesen ist; und diese Bedeutung ist noch von Jahr zu Jahr in fortwährendem Steigen begriffen. Auf viele Tausende von Kinderherzen ist dieser Einfluß geübt worden, und hat reizbare Punkte darin zurückgelassen, wo der Geist Gottes, wenn er sie unter seine specielle Zucht und Pflege nehmen will, sie anfassen kann. Auch dazu hat sie mitgewirkt, Herzen, die nicht vom Glauben gelassen hatten, aber eben darum mit der Kirche zerfallen waren, wieder mit ihr näher zu verbinden. Ja, das

ist ein Punkt, den ich noch hervorheben muß, sie ist auch Unionistin gewesen, und eine weit bessere, als preussische Cabinetsbefehle. Denn auch da ist die brüderliche und die allgemeine Liebe das Band gewesen, durch welches sie mehr unwillkürlich unirrte als zu uniren suchte. Ich kenne zwar Solche, die ihr das nicht sonderlich zur Ehre anrechnen werden; aber die muß ich ihre Wege wandeln lassen, und ich selbst die meinen gehen. Ich stehe ja hier auf der Schwelle eines Hauses, das auf seiner Thüre die Inschrift trägt: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. Ueber die necessaria und dubia mag gestritten werden, über das in omnibus caritas, da ist kein Streit, wo nur irgend mit aufrichtigem Herzen die Wahrheit gesucht und gewollt wird. Ueber die beiden anderen Punkte ist es jedenfalls richtiger, auch die caritas entscheiden zu lassen, als wenn es exclusiver Zelotismus thut.

Die Mission mag darin noch größeres wirken, als jetzt von irgend Einem gesehen und geglaubt wird. Wie?—das ließe sich wohl andeuten, aber ich habe diesmal keinen Raum mehr auf Digressionen zu wenden. Wer die Bedeutung der Mission ermessen will, der fasse nicht nur alles, was hier darüber gesagt ist, zusammen, sondern nehme auch das hinzu, was übergegangen ist, dessen ohne Zweifel vieles ist; denn wer vermag in einem eilig geschriebenen Briefe einen so umfangreichen Gegenstand so zu beherrschen, daß ihm nichts zwischen den Fingern durchschlüpft. Er nehme nicht nur die Früchte in Rechnung, die sie schon gezeitigt hat, sondern auch, was aus der viel größeren Zahl von-ausgestreuten Samenkörnern, die noch kaum aufgegangen sind, kommen wird, wenn die Zeit der Erndte für sie herangerückt ist. Dann wird er mir schon Recht geben, daß die Mission ein Factor von Bedeutung in unserer Zeit ist, von dem das Facit der Zukunft Kunde geben wird. Aber dann blicke er hinaus in die Heidenwelt, auf die Erndten, die sie da schon eingesammelt hat, auf die Saaten, die sie gesäet hat, noch säet und säen wird, auf die Wege der Völker, auf die Wehen der Geschichte, auf die Zeichen der Zeit, und dann, dann—doch davon, so Gott will, ein andermal.

Manayunk, den 16. December 1858.

H. N. N.

Mundschau.

(Schluß.)

Neben wir von Gegensätzen, die in unserer Zeit in größere Spannung treten, so dürfen wir an dem Verhältniß, in welches der römische Katholizismus gegenwärtig zu der übrigen christl. Welt tritt, nicht vorübergehen.

Der Aufschwung des Ultramontanismus in mitten der römischen Kirche ist unleugbar; ebenso unleugbar die Folgen dieses Aufschwungs im Verhältniß der Kirche zur Außenwelt. Es war besonders in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, unter jener Aufklärungstendenz des Voltaire'schen und Josephinischen Zeitalters eine gewisse Erschlaffung in das römische Kirchenregiment gekommen, aus welcher allein mancherlei Nachgiebigkeit von Seiten des römischen Stuhles, mancherlei Dulden und Gehenlassen zu erklären ist. Die Aufhebung des Jesuitenordens wurde möglich, als dem Papst seine lieben Söhne aus fernen Ländern heimgesendet wurden und der politische Absolutismus es wagen konnte, unbekümmert um Stimmung des Volkes zu Hause, ja theilweise durch sie getragen und gleichgültig gegen die Klagen Rom's, Grundsätze in's Leben treten zu lassen, die natürlich vor dem Stuhle Petri nie Gehör oder Anerkennung finden konnten. Aber die französische Revolution und das Kaiserreich bezeichnen den Wendepunkt des Verhältnisses, denn sie führten es auf's Extrem und brachen seine Spitze. Napoleon verlangte von Pius VII. zu viel und erhielt gar Nichts. Denn Concessionen, die der Papst machte, glaubte derselbe Papst zurücknehmen zu dürfen beim ersten günstigen Augenblick. Er war kein Mann von großer Kraft des Charakters, aber die Zeiten waren bedeutungsvoll und im Kampfe zwischen conservativen und progressiven Parteien, zwischen dynastischen und zwischen volksthümlichen, liberalen Principien, wie er die Geschichte des europäischen Continentes seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bezeichnet, verstand es sich von selbst, daß das Papstthum sich auf die Seite der conservativen Partei neigte. Hier traf es mit Napoleon zusammen und er wußte es zu benützen, aber er vergaß, daß es für den Papst viel schlimmer gewesen wäre, ein Vasalle Napoleon's zu werden, als die Tiara niederzulegen. Mit dem Siege der dynastischen Principien und des politischen Conservatismus in Europa war die Richtung entschieden, welche die Curie fortan zu nehmen habe. Pius IX. mit seinen anfänglichen liberalen Sympathieen setzte Europa in Staunen, war aber als Papst etwas aus der Rolle gefallen. Die ultramontane Tendenz unserer Zeit ist die naturgemäße Reaction gegen die Erschlaffung des Papstthums und Kirchenthums im vorigen Jahrhundert. Die Einflüsse der weltlichen Macht waren tief in's Wesen der Kirche eingebrungen und das Papstthum verlor mehr und mehr Grund und Boden. Seine

Selbstständigkeit schien gefährdet durch die Uebergriffe der politischen Gewalt in den einzelnen Staaten und Staatskirchen. Die centrale Bedeutung Rom's für die katholische Christenheit ging verloren und der Papst schien mehr und mehr unter den höchsten Gewalten nur die Stellung eines primus inter pares zu haben; und auch dies mehr aus rücksichtsvoller Höflichkeit, als um seines Einflusses und seiner Gewalt willen. Man erinnere sich, wie Joseph II. mit Pius VI. verfuhr und mit dem Kirchengut. Rief er ja selbst die berühmte Bulle In coena Domini aus den Ritualien reißen! Darum war es schon ein Zeichen des Aufstehens aus einer lang geduldeten falschen Stellung, als der Papst mit richtigem Takte die Einladung zur Theilnahme an der heiligen Allianz der Fürsten abwies und die Kirche als den rechten Gottesbund bezeichnete. Es trat wieder stärker hervor, daß die Kirche auch ein Reich sey, das seinen Monarchen habe und seine unveräußerlichen Rechte und seine Gewalt, und daß es durch seine Gesetze regiert werde und Diener habe, die ihm unbedingt angehören, ein Organismus im Totalorganismus der Menschheit, der zwar überall sich mit der Totalität berührt, aber darum seine Besonderheit und Selbstständigkeit nicht aufgibt.

Wir können aus der Geschichte des Papstthums unseres Jahrhunderts, wenn wir sie mit der des vorigen Jahrhunderts vergleichen, nur sehen, wie Rom von solchen Grundgedanken aus in bestimmter Richtung dermalen vorwärts schreite und wie seine Stellung zur Welt eine andere geworden ist. Der Ultramontanismus hebt das Papstthum gegenüber dem Bischofthum hervor, weil er weiß, daß Centralisation und stricter Monarchismus unerläßlich sind, wenn die Kirche fremdartige Einflüsse von sich ferne halten will. In dieser Anschauung des römischen Katholizismus als dieses großen, über alle Erbtheile hin verzweigten göttlichen Reiches, das seit Jahrtausenden Einem irdischen Mittelpunkt kennt, von Einem geheiligten Regenten geleitet wird, überall im Wesentlichen dasselbe ist, von Einem Geist beseelt wird, an alle Nationalitäten, an alle Staatsverfassungen sich anschmiegt, durch alle Evolutionen und Revolutionen der Weltgeschichte hindurch dasselbe bleibt, ja, mit verjüngter Kraft phönixartig aus ihnen hervorgeht, in dem Allem liegt für die Glieder des großen Kirchenreiches etwas Erhebendes und es wirkt auf sie mit der Kraft eines überwältigenden Beweises von der Göttlichkeit dieser wunderbaren Institution. Und es liegt darin auch für manche Protestanten, deren evangelischer Glaube einen faulen Fleck hat, etwas allzusehr Imponirendes und Anziehendes.

Wir können diesen Aufschwung des Papstthums in unserem Jahrhundert ruhig beobachten, wir sehen ihn als eines der bemerkenswerthesten Zeichen der Zeit an, aber wir wollen uns nicht dadurch täuschen lassen. Täuschung aber wäre es, wenn wir dächten, die Restaurationen machten den alten Bau neu, oder das Leben einer entschwundenen Periode werde sich zurückerufen lassen. Eben weil sich so Vieles regte, was Zeugniß genug gab, daß das ursprüngliche Leben entschwunden war, ein fremder Geist den Leib der römischen Kirche zu beseelen, zu beherrschen drohte, deshalb die Maaßregeln rückwärtsgehender

Richtung. Die römische Kirche hat viele Feinde in der Gegenwart. Der gefährlichste ist die Gegenwart selbst, unsere Zeit und der Geist der Zeit. Die Kirche als Macht über die Geister ist gesunken und zwar eben auch auf dem Gebiet, wo die religiösen Gedanken des Protestantismus ihr nicht in den Weg treten. Die Völker Italiens, Spaniens, Portugals, Frankreichs, Oesterreichs, Mexikos, Brasiliens sind, der Masse nach betrachtet, katholisch, aber der Papst darf auch da nicht den entfernten Gedanken hegen, die alten Majestätsansprüche des Stuhles Petri geltend zu machen. Die Politik des Staatswesens hat auch hier die der Kirche in den zweiten Platz gedrängt. Die Idee bürgerlicher Freiheit, das überall bemerkbare Streben der katholischen Völker selbst nach Selbstregierung steht in gleichem Widerspruch gegen die alten hierarchischen wie gegen dynastische Ansprüche. Eine Aufklärung der Irreligiosität hat sich der Gebildeten oder Halbgebildeten überall bemächtigt. Das Christenthum in der Gestalt des herrschsüchtigen Klerus, mit seinen Anhängern von Orden und Klöstern und allen die Länder ausfaugenden, Nichts schaffenden, sehr viel verschlingenden Institutionen, mit seiner jeden Bildungsfortschritt mißtrauisch bewachenden Engherzigkeit ist ihnen widerwärtig geworden. Ohne etwas Besseres zu wissen sind sie damit zerfallen. Für Reformideen im Kreis des Staates und der Gesellschaft sind sie unendlich leichter zu begeistern, als für ein neues kirchliches Dogma. Davon hat der jetzige Papst Erfahrung gemacht. Die Zustände in protestantischen Völkern haben einen mächtigen Einfluß auch auf die römische Welt ausgeübt, welches gegen die Contagion der Ideen nicht zu verschließen war.

Rom hat sich aufgemacht, um Alles mögliche in das alte Geleise zu bringen und fremdartige Elemente fernzuhalten oder auszuschreiben. Vieles ist ihm hiebei günstig. Die Masse des katholischen Volkes ist größtentheils überall noch katholisch, weil sie von etwas Anderem kaum je gehört oder nur so viel gehört hat, um mit den erklärtesten Vorurtheilen gegen alles Andere, namentlich gegen Protestantisches, erfüllt zu seyn. Ihr religiöses Leben hat sich bisher unbeirrt, ohne Kritik des Bestehenden in Lehre und Praxis zu üben, in traditioneller Form fortbewegt. Für sie ist eine andere Frömmigkeit gar nicht denkbar. Sie sind die unselbstständige Menge der Gläubigen, die vom Klerus nach Belieben bearbeitet werden. Namentlich da, wo viele Berührungen mit dem Protestantismus bei einer gemischten Bevölkerung nicht zu vermeiden sind, ziehen die Priester in unserer Zeit die Zügel straffer an, machen den Protestantismus schwarz und ihren Leuten die Hölle heiß und wissen einen fanatischen Haß gegen alles Nichtkatholische anzuschüren. Der Klerus selbst arbeitet, wo er den Protestantismus in nächster Nähe sieht und mit ihm in unmittelbarer Berührung steht, mit um so größerem Eifer. Die Opposition zeigt da ihre anspornende Wirkung. Auch lebt der Priester namentlich unter dem Auge einer protestantischen Umgebung ganz anders, als wo der Katholizismus unbedingt und ausschließlich Heimathrecht genießt. Die Stellung des Priesters wird schwieriger, namentlich wo, wie in Amerika, Verdacht und Mißtrauen vornweg

Vorurtheil genug gegen ihn und sein Treiben und seine Zwecke erwecken. Er kann da nicht, wie an vielen anderen Orten, den Priesterrock ablegen und sich in volkstümlicher Umgebung ergehen lassen. Hier sind die Augen auf ihn gerichtet und er wird in seinem ganzen Verhalten zu einer größeren Strenge, zu ascetischem Ernste gezwungen. Die Sittlichkeit des Klerus gewinnt dadurch, sie ist gewiß nirgends höher, als eben da, wo eine stete Wachsamkeit gegen protestantisches Urtheil und Einfluß gefordert wird, und eben dadurch wird der Priester tüchtiger für sein Amt, rücksichtsloser kann er die Ansprüche der Kirche vertheidigen und amtlich durchsetzen und sein Einfluß unter seinen Kirchengliedern kann dadurch nur gewinnen. Die kirchliche Zerrissenheit des Protestantismus, die Willkür, mit welcher auf dieser Seite mit Principien gespielt wird, kommt ihn, der sich bei jedem Kampfe an die feste Mauer seines Systems anlehnen kann, hiebei vortrefflich zu statuten.—Der Kampf, den protestantische Klopffechter gegen die römische Kirche führen, ist leider von der Art, daß er weder dem Katholizismus schadet, noch dem Protestantismus hilft; er wird von rein äußerlichen Punkten der Politik, der Nützlichkeit, der Freiheit oder auch gar oft mit der eitelsten gelehrten Präntension geführt und trifft gewöhnlich gar nicht in's Centrum; die eigentlich entscheidende Frage, die religiöse, Gewissen und Ehre Gottes, Versöhnung und Reich Gottes, das sind Dinge, die nicht zu ihrem Rechte da kommen. Selbst der strenger wissenschaftliche Kampf, der in würdigem theologischem Geist geführt, hat seit Jahrzehnten namentlich in der alten Welt auf beiden Seiten so tüchtige Streitkräfte in's Feld geführt, daß auch die katholische Theologie sich ihrer Vorbeeren dabei rühmen kann. Der Streit der Wissenschaft löst aber überhaupt keine Religions- und Kirchenfragen, so wenig als der des Schwertes. Die Zustände des Lebens, der Wirklichkeit selbst waren auch nicht von der Art, um den Katholiken so leicht auf protestantische Seite zu ziehen. Man konnte auf beiden Seiten viel Schlimmes, daneben manches Gute, Lobenswerthe sehen. Wurden einzelne Katholiken des Papstthums müde, so suchten manche Protestanten einen festen Anhaltspunkt und verließen das ihnen unsicher scheinende, zerrissene Bauwerk der evangelischen Kirche. Unter den Völkern schien der sichere Boden der Ordnung, des Rechts, der Wahrheit, des Heiligen mehr und mehr zu weichen. Von Paris aus wurde der Erschütterungskreis des nationalen Lebens immer weiter, bis er sich ausdehnte von Petersburg bis Lissabon. Und diese revolutionären Bewegungen kamen alle in dem Einen überein, Kirche und Religion als Größen untergeordneten Ranges zu betrachten, die Schule von der Kirche, die Religion von der Nationalität zu trennen. Man mußte nicht gerade überängstlich seyn und konnte doch fürchten, daß der Fortschritt der Geschichte in dieser Richtung endlich in's Chaos zurückführen, das Werk der Geschichte selber stürzen müsse. Es stand zu befürchten, daß die alten Grundpfeiler des christlichen Völkerlebens sinken sollen. Es galt, mit entschiedener Festigkeit dem drohenden Sturme des Zeitgeistes entgegen zu treten. Staat und Kirche, Religion, Klerus, Gemeinde, Alles schien auf dem Spiele zu stehen. So scheint Rom seine Aufgabe wieder

zu fassen, daß es einst die Menschheit aus der Barbarei zu gestittetem Nationalleben durch den Segen der Religion, die Zucht der Kirche geführt habe, daß es berufen sey, jetzt durch schweren Kampf und Arbeit Ordnung und alle sittlichen Güter der Gesellschaft zu erhalten. Der Bureaucratismus der europäischen Staaten hat in Revolution auf Revolution seine Leerheit offenbart, seine Unfähigkeit ist trotz des Bundes mit militairischen Schreckensgewalten an's Licht gekommen. Er muß der Kirche es mit neuen Opfern zugestehen, daß Wer über Gemüth und Gewissen waltet, die Palme der Herrschaft davonträgt.

Wir sehen deutlich, in welcher Richtung Rom in unsern Tagen vorwärts schreitet. Es führt den Gegensatz zwischen Römischem und Nicht-römischem absichtlich auf's Schärfste in's Leben ein, es macht ihn zu einem neuen socialen Problem. Die römische Gesellschaft soll nach allen Seiten hin vor der Verührung mit der nicht römischen möglichst ferne gehalten werden. Die Concordate müssen die Selbstständigkeit der Kirche, das Recht der freien Verwaltung ihrer inneren und eigenen Angelegenheiten nach Kräften anerkennen; die Rechte der staatlichen Regierungen betreffend die Kirche werden beengt und scharf begrenzt. Die Kirche beansprucht das Recht der Aufsicht über die Litteratur und fordert eine kirchliche Censur neben der polizeilichen. Die Kirche will ihre Kleriker von der staatlichen Gerichtsbarkeit wieder, so viel sie nur irgend kann, exempt machen und sich auch hierin ihre Exklusivität sichern. Die Kirche will, wo sie eine ihr günstige Polizei findet, der protestantischen Kanzel möglichst das Recht der Polemik beschränken und klagt gerne auf Injurien oder Anreizung zu Religionshaß. Die Kirche eifert mit erneuerter Schärfe gegen die gemischten Ehen und legt ihnen überall Hindernisse in den Weg. Die Kirche arbeitet, wo sie nur kann, darauf hin, daß ihre Kinder weder auf hohen noch niederen Schulen mit den Kindern der Ungläubigen auf denselben Bänken sitzen sollen. Die Kirche will auch ihre Todten möglichst von jeder Befleckung mit den Gebeinen der Ketzer ferne halten. Die Kirche kämpft mit neuem Eifer gegen Bibelanstalten und Colporteurs und weiß eine Missionsthätigkeit zu erwecken, die ihr überall in der Welt Wege und Mittel bietet, Kapellen, Schulen, Waisenhäuser, Spitäler, Klöster zu gründen, um die Ihrigen an sich zu ziehen und das römisch-kirchliche Bewußtseyn in ihnen zu fördern und anzuregen. Die Kirche stellt ein neues Dogma fest, als wollte sie gerade jetzt dem Protestantismus und der evangelischen Kirche zeigen, daß sie im Gegensatz gegen ihre Denkweise bis auf die äußerste Spitze zu gehen gesonnen sey und selbst eine *conceptio immaculata* nicht scheue.

Dies ist die Stellung, in der wir Rom und die römische Kirche gegenüber der übrigen Christenheit in unserer Zeit sehen. Sie ist nicht mißverständlich. Rom will nicht etwa nur das ihm längst Zukommende in ungestörtem Besitze erhalten, sondern es macht in unseren Tagen in großartiger Weise Propaganda. Wir haben nicht mehr die gemüthvolle religiöse Begeisterung des Mittelalters, aber wir haben einen durch die Opposition mächtig angeregten, durch die Verhältnisse der Zeit angefeuerten Eifer, das Gedächtniß des alten Glanzes frisch

zu machen und die alte Machtherrschaft wieder zu gewinnen. Die Periode einer gewissen Stagnation scheint vorüber zu seyn und der Erschlaffung um so größere Aufregung zu folgen. „Alle Wege führen nach Rom“, aber von Rom aus auch in alle Welt. Darum weiß es sich die republikanischen Zustände unserer Kirche und Staat verfassungsmäßig trennenden, Staaten ebenso gut zu Nutzen zu machen, als es sich durch Concordate mit Regierungen verkettet, denen die Verbindung von Kirche und Staat ein Axiom der Staatsweisheit und eine *conditio sine qua non* ihres Bestehens ist.

Sey es genug, darauf hingewiesen zu haben, daß sich Fragen, die den höchsten Gebieten des Lebens angehören, eindringen, daß Verwickelungen entstehen, die früher oder später in das innerste Wesen der Societät, des Staates eingreifen müssen und die unbedingt eine Lösung fordern. Allerdings ist die Richtung des Zeitgeistes auf äußere, materielle Interessen so mächtig, daß Tausende sich um die höheren geistigen Fragen nicht bekümmern, daß ihnen Nichts ferner liegt, als sich um Kirche und Religion und um alle Bewegungen auf diesem Gebiete zu bemühen und daß sie der Frage um Glauben oder Unglauben, Christus oder Antichristus, Evangelisch oder Römisch, Religiös oder Irreligiös gar kein Gewicht in dieser Zeit der Aufklärung mehr zuerkennen wollen. Aber es wird sich rächen, so den innersten Kern und das tiefste Bedürfniß der menschlichen Seele zu verkennen und jene Mächte zu leugnen, die so alt die Welt ist, den allerersten und tiefsten Einfluß auf das Geschick der Völker und Staaten wie der Einzelnen ausgeübt haben.

Vielleicht es stünde bereits in dieser Hinsicht anders, wäre das Auge der Zeit nicht so sehr durch die weltgeschichtlichen Evolutionen der Gegenwart von den Centralfragen hinweg auf die Peripherie gelenkt worden. Es ist so Vieles von der Außenwelt her, was die Sinne und Gedanken anzieht und besonders die an der Spitze der Zeitgeschichte stehenden Völker in steter Aufregung erhält, daß der innere Mensch darüber vergessen wird. Es wird so Vieles und so Großes im Dienste der materiellen Wohlfahrt der Völker angeregt, daß geistige und geistliche Angelegenheiten darüber versäumt werden. So große, die äußeren Verhältnisse der Völker betreffende Unternehmungen sind im Werke, daß an ihnen die Kräfte sich erschöpfen. Europa und die Neue Welt haben ihr Gebiet in den letzten dreißig Jahren mit einem Netze von Eisenbahnen bedeckt, welches als ein Ganzes gefaßt alle Unternehmungen früherer Zeiten zur Herstellung von Communicationslinien völlig verdunkelt. Nebenher gehen Canalbauten von riesigen Dimensionen. Projecte wie die eines Canals für größte Schiffe zwischen dem Mittelmeer und Suez, oder zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere, oder zwischen dem indischen und Chinesischen Meere über den Isthmus der malaischen Halbinsel; oder einer Eisenbahn vom Mississippi bis nach San Francisco, oder eines atlantischen Telegraphen, oder einer Telegraphenverbindung zwischen St. Petersburg und der Mündung des Amur am Stillen Ocean—alle diese großartigen Pläne, so fern auch ihre Realisirung noch liegen mag, zeigen, zu was unser Geschlecht sich befähigt fühlt oder was die commer-

ciellen Bedürfnisse erfordern. Wenige Leute haben eine nur auch annähernd richtige Vorstellung von der außerordentlichen Ausdehnung, welche der Welt-handel während der letzten fünf und zwanzig Jahre gewonnen hat. Die Summe der großbritannischen und fremden Schiffe, welche im Jahre 1843 in den Häfen Großbritannien's landeten und lichteten, betrug nahezu 10 Millionen Tonnengehalt; die Summe der brittischen und fremden Schiffe, die im Jahre 1857 in den Häfen Großbritannien's landeten und lichteten, betrug nicht weniger als 23 Millionen Tonnen, einen Zuwachs von 13 Millionen Tonnen oder von 136 Procenten in vierzehn Jahren. Das Verhältniß ist im Wesentlichen dasselbe bei anderen handeltreibenden Nationen. Es ist aber zu erwarten, daß die Proportion wieder im Laufe der nächsten Jahrzehnte sich steigern werde. Denn es öffnen sich ganz neue Handelsgebiete und die alten vervielfachen ihre commerciellen und industriellen Kräfte, wie sich das Agricurgelbiet namentlich der Neuen Welt unendlich erweitert. Jetzt schon ist die Rede von Herstellung einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung zwischen Californien, den Inseln des Stillen Meeres, China und Japan. Der Handel mit Ostasien wird in Folge der neuen Verträge mit den letzteren Staaten einen neuen Aufschwung nehmen. Die russischen Besitzungen in Ostasien fangen an aufzublühen und ein enger Contact mit den Vereinigten Staaten ist dort unvermeidlich für die Zukunft und wird auf Sibirien und ganz Rußland, dem im Osten ein neues, ganz anderes Rußland heranzuwachsen droht, seine Rückwirkung haben. In Neuholland, Van Diemensland und Neuseeland erblühen aus Colonieen, die lange stiefmütterlich behandelt wurden, junge Staaten. In Ostindien scheint der brittische Einfluß wieder gesichert und es ist für die Fortschritte christlicher Bildung dort nach den Stürmen des Kampfes mehr Hoffnung als zuvor. Welch ein Bild der energischen Thätigkeit, großartiger Unternehmungen stellt sich uns im Leben der christlichen Völker der Gegenwart dar!

Was würde aber auch namentlich aus der kleinen alten Welt mit ihren Millionen, wäre die weite große Welt nicht offen? Wenn all' diese Thatkraft auf den engen Raum der alten Heimath beschränkt bliebe, was würde aus den Staaten Europa's? Ist ja doch, so wie die Dinge stehen, die Ruhe kaum mit äußerster Noth zu erhalten. Das zeigt uns der gegenwärtige Zustand Frankreich's, Italien's, Rußland's, der Türkei. Die hohen Machttträger stehen ängstlich an der Staatsmaschine und treiben mit dem Hochdrucke ihr gefährliches Spiel; es ist bedenklich, die Ventile zu öffnen und dem Dampfe Raum, dem Unterdrückten mehr Freiheit zu geben; das findet der edle Kaiser des russischen Reiches bei seinen entschiedenen Schritten, die Leibeigenschaft im Umfang seines Reiches aufzuheben, aber er hat's mit Gott gewagt und möge Gottes Segen sein menschenfreundliches Werk begleiten! Es ist aber auch gefährlich, die furchtbare Gewalt unter höchster Spannung gefesselt zu halten. Das muß Louis Napoleon, das muß der jüngere Habsburger und auch der Unmensch auf Neapel's Thron erfahren. Und zwischen all' den hohen Mächten herrscht eine unheimliche Spannung, die durch die kostspieligsten Freundschafts-

bezeugungen nur decorirt, nicht gehoben wird. Dieser Spannung verdankt der Türke in seiner Erschlaffung seine Existenz, und glaubt, seiner bösen Laune Unmuth an den Christen auslassen zu dürfen.

Also Verwickelung, Unsicherheit, Regsamkeit, große Pläne, folgenreiche Anfänge, alte, aber neu geschärfte Gegensätze überall und im Anblick dieses, die Welt an allen Orten erregenden und bewegenden Schauspiels fragt man heute vielleicht mit tieferem Interesse am allgemeinen Wohl und Weh der Menschheit und ängstlicher als je auf die Lösung der Zukunft harrend: Was wird's werden? Und nur die Zukunft selbst vermag die Antwort zu geben.

Philadelphia.

W. J. M.

Zur Statistik der deutschen Universitäten im Sommer 1858.

(Schluß.)

Was die Facultätsstudien betrifft, so studiren an den sieben katholisch-theologischen Facultäten der deutschen Universitäten im Ganzen 1192 kathol. Theologen (im Sommer 1857 waren es 1225). Hiervon kommen der Reihenfolge nach auf Münster 246 (223), auf Bonn 209 (188), auf Breslau 187 (203), auf Freiburg 161 (165), auf München 147 (177), auf Tübingen 144 (161), auf Würzburg 98 (108). Zugenommen hat die Anzahl der Theologen gegen das Sommersemester 1857 nur in Münster um 23 und in Bonn um 21. Abgenommen hat sie in Freiburg um 4, in Würzburg um 10, in Breslau um 16, in Tübingen um 17, in München um 30. Die Mittelzahl ist 170, welche von Münster, Bonn, Breslau überschritten wird. Was das Verhältniß der Ausländer betrifft, so hat nur Bonn keine; in Tübingen betragen sie 36, in Freiburg beinahe 20, in Würzburg über 15, in München beinahe 11, in Münster $7\frac{1}{2}$, in Breslau $\frac{1}{2}$ pCt. Die Mittelzahl ist 12,8 pCt., welche von Tübingen, Freiburg und Würzburg überschritten wird.

An den sechzehn protestantisch-theologischen Facultäten der deutschen Universitäten studirten im Ganzen 2368 Theologen (im Sommer 1857 waren es 2180); die Gesamtzahl hat im Laufe eines Jahres daher um 188 zugenommen. Der Reihenfolge nach kommen auf Halle 465 (454), Erlangen 345 (287), Berlin 281 (289), Leipzig 205 (195), Tübingen 187 (164), Göttingen 160 (133), Jena 135 (103), Königsberg 121 (101), Heidelberg 105 (94), Breslau 94 (83), Marburg 82 (71), Bonn 52 (67), Gießen 51 (46), Greifswald 32 (30), Kiel 29 (34), Rostock 24 (29). Zugenommen hat die Anzahl der protestantischen Theologen in Erlangen um 58, in Jena um 32, in Göt-

tingen um 27, in Tübingen um 23, in Königsberg um 20, in Breslau, Halle, Heidelberg, Marburg um je 11, in Leipzig um 10, in Gießen um 5, in Greifswald um 2. Abgenommen hat die Anzahl in Kiel und Rostock um je 5, in Berlin um 8, in Bonn um 15. Die Mittelzahl ist 148, welche von Halle, Erlangen, Berlin, Leipzig Tübingen und Göttingen überschritten wird. Was das Verhältniß der Ausländer zu den Inländern betrifft, so haben Breslau, Gießen und Königsberg keine Ausländer. Erlangen hat die größte Anzahl ausländischer Theologen (179). Die Procente gestalten sich so, daß Heidelberg etwas über 54, Erlangen beinahe 52, Göttingen 42½, Jena 41½, Tübingen 34½, Leipzig 22½, Halle 13½, Kiel und Berlin je 10½, Rostock 8½, Marburg 7½, Greifswald 6½, Bonn 5½ pCt. haben. Die Mittelzahl ist 19 pCt., welche Heidelberg, Erlangen, Göttingen, Jena, Tübingen, Leipzig überschreiten.

An den neunzehn juristischen Facultäten studirten im Ganzen 3198 Juristen, Cameralisten und Forstleute (im Sommer 1857 waren es 3498). Die Gesamtzahl hat daher im Laufe eines Jahres um 300 abgenommen. Auf sämmtlichen preussischen Universitäten hat sich die Zahl der Juristen vermindert, und zwar in Berlin um 85, in Breslau um 50, in Bonn um 73, in Halle um 31, in Königsberg um 21, in Greifswald um 2, zusammen um 262. Auch in Bayern hat sich die Zahl der Juristen im Laufe eines Jahres um 52 vermindert, und zwar in München um 31, in Erlangen um 18, in Würzburg um 3. An den übrigen deutschen Universitäten beträgt die Abnahme 32, nämlich in Leipzig 2, in Tübingen 18, in Marburg 8, in Kiel 4, wogegen die Anzahl zugenommen hat in Heidelberg um 6, in Göttingen um 1, in Gießen um 13, in Freiburg um 10, in Jena um 13, in Rostock um 3. Die Reihenfolge in der Frequenz stellt sich für den Sommer 1858 so: München 549 (580), Berlin 446 (531), Heidelberg 357 (351), Leipzig 327 (329), Göttingen 192 (191), Tübingen 164 (182), Bonn 156 (229), Breslau 152 (202), Würzburg 147 (150), Gießen 113 (100), Erlangen 98 (116), Königsberg 95 (116), Jena 91 (78), Halle 84 (115), Freiburg 57 (47), Rostock 51 (48), Marburg 43 (51), Kiel 42 (46), Greifswald 34 (36). Die Mittelzahl ist 168, welche die fünf erstgenannten Universitäten überschreiten. Was das Verhältniß der Ausländer zu den Inländern betrifft, so hat an Ausländern Heidelberg beinahe 83 pCt.; dann folgen Göttingen mit 57½, Jena mit 57, Leipzig mit beinahe 25, Bonn mit 15½, Berlin mit 13½, Gießen mit 13½, Halle mit 9½, München mit 9, Greifswald mit beinahe 9, Freiburg mit 7, Würzburg mit 4, Rostock mit beinahe 4, Tübingen mit 3½, Kiel mit 2½, Marburg mit beinahe 2½, Erlangen mit 2, Königsberg mit 1, Breslau mit einem Sechzehntel Procent. Die Mittelzahl ist 16½ pCt., welche Heidelberg, Göttingen, Jena und Leipzig überschreiten.

An den neunzehn medicinischen Facultäten studirten im Ganzen 2471 Mediciner, Chirurgen und Pharmaceuten (im Sommer 1857 waren es 2415). Die Gesamtzahl hat daher im Laufe eines Jahres um 56 zugenommen. Die Reihenfolge der Frequenz stellt sich für den Sommer 1858 folgendermaßen:

Berlin mit 298 (301), Würzburg mit 270 (269), Leipzig mit 258 (258), München mit 186 (189), Gießen mit 165 (154), Göttingen mit 146 (176), Heidelberg mit 132 (101), Breslau mit 131 (138), Tübingen mit 126 (116), Greifswald mit 121 (120), Erlangen mit 106 (110), Königsberg mit 100 (91), Bonn mit 99 (107), Marburg mit 90 (81), Jena mit 65 (52), Freiburg mit 55 (47), Halle mit 45 (43), Rostock mit 45 (24), Kiel mit 33 (38). Die Mittelzahl ist 130, welche Berlin, Würzburg, Leipzig, München, Gießen, Göttingen, Heidelberg, Breslau überschreiten. Unverändert ist gegen den Sommer 1857 die Anzahl nur in Leipzig. Zugenommen hat sie in Heidelberg um 31, in Rostock um 21, in Jena um 13, in Gießen um 11, in Tübingen um 10, in Königsberg und Marburg um je 9, in Freiburg um 8, in Halle um 2, in Würzburg und Greifswald um je 1. Abgenommen hat die Anzahl in München und Berlin um je 3, in Erlangen um 4, in Kiel um 5, in Breslau um 7, in Bonn um 8, in Göttingen um 30. Was das Verhältniß der Ausländer betrifft, so hat Würzburg 64½, Heidelberg beinahe 57 pCt. Ausländer; alsdann folgen Jena mit 38½, Göttingen mit 37½, Berlin mit 21, Leipzig mit 20, München mit 19, Marburg mit 17½, Gießen mit 15½, Tübingen mit 14, Halle mit 11, Breslau mit nahezu 10, Erlangen mit 9½, Kiel mit 9, Königsberg mit 7, Freiburg mit 3½, Greifswald mit 3½, Bonn mit 3, Rostock mit 2 pCt. Die Mittelzahl ist 19 pCt., welche von Würzburg, Heidelberg, Jena, Göttingen, Berlin, Leipzig, München überschritten wird.

Was die Frequenz der philosophischen Facultäten betrifft, so waren bei denselben im Ganzen 2553 für das Studium der Philosophie und der Philologie inscribirt. Im Sommer 1857 waren es 2340, was einen Zuwachs von 213 ergibt, der um so erfreulicher ist, als er sich mit Ausnahme von Freiburg und Rostock auf alle Universitäten ausdehnt. Der Reihenfolge nach steht in der Frequenz obenan München mit 421 (412); dann folgen Berlin mit 293 (288), Bonn mit 290 (282), Münster mit 205 (179), Breslau mit 191 (158), Jena mit 180 (149), Göttingen mit 178 (156), Würzburg mit 135 (126), Halle mit 116 (93), Tübingen mit 85 (83), Greifswald mit 85 (58), Heidelberg mit 68 (60), Königsberg mit 67 (47), Gießen mit 54 (43), Leipzig mit 49 (46), Marburg mit 41 (37), Erlangen mit 36 (36), Freiburg mit 30 (45), Kiel mit 28 (24), Rostock mit 4 (8). Die Mittelzahl ist 127½, welche von München, Berlin, Bonn, Münster, Breslau, Jena, Göttingen, Würzburg überschritten wird. Unverändert ist gegen den Sommer 1857 die Anzahl nur in Erlangen. Zugenommen hat sie in Breslau um 33, in Jena um 31, in Greifswald um 27, in Münster um 26, in Halle um 23, in Göttingen um 22, in Königsberg um 20, in Gießen um 11, in München und Würzburg je um 9, in Bonn und Heidelberg je um 8, in Berlin um 5, in Kiel und Marburg je um 4, in Leipzig um 3, in Tübingen um 2. Abgenommen hat die Anzahl in Rostock um 4, in Freiburg um 15. Was das Verhältniß der Ausländer betrifft, so hat nur Rostock keine. Obenan steht Heidelberg mit 70½ pCt.; dann folgen Jena mit 66, Göttingen mit nahezu 59, Erlangen mit 41½, Leipzig mit nahezu 41,

Berlin mit 31½, Bonn mit 30½, Marburg mit nahezu 22, Greifswald mit 16½, Halle mit 15½, Tübingen mit nahezu 13, Breslau mit 10½, München mit 9½, Münster mit nahezu 8, Königsberg und Gießen mit 7½, Freiburg und Würzburg mit 6½, Kiel mit 3½ pCt. Die Mittelzahl ist 23½ pCt., welche Heidelberg, Jena, Göttingen, Erlangen, Leipzig, Berlin, Bonn überschreiten.

An die Frequenz der philosophischen Facultäten schließt sich die Frage an, in welchem Verhältniß dieselbe zur Gesamtfrequenz der Universität stehe. Diese Frage ist in sofern von besonderem Interesse, als sich aus ihrer Beantwortung ein Schluß auf das allgemeine wissenschaftliche Leben und Streben der studirenden Jugend mit Nothwendigkeit ergibt. Nach der Studienzeit von 4—5 Jahren, welche die Regel bildet, muß die Anzahl der bei der philosophischen Facultät studirenden Jünglinge, wenn das Verhältniß ein gesundes seyn soll, 20—25 pCt. der Gesamtzahl betragen. Da die Gesamtzahl der immatriculirten Studirenden auf sämmtlichen Universitäten im Sommer 11,782 betrug, die Gesamtzahl der bei den philosophischen Facultäten Inscibirten 2553, so ergibt sich, daß die Letztern 21½ pCt. bilden. Vergleicht man nun die Frequenz der einzelnen Universitäten, so betragen die „Philosophen“ in Münster 45½ pCt., was sich daraus erklärt, daß diese Akademie eine juristische und medicinische Facultät nicht hat. Unter den übrigen Universitäten steht obenan Jena mit nahezu 38 pCt.; dann folgen Bonn mit nahezu 36, München mit 32½, Greifswald mit 31½, Göttingen mit 26½, Breslau mit 25½, Berlin mit 22½, Kiel mit nahezu 21½, Würzburg mit 20½, Königsberg mit 17½, Halle mit 16½, Marburg mit 16, Gießen mit 14, Tübingen mit 12, Heidelberg mit 10½, Freiburg mit nahezu 10, Erlangen mit etwas über 6, Leipzig mit nahezu 6, Rostock mit 3½ pCt. Die Mittelzahl von 21½ pCt. wird daher nur überschritten von Münster, Jena, Bonn, München, Greifswald, Göttingen, Breslau und Berlin. Zwölf Universitäten erreichen die Mittelzahl nicht. Der Gründe lassen sich gar mancherlei denken. Die Thatsache steht fest.

(Aus der Augsb. Allg. Ztg.)

Kirchenchronik.

Deutschland.—Baden. Der Oberkirchenrath hat folgenden Erlaß bekannt gemacht: „Der Großherzog hat in einem allerb. Erlaß vom 16. August den Wunsch ausgesprochen, daß in das sonntägliche Hauptgebet außer der Fürbitte für das engere Vaterland auch eine solche für das gesammte Deutschland aufgenommen werde. Höchstderselbe ist dabei von der Ueberzeugung ausgegangen, daß es dem Wohl des einzelnen Landes nur förderlich seyn könne, wenn das Gefühl der Gemeinsamkeit des ganzen deutschen Vaterlandes gehoben und gekräftigt werde. Wir sind der festen Zuversicht, daß die fragliche Fürbitte in unserer ganzen evangelischen Landeskirche mit Freude und Dank wird entgegengenommen werden und verordnen daher mit allerb. Genehmigung, daß nach der Stelle des Hauptgebetes

„zu deiner Ehre und des Vaterlandes Bestem“ folgende Worte eingeschaltet werden: „Wir bitten auch um deinen Segen für unser gesammtes deutsches Vaterland; sey du sein starker Schutz und Schirm, vereinige seine Fürsten und Völker durch das Band des Friedens, erhalte sie in deiner Furcht und Liebe und laß Glauben und Treue, Kraft und Einheit seinen Ruhm und seine Ehre seyn.“

Die Agitation gegen die neue Agende wird lebhaft fortgesetzt zum Theil durch Brochüren oder in Zeitungen, zum Theil durch Adressen, wie sie zu Karlsruhe, Mannheim, Durlach, Heidelberg, Pforzheim, Weinheim, Lahr, Singheim, Eppingen und sonst auf den Rathhäusern aufgelegt werden, zunächst gerichtet an die Kirchen-Gemeinderäthe.

Preußen. Aus Berlin wird in der Prot. R.-Ztg. gemeldet, daß der Minister des Cultus und Unterrichtes, Herr v. Bethmann-Hollweg, den Prof. Dr. Hengstenberg von seinem Amte als Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission entbunden hat. Dr. Hengstenberg hatte beim sog. Oberlehrer-Examen die Candidaten in der Religion und im Hebräischen zu examiniren. Auch der Geh. Ober-Reg.-Rath Bindowald im Ministerium der geistlichen u. Angelegenheiten, einer der eifrigsten Vertreter der Rauer'schen Anschauungen, ist auf ein Jahr beurlaubt worden. Die N. Pr. Ztg. bemerkt dazu: „In den betreffenden Beamtenkreisen wird diese Maßregel als eine ungewöhnliche empfunden.“ Die Geschäfte des Justitiarius der geistlichen Angelegenheiten in dem genannten Ministerium soll der Ober-Consist.-Rath Prof. Dr. Richter, Mitglied des Ober-Kirchen-Raths, zu übernehmen bestimmt seyn. In Königsberg ist ebenfalls das bisherige theologische Mitglied der Examinations-Commission für das Oberlehrer-Examen, Prof. Erbkam, von seiner Function entbunden und diese dem Prof. Sommer übertragen worden, welcher vor zwei Jahren Herrn Erbkam weichen mußte. Die Kreuzzeitung schreibt: „Sicherem Vernehmen nach hat der Geheime Rath Dr. Stahl die nachgesuchte Entlassung aus dem evangelischen Ober-Kirchenrath, unter Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit mit seiner Dienstführung, erhalten.“

Die „Preuß. Ztg.“ zählt die Kirchengesellschaften und religiösen Vereine auf, die in Berlin neben den evangelischen und katholischen Gemeinden bestehen. Es sind deren sieben: die evangelisch-lutherische Gemeinde; die evangelische böhmisch-mährische Brüder-Gemeinde; die Baptisten oder Taufgesinnte; die apostolische oder Irvingianer-Gemeinde; die christ-katholische Gemeinde apostolischen Bekenntnisses; die christ-katholische Gemeinde Leipziger Bekenntnisses; die jüdische Gemeinde. Die hier befindlichen Mennoniten, deren Zahl sehr gering ist, sind zu einer besonderen Gesellschaft nicht vereinigt und halten daher keine gemeinschaftlichen gottesdienstlichen Uebungen.

In Münster hat der Provinzial-Landtag einen Antrag auf Wiederherstellung der alten katholischen Universität zu Münster beraten und den Beschluß gefaßt, an des Prinz-Regenten königl. Hoheit die Bitte zu richten: „Die Wiederherstellung der juristischen und medizinischen Facultäten der alten katholischen Universität Münster, so wie die Vervollständigung der philosophischen und theologischen Facultäten der Akademie daselbst zu befehlen.“

Aus Köln schreibt man immer wieder von dem Terrain, welches die geistlichen Orden fort und fort in der Provinz gewinnen, namentlich in den größeren Städten Aachen, Koblenz, Düsseldorf und Köln, sowie von den großen Summen, die einzelnen Orden zufließen. Dem Kloster der Karmelitessen in Köln soll allein schon ca. ½ Millionen zugeflossen seyn.

In Köln hat der Gesellenvater Domvicar Kolping eine Statistik der einzelnen katholischen Gesellenvereine veröffentlicht. Aus dem dort mitgetheilten Rechenschaftsbericht über das Gesellenhospitium zu Köln entnimmt das „Mainzer Journal“ folgende Stelle: „Die Zahl sämmtlicher katholischer Gesellenvereine beläuft sich gegenwärtig auf 191, die eine eingeschriebene Mitgliederzahl von mehr als 63,500 Mann

ausweisen. Ein großer Theil ist seit Gründung des Vereins selbstständig geworden, ein anderer befindet sich im weiten deutschen Lande und drüber hinaus an Orten, wo noch kein Verein existirt; viele sind auf ihrer Wanderschaft in verschiedenen Vereinen eingeschrieben, an Abtrünnigen fehlt's auch nicht: doch darf man mit einiger Zuverlässigkeit annehmen, daß sich gegenwärtig 30—35,000 Gesellen zum allgemeinen katholischen Gesellenvereine zählen. Dabei gestalten sich die Aussichten für die Zukunft nur günstig. Eine Menge Vorurtheile sind überwunden, ein reiches Capital an Vertrauen von Seiten der Behörden wie von Seiten der Bevölkerung ist gewonnen, fröhlichen Muthes wie mit sichtbar bewährtem Gottvertrauen dürfen wir weiter schaffen zum Wohle unseres lieben Vaterlandes und unseres theuren Handwerkerstandes.“ Das „Mainz. Journ.“ fügt dieser Notiz die Mittheilung bei, daß in der oben bemerkten Statistik das Herzogthum Nassau auch noch nicht mit einem einzigen Gesellenvereine vertreten ist. In Wiesbaden war ein solcher im Entstehen begriffen, jedoch soll seine Gründung auf Hindernisse gestoßen seyn, die beweisen würden, daß daselbst eine Menge Vorurtheile „noch nicht überwunden sind.“

England.—Mehrere der fortgeschrittensten Tractarianer oder Puseyiten unter der anglikanischen Geistlichkeit sollen, wie ein Bericht in der „Deutsch. Zeitsch. für christl. W. und L.“ meldet, im Begriff seyn, ihr Amt niederzulegen und katholisch zu werden, wenn der heilige Vater erklärt, die Ordination in der anglikanischen Kirche sey nicht eine wahrhafte Ordination. Es wäre gut, wenn dies Wort von Rom bald käme. Die Sache ist doch klar genug. Mittlerweile gehen die romanisirenden Bestrebungen mit vieler Offenheit ihren Weg vorwärts, gedeckt besonders vom Bischof von Oxford.* Wie die Kirchenvorstände in London in der Beichtfrage stehen, ist schon berichtet. „Saturday Review“ sucht natürlich die Laien lächerlich zu machen, daß sie über theologische Fragen urtheilen, die Theologen von Fach selbst zu schaffen machen. Aber gerade der gesunde Sinn der mittleren Classen, der durch eine einfache protestantische Tradition getragen wird, ist sehr geeignet, Irrthümern, die praktisch werden wollen, zu begegnen.

Die kirchliche Pastoral-Hilfs-Gesellschaft berichtet von guten Fortschritten der inneren Mission in Birmingham. Ein Geistlicher eines armen Districts der Stadt giebt freilich einen Bericht, der die größten Anstrengungen auch fürder als nothwendig erscheinen läßt.

In Irland hat die Reise des Cardinal Wiseman offenbar die Einigung und Kräftigung des ganzen insularischen Katholicismus beabsichtigt. Dieser Zweck ist nach englischen Blättern zum Theil wenigstens erreicht. An Anstrengungen, die Wirkungen dieser Reise abzuschwächen, haben es die Evangelischen nicht fehlen lassen; viele Gebetsversammlungen fanden in den vom Cardinal besuchten Orten statt. Zwölf Laienagenten gingen am kritischen Tage nach Ballinasloe, woselbst sie sich noch mit zehn anderen verbanden. Achtzig Tausend Plakate und Ankündigungen protestantischer Vorlesungen u. A. wurden verbreitet. Sechs erfahrene Geistliche hielten diese polemische Vorlesungen. Die Aufmerksamkeit war groß und das Interesse wuchs von Tag zu Tag, besonders da man nicht bloß polemisirte, sondern auch den positiv-evangelischen Anschauungen ihr Recht widerfahren ließ.

Der evangelische Bischof v. Limmerick hat bei seiner letzten Confirmation zu Ventry unter anderen 34 Kinder von ehemals katholischen Eltern eingesegnet. Im Kirchspiel Ballingary beläuft sich die Zahl der zur protestantischen Kirche in den letzten Jahren übergetretenen auf mehr als 300, unter ihnen sind 2 Geistliche, 1 Arzt, 5 Mentiers, 2 Professoren der Mathematik, 3 Philologen, 15 Erzähler etc.

Auf der letzten Versammlung für social science machte Cowper Mittheilungen über das Unterrichtswesen in England. Wenn er auch den höheren Schulen ihren Ruhm zugesandt, so fand er sie doch sehr unvollkommen, besonders in Hinsicht auf das praktische spätere Leben. In den niederen Schulen sey der unregelmäßige und kurze Schulbesuch ein großes Uebel, auch die gar zu häufige Ortsveränderung seitens der Eltern sühre. Von 2,262,000 Kindern zwischen 3 und 15 Jahren, welche die Schule nicht besuchen, fehlen 1,800,000 ohne Grund und Nothwendigkeit. Die Schwierigkeit welche der Religions-Unterricht hervorbringe, sey groß, aber sie sey durch die Entfernung dieses Unterrichts aus den Schulen nicht zu beseitigen, sondern durch Zusammenwirken von Staat und Kirchengemeinschaften.

* Indes auch dieser ist in der Beichtfrage evangelischer, als Herr West, wie sein Brief an die Commissions-Mitglieder, die West wegen unzureichender Beweise freigesprochen haben, hinreichend beweist.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

April 1859.

No. 4.

Der Einfluß der evangelischen Predigt in der Gegenwart.

Man hört in unseren Tagen die Bemerkung sehr oft, daß die evangelische Predigt oder „die Kanzel“, wie man mit einem etwas unklaren Worte sich ausdrückt, viel von ihrer früheren Bedeutung verloren habe. Ist diese Ansicht richtig oder unrichtig? Wenn sie wahr ist, was ist die Ursache dieses Zustandes?

Wir leben der Ueberzeugung, daß die Klage über die Abnahme der Wirkung der evangelischen Predigt, wenn man das ganze Gebiet, auf dem diese erschallt, in's Auge faßt, nicht gerechtfertigt ist, daß aber die Klage auf gewisse Theile der gesammten Kirche bezogen oder in einem gewissen näher zu bestimmenden Sinne ihre Richtigkeit hat.

Wie weit soll sich denn überhaupt die Wirkung der evangelischen Predigt erstrecken? In die fernste Weite, in die größte Tiefe. Denn ihr Schall soll ausgehen in alle Lande, bis an der Welt Enden; und vom tiefsten Innern des Menschen aus soll Alles bei uns unter der Predigt des Evangeliums umgestaltet werden.

Nun wird das Wort Gottes gerade in unserer Zeit in einem viel größeren Gebiete seiner Verbreitung verkündigt, als je in einer früheren Periode. Sodann zweifeln wir auch nicht, daß in der Gegenwart von der Predigt desselben im Ganzen viel mehr Segen in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens ausströmt, als früher. Wenn wir die Fortschritte der Civilisation und Humanität in unserer Zeit uns vergegenwärtigen, die Umgestaltung des Staatslebens, der Geseßgebungen, der Justiz; wenn wir an die Verallgemeinerung der philanthropischen Ideen, wie sie sich dermalen bei so vielen Völkern findet, an die Verbesserungen des Schulwesens, der Volkserziehung, des Gefängnißwesens, des Armenwesens, vieler anderer socialen Organe denken, so fällt uns gar nicht ein, nur einen Augenblick zu zweifeln, daß alle diese für das Wohl der Menschheit so bedeutungsvollen Dinge nur durch die Predigt des Evangeliums von Christo Jesu möglich geworden sind. Wir wissen, daß sie oft derselben unmittelbar gar nicht nahe stehen, ja, wir verbergen uns nicht, daß sie oft von derselben

so getrennt sind, daß man vielmehr auf eine Opposition gegen das Wort von Christo als auf einen Causalnerus zwischen ihnen und diesem schließen möchte. Allein diese Trennung, dieses Losgerissenfeyn, wie augenfällig es auch seyn mag, ist doch mehr nur ein Schein, als die Wirklichkeit. Phosphorescirende Gegenstände strahlen ihr Licht auch im Finstern aus. Sie möchten den Ununterrichteten leicht täuschen, als wären sie selbstleuchtend. Sie sind es aber nicht, sondern sie strahlen nur das Licht der Sonne aus, das sie einsaugten; und dieses Licht empfingen sie selbst oft nicht einmal durch directe Sonnenstrahlung, sondern als gebrochenes, reflectirtes. Daran werden wir bei vielen socialen Reformen und humanitarischen Bestrebungen der Gegenwart erinnert. Die aus dem Naturgebiet genommene Analogie deutet schon an, daß wir keineswegs den Glanz dieser Bestrebungen und Reformen überhaupt für den ächten und rechten halten. Wir wissen, wie wenig dabei so oft aus der rechten Tiefe des göttlichen Wortes und Heilsrathes gearbeitet wird, wie sehr man einen zweiten mittelbaren Segen der christlichen Predigt verwechselt mit seinem ersten und unmittelbaren Zwecke und wir finden eben da die Ursache, warum es damit nur zu einer Halbheit, einem Nachbessern, einem elenden Flickwerk, statt zur rechten Heilung und Erneuerung kommt. Allein das stößt die Wahrheit nicht um, daß auch alle diese so weitgreifenden, so großartigen Bestrebungen ihre letzte Ursache, die geheime Triebfeder im Worte Gottes und seiner Verkündigung haben. Der Quell bricht mächtig aus dem Fels hervor. Aber man sieht die unzähligen Rinnale nicht, aus denen er sich hinter den Felsenpforten im Mutterleibe des Gebirges gesammelt hat.

Allein es wäre unbillig zu vergeffen, wie viele menschenfreundliche Unternehmungen in der Gegenwart in der allerunmittelbarsten Beziehung zur Predigt des Wortes stehen, wir können sagen, die directe Frucht derselben sind, so daß sie jener oben berührte Vorwurf nicht trifft. Um nicht von dem Vielen zu reden, das hier zu nennen wäre von der christlichen Liebesthätigkeit überall, so weit die Kirche geht, nennen wir hier nur zwei Erscheinungen der Gegenwart, die bedeutungsvoll genug sind und von der Wirkung der evangelischen Predigt das kräftigste, schlagende Zeugniß ablegen. Wir meinen die Bibelanstalten und die evangelische Mission. Beide gehören emphatisch unserer Zeit an. Beide stehen da als eine triumphirende Predigt nicht der Worte, sondern der Thatfachen. Die evangelische Kirche spricht mit beiden die Wahrheit aus, daß durch allen Dienst der weiten Welt nicht gedient ist ohne den Dienst am Wort. Die Predigt ist nicht ohne die Bibel, aber auch die Bibel thut's nicht ohne die Predigt. Beide tragen einander. Es hat aber nie etwas Anderes die Völker der Welt einander, den Menschen dem Menschen näher gebracht als die Bibel und die evangelische Mission. Was ist alle Verbindung, welche Politik, Handel, wissenschaftliches Interesse stiften mögen, gegenüber jenem Antheil, den die Mission weckt und leitet und stets enger, fester macht? Da haben wir ein reines, warmes, heiliges Interesse an denen, die uns fremd waren; sie werden uns nahe, wir suchen sie aus einem Zustand der geistigen Versunkenheit empor-

zuheben, sie werden durch die heiligsten Bande mit uns verbunden, wir fragen nach ihren Verhältnissen, ihrer Verbesserung, ihrem Fortschritt in jeder Hinsicht; wir sehen die Opfer, die wir für sie bringen, nicht als Verlust, sondern als reinen Gewinn an, wir freuen uns des Wachstums des Reiches Gottes, des Sieges des Lichts über die Finsterniß, des allseitig ersprossenden Segens. Und welches ist bei dem Allem die zunächst treibende, bewegende Kraft? Keine andere als die evangelische Predigt. Ohne sie wäre keine Bibelanstalt, keine Mission zu erhalten oder zu gründen. Man vergegenwärtige sich aber die Summen, die nur für diese beiden Zweige am Stamme des Reiches Gottes, die der Gegenwart entsproßt sind, jährlich in evangelischen Ländern, Gemeinden, Kirchen, Vereinen fließen.

Noch viel mehr müssen wir auf jene Wirkung der Predigt auf unser sociales Leben verweisen, die wir als die stetige, den Gang des gesammten kirchlichen Lebens ordnungsmäßig regelnde bezeichnen können. Die evangelische Predigt, die Verkündigung und Erklärung des Wortes Gottes in öffentlicher Versammlung, erschallt wieder seit dreihundert Jahren. Sonntag auf Sonntag und sonst oft versammelt sich die Gemeinde und hört die Predigt. Unendlich Vieles hat sich seither in Politik, in Sitte, in Wissenschaft geändert, die Weltanschauung ist in so Vielem eine andere geworden, aber die Predigt ist nicht „aus der Mode“ gekommen, sie hat auch manche Umgestaltungen durch die Schule, die sich mit ihr wissenschaftlich abgiebt, durch die Fortschritte der Litteratur, der Zeitbildung durch die Einflüsse der gesammten Zeitgeschichte erlitten, aber alle diese Veränderungen sind nur äußerlich, betreffen mehr die Form als den Inhalt. Der Rationalismus hat den Versuch gemacht, den Gehalt der Predigt zu entleeren, nämlich sich über den Schrifttext zu stellen, aber vergeblich. Die Predigt ist zum Worte Gottes wieder demüthiger zurückgekommen und eben dadurch wieder größer, bedeutender, wirksamer geworden. So sammelt sie heute noch jeden Sonntag Millionen in der weiten Welt, die mit Interesse, mit Spannung auf das verkündigte Wort merken. Und so oft sie kommen und hören, sie kommen wieder und haben nie genug gehört. Es sind Leute aller Classen, vom einfältigsten, unerzogensten bis zu denen, die auf den höchsten Höhen der Bildung stehen und doch in der Einfachheit des Glaubens und der göttlichen Erkenntniß sich über die „Aermsten im Geiste“ nicht hinaufsetzen werden. Diese ganze Erscheinung, diese durch Jahrhunderte bekräftigte Thatfache ist nur zu begreifen daraus, daß die evangelische Predigt einem tiefen Bedürfniß entspricht, daß sie den Seelen Nahrung, Anregung giebt, die jenseits der Grenze äußerlicher, flüchtiger, wechselnder Erscheinungen im Leben liegen. Diese Thatfache ist aber auch ein schlagendes Zeugniß von der Macht und Wirkung der Predigt.

Der Klage, daß die Predigt an Bedeutung und Einfluß verloren habe, kann man sogar die andere entgegensetzen, daß nämlich die Bedeutung der Predigt in der Gegenwart sogar überschätzt werde, daß sie Anderes, ebenso Nothwendiges, als sie selbst ist, ungebührlich in den Hintergrund dränge. Es

hat damit seine Nichtigkeit, so ferne Vielen alles Andere am Gottesdienst außer der Predigt Nebensache zu seyn scheinen. Die Kanzel hat nie aufgehört, eminente Talente in ihren Dienst zu ziehen. Sie giebt Gelegenheit, eine ebenso große Intenstität als einen bedeutenden Umfang der Gaben und Kenntnisse an den Tag zu legen. So lassen sich Prediger und Hörer verführen und das Interesse am Gottesdienst concentrirt sich auf die Predigt; beim Prediger zeigt sich eine glänzende Entfaltung seiner Fähigkeiten, er leistet sein Bestes, die Zuhörer werden theils bei wesentlich passivem Verhalten doch gemüthlich angeregt und gehen mit einem oft bedenklichen Gefühl des Befriedigtseyns fort, ohne daß eine rechte Andacht, eine wahre Erhebung des Herzens zu Gott, die rechte Anbetung dagewesen wäre.

Stehen wir hier einen Augenblick stille und halten wir uns die Frage vor: Woher kommt der Predigt solche Macht? Woher diese, Jahrhunderte überdauernde Gewalt über die Gemüther?

Wir können ruhig absehen von manchen Gründen völlig untergeordneten Ranges, die hier gerade von der Kirche und Predigt feindseligen Richtung am liebsten in den Vordergrund gestellt werden. Da wird uns gesagt, es sey das eben reine Gewohnheitsache oder das ängstliche Hängen der noch nicht zur Freiheit, zur Aufklärung Hindurchgedrungenen an einer für heilig geltenden Sitte. Nicht besser ist die andere Angabe, daß die Leute einen Reiz darin finden, fremder Rede, fremdem Gedankengang bei eigenem passivem, unthätigem Verhalten zu folgen, am Talent des Redners einen gewissen Genuß zu finden. Dergleichen Einreden sollen im Grunde nur am Factum, daß die Predigt eine mächtige Wirkung hat, vorbeiführen. Allein dieses Factum steht fest. Durch die Predigt ist die Kirche auf Erden in's Daseyn getreten, durch die Predigt wurde die Gemeinde gesammelt, durch die Predigt wurde die Erkenntniß des lebendigen Gottes gestiftet, die Lüge der Finsterniß aufgedeckt, das Gewissen geweckt, die Sitte des Lebens eine andere, heiligere und die Predigt, wo sie ächt evangelische Heilsverkündigung ist, hat gerade noch dieselbe Wirkung. Man schließe unsere evangelische Kirche, man löse die Gemeinden auf, die Kanzel verstumme—was wird aus unserer evangelischen Kirche, was aus der Christenheit, was aus unseren Sittenzuständen, was aus unseren Familien, was aus unseren Sonntagen und Werktagen, was aus unserem ganzen Leben werden? Wir würden bald finden, daß wir einen Lebensnerv durchschnitten, daß wir den Bau unseres gesellschaftlichen Daseyns im Fundament zerstört, daß wir den reichsten Segensquell und seine befruchtenden Wasser abgeleitet haben.

Die Predigt der evangelischen Kirche ist eine Macht vor Allem um des Glaubens willen, der ihr entgegenkommt. Dieser Glaube ist die in der Gemeinde feststehende Ueberzeugung, daß die evangelische Predigt im Namen Gottes geschieht, daß wir in ihr nicht nur den Menschen, seine Ansicht und Meinung über Dies und Jenes, sondern daß wir Gott hören und vernehmen. „Wer euch höret, der höret mich.“ Die evangelische Predigt geht darum aus von Gottes Wort, zieht dahin mit Gottes Wort, führt ein in Gottes Wort

und kann gar nichts Besseres thun, als Gottes Wort recht erklären, es klar, hell, groß und herrlich machen. Ohne dieses Fundament verliert sie das Recht ihrer Ansprüche am Glauben, läßt sich auf disputable, zweifelhafte Dinge ein und schwebt und schwankt im Unsichern. Aber so lang sie aus der Tiefe und Fülle des Wortes Gottes arbeitet, da ist ihre Arbeit im Herrn nicht vergeblich. Jedes evangelische Herz, das an der Schrift das Schriftzeichen Gottes hat—„das Wort, das nun in Schriften steht, ist fest und unbeweglich“—das hat auch an der Predigt das laute göttliche Wortzeichen. Der in der evangelischen Erkenntniß stehende Mensch, der mit dem Schriftwort bekannte, vertraute Hörer der Predigt merkt es recht wohl und mit Freuden, wie die ganze Predigt durch und durch mit dem reinen Schriftgold durchwoben ist. Er hört's am ganzen Klang der Predigt, daß sie aus dem rechten, reinen Metall ist. Aber er merkt's auch bald, wenn etwa allerlei Fremdartiges beigelegt ist, wenn zwar der Webezettel das Schriftwort, der Einschlag aber schaaale, windige Phraseologie, oder ein Flitterstück von der „falschberühmten Kunst“, oder eine süßlichte Kruste um den scharfen, kräftigknechtenden Textkern her ist, oder wenn der Text nur der Bediente seyn soll, der den „selbstredenden Redner“ in die Versammlung höflich einführt, damit dieser sein Ich erkläre. Nein, dagegen wird der gesunde Sinn evangelischer Christen immer reagiren. Aber wo die Predigt das helle Bächlein ist, das ungetrübt aus dem lauterem Quell des Schriftwortes fließt, da werden evangelische Seelen sich auch stets daran erquicken. Sie merken's ohne viele Homiletik, daß der Prediger seine Sache versteht, nämlich er glaubt gerade wie sie auch ganz einfach und demüthig an das Schriftwort als Gotteswort, er beugt sich darunter und nimmt es hin ohne Grübeln und Tadeln, und solcher Gehorsam des Glaubens hat die Verheißung des Segens. Solchem Glauben öffnet sich die unendlich reiche Schatzkammer göttlicher Gedanken in der Schrift. Und solches Predigen übt seine Gewalt. Denn es ist nicht falscher Schein, sondern der reine Strahl des Lichts aus Gottes Wort durch die Predigt wie durch einen Brennspiegel auf die Herzen der Zuhörer geworfen. Der Nerv der Predigt ist die heilige Schrift und ihr Wort. So lang der evangelischen Kirche die heilige Schrift das Wort des lebendigen Gottes ist, so lang wird in ihr die Predigt, die diesen Nerv des Lebens hat, auch eine Macht und zwar eine Macht voll Kraft und Leben seyn. Mit Gottes Wort steht, mit Gottes Wort fällt die Predigt.

Haben wir gesagt, daß die evangelische Kanzel eine Macht ist um des in der Kirche vorhandenen Glaubens an das Wort Gottes willen, so führt das selbst auf das Andere hin, nämlich um der Religiosität überhaupt willen. Die evangelische Predigt entwächst auch der Frömmigkeit, die Frömmigkeit aber wieder kommt aus der Predigt. Natürlich wird Religiosität durch manches Andere, durch jedes Element des Gottesdienstes belebt, aber durch keines mehr als durch die Predigt, ja sie befruchtet eben auch alle anderen Motive und Agentien der Religiosität. So lange der Mensch seyn wird, was er bisher war, nämlich eben ein auch zur Religiosität seiner ganzen Anlage nach bestimmtes Wesen, so lange muß die Predigt eine Macht bleiben, die in

ihm auf die Entfaltung der religiösen Anlage einwirkt und sie in eigenthümlicher Weise bestimmt. Ja, in demselben Grade, in welchem die Frömmigkeit sich über den Standpunkt eines unklaren Fühlens, Ahnens des Ewigen erhebt auf die Stufe der klaren Erkenntniß, je mehr sie, um mit Schleiermacher zu reden, aufhört, ästhetische Form der Religion zu seyn, und je mehr sie den teleologischen Charakter annimmt, dem ganzen Leben die Signatur höherer, sittlicher Zweckbestimmung aufprägt, muß auch die Wirkung und Bedeutung der Predigt sich steigern. Gerade hier zeigt sich das eigenthümliche Wesen nicht der evangelischen Kirche allein, sondern des Christenthums überhaupt. Der Herr selbst ging umher und predigte. Von dem ganzen Apparat einer organisirten Kirche mit Klerus, mit reichentfaltetem Cultus, wie die römische Kirche in ihrer so vorherrschend ästhetischen Richtung darauf Gewicht legt, finden wir in den Evangelien auch keine Spur. Aber die Predigt war das Mittel, neue Gedanken in den Herzen rege zu machen und eine neue Erkenntniß von Gott und seinem Willen und Wesen, von seinem Reich und Heil zu stiften. Und von der Predigt aus fiel erst das rechte Licht auch auf jedes andere religiöse Thun, jede Handlung der Frömmigkeit, ja, auf das ganze Leben, das sich christlich gestalten sollte. Man weiß, was aus der christlichen Religiosität wurde, als in der Kirche Formen so ganz die Ueberhand gewannen, die Predigt aber in den Hintergrund gedrängt wurde. Selbst der Sinn der Formen wurde nicht mehr durch die Predigt gedeutet und was ist der Geist ohne das Wort mit seiner schöpferischen, erleuchtenden, belebenden Kraft? Die evangelische Kirche ist und bleibt die Tochter der wieder erstandenen evangelischen Predigt. Das christliche Leben in der evangelischen Kirche und der Zustand der Predigt in ihr stehen in directer Proportion; jenes entspricht dieser; diese ist analog jenem. Der Pulsschlag der Predigt verräth den Gesundheits- oder Krankheitszustand der Kirche. Aber eben darum ist es auch die Predigt, die, wie der Pulsschlag im Körper, stets neue Wellen frischen Lebensblutes in den ganzen Leib der Kirche ausfendet und ihn in Anregung, in Thätigkeit, in Kraft erhält, d. h. bei Leben in allen seinen Gliedern, und ohne die Predigt können wir uns keine rechte, gesunde Vollziehung aller Functionen des ganzen Organismus denken. Wer wüßte es nicht, wie belebend, anregend, stärkend eine ächt evangelische Predigt auf den Herzensmenschen einwirkt, wie wichtig uns dadurch wieder Erkenntnisse, Verhältnisse, Pflichten, Schulden vor Gott und Menschen werden?

Hier werden wir auf jenen Punkt geführt, der ganz besonders in's Auge gefaßt werden muß, wo es sich um die Wirkung der evangelischen Predigt handelt. Dieser Punkt ist die Wahrheit und ihre unwiderstehliche Macht. Das ist der Nerv der Predigt. Wer an Gottes Wort glaubt, der kann selbst bei jeder dem Wort Gottes gemäß lautenden Predigt nur der Wahrheit, die er da hört, in seinem innersten Herzensgrund Zeugniß geben. Wer Gottes Wort zugleich kennt, dem drückt ein Bibelspruch, am rechten Plage angebracht, vollends das Siegel auf die Gedanken der Predigt. Er beugt sich willig darunter und erbaut sich zugleich daran. Allein es ist außerdem, was

etwa dieser oder jener Bibellehre oder der Auslegung angehören mag und worüber vielleicht gestritten wird, ein so breiter Grund dessen da, was in die Lehrverkündigung gehört und worüber kein Streit vernünftiger Weise seyn kann, daß da für Jeden ein Schatz von bedeutsamen, ernstern, schlagenden Wahrheiten ist und eben das Allgemeinzugegebene, Unbestrittene ist es, von wo aus der noch dem Glauben Fernerstehende zur Einsicht des Glaubens und zur Erkenntniß der ganzen, vollen geoffenbarten Gotteswahrheit zu führen ist. Das ist die Waffe der Predigt nach Gottes Wort, daß sie das Schwert der Wahrheit führt. Da werden uns Wahrheiten vorgeführt, darüber sich nicht streiten läßt, die man anerkennen muß, andere fließen wieder aus ihnen und es tritt ein mächtig wirkendes Bild des Glaubens und Lebens vor uns, das bald demüthigend bald erhebend auf uns wirkt. „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“ Der Mensch mag die Predigt fliehen und er legt mit seiner Flucht vor ihr ein Zeugniß wider sich und für sie ein. Er mag sich gegen die Nachwirkung der Predigt verhärten, aber „Niemand vermag Etwas wider die Wahrheit“. Es ist keine Macht in aller Welt, die so Veruf und Mittel hätte, im steten Kreuzzug wider den Betrug der Sünde und die Lüge des Unglaubens zu stehen, als die evangelische Predigt. Das fühlt auch der Zuhörer. Er kann rein nicht anders, wenn er ernste evangelische Predigt hört, als bei sich selbst sagen: „Ja wahrlich, das ist gut, das ist wahr, das ist recht, heilig, göttlich, so sollte das Leben seyn, so auch mein Leben—wie viel besser wäre es!“ Und das Wörtlein „die Rede ging ihnen durch's Herz“, geht immer wieder in Erfüllung, selbst wenn sie die Zähne darüber knirschen.

Auch an den Umfang ihres Gebietes muß erinnert werden, wenn von der Predigt und ihrer Kraft die Rede ist. Die Grenzen, innerhalb welcher sie sich, äußerlich und innerlich betrachtet, bewegt, sind unendlich weit. Sie macht Ansprüche, sie zu hören. Da ist Keiner zu klein und zu schwach, als daß ihm nicht die Verkündigung des göttlichen Willens und Heilsrathes nahe, an's Herz kommen sollte. Da ist Keiner so groß und stark im Geist, daß ihn die Macht der gepredigten Wahrheit nicht beugen sollte. Da ist kein Stand, keine Lebensstellung, für welche die ächte evangelische Predigt nicht heilsam wäre. Es ist kein Volk, sey es noch so roh, das nicht durch die Predigt auf eine höhere Stufe sollte geführt werden; sey es noch so gebildet, dem nicht gegenüber menschlicher Weisheit und Kunst die Predigt vom Heil in Christo Noth thäte. Da ist Keiner so tief gesunken, daß die Predigt ihm nicht ein „Evangelium“ seyn sollte; Keiner so weit im göttlichen Leben gefördert, daß ihm die Predigt nicht ein höheres Ziel vorhalten oder vor Gefahr ihn warnen könnte. Wie Luft, Licht, Wärme überall eindringen, so will die Predigt überall Zugang finden und sie versteht es, „Allen Alles werden, um ihrer Etlche zu gewinnen“. Sie muß dieselbe schlichte, einfältige evangelische Predigt bleiben ohne alles Parfüme des gelehrten Prunkes, der süßlichten Menschengesälligkeit, der erkünstelten Reize, wie nur ganz reine Luft die gute Luft ist; aber sie hat die rechte Sprache für die Gelehrten und für die Ungelehrten und ihre Wahrheiten fallen wie Gold in's

Gewicht in der Königskapelle wie im Bretterhaus an den Grenzen der Civilisation, im Auditorium der Hochschule, wie unter den Söhnen der Wüste oder des Waldes, die den Namen des Herrn Jesus zum ersten Mal hören, am offenen Grabe wie unter den Hochzeitgästen. Gegenüber der Predigt sind wir Alle gleich und doch giebt sie wieder „Jedem das Seine“. Sie erklärt nur das Schriftwort, aber in ihm spiegelt sich eine ganze Welt und die Menschheit in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Zustände. Die Welt ist finster, aber das Licht des Himmels soll durch die Predigt in alle Winkel und Ecken dieser finsternen Welt fallen. Und die weite Welt, die Werke, die Gott gemacht hat, und die Welt der Menschen und was sie sind, thun und treiben—Alles darf die Predigt, mit der Weisheit von oben ausgerüstet, nehmen zu Waffen und im Worte heiligen zum Dienste Gottes und ihre Rüstkammer ist nie erschöpft. Die Jahrtausende der Geschichte und die flüchtigen Tage des Einzelns, die äußere Erfahrung und das innere Erleben, die Bildersprache der Natur um uns und die Richterstimme einer höheren Natur in uns, sie alle treten heran und sollen Zeugniß ablegen für die Wahrheit des göttlichen Wortes, das die Predigt verkündet und dies Wort selbst ist unendlich in seiner Offenbarung göttlicher Wahrheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe und Kraft, und die Predigt kann nichts Höheres thun, als eine Offenbarerin des Reichthums der Offenbarung im Worte, in Gesetz und Evangelium zu seyn.

Was wäre aber am Menschen, daran die Predigt nicht ihre ganze wunderbare Gewalt erprobte? Wo sie und wie sie ihn findet, da tritt sie ihm entgegen als einem zum ewigen Licht und Heil Verufenen. Irgendwo knüpft sie auch mit dem verfinsterten Heidenherzen an und weiß ein Wörtlein für ihn, das ihn vielleicht bindet, so dünn auch der erste Faden seyn mag. Irgendwo tritt sie dem aufgeklärtesten Spötter nahe, der meint, die Kinderschuhe christlichen Glaubens habe er längst zertreten. Und sie redet mit uns über einen Gegenstand, dessen Interesse für uns nie ersterben kann, nämlich über uns selbst und unser tiefstes Weh und Wohl, und über unsere Gottgebundenheit in aller Gottverlassenheit, und bei allem Göttlichen ihrer Kunde ist die evangelische Predigt doch so durch und durch menschlich, so für den Menschen und an ihn, daß nur wer ganz am Menschen, an seiner höheren Würde und seiner Bestimmung zu Licht und Leben verzweifelt und in ihm nur einen Thierkönig sieht, den Ernst und die Bedeutung der evangelischen Predigt verkennen mag. Aber sie spricht ja das Geheimniß des Menschen selbst aus, sie bekennt ja seine Schuld, sein Elend, sie ergreift ihn in der Tiefe seines Falles, sie sagt ihm, was er sich selbst nicht sagen will, sie lehrt, straft, beugt, tröstet, ermuntert, heilt, fördert; eine Dienerin Gottes erhebt sie die Stimme und schont nicht und doch ist sie ein Bote der Liebe und des Erbarmens. Sie macht Christum und sein Heil groß, sie verkündet seinen Ruhm und arbeitet für das Kommen seines Reiches unter uns und in uns, und das Alles ist Segen und schafft Segen. Und hat sie in dem Allem nicht ein gewaltiges Recht an den Menschen? Soll sie nicht seine Erkenntniß erleuchten, sein Denken ernst machen, ihn sammeln zur Be-

trachtung seines Zustandes, seines Mangels, seiner höchsten Bedürfnisse, seiner Verhältnisse und seiner ganzen Lebensstellung mit ihrer Aufgabe, mit ihren Gefahren, ihren Anforderungen, ihren Pflichten und Zwecken? Sollte sie ihn nicht lehren, sein ganzes Daseyn, Thun und Lassen, Reden und Schweigen um Gottes und Menschen willen bedeutsamer aufzufassen, mit hellem Blick durch's Leben zu gehen und zwar einer Ewigkeit und ihrer Entscheidung entgegen? Und dazu fordert sie sein ernstes Nachdenken heraus. Sie will nicht überreden, sondern überzeugen. Sie zeugt und läßt Zeugen auftreten, sie will uns suchen und forschen machen und will uns überweisen, damit wir der Wahrheit die Ehre geben und durch die Wahrheit frei werden. Sie will uns im innersten Grunde des Gemüthes erregen und bewegen, erschüttern und erschrecken, sie will uns Schmerz und Wehmuth, und doch auch Lust und Frieden schaffen. Es ist im rechten Sinn verstanden ganz wahr, daß ohne Ergriffenheit des Gefühls keine rechte Andacht und Erhebung des Herzens zu Gott seyn kann, so sehr auch das Gefühl im Gebiet der Religiosität mißbraucht wird. Aber formalistische Kälte, handwerksmäßiges Abmachen, trodene Abhandlung in gelehrter Steifleinwand richtet sich nirgends mehr als in der Predigt. Laß nur die Wahrheit aus dem Herzen kommen, so wird sie auch zu Herzen gehen. Nimm nur den Menschen, wie du ihn findest, aber geh' ernstlich auf ihn los und dringe tüchtig auf ihn ein, denn es gilt, daß er soll anders werden. Wirst du nicht warm, wie sollte er es werden?

Eben dies erinnert uns schon daran, welche Macht die Predigt über die Gemüther ausübt dadurch, daß sie lebendiges Wort ist. Das haben seit der Bergpredigt oder der ersten Pfingstpredigt oder jener Hospredigt des Paulus vor Festus und Agrippa Millionen erfahren. Es ist nicht die „große Kunst“, es ist nicht die Rednerei, der wir ein Lob zollen. Die Hauptsache ist und bleibt die Wahrheit mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt, dieser Gehalt von erleuchtender, überzeugender Erkenntniß des verkündigten Wortes. Aber übersehen, unterschätzen wollen wir die lebendige Rede, die Form, in der dies Wort in der Predigt an uns kommt, auch nicht. Durch dies frische Zeugniß wurden von Anfang die Seelen gewonnen; das geschriebene Wort folgte ihm und muß norma normans für dasselbe in allen Dingen bleiben. Was würde aber die Schrift wirken ohne die Predigt, die aus der Bibel unerschöpflichen Reichthum an Wahrheit aufzuschließen berufen ist? Wir werden überall zur Theilnahme angeregt und unsere Aufmerksamkeit wird in Anspruch genommen, wo Jemand mit seiner Rede sich an uns wendet, selbst wenn es sich um unbedeutende Dinge handelt. Der Prediger des Evangeliums redet zu uns über das Größte, Wichtigste, worüber Menschen reden können. Er bezieht sich auf die Bibel, das Buch der Bücher in der Welt; er steht auf dem Fundament der merkwürdigsten Thatfachen in der Geschichte der Welt; er redet von dem Bedeutungsvollsten, Ernstesten für uns Alle, wer und wie wir auch seyn mögen. Er beleuchtet uns das Leben in der Mannigfaltigkeit seiner Gestaltungen und Verhältnisse vom höchsten, vom göttlichen Standpunkte aus; er spricht Wahrheiten aus, deren

Gewicht für uns und alle Welt wir, dem Gange seiner Gedanken folgend, immer mehr fühlen, anerkennen müssen; er greift in die Wirklichkeit des Lebens hinein und erschüttert uns in der Tiefe des Gemüthes; er hält uns ein liebliches Bild vor, wie es seyn sollte mit uns und um uns, und unsere Seele wird erhoben; er kleidet den Gedanken der Lehre in ein Gleichniß und im farbenhellen Gewand scheint die Wahrheit uns näher zu rücken; er wendet sich an unseren Willen und wir sagen freudig und willig Ja zur Ermahnung, die uns eindringlich an Fehler und Sünde erinnert und zu größerer Treue und lebendigerem Eifer uns auffordert. Er zeigt uns die Tiefe des göttlichen Wortes an Weisheit und an Liebe, und zeugt für Christus und von ihm, und es ist nicht ein Zeugniß nur über ein geschriebenes Wort oder etwas Geschehenes oder für eine Lehre, einen Glauben, sondern dies Zeugniß ist mehr als Augen- und Ohrenzeugniß, es ist lebendiges Herzenszeugniß, daß die Wahrheit der Schrift eine Thatsache, das Christenthum Leben, Kraft, Wirkung noch heute und immer ist so gut wie einst. Jede Anlage der Natur kommt zu ihrem Rechte, zeigt ihre Energie; die Macht der Sprache, die Klarheit des Gedankens, das gründliche Suchen und Forschen, die Wärme des Gefühls, die schaffende Einbildungskraft, die ganze Persönlichkeit, die Erfahrung des Herzens, des Amtes, des Lebens, die Bekanntschaft mit Welt und Zeit, noch viel mehr die mit Gott und seinem Worte, das Alles kommt uns in der Predigt zu gut und keine Bemühung, keine Thätigkeit kann heiligerem Dienste geweiht seyn.

(Schluß folgt.)

Die Kirche und das kirchliche Begräbniß.*

Eine Stimme aus der Kirche, vornehmlich gerichtet an die Glieder der evangelisch-lutherischen Synode von Pennsylvanien.

Obgleich wir mit Freuden von unserer evangelisch-lutherischen Kirche bekennen, daß sie erbauet ist auf dem Grund der Apostel und Propheten, davon Jesus Christus der Eckstein ist, obgleich wir überzeugt sind, daß ihre Lehre, enthalten in theuren Bekenntnißschriften eine getreue Auslegung des göttlichen Wortes ist, dürfen und können wir's uns doch nicht verhehlen, daß sie bei aller Reinheit der Lehre, bei der präciseften Uebereinstimmung ihres Bekenntnisses mit dem Evangelio besonders in unserem America an manchen Schäden und Gebrechen leidet, die vornehmlich in Folge ihres lockeren Organismus und anderer Ursachen nach und nach entstanden sind.

* Gerne entsprechen wir mit der Ausnahme dieses beachtungswerthen Artikels dem Wunsche der Prediger-Conferenz, in deren Mitte er zuerst vorgetragen wurde. D. Red.

Unter die Gebrechen rechnen wir auch den Mangel einer in der Kirche anerkannten und verpflichtenden Ordnung, worin festgestellt ist, in welchen Fällen ein kirchliches Begräbniß verweigert werden soll.

Wissend, daß unsere evangelisch-lutherische Synode von Pennsylvanien auf Grund reformatorischen Bekenntnisses steht und bereitwillig allen Wünschen und Anforderungen entgegenkommt, die zur Förderung des Reiches Christi dienen, gedenken wir, uns deshalb bei der kommenden Sitzung an sie mit der Bitte zu wenden, diesen wichtigen Gegenstand in Berathung zu nehmen, damit bei uns nicht nur die reine Lehre gepredigt, sondern auch die Praxis in wahrhaft evangelischer Weise geführt wird.

Eine der feierlichsten und eindrucksvollsten Handlungen der Kirche ist ohnstreitig ihr Begräbniß, und des Eindruckes, den dasselbe macht, kann sich selbst der offenbar ungläubige und gottlose Weltmensch nicht ganz entäußern, was damit bewiesen ist, daß auch er für seine Todten—auf dem Lande fast ohne Ausnahme—das kirchliche Begräbniß verlangt. Soll die Gewährung, oder Versagung dieses kirchlichen Aktes nun ganz dem eigenen Ermessen des einzelnen Predigers überlassen seyn? soll keine Schranke gezogen werden, die dem weichen Nachgeben gegen die Forderungen des Liberalismus, dem Gebahren eines unkirchlichen Subjectivismus, dem Eigennutz, der den Mantel frommer Sitte umhängt, entgegentritt?

Wie weit es bereits durch das Schwelgen der Kirche, wenn nicht überall, doch in weiten Gebieten derselben gekommen ist, davon kann sich Jeder aus eigenem Anschauen und Erkundigen leicht überzeugen. Alle, für welche ein kirchliches Begräbniß gefordert wird, erhalten solches, gleichviel wer sie waren, in welchem Verhältniß sie zu der Kirche in Lebenszeit gestanden; ja Selbstmörder schlimmster Art, offenbare Feinde des Kreuzes Christi sieht man mit denselben solennen Ehren zur Erde bestatten, als wären sie zeitlebens fromme Glieder der heiligen christlichen Kirche gewesen. So hat man die Perlen vor die Säue geworfen und das Heiligthum den Hunden preisgegeben, und die Folgen dieser mit dem Evangelio unverträglichen Handlungsweise treten immer offenkundiger und erschreckender hervor, worauf noch nachher genugsam hingewiesen werden wird.

Es wird daher nach unserer Ueberzeugung sehr folgewichtig seyn, wenn die Ehrwürdige Synode diesen Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit würdigt und, wie sie schon mandmal gethan, ein lautes und rückhaltloses Zeugniß gegen den ungläubigen, alles kirchliche verwischenden Zeitgeist ablegt. Hulldigt sie ja bekanntermaßen einem gesund christlichen Conservatismus, der mit sorgfamer Pietät sowohl über die kostbaren Glaubensschätze, als auch über die darin begründeten Gebräuche unserer theuren Kirche wacht!

Um nun unserer Amtsbrüder Augenmerk auf diese wichtige Sache zu lenken, legen wir Folgendes als Folge einer Conferenz-Besprechung zu deren Begutachtung und Prüfung vor.

Da unsere Kirche von Anfang an dem falschen Wahn ein für alle Mal entsagt hatte, als hülfe ihr Begräbniß mit den damit verbundenen gottesdienstlichen Akten den Seelen der Verstorbenen etwas, so ist daselbe nichts Anderes, als die Ausübung einer Liebespflicht, durch deren Erfüllung sie sich zu den Verstorbenen, als zu ihren Gliedern und Angehörigen bekennt, die mit ihr verbunden waren nach dem Geiste, der da heiligt und lebendig macht, und diese Pflicht erfüllt sie—durch ihre berufenen Diener. Jedes Begräbniß also, bei welchem ein Prediger die Leiche eines Menschen an das Grab begleitet, gleichviel ob er handelnd, oder schweigend austritt, ob bei der Bestattung die üblichen Ceremonien beachtet, oder unterlassen werden, ob sie geschieht auf einem Gemeinde-Gottesacker, oder auf einem Familien-Begräbniß, oder sonstwo—ist ein kirchliches; denn das Entscheidende dabei ist immer das Geleit des Geistlichen.

Weil nun unsere Kirche nicht alle Menschen während ihrer Lebzeit als die Ihrigen und Angehörigen erkennt, kann und darf Allen, für welche ihr Begräbniß begehrt wird, solches zuerkannt werden? Würde sie nicht den noch immer gültigen Grundsatz: „Mit wem wir keine Gemeinschaft gehalten haben, als er noch lebte, mit dem dürfen wir auch keine halten, wenn er gestorben ist!“ aufgeben und damit ihre evangelische Zucht, ihre ihr von Christo angewiesene Stellung gegenüber der ungläubigen Welt?

Nach diesem ist nun leicht zu bestimmen, welchen Menschen die Kirche ihr Begräbniß zu verweigern, oder mit andern Worten zu reden, bei welchen Begräbnissen sie ihren Dienern das Geleit an das Grab zu verbieten hat, will sie nämlich in Lehre und Praxis consequent seyn. Wir sagen bei dem Begräbniß solcher

- 1) die sich während ihrer Lebenszeit nie zu der Kirche bekannten;
- 2) die sich von ihr selbst getrennt haben;
- 3) die von der Kirche ausgeschlossen wurden.

Zu den Ersten rechnen wir

- a) solche Menschen, die, wie es deren in Amerika so viele giebt, sich niemals an eine religiöse Gemeinschaft angeschlossen, sondern in fortgesetzter Ignorirung und beharrlicher Verachtung der Kirche Christi dahin leben und sterben;
- b) solche Menschen, die im Schooße sectirischer, oder häretischer Familien geboren und erzogen wurden, sich aber später von der religiösen Gemeinschaft ihrer Väter trennten, ohne sich an die Kirche anzuschließen, sondern gleich den obigen sich völlig indifferent, wenn nicht gar feindselig zu derselben bis zu ihrem Tode verhalten.

Statt auf's Neue zu beweisen, warum die Kirche solchen außer ihr gestandenen und gestorbenen Personen ihr Begräbniß zu verweigern die Pflicht hat, (denn dies ist schon lange bewiesen, ja von ihr nie in Zweifel gezogen worden, wie ihre Geschichte, mit Ausnahme der unserer Tage in diesem Lande, bezeugt)

reihen wir etliche der traurigen Folgen zusammen, die das Beiseitesetzen solcher heiligen Pflicht hervorruft.

Schon seit Jahrzehnten wurden in ganzen Bezirken unserer Kirche von vielen Predigern derselben alle solche unter obigen Rubriken bezeichneten Personen fast ohne Ausnahme christlich bestattet und nur wenige Beispiele sind bekannt, daß Geistliche ihre Begleitung zum Grabe verweigerten. Ganze Geschlechter existiren noch bis auf diesen Tag mitten unter unsern Gemeinden, deren Vorfahren, wie sie, außerhalb der christlichen Kirche lebten, und die trotz ihrer lebenslänglichen Verleugung des christlichen Glaubens mit allen unsern Begräbnißceremonien ohne Anstand zur Erde bestattet wurden. Die Folgen dieses Verfahrens, für das weder im Evangelium, noch in der Geschichte der christlichen Kirche irgend welche Begründung gefunden werden kann, sind unverkennbar und wir wollen nur auf etliche derselben die Aufmerksamkeit hinweisen:

Der alles positive Christenthum negirende Liberalismus, dem durch solches weiche Nachgeben gewissermaßen eine Legalität zuerkannt wird, wird immer Kühner in seinen Forderungen und sein grundstürzender und unterminirender Einfluß greift in vielen Gemeinden immer weiter um sich.

Der Gegensatz zwischen der Kirche Christi und der ungläubigen Welt wird aufgehoben und die Schranke niedergestürzt, die das Eindringen dieser als solche in jene hindern soll.

Die Ausübung der christlichen Kirchenzucht wird in solchen Gemeinden eine unmögliche Sache, deren Prediger öffentliche Kirchenverächter und bekennnistreue Gemeindeglieder im Tode auf gleiche Weise behandeln.

Der Grundsatz: „Außer der Kirche kein Heil“ angewendet auf Solche, denen die Segnungen ihrer Gemeinschaft nicht ohne ihre eigene Schuld mangeln, sondern die sich derselben durch ungläubiges Verachten selbst berauben, wird negirt, und die zeugende und scheidende Predigt des Evangeliums verliert allen Nachdruck, wenn die Menschen sehen, daß die Anerkennung als Brüder in Christo solchen Verläugnern im Tode gewährt wird, die man ihnen doch im Leben versagte.

Die heiligen Sacramente, die, wie unsere Kirche so deutlich lehrt, Keiner verachten darf, sondern nach Gottes Befehl gebrauchen muß, will er durch den Glauben mit Christo verbunden werden und bleiben, d. i. selig werden, sinken zu bloßen ceremoniellen Handlungen herab, die man nach Gutdünken brauchen oder lassen kann.

Wir wollen nun der etwaigen Einwendungen gedenken, die gegen die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses im Tode bei solchen oben bezeichneten Personen gemacht werden könnten, und sehen, wie weit sie begründet sind. Es könnte eingewendet werden, daß ein Prediger bei solchen Begräbnißfeiern ja besonders Gelegenheit hat, das Evangelium zu verkünden und solche müsse er benutzen, vielleicht möchten solche anwesende „Seiden“ durch die Predigt auch gläubig werden. Wir antworten darauf: versagt ein Prediger in solchem Falle

die Begleitung an das und folglich jede Amtshandlung an dem Grabe, verkündigt er aber das Evangelium, so kann nichts dagegen gesagt werden; er hat seiner Pflicht ein Genüge gethan und das Zeugniß durch die That abgelegt, daß die Kirche den Verstorbenen weder im Leben, noch im Tode als ein Glied am Leibe Christi erkannt hat. Sind aber die Angehörigen nicht mit seinem Verfahren zufrieden, verlangen sie seine Begleitung und Dienste zum und am Grabe, so beweisen sie, daß es ihnen an der Ehre vor den Menschen mehr, als am Evangelio gelegen ist; denn die Verkündigung des göttlichen Wortes lassen sie sich nur deswegen gefallen, um jene für ihren Todten und für sich als seine Angehörigen zu erhalten. Handelte nun ein Prediger recht, wenn er zuerst etwas von der Wahrheit durch die That vergäbe, um nachher dieselbe verkündigen zu können?—

Eine andere Einwendung wäre die: „Wir haben kein Recht, über Menschen, die gestorben sind, zu urtheilen, sie sind ja dem Richter in die Arme gefallen, der allein recht richtet.“ Dagegen erinnern wir an den alten, reformatorischen Grundsatz, daß das kirchliche Begräbniß den Seelen der Abgeschiedenen nichts hilft, und die Gewährung oder Versagung dessen nichts zu ihrem Zustand in der Ewigkeit beiträgt, folglich eine Verweigerung kein Verdammungsurtheil in sich faßt, sondern nur ausdrückt: der Verstorbene hat die Gemeinschaft der Kirche im Leben nicht gewollt, daher geht er uns auch im Tode nichts an. Die Kirche verhält sich zu ihm ganz passiv und Passivität ist—kein Verdammten.

Wieder könnte angeführt werden: durch solche Strenge würden die Familien solcher Gestorbenen ganz von der Kirche abgestoßen und seine Verwandten, die etwa Glieder der Kirche sind, gekränkt werden. Wohl wahr, ein Prediger soll wie ein Paulus Allen Alles zu werden suchen und alle Mittel gebrauchen, sie anzulocken und Christo zu gewinnen; aber dabei darf er niemals von dem Wege heiliger Liebe, die auch als Strenge sich erweist, abgehen. Hätte wohl Paulus, oder ein anderer Apostel einen Heiden, um seine Hinterlassenen für den christlichen Glauben zu gewinnen, christlich bestattet und ihn im Tode als einen Mitbruder im Herrn anerkannt? Solche Leute haben ja auch die Schrift, oder können sie haben, die Pforten der Tempel stehen ihnen zum Anhören des göttlichen Wortes offen, das Heil in Christo wird auch ihnen angeboten! Wollen sie nicht durch die von Gott verordneten Mittel Christen werden, so helfen noch weniger menschliche Mittel und Anschläge, sie zu gewinnen.

Hat der Verstorbene Angehörige dem Fleische nach, die Glieder der Kirche sind, so werden sich solche, sind sie lebendige Christen, gar nicht gekränkt und beleidigt fühlen; denn die göttliche Liebe hat in ihnen die fleischliche überwunden. Sind sie aber bloße Namenschristen, so ist die vermeinte Ehrenkränkung eine heilsame Strafe für sie, und mag ein Mittel werden, daß ihnen über ihren eigenen Zustand die Augen aufgehen.

2) Die andere Abtheilung von Verstorbenen, denen die Kirche ihr Begräbniß zu verweigern die Pflicht hat, besteht in solchen, die sich von der Kirche selbst getrennt haben. Dahin rechnen wir:

a) die groben und feinen Selbstmörder:

- α. die, welche auf gewaltsame Weise Hand an ihr eigen Leben legen;
- β. die, welche durch Ausübung grober Laster auf offenkundige Weise ihr frühes Lebensende herbeiführen und ohne Buße sterben;
- b) die Menschen, die in ihrer Kindheit durch die Fürsorge ihrer Eltern oder Anderer die heilige Taufe empfangen, sich aber nie entschlossen, dem christlichen Unterricht beizuwohnen, ein persönliches Bekenntniß abzugeben und am heiligen Abendmahl Theil zu nehmen;
- c) die, welche eine Zeit lang Glieder der Kirche gewesen sind, aber sich dann aus irgend welchen Ursachen von ihr trennten und als eigensinnige und verblendete Separatisten von der Welt schieden;
- d) die, welche die Kirche verließen, um sich an Secten anzuschließen; und
- e) welche den Trost der Gemeinschaft, das Gebet und die Fürsprache, den Zuspruch des Seelsorgers auf ihrem Kranken- und Todtenbette verachten, ohne sich durch eine förmliche Erklärung von der Kirche losgesagt zu haben.

Früher wäre es für einen Diener Christi eine Schmach gewesen, hätte er bei der Beerdigung eines Selbstmörders an dessen Grabe fungirt. Jetzt verwundert man sich höchlich, man spricht von Engherzigkeit, Intoleranz, wenn ein Knecht Jesu den Muth hat, Nein zu sagen, wo die Welt ganz sicher ein „Ja“ erwartet, und seine Dienste als gewissenhafter Haushalter Gottes verweigert. Die alte Kirche hat, wie bekannt, allen Selbstmördern ohne Ausnahme ihr Begräbniß verweigert und die Distinction zwischen Zu- und Unzurechnungsfähigkeit nicht gemacht. Wer möchte sie aber deswegen des Rigorismus, der Lieblosigkeit beschuldigen? war sie weniger erleuchtet, liebevoll, barmherzig, als heutzutage? Ihr Verfahren verdient gewiß eher eine gründliche, gewissenhafte Untersuchung, als wie oft geschieht, ein eiliges Verwerfen, besonders wenn es aus dem angeblichen Grund herrührt, als passe solche „Strenge“ nicht mehr für unsere humane, liberale, hochherzige und tolerante Zeit. Sie hatte gewiß auch Gründe für ihr Verfahren und schöpfte dieselben nicht sowohl aus der trüben Quelle des Humanismus, der Sentimentalität, als aus—Gottes Wort. Diese also zu finden, wird nicht so schwer seyn, wenn man sie da sucht, wo sie die alten frommen Väter fanden.

Ohne das pro und contra gegeneinander abzuwägen und genau darauf einzugehen, ob allen Selbstmördern ohne Ausnahme das kirchliche Begräbniß verweigert werden soll, steht doch dieses fest, daß in den Fällen von Selbstmord, denen nicht der Zustand unverschuldeter Unzurechnungsfähigkeit (soweit kurzfristige Menschen können urtheilen) voranging, die Kirche ihr Begräbniß zu verweigern die Pflicht hat. Ihre Diener sollen aber nicht die Freiheit haben, auf ungewisse Aussagen, auf ungegründete Meinungen hin solche Unzurech-

nungsfähigkeit anzuerkennen, sondern positive Beweise müssen vorhanden seyn, falls sie sich bei der Beerdigung eines Selbstmörders betheiligen dürfen.

Wäre es nicht gut, wenn die Synode ihre Glieder verpflichtete, ihr die Beweise vorzulegen, auf welche hin sie sich an der Beerdigung solcher Unglücklichen betheiligten?

Auch in diesem Falle fehlt es nicht an Einwänden und Gegenreden, deren Seichtigkeit aber gar leicht mit der Sonde heiliger Wahrheit erkannt wird. Man wendet ein, dadurch daß man dem Selbstmörder das kirchliche Begräbniß versagt, wird Rache an dem Leichnam geübt. Man fragt: warum Rache üben an den Staub, warum ihn entehren? Wir sagen dagegen, die Versagung ist ja nichts anderes, als das passive Verhalten der Kirche, ihr Stillschweigen kann vernünftigerweise durchaus nicht als ein Verdammen und Richten ausgelegt werden. Von anderer Seite mag eingewendet werden: die Angehörigen des Entleibten, die ohnehin durch dessen That in großes Leid versetzt sind, werden dadurch auf das tiefste gekränkt, und durch solch' strenges Verfahren von Seiten der Kirche wird ihre Wunde noch weiter aufgerissen, statt mild und tröstend verbunden. Wir erwidern darauf mit dem Schluß des ersten Theiles: Hat der Gestorbene Angehörige und begehren sie von dem Diener der Kirche Trost, so kann solcher besser beim Hausbesuch, als öffentlich am Grabe vor aller Leute Ohren ertheilt werden.

Neden wir von den unter $\alpha\beta$ bezeichneten Menschen, die durch Ausübung grober Laster auf offenkundige Weise ihr Lebensende beschleunigen und ohne Buße sterben, erinnern wir gleich im Voraus, daß wir uns mit Schmerzen des zerrütteten Zustandes vieler Gemeinden unserer Kirche bewußt und auf die Frage gefaßt sind, ob man denn solche Menschen in der Kirche duldet und ruhig zusieht, bis sie an den Folgen ihrer Laster dahinsterven, ob denn gegen solche nicht Kirchenzucht geübt wird während ihrer Lebzeit? Leider ist in vielen Gemeinden die Anwendung der gradus admonitionis eine unerhörte Sache und viele existiren schon ein halbes Jahrhundert und darüber, ohne daß je ein Glied ex officio ermahnt oder ausgeschlossen wurde, obwohl es an groben öffentlichen Sündern nicht in ihrer Mitte gefehlt hat. In solchen Gemeinden, wo Kirchenzucht eine völlig unbekannte Sache ist, würde freilich die Versagung des kirchlichen Begräbnisses als eine tyrannische Härte erscheinen und den Leuten wäre es nicht zu verargen, wenn sie es für eine Ungerechtigkeit halten, so man an Menschen im Tode nachholen will, was man an ihnen im Leben versäumt hat. Soll daher solche Verweigerung einen heilsamen und züchtigen Einfluß üben, so muß in allen Gemeinden auch Kirchenzucht gehandhabt werden und jeder Pastor hat mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die heilige Ordnung Gottes wieder aufgerichtet wird. O wie traurig sieht es nicht in vielen Gemeinden aus! Offenbare grobe Sünder treiben jahrelang ihr Wesen und ihr Name steht ohne Widerspruch im Kirchenregister—wenn ein solches vorhanden ist; niemand fragt nach ihnen und kümmert sich um sie und wenn

Ezech. 3, 18 auf uns angewendet wird, wie viel Blut wird nicht von der Hand so mancher schläfrigen und trägen Hirten gefordert werden!

Freilich, doch nicht so häufig, werden und können auch Fälle in solchen Gemeinden vorkommen, denen treue Hirten vorstehen und in denen Kirchenzucht geübt wird, daß Glieder auf offenkundige Weise in ihren Sünden sterben, ohne ermahnt und gewarnt worden zu seyn. Bei der Weitläufigkeit so mancher Pastoralbezirke erfährt es der Prediger vielleicht nicht zur rechten Zeit, oder er ist verhindert, weil andere dringende Pflichten auf Erlebigung warten, sogleich dem irrenden Schaaf nachzugehen. Solches Unterbleiben der Ermahnung oder Drohung wäre dann aber gewiß kein Grund, von der Regel abzuweichen und deswegen ein kirchliches Begräbniß zu gestatten.

Verfahren wir consequent, so ist es endlich auch nicht schwer, nachzuweisen, warum man auch solchen Menschen kein kirchliches Geleit zugestehen kann, die in ihrer Kindheit wohl getauft wurden, aber sich hartnäckig weigerten, oder leichtsinnigerweise unterließen, selbst ihren Taufbund zu bekennen und also zeit lebens vom heiligen Abendmahl weggeblieben sind.

Die Getauften gehören ohne Zweifel zur Kirche und müssen wie die vollberechtigten Glieder unter derselben Controlle stehen, so lange sie sich nicht förmlich lossagen, oder als Unverbesserliche aufgegeben werden. Versäumt ein getaufter, aber noch nicht vollberechtigtes Glied den Unterricht, zaudert es, seinen Taufbund selbst zu geloben und das Bekenntniß der Kirche abzulegen, so soll es zur rechten Zeit feierlich ermahnt werden. Beharrt nun ein solches trotz der gemachten Vorstellungen in seinem Entschluß, von der Kirche entfernt zu bleiben und es stirbt, ohne ein herzliches Verlangen nach dem göttlichen Unterricht gehabt, ohne ein Bekenntniß abgelegt zu haben, so hat es sich selbst von der Kirche geschieden und sie hat daher gegen ein solches im Tode keine Verpflichtung. Folglich haben weder die Hinterbliebenen, noch dieses einen Anspruch zu machen, daß die Kirche durch die Begleitung ihres Dieners an sein Grab bezeugt, als wäre es in ihrer Gemeinschaft gestorben, die es doch trotz ihres freundlichen Anerbietens, ihres ernststen Warnens hartnäckig von sich gewiesen hat. Auf diesem Grunde stehend, wird aber ein weiser Hirte zwischen jugendlicher Unbesonnenheit und beharrlichem Troß doch wohl unterscheiden; denn ein gewisses Lebensalter zu bestimmen, über welches hinaus bei allen solchen Menschen die Versagung stattfinden soll, wäre zu weit gegangen, da bei dem einen die Reife des Urtheils, die Entwicklung der Geisteskräfte früher eintritt, als bei dem andern und die obwaltenden Verhältnisse zu mannichfaltig sind, als daß man nach einer stehenden Regel handeln kann. Dies muß also dem gewissenhaften Ermessen des Predigers überlassen bleiben.

Beweise und Gründe für die Rechtmäßigkeit der Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses bei dem Tode solcher Menschen, die unter α, d, u, e Abth. 2 bezeichnet sind, vorzulegen, ist wohl nicht nothwendig, weil manches schon Erwähnte auch auf sie angewendet werden kann.

Zum Schlusse wollen wir noch in Kürze bemerken, daß natürlich auch bei der Beerdigung derer die Begleitung des Geistlichen an das Grab unterbleiben muß, die

3) von der Kirche excommunicirt wurden und gestorben sind, ohne wieder Aufnahme in dieselbe erlangt zu haben. Widersinnig wäre es, wollte ein Pastor einen solchen Ausgeschlossenen, den die Kirche in seinem Leben in ihrer Gemeinschaft nicht dulden konnte, doch im Tode als ein Glied derselben anerkennen; damit würde ja durch die That ausgesprochen, daß es uns selbst kein rechter Ernst ist mit dem, was wir zeugen und handeln. Sollte aber ein Excommunicirter noch aufrichtige Reue an den Tag legen, und wäre es in der letzten Stunde, und den Trost der Absolution kühnlich begehren, so versteht sich von selbst, daß er nach erlangter Absolution, dem Act der Wiederaufnahme, als ein im Schooß der Kirche Gestorbener im Tode behandelt wird.

Nicht zur Belehrung Anderer sind diese schlichten Zeilen bestimmt, sondern nur die Aufmerksamkeit der Brüder auf diesen wichtigen Gegenstand zu lenken. Und geben sie Anlaß, daß derselbe von Andern noch tiefer und gründlicher behandelt wird, so sehen wir solches als eine reiche Frucht unserer Conferenz-Besprechung an, und wir leben der Ueberzeugung, daß es von Worten zum Handeln kommt.

**

Ein edler Einwanderer.

„Und also machten sie den Bund zu Bersaba. Da machten sich auf Abimelech und Phichol, sein Feldhauptmann, und zogen wieder in der Philister Land. Abraham aber pflanzte Bäume zu Bersaba; und predigte daselbst von dem Namen des Herrn, des ewigen Gottes. Und war ein Fremdling in der Philister Land eine lange Zeit.“ 1. Mos. 21, 32–34.

Wahrlich es ist Vieles, was Abraham, diesen Freund Gottes, uns ehrwürdig und groß macht. So lange Glauben und Vertrauen auf Gottes Zusage einem Herzen ein Schatz seyn werden, so lange werden wir auch blicken auf Abraham, den Mann des Glaubens, einen Vater der Glaubigen nicht etwa nur dem Fleische nach. So lange Ergebung und Gehorsam ihre Proben bestehen müssen auf Erden, so lange werden wir auch durch den Blick auf Abraham uns in Stunden der Prüfung ermuntert und gestärkt finden und freuen uns, daß er „die Verheißung empfing und den Segen Gottes ererbte“.

Lieblicher kann Nichts seyn als das Verhältniß, in welchem dieser Held im Streite stand zu seinem Gott. Welche Gewißheit in seinem Herzen, daß seines Gottes Worte alle Wahrheit und seine Wege lauter Gerechtigkeit und Heiligkeit, Güte und Liebe seyen! Wie ist dieser Mann der Demuth und der unbedingten Unterordnung unter seines Gottes Willen auch dabei so kindlich

offen und so herzlich und vertraulich gegen den, der ihm Herz und Leben erhehlt hatte mit dem Wort, das die Parole aller Pilger seyn sollte: Ich bin der allmächtige Gott; wandle vor mir und sey fromm! Fürchte dich nicht; ich bin dein Schild und dein sehr großer Lohn!

Diesmal finden wir den Mann Gottes als einen Fremdling unter den Philistern. Er ist ausgezogen „aus seines Vaters Hause“ nach dem Befehl seines Gottes und von Haran in Mesopotamien südwärts gewandert. Dort weilt er jetzt, zurückkehrend aus Aegypten, mit seinen Knechten und Heerden im Gebiet des Philisterfürsten von Gerar. Alles um ihn ist fremd, Land und Leute, Sitte und Gottesdienst. Abraham ist ein Einwanderer. Nie kommt einem Manne sein Eigenes besser zum Bewußtseyn als gegenüber den Fremden. Nie kommt besser an den Tag, was er selbst ist, als wenn er verseht wird unter die Fremden.

Wir werden die Zeugen eines Vertrags zwischen den Philistern und dem Fremdling. Der Mann tritt so auf, daß sie ihn nicht geringschäßig behandeln können. Was sie sonst schon von ihm gehört haben mögen, das wissen wir nicht. Aber dem Philisterfürsten ist schon geoffenbart, daß der Fremdling ein „Prophet“ des Allerhöchsten ist (Cap. 20, 7) und er kommt, mit ihm einen Bund des Friedens zu schließen. Wie sollte Abraham dazu nicht bereit seyn, der sonst so gerne die Hand zum Frieden bot? Zwar er hatte seinen Heldenmuth und seine Kraft im Streite bereits erprobt, als er dort im Haine Mamre's wohnte und die Nachricht kam, daß Kedorlaomer und die Könige mit ihm das Volk von Sodom geschlagen und den Bruder Lot und seine Habe in die Gefangenschaft abgeführt haben. Da war Abraham ausgezogen in den Streit, der rohen Ungerechtigkeit zu wehren, den Schwachen zu helfen und die Gefangenen zu erlösen. Da geschah es, daß jener Friedensfürst, der König zu Salem, der „Priester Gottes, des Höchsten“, hervortrat und brachte Brod und Wein und segnete Abraham. Den Frieden hatte Abraham geliebt und gesucht, als dort Streit war zwischen seinen Hirten und Lot's Hirten und das Land nicht groß genug war, sie Beide mit ihren Heerden zu tragen. „Laß nicht Streit seyn zwischen mir und dir und zwischen meinen und deinen Hirten; denn wir sind Brüder! Steht dir nicht alles Land offen? Lieber! scheide dich von mir. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“ So sprach Abraham und der mit seinen Hausgenossen und Blutsverwandten im Frieden leben wollte, der kam mit dem Geist des Friedens auch den Fremden entgegen. Denn die rechte Weisheit von oben lehrt, daß der Friede Segen, Streit und Zank aber ein Fluch ist. Der Friede nährt, der Unfriede zerstört, sagt auch das Sprichwort. Abraham aber wußte, daß ihm als dem Fremdling besonders zustehe, den Frieden zu suchen und zu halten. Und er war eben dadurch auch ein Segen dem Lande, in welchem er wohnte.

In dessen war der Vertrag zwischen dem Manne aus Haran und zwischen dem Philisterfürsten nicht nur ein Bundeschluß unter Gleichstehenden, sondern er ruhte auf einer Rechtsforderung des Philisters an den Freund Gottes.

Denn jener sah sich an als den Herrn des Territoriums, auf welchem dieser sich niedergelassen hatte, und forderte daher seinen Tribut. Abraham hätte vielleicht mit Gewalt gegen Recht auftreten können. Auch Abimelech scheint das zu erkennen, daß Abraham vielleicht Ursache hätte, auf seine Stärke zu trogen, und es ist nicht etwa ein bloßes orientalisches Compliment, wenn er zu ihm sagt: „Gott ist mit dir in Allem, das du thust,“ und wenn er Abraham's Schwur fordert, daß er an Abimelech und seinem Hause keine Untreue erzeigen, sondern dem Volk und Land, darin er als ein Fremdling wohne, mit Freundschaft und Wohlwollen zugethan seyn werde. Und Abraham schwur es ihm und seinen Schwur bekräftigte er durch eine Gabe der Rinder und Schaafe, die dem Abimelech Zeugniß war, daß seine Landesoberhoheit anerkannt sey und er es hier mit einem Landesbürger zu thun habe, der billiges Recht und wohlstandes Sitte stets werde zu ehren und zu halten wissen. Der Vertrag war somit geschlossen und Abraham's Adoptivbürgerrecht im Lande der Philister bestand zu guten Rechten.

Wäre Abraham nicht der Mann gewesen, der er war, so hätte es gleichwohl sehr leicht zu Schwierigkeiten kommen können zwischen ihm und den Philistern. Denn bereits war ein Zankapfel zwischen beide Theile gefallen und ein Streitsüchtiger hätte ihn vielleicht gerne aufgehoben, Anlaß schnell genommen, die Forderung des Landesfürsten zurückgewiesen und das ganze Verhältniß wäre leicht ein sehr unfreundliches geworden. Denn wie Weniges reicht oft hin, um bitteren Zwist auf lange zu erregen und welch' ein großes Feuer wird oft aus kleinen Funken! Nun hatte sich aber Etwas zugetragen, was in jenen morgenländischen Verhältnissen nur zu sehr geeignet war, den Zündstoff zu einem brennenden Kampfe zu geben. Und doch war dieses corpus delicti ein Brunnen und sein Wasser. Abraham hatte nämlich einen Brunnen graben lassen, und wir wissen, was das in jenen Gegenden zu bedeuten hat. Der Besitz eines wasserreichen Brunnens ist in jenen Gegenden für den Heerdenbesitzer gleich dem eines großen Capitals, ja, die *conditio sine qua non* seiner Existenz. Feinde können dem Feind kaum einen härteren Schlag versetzen, als indem sie seine Brunnen verschütten und verstopfen (Cap. 26, 15 ff.). Nun war es geschehen, daß Abimelech's Leute jenen Brunnen, den Abraham hatte graben lassen, mit Gewalt in Besitz nahmen und sich seiner zum Schaden Abraham's bedienten. Vielleicht geschah dieses Unrecht in Folge einer gewissen Verachtung, mit welcher die Einheimischen zu allen Zeiten gerne die Fremden behandelt haben und womit sie diese es wollten fühlen lassen, daß sie auf diesem Grund und Boden weniger im Recht und weniger in der Gewalt seyen und sich eben auch das Unbillige stillschweigend müssen gefallen lassen. Natürlich hörte Abraham von dem Vorfall, und manchem Anderen wäre da Anlaß genug gewesen, die Hand an's Schwert zu legen und Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Ganz anders Abraham, der doch erst siegreich aus der Schlacht wider die Könige zurückgekommen war. Er schwieg, ohne das Unrecht durch solches Schweigen gut zu heißen. Und als er sein Recht forderte, da forderte er es auf solche Weise, daß

auch Abimelech und der Feldhauptmann Phichol keinen Anlaß fanden, ihre Hand an's Schwert zu legen. Gleichwohl waren sie die Geschlagenen. Denn Abraham strafte bei dem Bundeschluß den Philisterfürsten wegen des Brunnens und der von des Fürsten Leuten verübten Ungerechtigkeit. Und seine Worte trafen alle, denn Recht muß doch Recht bleiben und wider die Wahrheit vermag Niemand Etwas. Das gute Recht des Mannes, des Fremdlings wurde anerkannt, denn der Geradheit seines Wesens und der Offenheit und Lauterkeit seiner Worte war nicht zu widerstehen. Und Abraham war es zwar um sein gutes Recht zu thun, aber nicht weniger darum, jeden Streit zu verhüten und die Sache im Wege des Friedens zu schlichten. Und welche salomonische Weisheit zeigt er im Verfahren mit seinen Gegnern! Er stellt dar sieben Lämmer besonders und dem befreundeten Abimelech wird die Antwort, daß diese unschuldigen sieben Lämmer ihm ferner ein Denkzeichen seyn sollen, nicht zu vergessen, daß jenen Brunnen Abraham gegraben habe; und die ganze Heerde, die aus den sieben Lämmern erwachsen möge, soll erinnern an den heutigen Tag und an die Wahrheit, daß der Brunnen Abraham und den Seinen von Rechts wegen zugehöre. Was blieb dem Abimelech übrig, als die sieben Lämmer sammt dem Brunnen und dem Brunnenrecht fein tief und klar in's Gedächtniß und, wo möglich, in's Gewissen aufzunehmen und des Streitens mit Abraham um mein und dein sich lieber ferner zu enthalten? Kam nicht Abraham als Sieger auch aus diesem Kampfe? Er war zwar im Philisterland, aber er fiel nicht in der Philister Hand.—

Es war von großer Bedeutung, daß er die Kunst des Friedens verstand, denn er war ein Freund der Künste des Friedens und diese gedeihen nicht ohne jene. Es ist nicht zufällig, daß wir lesen: „Abraham pflanzte Bäume zu Bersaba.“ Zwar über den speciellen Zweck, den er dabei im Auge hatte, daß er gerade diese Art der Bäume, nämlich Tamarisken pflanzte, mögen die Ansichten verschieden seyn. Aber wer überhaupt Bäume pflanzt im heißen Morgenlande, der ist ein Wohltäter und auch die altperssische Religionslehre macht das Bäumepflanzen geradezu zu einer Tugend. Je heißer das Klima, desto höher ist der Schatten des Laubdaches anzuschlagen und auch für die Sammlung und Erhaltung der frischen und erfrischenden Quellen war Nichts günstiger, als der Schutz dichter Baumkronen gegen die glühenden Sonnenstrahlen, die dem Boden jede Feuchtigkeit entziehen. Nun war Abraham damals schon hochbetagt und als er der Mühe des Baumpflanzens sich unterzog, durfte er selbst am wenigsten hoffen, des Segens seiner Arbeit noch lange zu genießen. Das hält ihn aber nicht ab zu thun, was er für gut und nützlich erkennt, ob er der Mühe Frucht selbst noch genieße oder Andere nach ihm. Oder war nicht auch dies eine That des Glaubens, denn er befand sich ja auf jenem weiten Gebiete, von dem sein Gott ihm gesagt hatte: Deinem Saamen will ich dies Land geben? Nun hatte er auch damals noch keinen ebenbürtigen Erben. Aber die Verheißung stand fest. An sie hielt der Mann des Glaubens sich. Auch deuten diese Worte hin auf eine Veränderung von der größten Bedeutung im

Leben Abraham's und seines Hauses. Wo man Bäume pflanzt, da hört das unstete Herumziehen des Nomaden auf, der mit seinen Heerden bald da, bald dort ist, der nur dem Boden seine freiwillige Gabe abnimmt ohne ihn zu bebauen und zu befruchten, ohne durch stetigen Fleiß seine Ertragsfähigkeit zu vervielfältigen. Das sind nicht die rechten Ansiedler, die etwa nur dem A u b b a u obliegen, dem Boden Kraft und Saft möglichst leicht und möglichst schnell entziehen und dann unter jahrelanger Vernachlässigung ihn wieder verwildern lassen, so daß kommende Generationen nicht nur vorn anfangen, sondern unendlich mehr Mühe aufwenden müssen, das dem Boden zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Abraham, das sehen wir, treibt neben der Viehzucht die Baumzucht, eine höhere Stufe des Culturlebens tritt ein; der Mann wird auch hierin ein Segen dem Lande, in welchem er „ein Fremdling war eine lange Zeit“, und bald lesen wir von seinem Sohne Isaak: „er säete in dem Lande und kriegte desselben Jahres hundertfältig, denn der Herr segnete ihn“ (Cap. 26, 12).

Aus dem Hause seines Vaters ziehend hat Abraham Vieles verlassen müssen, aber Eines nahm er mit, den Glauben seines Herzens an seinen Gott. Er war im fremden Lande, unter fremdem Volke, fremde Sitte, fremde Gottesdienste umgaben ihn. Aber war er auch in Allem gerne zu Willen, was recht und billig war und was den Fremdling den Einheimischen lieb und werth machen konnte, so hörte das Sichanschmiegen auf, wo es sich um das höchste Gut handelte, um den Gott, der ihn hingeführt hatte und sein „Schild und großer Lohn“ war. Da stand Abraham fest und unerschütterlich, ein edles, hohes Bild, das strafend hinauschaufte auf die abgefallenen Kinder, die Jahrhunderte später gerade da, wo der Fuß des Glaubenshelden gewandelt hatte, den Gott Abraham's verließen und fremden Götzen dienten. Und konnten sie etwa an Achtung vor den Völkern um sie her gewinnen, daß sie so leicht ihren Glauben an den Gott ihrer Väter preisgaben und ihr heiligstes Nationalgut ihnen so werthlos geworden war? Oder konnte Abraham verlieren vor den Augen eines Abimelech und eines Phichol und aller der Ibrigen, da sie sahen und bezeugen mußten: Der Mann, der gegen uns Treue und Redlichkeit übt, der ist auch seinem Gott treu?

Und Abraham, über dessen Hütte das Geheimniß seines Gottes stand, machte doch kein Geheimniß aus diesem größten Kleinod seines Lebens, nämlich, daß er nicht glaubte noch diente den todten Götzen, daß er „sich kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machte, weder des, das oben im Himmeln, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist“, sondern daß sein Gott war der Ewige, von dem, durch den, zu dem alle Dinge sind, der „nicht wohnet in Tempeln von Menschenhänden gebaut, Seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt als der Jemandes bedürfte, so Er selber Jedermann Leben und Odem giebt allenthalben“, der zwar in der Glorie seiner Majestät „wohnt in einem Lichte, da Niemand zu kommen kann“, der aber darum „nicht ferne ist von einem Jeglichen unter uns, ja, in welchem wir

leben, weben und sind“. Dem Gott diente Abraham. Vor ihm wandelte er und seine Ehre suchte er. Dort, als er seine Hütte aufschlug im Haine Mamre, da baute er auch dem Herrn einen Altar und hier lesen wir: er predigte daselbst von dem Namen des Herrn, des ewigen Gottes.

So stand der Mann, mit dem Gott einen Bund gemacht, auch durch seinen Glauben und sein Bekenntniß da als ein Licht, das angezündet war und seinen Schein gab in die finstere Welt. Pflanzte er Bäume, die Schirm und Schatten geben sollten, so war er selbst ein Baum gepflanzt an die Wasserbäche der Erkenntniß des lebendigen Gottes. Grub er Brunnen, so war er selbst ein Quell, aus welchem „Ströme des lebendigen Wassers“ flossen. War er ein Mann des Friedens, der Bund und Treue hielt, so war in ihm ein höherer Friede und er kannte den, der auch ihn wissen ließ: Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.

Aus dem Heimathlande war der Fremdling gekommen. Es war das Land des Morgens, des Lichtes, der Sonne. „Und er war ein Fremdling in der Philister Land eine lange Zeit.“ Wird er seines Vaters Haus vergessen haben? Aber die Fremdlingenschaft wird ein Ende nehmen. Und des Vaters Haus ist nicht, wo die irdische Sonne erglänzt. Abraham selbst war ein Herold einer anderen Sonne, auf deren Morgenstrahl sie Alle harrten, die fragten: Hüter, ist die Nacht verschwunden? Hüter, ist die Nacht schier hin? Und der Mund der Wahrheit spricht: Abraham ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte; und er sah ihn und freute sich!

Wer wollte nicht gerne einkehren in der Hütte des „Fremblings in der Philisterland“? Und Wer, je näher er ihn kennen lernt, mußte nicht sagen: Das war ein edler Einwanderer.

Philadelphia.

W. J. M.

Das Bunsen'sche Bibelwerk.*

Die Grundanschauung.

(Eine Studentenstube in Berlin. Hutter, Zeitmann, Gründer, drei Theologie Studirende, und der Jurist Stramm sitzen in lebhafter Unterredung begriffen beieinander. Ein fünfter, der Studiosus der Theologie, Dttfried, tritt ein.)

Dttfried. Nun Freunde, was sagt ihr zu Bunsen's Bibelwerk?

Zeitmann. Du kommst grade recht. Dort liegt der erste Halbband auf dem Tische, und wir sind eben dabei, eine Lanze d'rum zu brechen.

Dttfried. So gehen eure Meinungen darüber noch auseinander?

Zeitmann. Sehr stark, wie du schon denken kannst, wenn du zuerst mich, und dann zu meiner Linken den Hutterus redivivus, zu meiner Rechten den Canonisten Stramm dir ansiehst.

Hutter. Was hältst du denn von dem Buche?

Dttfried. Parturiunt montes—

Zeitmann. Et nascitur?

Dttfried. Rationalis—mus.

Zeitmann. Oho!

Hutter. Vollkommen wahr!

Stramm. Allerdings, der alte Rationalismus mit einem modern philosophischen Ueberguß!

Gründer. Nein, Freunde, so bricht man die Sache nicht über's Knie. Laß dich nieder, Dttfried, und nehmen wir besonnen die vorhin eingeleitete Unterredung wieder auf.

Dttfried. Sehr wohl! Ich denke, nachdem wir zuerst die Grundanschauung, von der Bunsen bei seinem Werke ausgeht, zu begreifen gesucht, fassen wir den Bibelschlüssel in's Auge, mit dem er uns beschenken will, und lassen endlich seine Uebersetzungsproben die Revue passiren.

Stramm. Die Frage, die vor jeder andern sich uns aufdrängt, möchte die seyn, was wohl dem Verfasser den ersten Anstoß zu seinem Unternehmen gegeben habe?

Hutter. Hierüber hat er uns selbst nicht im Dunkeln gelassen. Er erachtete sich für berufen, das Christenthum dem herrschenden Unglauben unserer Zeit kopf- und mündrecht zu machen,—

* Bunsen's Bibel hat eine Menge von Journalartikeln und Pamphleten für und wider hervorgehoben. Zum Brauchbarsten, was wir darunter fanden, gehört die kleine Schrift, der wir dies Gespräch entnehmen und welche den Titel führt: Das Bunsen'sche Bibelwerk. Drei Gespräche für Jedermann von Alethophilos. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben. 1858. D. Reb.

Dttfried.—und so dem bekannten Dankgebete des Herrn Matth. 11, 25 den Grund und Boden zu entziehen.

Zeitmann. Aber war es nicht hoch an der Zeit, daß zwischen der alten Theologie und der fortgeschrittenen Bildung des 19ten Jahrhunderts eine Vermittelung gefunden wurde, wenn dieses nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, d. h. sich gänzlich vom Evangelium lossagen sollte?

Dttfried. Eine schöne Vermittelung, den Berg Zion in abgekürztem Verfahren abzutragen, damit die, welche, ich will nicht sagen, wie, davorstehen, ihn bequem passiren können!

Zeitmann. Freund, wenn bei unserer Disputation etwas herauskommen soll, so wirf nicht mit Nebensarten um dich, sondern gehe der Sache auf den Grund, und behandle sie mit dem Ernste, den sie fordert und wahrhaftig verdient.

Gründer. Meiner Ansicht nach wurde Bunsen in folgender Weise zu seinem Vermittelungsversuch veranlaßt. Nicht zu läugnen ist's, daß die evangelische Kirche, namentlich unsere vaterländische, im gegenwärtigen Augenblicke keinen sehr erfreulichen Anblick darbeut. Katheder und Kanzel sind freilich wieder ziemlich orthodox geworden; aber die Gemeinden mit wenigen Ausnahmen dem Glauben entfremdet. Dies im Großen und Ganzen die Physiognomie unseres heutigen Kirchenthums. Dem scharfblickenden Auge des Verfassers unseres Bibelwerkes entging diese Lage der Dinge nicht, und wie hätte er, der je und je an allen humanistischen Bestrebungen und namentlich auch am Entwicklungsgange des Christenthums den regsten Antheil nahm, sich nicht mit dem Problem befassen sollen, wie doch jene traurige Kluft zu überbrücken, und Gemeinde und theologisches Lehramt wieder mit einander in Einklang zu bringen seyen. Daß sich dies weder durch liturgische, noch auch durch organisatorische, und am wenigsten durch disciplinarische oder gar hierarchistische Mittel erreichen lasse, davon hatten ihn mannichfaltige Erfahrungen bereits zur Genüge überzeugt. Daß er aber die ganze gebildete Welt der Neuzeit, und mit ihr so manche wissenschaftliche und litterarische Notabilitäten, die er bewunderte, ihrer Entfremdung von der Kirche halber für lauter verstockte Sünder und Nichtchristen erklären sollte, dazu konnte er, der selbst ein Mann der Wissenschaft ist, sich vollends um keinen Preis entschließen. Muß es doch auch höchst barock erscheinen, die orthodoxen Pastoren mit ihren unansehnlichen „Nachbeterhäuslein“ allein für die geweihten des Herrn und die Inassen des Reiches Gottes erachten, und die Kant, Fichte, Göthe, Schiller, Lessing und wie die Koryphäen im Reiche des Geistes weiter heißen, sammt den Tausenden, die auf den lichten Höhen ihrer Weisheit wandeln, als Solche ansehen zu wollen, die draußen ständen,—

Zeitmann.—und für alle Ewigkeit verdammt und verloren wären!

Gründer. Laß mich ausreden, Freund!—Diese Anschauung also widerstrebte dem Gemüthe Bunsen's, und so drängte sich ihm die Frage auf, ob sich

die Sache nicht etwa umgekehrt verhalte, indem die neuesten Kircheneiferer auf falscher Fährte sich bewegten, während die Wahrheit bei denen sey, gegen welche der Zelotismus jener als gegen die „Unkirchlichen“ und „Unchristlichen“ seine Bannstrahlen schleudere. Und er glaubte wirklich die überraschende Entdeckung zu machen, dem sey also. „Der Reingehalt des Christenthums“,—so etwa lautete das Endergebniß seiner Reflexionen, „findet sich im frommen Bewußtseyn der als ungläubig und kirchenscheu verschrieenen Gemeinden, während die sogenannten „bekenntnistreuen Theologen“ sich nur mit dem Ballast einer längst verjährten und veralteten Scholastik schleppen, weshalb diese sich zum Glaubensbewußtseyn ihrer Gemeinden, nicht aber umgekehrt die Gemeinden zum Orthodoxismus ihrer Geistlichen zu bekehren haben.“—Da sind denn die düsteren Schatten und Nebel, die manche mit Mängsten auf der gegenwärtigen Welt und Kirche wollen ruhen sehen, mit einem Male zerstoßen, und Alles strahlt im schönsten Rosenlichte.

Hutter. Wenn es nur mehr, als ein phantasmagorisches wäre! Ich weiß in der That nicht, was ich an dem Bunsen'schen Einfall mehr bewundern soll: die Kühnheit, mit der derselbe sich zu Tage wagt, oder die Escamotirkunst, von der er Zeugniß giebt.

Zeitmann. Ihr thut dem Manne schreiendes Unrecht, wenn ihr einen Einfall nennt, was sich ihm als Frucht einer jahrelangen Forschung und denkenden Vertiefung ergeben hat, und wenn ihr das zu einem bloßen Versuche stempelt, den einen oder anderen Philosophen oder Dichter, zu dessen starken Seiten freilich das Glauben nicht gehörte, den Christennamen zu retten, was auf dem Grunde seiner tief innersten und heiligsten Ueberzeugung erwachsen ist. Einen rohen Spott hat man mit Bunsen's Sage getrieben, daß die biblische Offenbarung aus dem Semitischen in's Japhetische zu übertragen sey; und doch enthält dieser Ausspruch unendlich mehr Tiefe und Wahrheit, als Hunderte seiner hornirten Bestreiter auch nur zu ahnen vermögen. Ist es doch nicht zu läugnen, daß der Ausdruck eines jeden Schriftgedankens zwei Seiten hat: eine ewige und allgemeingültige, und eine geschichtliche, aber darum auch wandelbare. Der Kern des Christenthums bleibt unverändert derselbe, aber die Vorstellungs- und Begriffsform, die demselben zum Kleide dient, wird wohl die Entwicklungs- und Läuterungsphasen des menschlichen Geistes mit durchlaufen müssen. Welcher nur halbwege wissenschaftlich Gebildete ist z. B. heute noch im Stande, das Sechstageswerk der Genesis, die Sündenfällsgeschichte, und tausendfältig Anderes in der jüdischen Auffassungsweise, in der es uns in der Schrift begegnet, sich anzueignen, wie treu er auch immer das Wesentliche dieser Darstellungen als einen kostbaren Schatz in dem Schreien seines frommen Bewußtseyns bergen wird? Sagte doch schon der Apostel Paulus selbst, offenbar in Beziehung auf Bekenntniß und Glauben, er habe, da er ein Mann geworden sey, „abgethan, was kindisch war“; und in die Fußstapfen dieses großen Apostels trat zuerst Schleiermacher, und war auf dem besten Wege—

Stramm.—dem Christenthume Fleisch und Wein auszuziehen und dasselbe in lauter Spiritus und Aether zu verflüchtigen,—

Zeitmann.—nein, vermittelt einer gesunden Auslegungskunst die Uebertragung des Bibelgehalts aus dem Semitischen in's Japhetische zu vollziehen, d. h. denselben aus der jüdischen Vorstellungsweise herauszuschälen, ihn zur vollendeten Gestalt des reinen philosophischen Begriffes zu erheben, und ihm so die Anerkennung, den Glauben und die Huldigung aller Zeiten, Geschlechter und Bildungsstufen zu sichern. Wer weiß nicht, wie unter dem Lebenshauche seiner Theologie die fast schon hoffnungslose Kirche urplötzlich wie von den Todten wieder auferstand, und wie um den herrlichen Meister und dessen Schüler die verödeten Gotteshäuser sich wieder füllten, und die Herzen einen neuen religiösen Aufschwung nahmen. Leider haben die hervorragendsten unter Schleiermacher's Jüngern—ich will nicht untersuchen, aus welchen Gründen,—nachmals die Fahne des großen Theologen wieder verlassen,—

Stramm.—und sind zum Judenthum zurückgekehrt, nicht wahr? Und Bunsen hat das Werk des reformatorischen Schrifterklärers wieder aufgenommen, um es seiner schließlichen Vollendung zuzuführen?

Zeitmann. Spottet nur nach Herzens Lust. Die Sache verhält sich, wie ich sagte, und die Zukunft wird's besiegeln, daß Schleiermacher ein Prophet war.

Hutter. Warum nicht gar der Paraklet, wie ja einer seiner Grabredner ihn genannt haben soll?

Gründler. Laßt Schleiermachern unangefochten! Wer wird es in Abrede stellen, daß dieser wirklich große Theologe sich um die Wiederbelebung der evangelischen Kirche höchst anerkennungs- und dankenswerthe Verdienste erworben hat? Fern sey es von uns, die Ehre ihm schmälern zu wollen, die ihm gebührt! Sein Name wird immer mit besonderem Glanze unter den Namen derer strahlen, welche die Kirche aus der rationalistischen Verödung erlösen halfen. — Aber treten wir jetzt der Frage, um welche sich's zwischen uns handelt, näher, und verständigen uns zunächst über die theologische Grundanschauung, von welcher Bunsen bei seinem Werke ausgeht!

Hutter. Bunsen glaubt an keine göttliche Eingebung der heil. Schrift.

Zeitmann. Nein, euern mechanischen Inspirationsbegriff, der die Propheten und Apostel zu todten Sprachrohren Gottes herabdrückt, theilt er so wenig, als irgend ein denkender Mensch in unseren Tagen noch gefunden werden wird, der ihn nicht lange schon aufgegeben hätte.

Gründler. Auch die Kirche hat die Inspiration sich nie als einen mechanischen Act und Proceß gedacht. Sie lehrt allerdings, und mit vollem Rechte, Gott habe den Organen seiner Offenbarung in übernatürlicher Weise mitgetheilt, was sie verkündigen sollten; das göttlich Mitgetheilte aber sey durch ihr persönliches Bewußtseyn hindurchgegangen, und so zuerst ihr innerstes

Eigenes geworden. Auf die Reproduction des Empfangenen in Wort und Schrift habe dann der heil. Geist nur in sofern eingewirkt, als er die inspirirten Männer nicht allein vor jedem Fehlgriff und Irrthum behütet, sondern auch in der Wahl des Ausdrucks sie positiv geleitet, übrigens aber ihrer individuellen Eigenthümlichkeit keinerlei Gewalt angethan, sondern derselben vielmehr den freiesten Spielraum belassen habe. Diese Anschauung, welche das Räthsel der Einheit und Verschiedenheit der vier Evangelien vollkommen löst, findet unter Anderem ihre Stütze an dem apostolischen Ausspruch 1. Corinth. 2, 12 u. 13.

Hutter. Nicht ganz. Dieser Ausspruch besagt ein Mehreres. Paulus bezeugt in demselben, der heilige Geist sey ihm und seinen Mitaposteln bei der Einkleidung der ihnen zu Theil gewordenen Offenbarung nicht blos hülfreich zur Hand gegangen, sondern habe ihnen die Worte ebensowohl dictirt, wie die Gedanken; und Petrus führt uns im ersten Capitel seines ersten Briefes wenigstens die Propheten als Männer vor, die ihre eigenen Weissagungen, nachdem sie dieselben ausgesprochen, erst hätten studiren müssen, um sie zu verstehen. Ich bitte darum, daß man von „mechanischer Eingebung“ nicht so wegwerfend rede; man könnte damit die Bibel selbst eines „corrupten Begriffs“ beschuldigen.

Gründler. Der Apostel Petrus sagt an jener Stelle nur, die Propheten hätten nach dem Zeitpunkt geforscht, auf den der heilige Geist bei den Weissagungen, die er ihnen auszusprechen gab, gedeutet habe. Wohl aber mag es allerdings nicht selten geschehen seyn, daß sie auch den Sinn- und Gedankengehalt ihrer Aussprüche selbst zum Gegenstand ihres forschenden Nachdenkens machen mußten, weil sie denselben im Momente des Empfangens nur theilweise erst verstanden, oder gar nur dunkel und von ferne ahneten. Widerfährt es doch sogar dem weltlichen Dichter je und dann, daß er in seinen eigenen Poesieen später zu seiner nicht geringen Ueberraschung und Freude Ideen entdeckt, deren er sich in dem Augenblick begeisterten Schaffens nicht klar bewußt war. Was Wunder, wenn Solches in weit höherem Maaße noch den Gottesmännern begegnete, die unter der Bewirkung des heiligen Geistes redeten und schrieben.

Ottfried. Aber ihr thut, Freunde, als handle sich's bei unserem Widerspruch gegen das Bunsen'sche Bibelwerk nur um die Modalität der göttlichen Eingebung. Ich behaupte aber mit Hutter, Bunsen nehme gar keine unmittelbare und positive Gottesoffenbarung an, sondern wisse nur von einer natürlichen menschheitlichen Entwicklung des dem Menschengesichte angeborenen allgemeinen Gottesbewußtseyns.

Zeitmann. So recht! Zum Erzfeind stempelt den Mann, und Stramm, der Großinquisitor, wird mit dem Verdict nicht lange säumen.

Ottfried. Was ich behaupte, hoffe ich auch beweisen zu können.

Zeitmann. Wohl an denn, Beweise her!

Ottfried. Du sollst sie haben. Bunsen sagt, die Bibel sey „die urkundliche Geschichte des Gottesbewußtseyns der Menschheit.“

Stramm. Diese Ehre hörten wir ihr unzählige Male auch von pronongirten Rationalisten zugestehen.

Hutter. Die Bibel ist Bunsen ein reines Menschenwerk.

Ottfried. Wo er von der Entstehung des neuen Testaments redet, hören wir ihn sagen: „Entstehung, Fortbildung und Abschluß der heiligen Schrift sind das Werk der Gemeinde. Die neutestamentlichen Schriften sind aus einem Gemeindebewußtseyn hervorgegangen.“

Stramm. Das klingt sehr bedenklich. Aber das religiöse Bewußtseyn, das in der Bibel seinen Ausdruck fand, war vielleicht auch nach Bunsen's Ansicht ein übernatürlich von Gott gewirktes?

Ottfried. Denkt nicht daran! Eine andere Stelle aus dem Bibelwerke lautet: „Die Bibel steht im Strom der Geschichte, nicht draußen.— Sie ist die Geschichte jedes einzelnen Menschengesichtes.— Der Begriff einer mechanischen Inspiration ist aufzugeben.“

Hutter. Das Wort „mechanisch“ soll hier unverkennbar nur der Negation aller und jeder göttlichen Inspiration zum Deckmantel dienen.

Gründler. Leider! scheint es so. Mit der ganzen christlichen Kirche glauben wir eine unmittelbare Einwirkung des persönlichen Gottes auf den Geist seiner auserwählten Zeugen zur Gründung einer unfehlbaren und für alle Zeiten norm- und maßgebenden Urkunde seligmachender Wahrheit. Das „Bibelwerk“ dagegen läßt die heilige Schrift, als „eine Abspiegelung des mit dem Menschengeschlechte in die Welt eingetretenen göttlichen Vernunft- und Gewissenslichtes“ in natürlichem Wege entstehen, erkennt in Allem, was dieselbe ausagt, der Endlichkeit und Entwicklungsfähigkeit des Menschengesichtes wegen, neben einem allerdings ewigen Kern ein anderes Etwas, das der Läuterung bedürftig und somit dem Wechsel unterworfen sey, und versagt ihr darum das Prädicat absoluter Irrthumsfreiheit.

Zeitmann. Keineswegs ist dem so, sondern Bunsen vindicirt der Schrift dieses Prädicat überall, wo es sich in ihr um rein religiöse oder solche Dinge handelt, die unser Verhältniß zu Gott und das Heil unserer Seele betreffen.

Ottfried. Allerdings spricht Bunsen von einem Worte Gottes in der Schrift, im Unterschiede von dem Menschenworte in derselben. Aber ihr seyd in großem Irrthum, wenn ihr jenen Ausdruck für vollwichtig anseht. Es soll damit nur dasjenige bezeichnet werden, was unmittelbar dem religiös-sittlichen Bewußtseyn der Menschheit entquoll; und dem subjectiven Urtheil der Gemeinden soll es belassen werden, auch hier das Ewige und Wahre von dem zu sondern, was als blos „temporäre und nationale Vorstellung“ d'rum und d'ran hängt.

Hutter. Mir, ich gestehe es, ist es noch nicht klar, ob Bunsen überhaupt einen außerweltlichen persönlichen Gott glaubt.

Zeitmann. Nun wird er also gar zum Atheisten!—Wohlan, mit Teufelsmüge herbei, mit Folter und Holzstoß!

Stramm. Daß Bunsen Theist sey, und also die Persönlichkeit Gottes nicht verneine, versichert er selbst so bestimmt und wiederholt, daß wir's auf sein Wort annehmen müssen, so lange das Gegentheil nicht bündig erwiesen ist. Aber auch mich, ich gestehe es, hat es nicht wenig erschreckt, ihn mehrmals mit Empressement behaupten zu hören, die Bibel bezeuge nirgends eine Schöpfung der Welt aus Nichts. Eine ewige anfangslose Welt aber und ein ewiger persönlicher Gott schließen sich meinem Dafürhalten nach wechselseitig aus. Wer eine ewige Welt annimmt, ist unrettbar dem Pantheismus verfallen, während der Theismus unbedingt eine Schöpfung aus Nichts voraussetzt und fordert.

Hutter. Glaubte der Verfasser des Bibelwerkes einen persönlichen Gott, so könnte er kein Lügner der göttlichen Wunder seyn.

Zeitmann. Wo läugnet er denn die Wunder?

Ottfried. Das wesentlichste aller Wunder läugnet Bunsen unbestritten, indem er die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung Gottes auf die menschliche Gedankenwelt nicht zugiebt. Nach ihm faßte in Aegypten Moses den Gedanken, an Stelle des Naturdienstes den Jehovahcultus einzuführen; nicht aber entnahm er denselben aus einer göttlichen Offenbarung. Dem Rationalismus wirft er nur das Eine vor, daß er „die vorschauende und ahnende Kraft der menschlichen Seele“ nicht erkannt habe, weshalb er alle Weissagungen in der Schrift für untergeschoben habe halten müssen, und verräth damit nur seine Ansicht von den Weissagungen als von bloß natürlichen Ahnungen der Menschenseele. Begreiflich wird es jetzt, daß ihm z. B. die „Ahnungen“ eines Daniel doch gar zu stark, zu lebhaft und zu sehr in's detail sich verlierend erschienen, um nicht eine entschiedene Neigung zu verspüren, das unter Daniel's Namen gehende Buch erst nach dem Verlauf der darin erwähnten Begebenheiten abgefaßt seyn zu lassen. Er widerstand auch dieser Neigung nicht, sondern erklärt das Buch, im grellsten Widerspruch mit dem Herrn selbst, der es Matth. 24, 15 ausdrücklich dem Propheten Daniel beilegt, für pseudonym, und schreibt es, unter völliger Ignorirung aller der gewaltigen Argumente, welche die Authentie jenes Buches über jeden Zweifel erheben, einem unbekannten Juden zu, dem es, etwa gegen das Ende der makkabäischen Periode, gefallen habe, seine historischen Studien in Weissagungsform gekleidet darin nieder zu legen.

Hutter. Es ist ein Gräuel! Bunsen glaubt keinen heiligen Geist.

Zeitmann. Ich muß vermuthen, daß du sein Buch nur äußerst oberflächlich gelesen hast; sonst würdest du wissen, daß er dem heiligen Geiste überall die volle Ehre giebt, die ihm gebührt.

Ottfried. Allerdings sagt er, daß die Gemeinde, aus deren Bewußtseyn die Schrift des Neuen Testaments hervorgegangen, „von demselben heil. Geiste geleitet gewesen sey, der dem Stifter des Christenthums beigezogen habe“. Aber wer und was ist ihm dieser Geist? Etwa jener „andere Tröster“, den Christus den Seinen vom Vater senden zu wollen

verhieß, und den er als die dritte der persönlichen Majestäten bezeichnete, auf deren Namen getauft werden soll? Mit Nichten! Der heilige Geist ist ihm der Gemeinde eigener Geist, ihr besseres Ich, oder das dem Menschengeschlechte in Vernunft und Gewissen angestammte religiös-sittliche Bewußtseyn.

Stramm. Durchaus wahr! Es constirt somit: dem Verfasser des Bibelwerkes ist die Bibel nach Abzug aller temporären und jüdisch-nationalen Thaten allerdings „ein Spiegel der sittlichen Weltordnung;“ aber kein göttlich geoffenbartes Wort im Unterschied von natürlicher Offenbarung, keine Urkunde unmittelbarer Eröffnungen des persönlichen Gottes, kein Codex absoluter, das Menschenurtheil unbedingt normirender, und in höchster und letzter Instanz entscheidender Wahrheit. Ein Buch ist ihm die Bibel, welches, wie er selbst sich ausdrückt, „durch die Gemeinde lehrte und richtete“. Was kann dies aber anders heißen sollen, als: „So weit richtet und lehrt die Bibel mit unbestrittener Vollmacht, als das Bewußtseyn der Gemeinde in ihr sich selber wiederfindet, oder: als sie mit dem Inhalt der natürlichen Vernunft übereinstimmt.“

(Schluß folgt.)

Johannes Kepler.

„Einer der größten und außerordentlichsten Menschen, die je die Welt gesehen hat,“ sagt Lichtenberg.

Kepler war am 27. December 1571 im württembergischen Dorfe Magstadt bei Weil geboren. Er besuchte die Schulen von Hirschau und Maulbronn, studirte in Tübingen vom Jahre 1589 bis 1591 Theologie und Mathematik. Im Jahre 1593 ward er Professor der Mathematik in Grätz, 1600 ging er nach Prag zu Tycho de Brahe. Da dieser 1601 starb, blieb er in Prag als Astronom des Kaisers Rudolph bis zu dessen 1612 erfolgtem Tode. Im Jahre 1613 ward er Professor am Gymnasium zu Linz, 1627 trat er zu Sagan in Wallenstein's Dienst.—1630 reiste er nach Regensburg, um die Auszahlung seines Gehaltes zu erwirken, das man ihm kaiserlicher Seits seit vielen Jahren schuldete, hier aber verschied er am 5. November im 58sten Jahre seines Lebens.—Er war zwei Mal verheirathet, seine Kinder starben meist früh; der einzige Sohn, Ludwig, ward Arzt in Königsberg. Da er ledig blieb, so starb mit ihm Kepler's Geschlecht aus.

Die tiefsten Leiden und die höchsten Freuden ziehen sich durch das ganze stürmisch bewegte Leben Kepler's.

Die tiefsten Leiden. Kaum geboren, verläßt ihn der Vater, um unter Alba in den Niederlanden zu fechten, die Mutter folgt dem Vater nach. Als er vier Jahre alt, kehren die Eltern zwar zurück, später aber tritt der Vater in österreichische Dienste und sicht gegen die Türken; welch' Ende er nahm, ist unbekannt. Die Mutter war eine sehr wunderliche Frau, welche aber den Sohn mütterlich liebte. Im Jahre 1615 ward sie von lügenhaften bösen Feinden der Zauberei beschuldigt; abergläubische Geistliche und Juristen brachten es dahin, daß die Unglückliche eingekerkert wurde und daß, laut eines gerichtlichen Urtheils, die entsehlliche Tortur gegen sie angewendet werden sollte. Kepler eilte ihr von Linz aus zu Hülfe; nur mit Mühe erwirkte man, daß sie 1621 von der Tortur frei gesprochen ward; ihr 1622 erfolgter Tod machte erst aller Verfolgung ein Ende.—Kepler's erste Frau, lange Zeit melancholisch, ward durch Schrecken über soldatisches Morden und Plündern in Prag wahnsinnig und starb 1611; in demselben Jahre starben drei Kinder Kepler's an den Pocken.

Leiden anderer Art kamen über ihn, als die härtesten Verfolgungen der österreichischen Protestanten durch die Katholiken ausbrachen; zuerst im Jahre 1598, da Kepler in Grätz lebte, später während seines Aufenthalts in Linz. In dieser spätern Nothzeit ward ihm eine Professur in Bologna angeboten. Er antwortete aber: „Ich bin nach Geburt und Gesinnungen ein Deutscher und von Jugend auf gewohnt, mich im Reden und Handeln der deutschen Freiheit zu bedienen, diese Gewohnheit könnte mir in Bologna leicht Gefahr bringen,“ wenn er nämlich auf dieser päpstlichen Universität das System des Copernicus vertreten wollte, welches im Jahre 1616 von den Cardinälen als kezerisch verbannt wurde. Doch mitten in vielen großen Leiden ward ihm großer Trost und Glaubensstärke. Da um das Jahr 1600 die Protestanten verfolgt wurden, schreibt er an Herwart, der sich den Jesuiten anschloß: „Soll ich in Steiermark bleiben oder soll ich es verlassen? Ich will Dir meine Herzensgedanken offenbaren. Worüber Du Dich freilich freust, das muß mich auf's bitterste schmerzen. Ich bin ein Christ, der Augsburgerischen Confession ward ich innigst zugethan durch den Unterricht der Eltern, durch oft erwogene Gründe und im täglichen Kampf mit Versuchungen; diese Confession halte ich fest. Heucheln habe ich nicht gelernt, ich nehme es ernst, nicht leicht in Sachen der Religion, daher ich auch ernst über Gottesdienst und Gebrauch der Sacramente denke.“

Um die gleiche Zeit schrieb er dem redlichen Mäflin, seinem früheren Lehrer in Tübingen: „Ich hätte nicht geglaubt, daß es so süß sey, für die Religion und für die Ehre Christi mit einer kleinen Gemeinde von Brüdern Schaden und Schmach zu leiden, Häuser, Acker, Freunde und Vaterland zu verlassen. Wächst beim Märtyrertum und dem Verlust des Lebens die Freude mit dem Leide, so ist es auch leicht für die Religion zu sterben.“

So war der fromme Mann selbst in der schwersten Zeit zuversichtlich und stark durch den Glauben, dann aber fand er auch Frieden und Freude in der

tiefsinnigsten, andächtigsten Naturforschung. Er gehörte zu den hochbegabten „Wunderleuten“ Gottes; in alter und neuer Zeit dürften nur sehr wenige Naturforscher ihm gleich gestellt werden. Die einsichtsvollsten bedeutendsten Männer stimmen hierin überein. „Wollte ich,“ sagt Montucla in seiner Geschichte der Mathematik, „wollte ich es unternehmen, alle Entdeckungen Kepler's mitzutheilen, so müßte ich ihm einen beträchtlichen Theil der Plätze einräumen, den so viele andere Astronomen in Anspruch nehmen.“ „Kepler,“ sagt Whewell, „hat eine (astronomische) Theorie aufgestellt, die Jeder, der sie näher kennt, nicht mehr als eine bloße Hypothese, sondern als eine wahre, durch unzählige Beobachtungen erwiesene Darstellung des in der That stattfindenden Weltsystems erkennen wird.“ „Durch seine astronomischen Geseze,“ sagt Bailly, „hat er das Gebäude der alten Astronomie zerstört, um ein festeres und erhabeneres zu gründen, er ist der wahre Schöpfer der neuen Astronomie.“—„Tiefere Blicke in die Natur,“ schreibt der ausgezeichnete Astronom Bessel, „gelangen dem herrlichen Kepler, der unermessliche Anstrengungen machte, um eine Theorie zu finden, welche den Beobachtungen Tycho's von Brahe völlig entsprach, der aber auch reichen Lohn für diese Anstrengungen durch seine glänzenden Entdeckungen erhielt.“

Unter diesen Entdeckungen sind vor Allem jene drei, seinen Namen tragenden astronomischen Geseze zu nennen, welche dauern werden, so lange die gegenwärtige Ordnung des Sonnensystems dauert. Die zwei ersten Geseze machte er 1609 bekannt. Das dritte fand er am 8. März 1618, ein unglücklicher Rechnungsfehler bewog ihn aber, dasselbe als falsch zu verwerfen. Als er es jedoch am 15. Mai wieder vornahm und bei richtiger Rechnung wahr und mit seinen siebenzehnjährigen, nach Tycho's Beobachtungen gemachten Arbeiten genau übereinstimmend fand, da glaubte er zuerst zu träumen und meinte: es müsse ein Irrthum obwalten. Aber, schreibt er voller Freude, das Gesez ist ganz gewiß, ganz genau.

Es beschäftigte ihn jedoch nicht blos die Astronomie, vielmehr erforschte er in der Natur und in der Kunstwelt das Mannichfaltigste, und drang ein bis zu den in den Dingen lebenden und webenden göttlichen mathematischen Gesezen. So schrieb er über die sechsseitige Figur der Schneeflocken, über die Gestalt der österreichischen Weinfässer, an denen er „wunderbarliche“ mathematische Eigenschaften entdeckte, über die akustischen und optischen Verhältnisse—wie er denn zuerst die Natur des Auges wissenschaftlich nachwies, das Teleskop mit zwei convexen Gläsern construirte u. s. w.

Auf welche Gegenstände Kepler nur seine gewaltige Geisteskraft und seine nicht zu ermüdende Arbeitskraft lenkte, überall drang er in die tiefste, verborgenste Wahrheit. Erklärt doch Laplace, daß Fermat, der als der wahre Erfinder des Differentialcalculus anzusehen sey, daß dieser seine schöne Methode de maximis et minimis auf Kepler's Stereometria dotiorum gebaut, auf Resultate von dessen mathematischer Untersuchung der österreichischen Weinfässer!—

In welchem Sinne Kepler die Natur erforschte, können die Leser schon aus seinen oben angeführten ernstern, religiösen Aeußerungen abnehmen. Wie so selten findet sich in unserer Zeit ein Naturforscher, welcher aufrichtig sagen kann: mit Gott fange ich meine Arbeit an, Gott ist das Ziel meines Strebens. Ist doch die Arbeit der Meisten einzig den Creaturen gewidmet, diese sind ihr erster und letzter Gedanke, von Sehnsucht den Schöpfer zu erkennen und zu preisen ist bei ihnen keine Spur. Eine solche Weise der Naturforschung ist im eigentlichen Sinne Götzendienst.

Wie war dagegen Kepler's Naturforschung ein wahrer Gottesdienst! „Es ist das Buch der Natur, schreibt er, welches in der heiligen Schrift so sehr gepriesen wird, auf welches Paulus die Heiden hinweist, um in ihm Gott zu betrachten. Und warum sollten wir Christen weniger Freude an dieser Betrachtung haben, wir, denen es gegeben ist, durch den rechten Cultus Gott zu preisen, zu verehren und zu bewundern? Das werden wir mit um so andächtigerem Gemüth thun, je richtiger wir erkennen, was und wie Großes unser Gott geschaffen hat. David, der wahre Verehrer Gottes, hat den Schöpfer, den wahren Gott, in vielen Psalmen besungen, deren Inhalt Bewunderung der Himmel ist. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, spricht er. Ich werde deine Himmel sehen, die Werke deiner Hände, Mond und Sterne, die du gegründet hast. Groß ist unser Herr und groß seine Macht, der die Menge der Sterne zählt und sie alle bei Namen nennt. Einmal frohlockt David voll Geistes und heiliger Freude und ruft der Welt selbst zu: Lobet ihr Himmel den Herrn, lobe ihn Sonne und Mond. Was ist des Himmels, was der Sterne Stimme, mit welcher sie gleich den Menschen Gott loben? Heißt es nicht von ihnen: sie selbst loben Gott, weil sie dem Menschen Anlaß geben, Gott zu loben?“

Am Schlusse seines *Mysterium cosmographicum* sagt Kepler: „Du nun, freundlicher Leser, vergiß nicht das Ziel des ganzen Werkes, nämlich Erkenntniß, Bewunderung und Verehrung des allerweisensten Schöpfers. Denn es ist nichts von den Augen nur zum Geist, vom Sehen zur Betrachtung, von der sichtbaren Bewegung zum tiefften Rathschluß des Schöpfers fort zu schreiten, wenn du hier stehen bleiben und nicht fortstrebend mit ganzer Andacht des Gemüthes zur Erkenntniß, Liebe und Anbetung des Schöpfers dich erheben willst.“

An einer andern Stelle eifert er über die, welche materialistisch die ganze Welt für ein Werk des Zufalls erklären, in welcher nur blinde Bewegung, nicht ein lenkender Geist walte, und freventlich dem Chaos Eigenschaften zuschreiben, die nur Gott zukämen.

„Der Tag, sagt er, wird anbrechen, da man die Wahrheit sowohl im Buche der Natur, als auch in der heiligen Schrift erkennen und sich über beide Offenbarungen freuen wird.“

Mit folgendem Gebet schließt er sein großes Werk, die *Harmonice mundi*: „Es bleibt nun übrig, daß ich endlich Augen und Hände von der Beweistafel zum Himmel hebe und den Vater des Lichts andächtig und demüthig anflehe. O der du durch das Licht der Natur in uns die Sehnsucht nach dem Lichte der

Gnade erweckst, damit du uns durch dieses in das Licht der Glorie versetzest, ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Siehe, hier habe ich ein Werk meines Berufes vollendet durch so viel Geisteskraft, als du mir gegeben; ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbaret, welche diese Beweise lesen werden, so viel als von seiner Unendlichkeit mein beschränkter Geist fassen konnte. Mein Gemüth strebte so wahr als möglich zu philosophiren; ist etwas von mir in Sünden geborenem und aufgewachsenem Wurm vorgebracht worden, was deiner unwürdig ist, so lehre du mich, daß ich es verbessere; bin ich durch die bewunderungswürdige Schönheit deiner Werke zur Verwegenheit verführt worden, oder habe ich eigene Ehre bei den Menschen gesucht beim Schaffen eines Werkes, das zu deiner Ehre bestimmt, so verzeihe mir's gnädig und barmherzig; endlich schenke mir die Gnade, daß dieses Werk zu deinem Ruhm und dem Heil der Seelen gereiche und nimmer schade.“

So betet Kepler demüthig, kindlich zu Gott, den er von ganzem Herzen liebt und sucht, er dankt ihm innig für jede Erkenntniß, die ihm geschenkt wird. Mit welcher Freude verlieren wir uns in Betrachtung eines so hoch begnadigten, lebensvollen, erleuchteten Mannes und fassen wieder Muth und frische Zuversicht, wenn uns über das finstere, todte, atheistische Treiben so vieler Naturforscher unserer Zeit ein gespenstisches Grauen anwandeln will.

Was uns gerade jetzt veranlaßt, Kepler's Andenken zu erneuen, ist die gegenwärtige Erscheinung der ersten Gesamtausgabe seiner Werke.—Es sind 227 Jahre seit seinem Tode verflossen.—Die Ausgabe führt den Titel: *Joannis Kepleri Opera omnia*, edidit Ch. Frisch. Frankfurt a. M. et Erlangae. Heyder et Zimmer. 1857. Die Geschichte der Kepler'schen Werke ist merkwürdig. Montucla in seiner Geschichte führt deren 22 auf.* Es war 79 Jahre nach Kepler's Tode, daß Hansch in einer Schrift Nachricht gab: er sey im Besiz sehr bedeutender Manuscripte Kepler's, welche er von den Erben des Hevelius erhalten. Zugleich theilte er einen Brief dieses berühmten Danziger Astronomen vom Jahre 1680 mit, in welchem dieser erzählt, wie ein unglücklicher Brand seine Sternwarte und den größten Theil seiner Bibliothek verzehrt habe. Wunderbar seyen aber die Manuscripte Kepler's, die er vor Jahren mit nicht geringer Mühe und Unkosten an sich gebracht, aus diesem Brande ganz unbeschädigt gerettet worden. Man möge sie ja publiciren, denn, fährt er fort, „sie verdienen es wahrlich, daß sie aus dem Dunkel, in welchem sie nur zu

* Unter diesen nennt Montucla eins: de providentia divina adversus Calvinum, das hinsichtlich der Prädestinationslehre wahrscheinlich mit der Concordienformel harmonisirt. Gegen astralische Prädestination erklärt sich Kepler scharf in seinen astrologischen Schriften gegen das: de cœlo tibi est inevitabilis causa peccandi, et: Venus hoc fecit, aut Saturnus. Scilicet ut homo sine culpa sit.—Kepler's Differenzen mit der württembergischen Geistlichkeit über die Concordienformel, namentlich über das „damnamus“ derselben, können hier füglich unberücksichtigt bleiben.

lange begraben lagen, für alle Gelehrte an's Tageslicht kommen.“—Im Jahre 1714 erklärte derselbe Hansch: er wolle Kepler's Werke in 22 Bänden herausgeben. Aber es erschien nur ein Band, in welchem ein Theil des Kepler'schen Briefwechsels.—Die Manuscripte Kepler's kamen nach Petersburg.—Fast hundert Jahre vergingen wieder, da ward unter den Auspicien des Coadjutors von Dalberg im Jahre 1808 dem Kepler in Regensburg ein Monument gesetzt. Vergebens versuchte ich damals, als ein junger unbekannter Mann, in einem Aufsatz, mit Hinweisung auf Hevelius und Hansch dahin zu wirken, daß das gesammelte Geld, statt auf ein Monument, lieber zu einer Ausgabe der Werke Kepler's verwendet werde. Waren doch diese so selten geworden, daß sie kaum in den größten Bibliotheken vollständig gefunden wurden. Ein Versuch, die Harmonice mundi herauszugeben, mißglückte. Es war seit Stiftung des Regensburger Monuments fast wieder ein halbes Jahrhundert vergangen, als ein Landsmann Kepler's, Prof. Frisch in Stuttgart, begann, mit unsäglichlicher Mühe die Werke Kepler's zu sammeln. Er erwirkte zugleich die Benützung der Petersburger Manuscripte; der erste Theil seiner Gesamtausgabe erschien 1857. Sein großer Fleiß, seine gründliche mathematische Einsicht und Sorgfalt in der Anordnung hat schon gerechte Anerkennung gefunden, da ihn die Tübinger philosophische Facultät dankbar für die der Wissenschaft und dem deutschen Vaterlande Ehre und Frucht bringende Arbeit das Diplom eines Doctors der Philosophie übersandte.—Auch dem Verleger, Herrn Buchhändler Zimmer, gebührt unser Dank, daß er auf's Uneigennützigste den Verlag übernahm, ohne alle Aussicht auf buchhändlerischen Gewinn. Je tiefsinniger wissenschaftliche Werke sind, um so kleiner ist ja ihr Publicum. Von Herzen wünschen wir Gottes Segen zu dem Unternehmen, durch welches Deutschland endlich seinem größten Naturforscher ein würdiges Denkmal setzt, ein monumentum aere perennius.

N.

(Evangelische Kirchenzeitung.)

Bücherschau.

Des Propheten Ezechiel Gesicht vom Tempel. Für Verehrer und Forscher des Wortes Gottes und für Freunde religiöser Kunst übersichtlich dargestellt und architektonisch erläutert von Dr. J. J. Balmer-Mind in Basel. Mit fünf Tafeln und einer Karte. Ludwigsbürg, Druck und Verlag von Ferd. Niehm. 1858.

Nicht leicht ist uns eine schönere Arbeit über den Tempelstyl des Alten Bundes vorgekommen, als die in diesem Hefte vorliegende. Ein Mann vom Fache hat sich hier daran gemacht, uns jene Erscheinung des Tempels, davon wir Ezech. 40 und ff. lesen, genau in sehr hübsch ausgeführten, höchst anmuthigen Rissen und zum Theil colorirten Bildern vorzuführen und gründlich zu erläutern, und diese künstlerischen Entwürfe und Erklärungen

bilden den ersten Theil des Werkes. Der zweite, dem Gang der Darstellung des Propheten folgend, handelt von der im Tempel sich kundthunenden Herrlichkeit des Herrn; der dritte, vom Volk des Herrn, den Priestern, Fürst und Volk und endlich vom heiligen Lande und seiner Theilung. Abgesehen von der Bedeutung dieser Arbeit für das bessere theologische Verständniß jenes so eigenthümlichen Theiles der Prophetie des alten Testaments muß dieselbe wesentlich dazu beitragen, das, was uns in architektonischer und ornamentistischer Kunstform im alten Testamente vorgeführt wird, höher in ästhetisch-kritischer Hinsicht zu stellen, als es gewöhnlich in neuerer Zeit gestellt wurde. Ein Blick auf die dem Werke beigegebenen Illustrationen wird jeden Kunstsinigen davon leicht überzeugen. Zugleich ist die ganze Arbeit in frommem an Gottes Wort und Offenbarung glaubigen Geiste verfaßt und das spricht bei einer solchen Abhandlung über jenen Schrifttheil um so wohlthunender an, auch wenn wir in der symbolischen Interpretation und mystischen Ausdeutung des Einzelnen der prophetischen Vision dem Verfasser nicht überall zustimmen so bald bereit sind.

Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus. Herausgegeben von Dr. C. Grüneisen, R. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld. Jahrg. 1858. No. 1. Verlag von Ebner und Seubert, Stuttgart.

Die Probenummer des neuen Journals liegt vor uns. Die Namen der Herausgeber, deren erster längst als seiner Kunsthistoriker und Kunstkenner, der zweite als Kunstkritiker, der dritte als tüchtiger Künstler bekannt ist, bürgen dafür, daß wir in ästhetischer Hinsicht hier Gebiegenes erwarten dürfen. In wie weit sich das auf dem Titel versprochene christliche Element des Kunstblattes kundgeben wird, darüber hat die Zukunft des Blattes selbst zu entscheiden. Es kündigt sich als sehr wohlfeiles Blatt an, monatlich zwei Nummern pr. Vierteljahr 27 kr. oder 7½ Sgr., giebt gut ausgeführte Holzschnitte und will in Familien heimisch werden, wo sonst die Litteratur der Kunst so leicht keinen Zugang findet. Wir werden uns freuen, wenn der Kunstsin unter dem Volke auch auf diesem Wege gefördert wird, namentlich im Interesse der kirchlichen Kunst. Summen von großem Umfang, die jetzt eben unter dem Volke in gemeinsten Genüssen und oft auf seelenverderblicher Weise verschwelgt werden, würden wir jedenfalls lieber auf wahren Kunstgenuß verwendet sehen, und an die Stelle eines sinnlosen, gelbstolzen Luxus, wie ihn die sogenannten Gebildeten um uns her selbst in den modernsten Kirchen zur Schau tragen, würden wir so gerne die wahre künstlerische Schönheit in Architektur und Ornamentistik stellen, die wir an den alten Monumenten kirchlicher Baukunst bewundern. Allein von einer solchen Erhebung des volkstümlichen Geschmacks sind wir noch sehr ferne. Das Blatt wird den praktischen Zweck verfolgen und die Mittheilungen „sollen sich auf Beschreibungen bedeutender älterer und neuerer Werke der Architektur, Skulptur, Malerei, sowie der vervielfältigenden zeichnenden Künste beziehen. Sie sollen das Leben christlicher Künstler aus allen Zeitaltern erzählen und dabei ihr künstlerisches Wirken aus ihrem christlichen Leben, und umgekehrt dieses an jenem erläutern. Sie sollen Entwürfe zu christlichen Bauten, für Stadt- und Landkirchen, für deren einzelne Theile, namentlich Altäre, Crucifixe, Bilder, Gefäße und dgl., auch Vorschläge zu geeigneten Restaurationen enthalten. Sie sollen interessante Kunstblätter, Kunstschriften und dgl. beurtheilen, aber mehr in der Absicht der Belehrung oder Warnung für den Leser als der eigentlichen Recension für den Verfasser. Sie sollen tüchtige Werkstätten empfehlen, ihre Leistungen in die Gemeinden und Häuser einführen, auch sie selbst auf neue Vorkürfe der Unternehmung aufmerksam machen. Sie sollen der Anlegung und Erweiterung christlicher Kunstsammlungen dienen. Sie sollen auch über wichtige Fragen einen Austausch verschiedener Standpunkte der Auffassung oder Ausführung veranlassen und so einen offenen Streit, eine lehrreiche Verhandlung im Geiste der Liebe einleiten und durch das Band des Friedens zügeln. Sie sollen die der christlichen Kunst gewidmete

Thätigkeit des evangelischen Kirchentages und der beiden Vereine, welche bis jetzt in Preußen und in Württemberg entstanden sind, zur allgemeineren Kenntniß bringen und dadurch den Kreis der Theilnehmer, welche Hülfe leisten und suchen, erweitern."

Alexanders von der Schulenburg u. s. f. Lebenslauf, von ihm selbst geschrieben, nebst Beilagen und einem Anhange. Mitgetheilt durch Fritz Schwerin. Halle, Verlag von Julius Fricke. 1858.

Ein recht eigenthümliches Charakter- und Sittenbild aus dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges, vielfach erbaulich und belehrend, recht das Concrete jener Zeit und vor die Seele stellend und uns den mächtigen Unterschied zwischen jenen und unseren Tagen aufzeigend. Da kann man sehen, wie viel Gutes sich aus unseren Sitten leider verloren hat, ohne daß wir darüber trauern; wie viel Böses wir im Vergleich mit jenen drangsalvollen Zeiten nicht erleiden, ohne daß wir's mit gebührendem Danke erkennen.

Die evangelische Mission unter Heiden und Juden in ihrem gesegneten Wirken übersichtlich zusammengestellt von B. St. Steger, Pfarrer bei St. Aegidien in Nürnberg. Neue Ausgabe. Drei Theile in einem Bande. Halle, Verlag von Julius Fricke. 1857.

Dieses Werk enthält viel Material, welches den Freunden der Mission Interesse darbietet und auch für Missionsstunden recht wohl benützt werden kann. In sofern ist es brauchbar und empfehlenswerth. Aber es wäre besser gewesen, statt drei Theile äußerlich nebeneinander zu stellen, die jeder für sich die Geschichte der Mission, also denselben historischen Gegenstand behandeln (und zwar so, daß Wiederholung unvermeidlich wurde) und einen Theil „über den traurigen Zustand der Heidenwelt" mitten einzuschieben, das ganze Werk umzuarbeiten und den Inhalt in neue Ordnung zu bringen, wodurch es viel überblicklicher geworden wäre. Dann hätten auch die neuesten Resultate ihre Stelle leicht finden können.

Wer denn die Köhlerglaubigen sind? Eine gerade Frage an unsere deutschen Landsleute in Amerika. New York, gedruckt in der Office des Lutherischen Herolds, 39 Centrestraße. 1859.

Diese kleine Schrift gehört einer Reihe von Tractaten an, welche der Missionsverein der evangelisch-lutherischen St. Matthäus Gemeinde in der Stadt New York herausgegeben hat. Dieselbe schließt sich an den kleinen Katechismus Luther's an und wendet sich an die Unglaubigen mit vielen aus der äußeren und inneren Welt genommenen, höchst treffenden Fragen, die alle darauf stark und treffend hindeuten, daß der Unglaube, eine gottleugnende Weltanschauung, die doch das klare Sehen und das helle Wissen monopolisirt zu haben meint, sich überall in viel größere Schwierigkeiten verwickelt und viel unhaltbarere Hypothesen zur Grundlage hat, als die Meisten, die zu den Aufgeklärten dieser Richtung gehören, nur entfernt ahnen. Die Leute, welche Schwierigkeiten finden, an einen lebendigen Gott zu glauben, müssen allerdings ernstlich daran erinnert werden, daß es unendlich größere und zwar auch theoretische Schwierigkeiten hat, sich das Werden, Seyn und Leben der Welt ohne einen Gott zu denken, von den praktischen Schwierigkeiten, die sich finden, wenn man ohne Gott leben will, Nichts zu sagen. Nun wünschen wir auch diesem Tractate recht viele Leser und zwar ernstlich und ehrlich nachdenkende Leser eben auch aus der Classe, auf die er sein Augenmerk besonders richtet. Und wir zweifeln nicht, daß er Gutes bei ihnen ausrichten wird.

Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. Von Christian Karl Josias Bunsen. In sechs Büchern. Dritter Theil. Fünftes u. sechstes Buch. Leipzig, 1858.

Wir haben dieses Werk Bunsen's an einer anderen Stelle besprochen und verweisen auf das dort Gesagte (Kirchenfreund 1859, p. 62 ff.). Unsere dort ausgesprochene Ansicht hat sich nicht umgestaltet, seit wir mit diesem dritten und letzten Bande des ganzen Werkes bekannt geworden sind. Mit besonders lebhaftem Interesse griffen wir zum fünften Buche, welches mit dem acht Bunsen'schen Titel „das Gottesbewußtseyn der christlichen Arier" sich introducirt. Hier mußte Bunsen sich über Christi Person und Werk aussprechen und er thut es auch, aber man braucht nicht sonderlich scharf zu sehen, daß nach Bunsen's Ansicht die apostolische und die kirchliche Fassung und Feststellung der Lehre von Christus doch eigentlich auf einem ungeheuren Mißverständniß beruht. Befriedigend wird kaum irgend Jemand, zu welcher Richtung er auch gehöre, das seyn, was Bunsen als den Kern der evangelischen Berichte vom Zeugniß Christi über sein Selbstbewußtseyn und das Gottesreich auf Erden hinstellt und Bunsen ist auch hier eben sui generis. Es ist keine kirchliche Vergangenheit, mit deren Lehrgehalt er sich identificiren könnte; er meint zu wissen, was der Zukunft Glaube seyn werde, aber das Bild ist unklar, wie die Zukunft selbst, das er uns hinstellt. So finden wir uns keineswegs erleuchtet oder der großen Fragen des Reiches Gottes und der Welt mehr Meister als zuvor. Es ist ein Tappen im Dunkeln, wo hier und da Gedankenblitze ein überraschendes Licht auf einzelne Punkte werfen, aber das Dunkel kehrt wieder und Befriedigung ist uns keine geworden.

Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, bearbeitet von einer Anzahl Schulmänner und Pädagogen, herausgegeben unter Mitwirkung von Prof. Dr. v. Palmer und Prof. Dr. Wilbermuth in Tübingen von R. A. Schmid, Rector des Gymnasiums in Ulm. Stuttgart, 1857 ff.

Wir dürfen dieses Werk ansehen als eine Frucht der Rückkehr der Erziehungswissenschaft aus den Steppen des Nationalismus zum evangelischen Glauben und es steht im engsten Zusammenhange mit dem Umschwunge der deutschen Theologie der neueren Zeit. Man weiß wie der Nationalismus in Lehrerseminarien und Volksschulen Deutschland's von Busekow bis Diesterweg und verwandte Geister gehaust hat. Der Saame, ausgestreut „als die Leute schliefen", ist üppig aufgegangen. Mit dem alten, dem Respect für Gottes Wort entfremdeten Volke ist wenig anzufangen. Die Hoffnung muß ruhen auf einem besseren, in der Einsicht des Glaubens und in der Kraft des Lebens stehenden christlichen Lehrerstand, der Hand in Hand auf Gottes Wort steht und geht mit den Predigern und auf einer in evangelischem Sinne erzogenen Jugend, und einem in demselben Geiste erneuerten Familienleben. Man hat es überall versucht ohne Christus, auch in der Schule. Nichts ist handgreiflicher, als daß es ohne Christus nicht geht, und schlimmer, statt besser wird. Jede Rückkehr zu ihm aus traurigen Erfahrungen verspricht uns süßere Früchte überall. Wir wollen auch das vorliegende Werk so ansehen auf dem Gebiete, dem es angehört, und hoffen, daß es seinem Plane, wie ihn das Programm vorzeichnet, treu bleiben wird in der Ausführung. Wir lassen es selbst reden.

„In dieser Encyclopädie beabsichtigen wir eine gedrängte Darstellung alles dessen zu geben, was auf dem Gebiete der allgemeinen wie der speciellen Pädagogik und Didaktik von Interesse ist. Das Werk soll das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen sowohl in der Familie als in der Schule und zwar in der Volks-, Real- und Lehrerschule, in den Rettungs-, Blinden-, Taubstummenanstalten u. dgl. bis zur Schwelle der Hochschule, sodann das Wichtigste aus der Geschichte der Pädagogik und

genaue statistische Mittheilungen über den Zustand der Erziehung und des Unterrichts bei den verschiedenen christlichen Völkern der Erde umfassen. Die Grundlagen und Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts sollen von dem Standpunkte aus besprochen werden, der einerseits in unbefangener Erkenntniß der menschlichen Natur, andererseits in den Grundsätzen der christlichen Ethik und insbesondere des evangelischen Glaubensbekenntnisses seine Norm findet. Im Uebrigen halten wir es für die Aufgabe eines encyclopädischen Werkes, nicht sowohl dogmatisch, als dogmenhistorisch zu verfahren, der bisherigen Arbeit des menschlichen Geistes nachzugehen und ihre Resultate darzustellen, wo aber entschiedene Resultate noch nicht vorhanden sind, eine möglichst treue Zeichnung der sich gegenüberstehenden Ansichten anzustreben. Bei den Schulwissenschaften sodann handelt es sich nicht um den materiellen Inhalt derselben, welcher seine genügende Behandlung nur in Specialwerken finden kann, sondern um Darlegung ihrer principiellen Bedeutung und ihrer methodischen Behandlung. Die historischen Artikel sollen theils eine Uebersicht über die gesammte Geschichte der Erziehung und des Unterrichts sowohl im classischen Alterthum als in der christlichen Aera mit kurzer Charakterisirung der Hauptepochen, theils die Geschichte der bedeutendsten Systeme und ihrer Hauptrepräsentanten bei den verschiedenen christlichen Völkern der neueren Zeit, natürlich mit vorherrschender Berücksichtigung der Deutschen, enthalten und zugleich auf die Wirkungen hinweisen, welche die größten Geister der Nation auch auf diesem Gebiete hinterlassen haben. Einen besonderen Werth hoffen wir endlich dem Werke durch eingehende Schilderungen des Erziehungs- und Unterrichtswesens in den verschiedenen christlichen Ländern nach den besten, soweit es zu erreichen möglich ist, amtlichen Quellen zu verleihen.

Wir wünschen, mit diesem Unternehmen eine umfassende Sammlung von zwar wissenschaftlichen, aber sowohl dem gebildeten Laien zugänglichen als den Fachmann interessirenden Monographien und eben damit ein Werk von nicht bloß vorübergehendem, sondern von dauerndem Werthe herzustellen."

Kirchenchronik.

Deutschland.—Die Protestantische R.-Ztg. berichtet aus Württemberg, daß die evangelische Synode die Frage über die Vermögensverhältnisse der evangelischen Landeskirche wieder aufgenommen habe und die Bitte ausspreche, daß „der letzteren für ihr unter dem Staatsgute begriffenes Vermögen (welches schon vor vielen Jahren zu mehr als dreißig Millionen Gulden angeschlagen wurde) eine dem Reinertrage des letzteren nach seinem Zustande im Jahre 1805 (zur Zeit der Confiscation) in quali et quanto gleichkommende Rente aus dem Domanalvermögen des Staates als Eigenthum eingeräumt werde."

In Baden dauern die Agitationen über die neue Agende noch immer fort. In neuester Zeit hat Dr. C. J. Nisch (in der deutschen Zeitschrift für chr. W. und L.) ein sehr günstiges Zeugniß für dieselbe abgegeben.

Der Gustav-Adolphs-Verein ist durch Testament eines sächsischen Bürgers Erbe zweier Bauerngüter geworden, deren Reinertrag jährlich zur Unterstützung einer hilfsbedürftigen Gemeinde verwendet werden muß. Es heißt dies fortan die „Döringsche Stiftung".

Ueber die Sammlung für das Luther-Denkmal zu Worms finden wir in der Prot. R.-Ztg. einen speciellen Bericht, daß die vorhandenen Mittel im gegenwärtigen Zeitpunkt sich belaufen auf 120,531 Gulden. Aus deutschen Staaten flossen hiezu bis jetzt, außer den Beiträgen fürstl. Personen, 92,757 Gulb.; vom Auslande 20,282 Gulb.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

Mai 1859.

No. 5.

Gedanken und Mittheilungen über die Mission in Briefen an den Herausgeber des „Kirchenfreundes".

(Fortsetzung.)

II.

Es war eine lange Wanderung, die ich in meinem vorigen Briefe machte, eine Wanderung auf endlosen und vielfach gewundenen Pfaden, die bald die heimischen deutschen Gaue durchkreuzten, bald nach den eisumgürteten Gestaden der Eskimo's gingen, bald in die Länder an der heiligen Ganga führten. Denn ich folgte den Spuren einer Pilgerin auf Erden, die mir von frühester Kindheit an eine treue Freundin und Führerin gewesen war, und mir nur desto theurer geworden, weil sie sich in meinen reiferen Jahren mir auch als eine ernste Erzieherin und strenge Zuchtmeisterin erwiesen hat. Sie sagen mir, theurer Freund, daß Sie, trotz den verschlungenen und unwegsamen Pfaden, ohne Ermüdung mit mir gewandert sind, und nicht ohne Vergnügen die Landschaftsbilder betrachtet haben, auf welche die Höhenpunkte des Weges eine Aussicht öffneten. Nun wohl, so will ich heute meine Wanderung fortsetzen. Doch nein, nicht Wanderung. Es wird des Wanderns auf dieser Pilgerfahrt noch viel werden. Ich will heute eine Stätte der Ruhe und Erholung suchen, dort in jener Heimath, von wo alle Erdenpfade, die Pfade der Wahrheit sind, ihren Ausgang gehabt haben, und wohin sie durch alle zeitlichen Verschlingungen als in ihren ewigen Einheitspunkt wieder zurückkehren.

Der Weg, den ich bisher gewandelt bin, hat immer näher hingeführt zum Hause der Mission, und es immer deutlicher in seiner Größe und in seinem Umfang erkennen lassen. Es gab eine Zeit, wo es eine kleine Hütte war, verborgen in der Tiefe des Thales, daß es unter der Menge von allerlei anderen Wohnungen verschwand, und nur Wenige davon wußten. Es ist seitdem ein großes und stattliches Gebäude auf der Höhe des Berges geworden, das sein Bild über das Ganze des umgebenden Landes hinauswirft, daß die Augen Aller, die nicht gar zu kurzichtig sind, es sehen und kennen. Der Weg, auf dem ich ihm zuwandelte, war nicht der gerade Weg, die steile Höhe hinauf, sondern ein Schneckenpfad, der in spiralen Krümmungen sich um den Berg

hinaufwand, in allmählichem Fortschritt immer höher hinauf= und immer näher hinanführend, darauf berechnet, das Gebäude dem Fernblick von verschiedenen Seiten zu zeigen, es in verschiedenem Relief gegen die umgebende Landschaft und mit wechselndem Hintergrunde sehen zu lassen. Diese Wanderrung ist zurückgelegt, wir sind oben angekommen, und stehen nun innerhalb des Peristyls vor dem Portal des Hauses, um das Gebäude selbst in Augenschein zu nehmen. Die Frage ist nun: Wohin sollen wir uns wenden? auf welchen Theil desselben zuerst unsere Aufmerksamkeit richten?

Der Deutsche liebt es ja bekanntlich, bei jeder Sache, auf die er betrachtend sein Auge richtet, ihre elementaren Gründe zu suchen, und auf ihnen seinen Stand zu nehmen in der Erforschung oder Schätzung des ganzen Baues. Er begnügt sich auch nicht damit, zu den tiefsten Fundamenten desselben im Boden der Wirklichkeit durchgedrungen zu sein, sondern fragt nach dem inneren Centrum, in welchem vor dem Auge des Geistes alle architektonischen Grundlinien als in ihrem Einheitspunkte zusammenlaufen, und ihre Norm und ihr Verständnis haben. Ja, er hat einen Hang, wo ihm die, nach dem Ausdruck des Dichters, „hart im Raume sich stoßenden“ Gestalten der Wirklichkeit zu hart werden, sein Auge ganz von ihnen abzuwenden, und auf krummen oder geraden Wegen auf jenem unabhängigen und unverleglichen Gebiete des Geistes seine Zuflucht und seine Befriedigung zu suchen. „Der Deutsche“, sagt darum ein bekannter geistreicher Schriftsteller, „sucht die Realität in der Idee, der Franzose die Idee in der Realität.“ Und es ist in diesem Paradoxon nicht nur eine treffende nationale Charakteristik gegeben, die compendiarisch den Erklärungsgrund beides, des Reichthums und der Armuth des deutschen Volkes, enthält, ja auch der schon von Cäsar als *novarum rerum nimis cupientes* bezeichneten Gallier; sondern es liegt der Inhalt dieser Betrachtung auch nicht so weit ab vom Gebiete der Mission, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Denn in der damit bezeichneten Grundrichtung des germanischen Stammes, wenn sie in sich selbst und in der Gesamtheit der Lebensströmungen ihr gesundes Gleichgewicht gefunden hat, liegt auch der Antrieb und die Befähigung zu dem ihm in der Kirchen- und Völkergeschichte gewordenen Berufe, den die Gegenwart, zumal als Spiegel betrachtet, worin „coming events cast their shadows before,“ immer deutlicher als auch einen Missionsberuf erkennen läßt.

Doch es ist, wie schon angedeutet, eine andere Seite der Mission, auf die ich heute meine Aufmerksamkeit richten will. Aber Sie gestatten mir wohl, daß ich von der hohen Warte, auf die wir gestiegen sind, zuerst einen fragenden Blick hinauswerfe über den gesamten Boden, der sie und ihre Mitpilger auf Erden trägt. Idee und Realität, wie verhalten sie sich? Erschrecken Sie nicht, es soll nur ein schneller Blick der Orientirung seyn: ich werde mich nicht in die endlosen Räume hinausführen lassen, die diese Frage dem Auge eröffnet. Sie ist ja die *crux philosophorum* gewesen von ihren ersten ionischen und dorischen Patriarchen an bis auf Hegel und seine jüngsten Epigonen und Correctoren. Aber da suchen wir nicht die Antwort. Hunderte von Stimmen

schallen aus dieser langen Reihe wirr durcheinander, jede mit anderem Ton: bald in einfacher Erhabenheit aus dem Himmel Platonischer Präexistenz, bald in reichem Zusammenklang von der Erde Aristotelischer Wirklichkeit; hier tief und geheimnißvoll aus dem grenzenlosen Ocean, in welchem Spinoza schwimmt, dort prosaisch und alltäglich von der *tabula rasa* des bretternen Fußbodens, auf welchem Locke und Consorten spaziren. Nein, sollten wir da fortiren und wählen, das freilich wäre ein endloses Geschäft. Wohl sind Solche unter ihnen, die in ihrer Taucherglocke in die Tiefe gefahren sind. Und—*suum cuique!*—manches Werthvolle haben sie darin heraufgebracht. Aber die Eine köstliche Perle, die wird auf dem Meeresboden der Speculation nicht gefunden; sie muß auf anderem Wege gesucht, und um anderen Preis gewonnen werden. „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“ Der individuellen Vernunft wird es nie gelingen, Himmel und Erde in sich zu empfangen, und aus sich zu gebären; dazu ist auch der größte Kopf zu klein. Wir blicken lächelnd zurück auf die Naivetät der ersten ionischen Pioniere auf diesem Boden, die mit den kleinsten Leitern die höchsten Höhen zu erklimmen suchten; wird die Naivetät eines Schelling und Hegel, die, wenn auch in Systemen, die vor unseren Augen gigantische Colosse sind, doch gleichfalls mit Ikarusflügeln die Sonne erreichen wollten, dereinst vor einer auf höherer Warte stehenden Kritik so gar viel anders erscheinen! Ist nicht auch da noch dasselbe Verhältniß der Incommensurabilität zwischen Mittel und Ziel, so daß der quantitative Unterschied wenig in Betracht kommen kann? Ueber den atlantischen Ocean mögen sie ein Telegraphentau legen; aber nach der Sonne? den Himmel zu stürmen?—das gelingt selbst den Titanen nicht.

Wir rufen jenem Heere von Perlenfischern zu mit dem heiligen Augustin: „*Quærite quod quæritis, sed non est ubi quæritis.*“ Denn mit ihm stehen wir auf einem Boden, wo uns jene Grundfrage des Daseyns schon gelöst ist. Gelöst?—so doch, daß der Glaube erst die Lösung hält, das Schauen, die *speculatio*, erst noch seine Schulbänke zu absolviren hat. Aber haben nicht die Ehrlichsten aus jener Reihe, die Jacobi-Seelen, selbst gestanden, daß das die einzige Taucherglocke ist, in der wir hier in die Tiefe zu fahren vermögen? Jede Fichte'sche Autocratirung des Ich ist und bleibt doch nur die Usurpation eines bloßen Utopiens: jede Schelling'sche Identitätslehre identificirt nur für die eigene Brille, und eine Hegel'sche Hypostasirung des Begriffs vollends hebt alle wahre Hypothese auf. Aber „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, sie ist auch die Weltphilosophie, aber nur wenn sie nicht bloß als Weltgeschichte, sondern auch als Gottesgeschichte gefaßt wird, in anderem Sinne freilich, als nach Hegel'scher Terminologie; sonst ist sie eine schlechte Unendlichkeit, die weder Kopf noch Schwanz hat. Als Gottesgeschichte, d. h. als Gottesoffenbarung gefaßt, da hat sie auch auf jene Frage eine Antwort gegeben, wenn auch unsre Erkenntniß der Fülle dieser Antwort erst ein *βλέπειν δι' ὁσέπρου ἐν αἰνίγματι* ist. Derselbe Geist, der im Anfang über den chaotischen Wassern schwebte, der waltet auch in den Gestaltungen der Geschichte; und was die individuelle

Vernunft von sich aus ewig vergebens suchen wird, das hat er in Ihm, der das Haupt ist, beides als Idee und Realität, in substantieller Einheit, an's Licht gebracht, und bietet es als Gesamteigenthum des ganzen Geschlechts Jedem zur Aneignung dar, der es empfangen will. Denn obgleich diese Offenbarung nicht in einem philosophischen System erschienen ist, sondern in der Gestalt realer und concreter Lebensverwirklichung,—so bilden doch Gedanke und Wort die Schienenwege, auf denen sie vom Centrum zu allen Punkten und Enden hinausziehen will, um auf jedem wieder neue nicht blos Gedankensysteme, sondern vor allem Lebensgestalten zu schaffen. Und der Complex dieser Gedanken und Worte, schon in seiner ursprünglichsten Gestalt,—er kennt auch gar wohl die beiden Grundbegriffe, von denen wir hier ausgegangen sind, beides Idee und Realität, nur daß sie da das heimischere Gepräge von „Wahrheit“ und „Leben“ tragen. Das sind ja die beiden mächtigen Schwingen, auf welchen der Philosoph unter den Jüngern des Herrn sich wie ein Adler des Geistes in die Höhe erhebt, dem Herrn, dem gen Himmel Gefahrenen, nachfolgend. Und welcher denkende Christ hat nicht gefühlt und erkannt, welchen tiefen, vollen, weiten, Himmel und Erde umspannenden Inhalt diese beiden Begriffe bei Johannes haben? Ja, wenn sind sie nicht auch schon zu Schwingen des Geistes geworden, die ihn emporgetragen haben hoch über alle gemeine Wirklichkeit der Erde in den reinen Aether des Himmels? Nein, das Christenthum sucht nicht die Idee in der Realität, oder vielmehr, es sucht weder die Idee noch die Realität in der materiellen und geistigen Wirklichkeit, die das Meer ist, in dem wir hier als Fische schwimmen, und das Gallier genug in sich hat, die sich nie über seine Oberfläche erheben, und kaum je etwas von der Spiegelung der Höhe in seinen Fluthen wahrnehmen. Sein Reich der Idee, das wölbt sich, gleich dem blauen Himmel, hoch über allem Sand und Staub des Erdenlebens, in ewig gleicher Reinheit und Fülle des Lichts, wie schwere und dunkle Wolkenmassen auch die irdische Atmosphäre erfüllen mögen. Und in diesem Reiche, da liegen ihm die wahren und ewigen Realitäten, von denen die Realitäten, die unseren Sinnen es sind, in denen zwar der ahnende Blick des Glaubens Spiegelungen von jenen findet, aber auch, durch den Abfall von der Wahrheit, Caricaturen, in deren scheußlich verzerrten Lineamenten die Hölle ihr Spiel und ihre Spiegelung hat. Dort liegt darum auch der feste Maassstab, das bleibende Kriterium für alle Formen des politischen Lebens, und was hier ein immanentes Recht des Bestandes haben will, das muß dort seinen Legitimationspaß holen. Insofern sucht das Christenthum mit dem Deutschen die Realität in der Idee, und es hat daher in einem ächt deutschen Herzen einen tiefen Halt, der, recht in's Auge gefaßt, auf viele Punkte der Geschichte dieses Volkstammes ein helles Licht wirft. In der zeitlichen Realität die Ideen zu suchen, und die Formen dieser Realität in's Reich der Idee hineinzutragen, das überläßt es dem Propheten von Mecca mit seinem offenen oder geheimen Nachfolgern. Aber in anderem Sinne sucht es auch die Idee in der Realität, oder vielmehr es bringt sie uns entgegen als eine mitten in

die Wirklichkeit hereingetretene und fortwährend hereintretende. Denn so stark das Christenthum den Dualismus zwischen Idee und zeitlicher Realität, im jetzigen Bestande der letzteren, betont, stärker und schärfer als er von irgend welcher menschlichen Doctrin je hervorgehoben worden ist,—so ist es doch die Einheit von Idee und Realität, seine „Identitätslehre“, oder mit christlichem Ausdruck: die Veröhnung, worin es seinen eigentlichen Nerv hat. Und diese Einheit führt es uns vor nicht als eine idealische, sondern beides als eine von ewiger Realität in der höchsten Potenz, in dem göttlichen Willen, in welcher die Heimath und Ausgangsstätte alles zeitlich-wirklichen Lebens liegt; wie auch als eine von zeitlicher gewordener Realität, indem sie mitten in der Geschichte in der Gestalt des Fleisches erschienen ist in Ihm, der der Menschensohn war und in dem doch alle Fülle der Gottheit wohnte; und endlich als eine von werdender Realität, indem sie in einem ethischen Proceß der Erneuerung die abgefallene Wirklichkeit zu sich zurückführen will, und dadurch das Ziel aller irdischen Geschichte herbeiführen: die vollendete und alles creatürliche Leben, so weit es nicht vermöge der ihm unwiderruflich verliehenen Autonomie sich selbst ausschließt, umfassende Einheit von Realität und Idee, von Zeit und Ewigkeit.

So müssen denn vor allem Factoren der Geschichte, welche, wie die Mission, ihre Wurzeln unmittelbar in dem Boden des Christenthums suchen, und in directer Weise auf jene Verwirklichung der Einheit von Idee und Realität mit hinarbeiten wollen, ihre Legitimation nachweisen, nicht sowohl indem sie ihre eigene Idee oder vielmehr ihren Begriff darlegen, als durch die Aufzeigung ihres Zusammenhanges mit der Idee, welche die verborgene Trägerin aller wahrhaften Realität des creatürlichen Lebens ist; und im Lichte dieses Zusammenhanges wird ihr eigener Begriff dann schon seine volle Beleuchtung erhalten, ohne daß es einer förmlichen Definition bedarf, die ja ohnehin bei einer in ihrer concreten Entfaltung so bekannten und für das Verständniß so einfachen Sache nicht nöthig ist. Es könnte zwar scheinen, als ob es eben wegen dieses letzteren Umstandes entbehrlich wäre, ja als ob es blos einer unpraktischen doctrinellen Form zulieb geschähe, wenn wir so weit zurückgehen, um die Grundlagen einer Erscheinung zu suchen, die in den greifbarsten Wirklichkeiten der Gegenwart ihr Werk und ihr Wesen hat. Diesem Einwurfe zu begegnen, sey es mir gestattet, daß ich hier wieder mich des schon früher beanspruchten Rechts bediene, mich auf meine eigene Lebenserfahrung in der Mission zu berufen. Denn gerade die Praxis in der Mission erweist sich dem, der mit wachen Sinnen in ihre Aufgaben und Zwecke eintritt, unablässig als den stärksten Trieb, für seinen Missionsglauben und seine Missionshoffnung einen Halt zu suchen, der ihm auch durch die niederschlagendsten Aspecten der Gegenwart nicht angefochten werden kann, einen Halt also, dessen Stützen nicht auf zeitlichen, sondern auf ewigen Gründen ruhen. Ja freilich, wer weiß es nicht, daß die Mission in ihren wirklichen Wegen und Aufgaben es keineswegs mit den in der lautereren Klarheit ewigen Lichtes strahlenden Gestalten der Idee zu thun hat, sondern

mit der schmutzigsten Wirklichkeit und den verzerrtesten Caricaturen, und noch dazu unter den entmuthigendsten Umständen, so daß es ihr wohl oft schwer werden mag, Glauben und Geduld zu halten, und ihr zu Zeiten scheinen, als müßte sie im tiefen Schlamm der Erdenwege versinken oder stecken bleiben. Aber je finsterner die Nacht und je unheimlicher der Weg ist, auf dem der Wanderer pilgert, desto mehr drängt es ihn, stetig nach oben zu den Sternen des Himmels hinaufzublicken, die durch die düstere Wolkenhülle ihre erheiternden Strahlen zu ihm herabsenden; desto inbrünstiger gedenkt er des Lichtes und der Freude der Heimath, von der sein Weg ausging, und zu der er ihn durch alle Mühsale wieder zurückführt. O, viele Thränen und viele Tröstungen liegen auf diesem Wege, von denen selbst die Augen der Freunde und Angehörigen wenig sehen; und hätte die Mission nicht ihre eigenen feststehenden Himmelsleitern, dann wäre sie fürwahr weder ein Bethel noch ein Tabor, wo des Himmels Pforte und die Nähe des Herrn sich merken ließe, die das Herz mit einem Gefühl von der Heiligkeit der Stätte erfüllen, und den Mund zu dem Ausruf drängte: „Hier ist gut seyn.“

Zwar um einen Legitimationspaß für die Mission zu finden, den wir an jeder ecclesiastischen Douane und vor jedem kanonischen Forum getrost vorzeigen, und seine Gültigkeit erhärten könnten, da brauchten wir nicht so weit zurückzugehen. Denn welche andere Aufgabe der Kirche ist durch das Wort des Herrn nicht nur so legitimirt, sondern so dringend ihr auf's Herz gebunden, wie die Mission? Und sein Wort, das gilt ja und muß gelten in der Kirche als das einzige stat *pro ratione voluntas*; weil er uns nicht nur der ist, der die Wahrheit uns verkündigt hat, sondern der selbst der Weg und die Wahrheit und das Leben ist, weil in ihm die substantielle Fülle göttlicher Idee selbst in creatürlicher Realität geoffenbaret ist. Und die innere Realität und eo ipso die legitime Existenz der Kirche selbst steht und fällt mit dieser immanenten Autokratie seines Wortes. Doch auf diese Begründung der Mission im geschichtlichen Mittelpunkt der creatürlichen und Ausgangspunkt der kirchlichen Entwicklung komme ich, so Gott will, später zu sprechen. Dem Herrn selbst gilt kein stat *pro ratione*, sondern nur ein stat *cum ratione*, eben weil er die Wahrheit ist; und er selbst weist fortwährend von seiner zeitlichen Erscheinung auf die breitere Basis einer Idee zurück, zu deren Verwirklichung er selbst mit Wort und Werk in den Dienst der creatürlichen Geschichte getreten ist, — einer Idee, in der ebenso sehr alle Creatur ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel hat, und darum erst in ihrer Darstellung zu ihrer wahren Realität kommen kann, als sie in ihm selbst schon zu ihrer vollen und wirklichen Realität mitten im creatürlichen Leben gekommen ist. Darin liegt es ja, daß das Christenthum ebenso sehr, der Wahrheit nach, universalen, als es, der Wirklichkeit nach, particularen Charakter hat. Wie an dieser Differenz die Mission und der ganze Missionscharakter der Kirche hängt, das springt in die Augen; aber ist nicht der Punkt, auf den hier zunächst hingesteuert wird. Eben wegen dieses universalen Charakters des Christenthums, den es in der Universalität und

ewigen Gültigkeit seiner Idee hat, räumt es keinem Standpunkt Realität ein, der außerhalb seines Bodens genommen wird. Hier ist das Arsenal, aus dem seine Kämpfer die Waffenrüstung holen, in der sie getrost und mit offenem Bistri ebenso sehr jedem hierarchischen Tempelritter entgegenzutreten dürfen, der irgend eine seiner particularen Gestalten universalisiren will, als auch jedem Philosophenmantel, der seine Universalität ihm zu particularisiren versucht auf dem imaginären breiteren Boden einer Weltidee. Die Mission aber geht darauf zurück, weil auch sie ihre Theilnahme an jenen universalen Charakter beansprucht. Sie will nicht nur ihre legitime Stelle innerhalb der zeitlichen Erscheinung der Kirche geltend machen, als eine organische Function des Leibes der Kirche: sie ist ja ebenso sehr eine die Kirche begründende, als eine in ihr gegründete. Sie will auch auf dem breiteren Boden der Universalgeschichte des creatürlichen Lebens ihr Stimmrecht und ihr Occupationsrecht behaupten. Dieses Recht sucht sie in der Einheit, welche Welt- und Kirchengeschichte haben in der realen Idee, die eben so sehr auch ideale Realität ist, welche die Gesamtheit des creatürlichen Lebens von Anfang bis Ende umfaßt.

Und diese Idee, welchen Namen hat sie? Denn als Grundidee des Christenthums muß sie auch einen bestimmten Namen, oder, mit anderen Worten, reales und umgrenztes Wesen haben. Das folgt schon aus dem, was bereits oben über ein Verhältniß zu der Frage über Idee und Realität gesagt worden ist. Es kennt keine abstracten Ideen, keine bloßen universalien des Gedankens, unter welchen die particularia der Wirklichkeit als unter allgemeinen Kategorien zusammengefaßt würden, noch auch weiß es etwas von einem imaginär-hypostatischen absoluten Begriff, für welchen die zeitlichen Realitäten bloße Durchgangspunkte und verschwindende Offenbarungsformen wären. Die höchsten Ideen sind ihm zugleich die wahrhaftesten Realitäten, und die wahrhaftesten Realitäten zugleich die höchsten Ideen, doch so, daß im creatürlichen Leben die vollendete Einheit beider erst das Ende und Ziel der zeitlichen Entwicklung ist, und darin ihre nähere Bestimmung findet, daß sie durchaus auf ethischem Wege sich vollzieht, wie es denn auch keine anderen wahrhaften, d. h. nicht bloß zeitlich vorübergehenden, sondern bleibenden und ewigen Realitäten kennt als ethische oder persönliche Realitäten. Die Idee nun, die wir suchen, muß die Gesamtheit aller ethischen Realitäten in ihrer Vollendung und als ethische Einheit bezeichnen; — sie ist uns darum, im zeitlichen Bewußtseyn, erst noch Idee, weil diese Vollendung erst eine werdende ist; — aber sie hat uns zugleich höchste Realität, weil sie im Willen Gottes, dem Urquell aller geschöpflichen Realitäten, der allbestimmende Ausgangspunkt alles creatürlichen Lebens ist, und daher in ihrer realen Fülle die ethischen Kräfte und Normen aller creatürlichen Entwicklung liegen; weil sie ferner, als werdende, zeitliche Wirklichkeit hat, ja urbildlich in der Einen Person, die das Haupt aller anderen ist, schon ihre höchste reale Darstellung mitten in der Geschichte gefunden hat; und weil endlich dem Glauben die Vollendung ihrer Verwirklichung gewiß, d. h. gegenwärtige Realität ist. Diese Idee ist die Idee des Reiches Gottes.

Es bedarf wohl keiner Nachweisung, daß die Idee des Reiches Gottes die Grundidee des Christenthums und aller heiligen Geschichte und Lehre ist. Sie ist es in der Geschichte der Offenbarung von Anfang an; aber sie würde uns in den heiligen Urkunden früher und ausdrücklicher als solche entgegenreten, wenn die Offenbarung, wie sie so lange beides von Rationalismus und Supra-naturalismus irthümlich aufgefaßt wurde, in mitgetheilten Erkenntnissen ihr Werk und ihr Wesen hätte, und nicht vielmehr in substantieller Geschichte, in Lebensgestaltung und Lebensentwicklung ihren Weg ginge; so daß die von ihr gewirkten neuen Erkenntnisse sich allemal zu den von ihr gewirkten concreten Lebensgestalten verhalten wie die Blüten zum Baume, auf dem sie wachsen. Aber der Baum bringt nicht gleich seine Blüten, nachdem er aus der Erde hervorgekeimt ist, sondern muß erst die Vorstufen seines Wachstums durchmachen. So hat auch die Offenbarungsgeschichte ihre Vorstufen, ihre Kindheit in der es noch nicht zum Mannesbewußtseyn der in ihr waltenden Idee kommt. Sie bewegt sich namentlich erst durch particularistische Typen zur universalistischen vollen Realität hin. Aber, mutatis mutandis nach Maßgabe des Verhältnisses der universalistischen Fülle zum particularistischen Typus liegt schon in der auf der Vorstufe herrschenden und noch ihre Einschränkungen tragenden Idee des Volkes Gottes die volle Idee des Reiches Gottes, nur gleichsam noch in ihren Windeln, so daß sie aus ihr wie die Blume aus der Knospe hervorbrechen kann. Und diesen Durchbruch sehen wir noch innerhalb des geschichtlichen Weichbildes der Vorstufe vor sich gehen, indem im geistigen Culminationspunkt der alttestamentlichen Offenbarung, im Prophetenthum, die Knospen der Typen sich erschließen, und in der Weissagung die entparticularisirte Idee des Reiches Gottes zum Bewußtseyn kommt. Es ist ja die Macht dieser Idee und des in ihr waltenden Geistes Gottes, welche die Propheten über alle particularistischen Institute und Beschränkungen so wunderbar erhebt, in denen sie doch ihrem natürlichen Leben nach geistig genährt und erzogen waren. Doch auch hier noch trägt sie Windeln, denn es ist die Idee der Weissagung, die wohl ahnen und zeugen kann von dem, der da kommen soll, aber selbst nicht die Macht hat, die ihr entsprechende Realität in's Leben zu rufen. Das kann nur der, in dem die Fülle beides der Wahrheit und des Lebens ist, der ebenso sehr das ewige und göttlich vollkommene Urbild aller creatürlichen Darstellung der Idee des Gottesbildes ist, als das im Fleisch erschienene Vorbild aller zeitlichen Verwirklichung der Idee des Reiches Gottes, in dem daher auch beides die Kraft des Lebens zur Realisirung der Idee und die volle Wahrheit des Bewußtseyns über sie und ihre universale Bedeutung uns gegeben ist. Aber in der Gesamtheit der Worte, in welchen er uns diese Wahrheit darlegt, da ist es offenbar durchaus die Idee des Reiches Gottes, die das Centrum bildet, um welches sich alles bewegt. Seine Verkündigung beginnt mit der Predigt vom Reiche Gottes (Marc. 1, 14. 15. Matth. 4, 17. 5, 3), und endet damit, daß er nach seiner Auferstehung redet mit seinen Jüngern vom Reiche Gottes (Act. 1, 3). Die Idee des Reiches Gottes ist der allgemeine Hintergrund, auf dem sich seine einzelnen Gleichnisse und Reden gruppieren. Sie ist ebenso sehr die Grundidee des Christenthums, wie die im Fleische erschienene Person des Herrn selbst die Grundrealität des Christenthums ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einfluß der evangelischen Predigt in der Gegenwart.

(Schluß.)

Es ist ein Zeichen eines sehr krankhaften Zustandes christlicher Gesellschaft, wenn die Macht der Predigt ihre Anerkennung verloren hat. Die evangelische Kirche besonders—denn die römische kann der Predigt leichter entbehren als wir und doch sich selbst erhalten—leidet an ihrem innersten Leben, wenn dieser mächtige Arm, ihre Predigt, erlahmt und keine kräftigen Schläge mehr führt. Man sieht dies in der Gegenwart vielleicht nirgends besser, als in Deutschland. Dort haben sich die Gebildeten daran gewöhnt in großer Masse, der Predigt ferne zu bleiben. Es ist das natürlich ein Zeichen, wie sie überhaupt zum Evangelium, zur Gemeinde, zur Kirche stehen. Sie haben den Geschmack für die ernste, denksame Beschäftigung mit religiösen Wahrheiten, mit wichtigen, in unser ganzes persönliches und sociales Leben eingreifenden sittlichen Erörterungen, vom Standpunkte des positiven Christenthums aus geführt, verloren. Sie schwärmen für Erzeugnisse der Kunst, für Dichter und Schauspieler, für Maler und Bildhauer; sie werden nicht müde, dieses oder jenes System der Speculation zu kritisiren; sie sind voll kosmopolitischen Interesses und des großdeutschen Pathos nebenher. Aber die Religion, die Kirche ist ihnen keine Macht mehr, und noch die Predigt zu besuchen, das scheint Vielen der Gebildeten oder Halbgebildeten eine Sache der Schwachheit. Das zeigt sich, von allem Andern abgesehen, schon deshalb als sehr unklug, weil in einem Volke, in dessen Mitte die Kanzel nicht der Theilnahme der Gebildeten sich erfreut, auch das Nostrum keine Bedeutung gewinnen und die bürgerliche Freiheit keine Fortschritte machen wird. Bildet die Beredtsamkeit tüchtig aus zu einer bürgerlichen, öffentlichen Tugend—Theremin schrieb ein Buch: die Beredtsamkeit eine Tugend—, und der praktische Sinn des Volkes wird gefördert werden, das Talent sich den ernststen Fragen zuwenden müssen, die der realen Wirklichkeit, den Thatfachen zugehören und sich nicht einseitig an den Idealismus der Kunst oder die ewig schwebenden Fragen der Speculation verlieren. Die vornehme Verachtung der Kanzel aber zeigt, wie wenig die Gebildeten Deutschland's über die wirklichen Mächte des Lebens mit wahrhaft praktischem Sinne nachdenken. Die Verkündigung des Wortes Gottes hat die Fesseln der Hierarchie gebrochen und gerade die Völker, in deren Mitte die evangelische Predigt noch heute die höchste Theilnahme findet, sind auch politisch die freiesten. Man denke nur an England und Schottland. Nirgends ist mehr bürgerliche Freiheit, nirgends hat die evangelische Predigt mehr Gewalt über die Gemüther als dort. Ja, der Einfluß der Kanzel

ist eben dort in den letzten fünfzig Jahren wieder mächtig gestiegen und war seit den Tagen eines Knor nicht größer, als er eben jetzt wiederum ist. Und die Gebildeten gerade erkennen diesen Einfluß am meisten an. Um die Kanzel talentvoller Prediger drängen sich die ersten intellectuellen Notabilitäten der Politik, der Gelehrsamkeit, der Industrie. Und eben in der Gegenwart wird das lebendigste Bedürfniß gefühlt, und werden bedeutende Anstrengungen gemacht, um die Masse des Volkes viel mehr als bisher unter den directen Einfluß der öffentlichen Predigt zu bringen. Das Dissenterthum, welches mächtig auf die religiöse Wiederbelebung England's in den letzten hundert Jahren einwirkte, hat seine Stärke eben an der Predigt. Was konnte auch etwa ein Dean Swift, der im Namen der ihn nährenden Kirche predigte, was er im Namen seiner Vernunft sonst meinte bespötteln zu müssen, ausrichten gegenüber der begeisternden und erschütternden Gewalt eines Wesley oder Whitefield?

Und nicht minder ist es ein bedenkliches Zeichen am Einzelnen, wenn er der evangelischen Predigt entbehren kann, ohne einen Verlust zu empfinden. Man muß dabei gewöhnlich die Entdeckung machen, daß die religiöse und die sittliche Seite am Menschen bereits großen Schaden gelitten hat. Leute, die auf Bildung Anspruch machen, aber überall, besonders auch durch ihre grundsatzmäßige Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes und der Kirche überhaupt ihre irreligiöse Gesinnung zur Schau tragen, sind meistens so arrogant in ihrem Aufklärungsdünkel, so selbstvertrauend in ihrer eigenen, ihr persönliches Ich spiegelnden Weltanschauung, daß ihnen an der evangelischen Predigt, die sie eben auch nicht als Meister und Lehrer, sondern als Jünger und Schüler behandelt, Alles zuwider seyn muß. Und doch bedürfen sie allererst der Demüthigung, die sie von falschen Höhen und vermessener Sicherheit herunterführt, sie auf sich leitet und ihnen zeigt, wie wenig durch den Unglauben für's Denken und Leben gewonnen ist. Der ungebildete Mensch, wenn er die Predigt verachtet, zeigt es unversteht, daß er nicht will, daß ihm in seinem leichtsinnigen oder gottlosen Wandel Etwas störend und hemmend in den Weg tritt. Er will nicht daran gemahnt werden, daß „seine Werke böse sind“. Sehr oft hängt auch er den Schild des Unglaubens aus in unsern Tagen, wo die speculative Philosophie aus den Hörsälen der Universitäten in die Kneipen gewandert ist und die Aufklärerei sich bei Bier und Wein breit macht. Was für schaaale, gemeine Leute voll unklarer Vorstellungen und abstoßender Aufgeblasenheit die Renomisten dieser Gattung werden! Es kann uns gar nicht auffallen, daß wir selbst von den ihnen in Grundsätzen Verwandten, an Bildung Ueberlegenen je und je das Urtheil hören, für diesen ganzen Haufen wäre es viel besser, wenn Jeder dabei mit Weib und Kind sein gläubig Vater Unser beten und am Sonntag pünktlich die Predigt hören würde. Es wäre aber für die obere und untere Schichte gleich gut. Nichts ist gewöhnlicher, als daß die Menge der Predigtverächter sagt: was ich in der Kirche höre, kann ich mir auch selbst sagen. In den allermeisten Fällen ist das nun an sich schon gar nicht wahr. Aber—wo sind sie denn unter den Verächtern des Gottesdienstes, die es

sich selbst sagen? Dort eben liegt der Fehler. Solche Leute wollen zumeist keine ernste Beschäftigung mit jenen, den innersten Gewissensmenschen und sein äußeres, vielverfettetes Leben berührenden Gedanken, die ihnen die evangelische Predigt nahe legt. Sie wollen aus ihrer Ruhe nicht aufgeweckt, aus ihrer Bequemlichkeit nicht aufgeschreckt werden. Sie nehmen es wahrlich nicht genauer mit Sünde und Tugend, da sie überfließen von gesuchten Anklagen gegen Religion und Kirche, Bibel und Predigt, als ob die dem wahrhaft Guten und dem Besserwerden der Menschheit im Wege stünden; ihr affectirter Haß gegen das Christenthum entspringt nicht höherer Geistesmacht, sondern dem Gegentheil und sie haben ihr speciellstes Interesse dabei, sich die Gedanken von Buße und Sinnesänderung aus Gedanken zu halten. Das sind die Leute, die Ursache haben, Prediger und Predigt zu verachten!

Leider ist die Classe der hier Geschilderten in unsern Tagen groß und wir kommen durch sie überhaupt auf die Frage über die Abnahme des Einflusses der evangelischen Predigt in unserer Zeit, die wir am Anfang dieses Artikels berührten.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß der Einfluß der Predigt, wie groß er auch ist, keineswegs so weit geht, wie er gehen sollte und könnte. Es ist die eben besprochene Macht des Unglaubens, die ihm bei Tausenden gegenübersteht. Es ist der Zweifel an der Göttlichkeit der Schrift, der eine große Anzahl der Denkenden ergriffen hat, denen Religion darum noch nicht überhaupt verächtlich geworden ist, die aber mit vielen Fragen und Bedenken sich tragen, deren Beantwortung und Lösung von Seiten der Kirchenlehre ihnen nicht befriedigend ist. Die Predigt, so viel sie Gutes, Heilsames an ihr erkennen, löst ihnen die Schwierigkeiten auch nicht. Von allerlei Einwürfen ihres eigenen Denkens geplagt kommen sie zu keiner festen Ueberzeugung. Natürlich kann die auf dem Wort und der kirchlichen Lehre ruhende Predigt nur auf halbe Zustimmung bei ihnen rechnen und Vieles von ihrem Einfluß an ihnen geht verloren. Ueberhaupt steht eben die Menge der Menschen dem Prediger des Evangeliums nicht mehr gegenüber wie einst. In längst vergangenen Zeiten sah man in ihm viel weniger die Person, als das Amt und den Dienst desselben. Sein Predigen geschah im Namen Gottes, so wurde es angesehen. Jetzt steht der Prediger da vielmehr als ein Individuum, welches es sich zum Geschäft gemacht hat, sein Talent anzuwenden im Interesse der Frömmigkeit und zwar besonders in irgend einer confessionellen und denominationellen Färbung. Die ganze alt-solidte Grundlage scheint streitig geworden zu seyn und der Prediger repräsentirt nicht sowohl das Allgemeinanerkannte, sondern eine Ansicht. Jeder Position der Lehre, die er nimmt, stehen andere Ansichten gegenüber, der christlichen die entschieden nichtchristliche, unglaubliche; der kirchlichen die entgegengesetzte Lehre anderer kirchlichen Parteien. Der muthigsten Vertheidigung einer dogmatischen Wahrheit steht aber namentlich bei den gebildeten Zuhörern die einfache Thatsache gegenüber, daß andere und auch wackere und fromme Leute von der Sache anders denken. Statt der felsenfesten Ueberzeugung, statt des Glaubens, dessen

man leben sollte, kommt es da eben zur kraftlosen Ansicht von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, und an diesem leidigen „Vielleicht“, an diesem Mangel an Festigkeit brechen sich gerade die besten Spitzen der Predigt. Es kommt dabei zu keiner unbedingten, rückhaltslosen Hingabe an die vernommene Wahrheit.

Dieses Schwanzen der grundtragenden Anschauungen wird aber noch viel befördert durch die Macht der Einflüsse von außen, denen sich die Wenigsten entziehen können. Besonders muß hier an die Wirkung der Tageslitteratur erinnert werden. Die Zeitungen, diese täglich wiederkehrenden Lehrerinnen des Guten oder Bösen, wirken mit Allgewalt auf die öffentliche Meinung. Tausende, die der Kirche stetig entbehren, möchten keine Woche, keinen Tag ohne die Zeitung seyn. Diese Zeitungen geben nicht nur die Geschichte des Tages, sondern auch den Commentar dazu. Da müssen sie nahe genug wieder und wieder an das Gebiet der religiösen Grundsätze anstreifen und die Zustände der Gegenwart beleuchten. Aber sie haben es mit einer Mannichfaltigkeit von Lesern zu thun, die in ihren Schattirungen der religiösen Ansicht mit äußerster Vorsicht behandelt seyn wollen. Daher wird denn vom Positiven christlicher Lehre absichtlich möglichst Umgang genommen und ohne der Sache geständig zu seyn, repräsentiren die meisten unserer öffentlichen Blätter einen factischen Skeptizismus. Denn ihre Neutralität ist von der Gesinnungslosigkeit selbst kaum zu unterscheiden, der häufigen verächtlichen Bemerkungen, womit bestimmte Glaubensgrundsätze oder ihre Träger und deren Werk abgefertigt werden, nicht zu gedenken. Es versteht sich, daß Fragen, die von der Kanzel aus auf der Basis der Schrift und Kirche behandelt werden, auf dem Forum der weltlichen Tagesblätter nur von Standpunkten des ordinären praktischen Verstandes oder des natürlichen und so ganz unsicheren sittlichen Gefühls aus Besprechung finden. Man erinnere sich, welchen Ton die meisten öffentlichen Blätter dieser Art z. B. über die Sünde des Nachemords bei verletztem Ehrgefühl anstimmen. Dieselben Leute, die am Sonntag ganz anderen Principien Beifall unter der Kanzel zollen, werden oft die Woche über Tag auf Tag in völlig verschiedenem Sinne bearbeitet. Wie sollten solche Widersprüche schadlos bestehen können? Und wir wollen Nichts sagen von denen, welchen die selbstfüchtige, unheilige Klugheitsmoral des Weltmenschen, wie sie so oft in weltlichen Blättern sich kundthut, statt Gottes Wort und der Predigt nach demselben Genüge leistet. Dies ist jenes leidige Trennen von Religion und Leben, von Sonntag und Werktag im ganzen Umfange des Wortes, woraus sich trotz dem Schein frommen Eifers die Noth unseres sittlichen Zustandes, der Mangel an substantieller, concreter Moralität großentheils erklären läßt. Die Macht der Kanzel geht nicht tief, wie sie gehen sollte. Und vergessen wir nicht, daß eine Unzahl von Seelen ihr ganz entzogen ist, die doch unter dem Einfluß der weltlichen Tagespresse steht. Unsere Kirchen sind Rendez-vous für die Elite der Reichen und Vornehmen geworden. Unsere Gemeindeorganisation thut besonders in den großen Städten das Beste dazu, um auch den letzten Rest der Wahrheit zu bedecken, daß das Christenthum das große gemeinsame Band für uns Alle ist, daß wir vor ihm

andere Unterschiede vergessen sollen. Statt die Risse zu heilen muß es gerade bei einer republikanischen Form des Staates dazu dienen, die Kluft recht aufzudecken, die den Armen trennt vom Reichen. Denken wir an Deutschland, so hat dort eine Aristokratie der Bildung sich von der Menge der Ungebildeten losgerissen und das Heiligthum der Kirche verlassen. Die Ungebildeten thun es ihnen nach, denn es kostet scheinbar sehr wenig, sich von Religion und Kirche zu emancipiren und der Mensch der niederen Triebe und des Strebens nach falscher Freiheit meint immer seine Rechnung dabei zu finden. Namentlich aber hat dort die Glanzperiode der deutschen Litteratur Nachwirkungen gehabt und hat sie noch, die der Wirkung der evangel. Predigt entschieden entgegen stehen. Die Stellung der ersten Coryphäen der Dichtkunst zum Christenthum und zur Kirche war, um das Mindeste zu sagen, höchst indifferent, bisweilen entschieden abweisend und feindselig. Nun ist aber kein Land, in welchem der Cultus des künstlerischen Genius enthusiastischer getrieben wird, als Deutschland. Es verachtet die Propheten, aber schwärmt für seine Dichter, die ihm den Zauber verklärender Phantasie über die Wirklichkeit werfen. Aber je mehr die Seele der vollendeten Kunstform genießt und die Zwiespalte des Lebens im Inneren wie in der Realität des Daseyns nach außen vergißt, desto mehr verliert sich der Geschmack an Beschäftigung mit den heiligen, ernstesten Fragen, auf welche die evangelische Predigt uns führt. So sind Tausende in Deutschland der Kirche und dem Gottesdienste entfremdet worden und es scheint, als würde die Gemeinde nur durch ihre künstliche Verkettung mit dem Staate erhalten. Trauriger Zustand — denn eben diese Mißheirath stellt den Prediger hin als den Mann, der „von Staatswegen“ zum Volke redet, nimmt der Gemeinde ihr christliches Recht der Selbstregierung und Selbstverwaltung aus den Händen, macht die Religion in ihren wesentlichsten, freiesten Functionen zum Zwang und zu einem tohten Formalismus und entfremdet nothwendig die Herzen der Kirche, der Gemeinde, dem Gottesdienst, ja dem Christenthum selbst.

Daß aber die Prediger selbst das Ihrige beitragen, den Einfluß der Predigt zu schwächen, das darf ja hier auch nicht übergangen werden. Wir reden da nicht von den Gebrechen, die der menschlichen Natur überall anhaften, vom Mangel an Talent und Gelehrsamkeit und Bildung und dergleichen mehr. Auch nicht davon, daß dem Stand und Amt durch das unwürdige Benehmen Einzelner je und je Schaden geschieht, daß dadurch die Wirkung des gepredigten Wortes vermindert wird. Hier muß mehr die Rede seyn von den Einflüssen des Zeitgeistes auf die Verkündigung des göttlichen Wortes. Dieselben waren bedeutend gewiß zu allen Zeiten; verderblicher aber vielleicht nie als gegenwärtig. In Deutschland hat die Schulweisheit der Speculation die Kanzel von ihrer alten heiligen Basis verrückt und auf den Triebband menschlicher Meinungen gestellt. Ein oft langweiliges, oft sentimentales Moralisieren war die Folge davon; statt des ewigen Evangeliums kamen wohlklingende Tiraden, Appellationen an die verderbte Natur, sich in der Kraft ihrer eigenen Güte zu ermannen und die evangelischen Kernwahrheiten wurden weggeworfen, wie

hohle Ruffschalen. Es sieht wieder besser aus auf den Kanzeln, aber der Mangel an Stabilität und das gewagte Experimentiren mit menschlichen Quacksalbereien hat seine schlimmen Früchte getragen. Es ist eben bald eingerissen, langsam und mühsam wieder aufgebaut. Die einmal entstandene Trennung zwischen dem Bewußtseyn des Predigers und dem der Gemeinde hat einen Riß gelassen, der lange nicht heilen will. Jetzt sieht das Volk eine Wendung unter den Predigern zum alten Glauben zurück. Aber statt sich dessen zu freuen und das Gute, Heilsame zu erkennen, steht es da mit Mißtrauen, hat den Glauben an die Reinheit der Absichten am Stande der geistlichen Leiter vielfach verloren und wittert allerlei fernliegende, gar politische Zwecke. Man weiß, in welchen Verlegenheiten sich die Kirchenregierungen befinden und wie rathlos sie gegenüber einem Volke sind, das für eine kirchliche Selbstregierung nicht reif ist und in welchem die kirchenstürzenden Tendenzen sich viel mehr geltend zu machen suchen als die kirchenbauenden. Die Kanzel war aber und ist zugleich durch ihre Verkettung mit dem Throne vielfach gehemmt. Sie kann nicht mit unbefangener Freiheit in's Leben eingreifen; ein steifer Bureaucratismus hemmt jede freiere, individuelle Lebensregung; man hält die alten Formen, ob auch der Geist entschwunden ist; man maassregelt von oben ohne entsprechende Zustimmung von unten; das Alles wirkt auf den Einfluß der Kanzel verkümmern zurück; sie steht in einer bedenklichen Abhängigkeit und muß loyal seyn, um nicht beim redlichsten Willen mißverstanden zu werden; das fürstliche Prerogativ „von Gottes Gnaden“ hat den Nachsatz für die Prediger „von Fürsten Gnade“. Das Volk unter seinem Drucke hat keine Stütze an der Kanzel, welcher der Mund gebunden ist; die Gebrechen und Sünden der Höheren, die großen öffentlichen Schäden keinen offenen Feind an der Predigt, denn sie tragen das Privilegium der Regierung, und was diese will oder zuläßt, ist unantastbar und es ist nur zu viel Wahres an jenem Uhländ'schen Worte:

„Der Festesrede Giebel
war: Du d' dich! Schweig dabei!
als ob die ganze Bibel
ein Buch der Kön'ge sey.“

Blicken wir auf unsere näheren Umgebungen, so ist nicht zu leugnen, daß wir viele der hier gerügten Uebel auch haben, obwohl unter etwas anderer Form. Die Wirkung der Predigt leidet ebenso sehr darunter. Hier herrscht mit tyrannischer Gewalt die öffentliche Meinung, die aber gerade so einseitig und schief seyn kann und nicht weniger unbeständig und wechselnd, wie die Ansicht des Individuums. Sie mag eine Frage der Politik oder der öffentlichen Sittlichkeit in's Auge fassen oder über Personen und Ereignisse sich aussprechen, sie weiß vorübergehend die Gedanken zu monopolisiren und die Geister zu beherrschen; und die auf die Gemüther wirken wollen, um durch die öffentliche Meinung ein bestimmtes Ziel, einen gewissen Zweck zu erreichen, wissen nichts Besseres zu thun, als sie verketteten ihr Lieblingsthema mit Bibel und Religion und nehmen die Kanzel für ihre Specialfrage in Beschlag. Oft ist der Zweck ganz gut. Aber die Art und Weise, wie er verfolgt wird, sehr bedenklich und

verwerflich. Man denke an die Temperance-Reform, die Sklavenfrage, den Nativismus und Knownothingismus und ähnliche Dinge. Unleugbar wird dabei die Energie der Kanzel in höchst einseitiger, gesunder christlicher Lehre und Leben schädlicher Weise in Anspruch genommen, Alles spitzt sich auf einen Punkt zu und läßt Anderes abseits liegen, ja es scheint; wenn nicht gerade ein solcher einzelner Feind als die Verkörperung alles Bösen gehegt wird, so ist Kanzel und Prediger Nichts werth. An großen anderen sittlichen Schäden geht man vorbei und am Ende fällt man wieder auf etwas Anderes, der Reiz der Neuheit ist vorüber, das Publicum ist die Sache müde geworden und verlangt Abwechslung. Dieser Zustand gereicht der Kanzel und ihrer Wirkung nicht zum wahren Besten.

Je mehr nun die Predigt den wechselnden Strömungen des Zeitgeistes, den herrschenden gesellschaftlichen Tendenzen nachgiebt, desto weniger wird sie geachtet um des Wortes Gottes willen, das sie bringen soll, sondern um des speciellen Dienstes willen, den sie irgend einer vorübergehenden Erregung oder einem Parteinteresse leistet. Es geht so dabei, daß sie ihren Gehalt anderswo hernimmt, aber sich nothdürftig an Gottes Wort dabei anzulehnen versucht, um doch noch als christliche und evangelische Predigt zu gelten. Man stellt sich dabei doch nicht eigentlich unter die Schrift, sondern über sie. Es wird von Voraussetzungen ausgegangen, die rein menschlich sind, die Schrift muß die Stütze dazu hergeben. Es ist einleuchtend, wie falsch die Position ist, in welche der Prediger auf diesem Wege kommt. Er selber trägt das Meiste dazu bei, dem schlichten, einfältigen Predigen nach Gottes Wort seine Bedeutung, seinen Einfluß zu verringern. Das gesunde tägliche Hausbrod ist nicht mehr gut genug. Der verderbte Magen wird nur noch durch ein überstarkes Gewürz zur Thätigkeit angereizt. Man muß die Leute überraschen. Die Predigt wird zum theatralischen Effectstück. Ihr Gegenstand wird künstlich gesucht, man hängt Dies oder Jenes an, um die Leute anzuziehen, man strebt viel mehr nach Unterhaltung als nach Erbauung. Man hält Predigten „für junge Damen“, „für Feuermänner“, „für Advocaten“, „für das Polizeicorps“ und dergleichen mehr, Daß man jetzt Kirche und Predigt hält im Theater, darf gar nicht befremden; man hat ja längst das Theater in die Kirche verlegt. Enge mit diesen Dingen ist es verbunden, daß man die bloße Rednergabe, so werthvoll sie durch wahre Weihe und Heiligung wird, viel zu hoch anschlägt. Der Gottesdienst wird so zu einer Unterhaltungskunde, wo man viel mehr dem Genie einen Cultus darbringt, als Gott im Geist und in der Wahrheit anbetet. Man kommt viel mehr um den Redner zu bewundern, als sich vor Gott zu beugen und sich durch das Wort der Wahrheit heiligen zu lassen. Man wird durch die Effulgurationen der Phantasie des Redners ergriffen, gerührt, erschüttert, erhoben. Der Erfolg ist scheinbar mächtig, aber auch nur scheinbar. Der Sprung von solcher Erregung des Gemüthes bis zur glaubensvollen Hingabe an Gottes Wort, bis zum demüthigen Gehorsam gegen dasselbe, bis zu dem sich aller Versuchung gegenüber bewährenden Glaubensleben ist noch ein großer.

Mag also auch der Predigt äußerlich hohe Achtung gezollt werden, so ist diese Achtung sehr oft nicht von der rechten Art. Die menschliche Seite tritt zu sehr in den Vordergrund. Wäre die Wirkung, wie sie seyn sollte, so stünde es besser mit unserer öffentlichen Sittlichkeit. Die Profanation des Heiligen rächt sich, und die Achtung selbst gegen den Predigerstand, der bald auf dies bald auf jenes Steckenpferdchen verfällt und mehr auf Kunststückchen und Beifall, statt auf schlichten, einfältigen, treuen Dienst am Wort es abzufehen scheint, kann unter solchen Verhältnissen nur sinken.

Noch muß eines Punktes gedacht werden, der ebenfalls der Wirkung der evangelischen Predigt großen Abbruch thut, das ist der unter dem Volke herrschende Mangel an Kenntniß der Bibel. Das Bibelwort ist der Nerv der Predigt. Aber die Predigt setzt eine hinlängliche Bekanntschaft mit der Bibel beim Zuhörer voraus. Der ganze Grundton der Predigt ist biblisch; sie arbeitet aus der Bibel heraus. Fortwährend bezieht sie sich auf Bibelworte, Sprüche, Beispiele; überall klingen Allusionen an die Bibelsprache durch. Das Alles hat seinen Werth nicht etwa nur darin für die Hörer, daß sie glauben, die Bibel sey Gottes Wort, sondern daß sie mit der Bibel bekannt sind. Leider aber ist dies keineswegs der Fall so, wie man es erwarten möchte unter unserem Volke. Es fehlt namentlich eine Uebersicht über die Oekonomie der heiligen Schrift, ohne welche weder das Lesen der Bibel, noch das Hören der Predigt den rechten Segen bringen kann. Wer nicht eine gewisse zusammenhängende Kenntniß der Schrift und der ganzen Lehre vom Reiche Gottes hat, wird nie ein sicheres Urtheil über eine Predigt gewinnen und es wird bei unklaren und schwankenden Eindrücken bleiben. Nun ist aber nicht zu leugnen, daß auch die Masse unserer Kirchenbesucher über die Lehren des Heils höchst unbefriedigende Vorstellungen hat, daß die Leute selten sind, die nur einigermaßen klar über die ersten Elementarlehren des Christenthums sind. Nicht als ob das Wissen die Hauptsache wäre, aber wo kein klares Erkennen und Einsehen der Bedeutung einer Lehre, ihres Zusammenhangs mit dem Glauben und mit dem Leben ist, da fehlt ein Großes. Kommt vollends Mangel an Bekanntschaft mit den Bibelworten hinzu, so kann namentlich die Predigt die Wirkung auf Erkenntniß und Leben nicht haben, die sie haben sollte. Auch lernen die Leute von all' unserm vielen Predigen keineswegs im rechten Sinne des Wortes so viel, als man erwarten sollte. Die Vernachlässigung des Religionsunterrichtes schadet aber der Wirkung der Predigt, die auf jenen sich stützt, und dem Leben. Man lehrt ein buntes Allerlei die Woche über. Der Religionsunterricht wird als eine Nebensache behandelt, muß sich mit der Sonntagschule abfertigen lassen und ihre Kräfte sind beim besten Willen nicht fähig zu ersetzen, was uns die Wochenschule sonst vorenthält und leider die Familie nur sehr selten gewährt.

Man kann sich es unmöglich verbergen, daß auch der Wirrwarr von Ansichten und Grundsätzen, der im Protestantismus und seinen Kirchenzuständen herrscht, verkürzend auf den Einfluß der Predigt zurückwirken muß. Je mehr sich in unserem Gottesdienst die Predigt in den Vordergrund drängt,

desto schlimmer, daß der Eine Dies, der Andere Jenes predigt; am aller-schlimmsten aber, daß die Prediger selbst sich so oft gar auf ihr eigenes liebes Ich berufen und ausdrücklich es uns wissen lassen, daß sie da ihre eigene Ansicht und Meinung von dieser oder jener Sache geben, womit namentlich an heiliger Stätte so viel wie Nichts gesagt ist und die Leute sich blos interessant machen oder ihrer Eitelkeit dienen wollen. Und die Verschiedenheit dessen, was gepredigt wird, ist ohnehin nicht eben unbedeutend. Alles aber macht doch Anspruch an Glauben. Diese Discrepanzen müssen der Natur der Sache nach nicht nur die Achtung vor dem Stande der Prediger, sondern auch die Wirkung der Predigt verringern. Dies gilt namentlich in einer Zeit, wie die unserige. Die Leute denken heutzutage mehr nach, sie erlauben sich auch über heilige Dinge ein freieres Urtheil, ja, ihr Urtheil ist meistens so ganz ungezwungen auch über Kirche, Prediger, Predigt, daß man oft kaum noch denken kann, es sey ihnen Etwas daran heilig, sie behandeln's mit der alltäglichen, andachtslosen Manier, mit der sie alles Andere auch berühren und namentlich ist es die Predigt, die eben gewöhnlich ganz als ein menschliches Kunststück kritisiert und tractirt wird.

Indessen trotz aller dieser, hier der Reihe nach angeführter Einwürfe, die sich leicht vermehren ließen, steht uns doch der oben ausgesprochene Satz fest, daß der Einfluß der Predigt mächtig und weitgreifend ist. Es ergibt sich aber die Aufgabe, denselben nicht nur zu erhalten, sondern vielmehr ihn zu erweitern und zu befestigen. Unsere ganze Betrachtung führt uns schließlich auf einige Gedanken, die sich hier selbst aufdrängen.

Gewiß die Aufgabe, welche uns Predigern gestellt ist, ist groß und besonders in unserer Zeit mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpft. Eine Menge Menschen hat gelernt, Religion, Christenthum, Bibel, Kirche, Predigt und Prediger verachten. Andere sind völlig vom Weltleben ergriffen und von seinen Sorgen und Lüsten so ganz gekettet, daß sie gegen Höheres, Ewiges, Geistliches völlig abgestumpft sind. Wieder Andere sind in einem Bildungsstolz befangen und tragen sich mit einer Weltanschauung nach ihren eigenen Gedanken, wo für einen lebendigen Gott kein Raum mehr ist. Viele fragen durchaus nicht mehr nach dem, was Gottes Wort uns lehrt, daß wir's glauben und darnach leben sollen, sondern nur nach dem, was sie glauben wollen, und schneiden sich Bibel und Glaube mit der eigenen Scheere zu einem Nocke her, der ihnen paßt. Noch andere suchen das Christenthum in diesem und jenem Stücke, reiten ihr Steckenpferd und schauen stolz auf Jeden herunter, der ihnen nicht Beifall zollt. Ein großer Haufen begnügt sich mit etlichen Tugendblappen, die man zur Schau trägt, geht in einer greulichen Unwissenheit christlichen Glaubens und Lebens einher, und solche Leute halten sich noch selbst für fromm. Andere pochen auf ihr ächtes Kirchenthum oder ihre tadellose Rechtgläubigkeit, und haben mit sich abgeschlossen, so viel auch am wahren christlichen Leben fehlen mag. Tausende laufen in der Welt umher heutzutage, ohne daß ihnen irgend Etwas gewiß wäre außer der absoluten Ungewißheit aller Grundsätze des Lebens und Glaubens; sie haben keinen festen Punkt, sich daran zu halten.

Anderere wenden sich, abgefallen von der Schrift, eiteln Phantasmagorien als neuen Quellen der Offenbarung zu. Ein Haufen Spötter untergräbt durch Rede und Schrift weithin die letzten Reste von Hochachtung gegen Religion und Christenthum, gegen Glauben und Frömmigkeit, ohne dem leicht verführten Volke für den Verlust der heiligsten Güter des Lebens einen Ersatz geben zu können. Noch Andere stellen uns mit ihrem blinden einseitigen Eifer ohne Verstand ein solches Zerrbild von christlicher Frömmigkeit vor die Seele, daß Religiosität unter solcher Form uns belegend viel mehr abstoßen als anziehen muß. Es ist dahin gekommen, daß, weil ein Mensch etwa für glaubig und fromm gilt, kein Mensch ihm um deswillen im Geringsten mehr traut, ja, je mehr Einer mit seiner Frömmigkeit Eifer verbindet, desto weniger traut man ihm.—Wahrlich unter diesen Umständen ist es schwer, das Amt eines evangelischen Predigers zu führen, in gewissem Sinne die christliche Frömmigkeit nach Lehre und Leben persönlich besonders repräsentiren zu sollen. Namentlich muß jetzt mehr als vielleicht irgend einmal an das Wort erinnert werden: es unterwinde sich nicht Jedermann, Lehrer zu seyn (Jac. 3, 1).

Wenn zu irgend einer Zeit ein rechter und allgemeiner Hunger nach dem Wort des Herrn da ist, so „nehmen sie das Wort auf mit Freuden“ und das Predigen wird dadurch leichter. Das aber gehört gar nicht zu den Tugenden unserer Zeit. Die Leute sind nie weniger um ihre unselbstlichen Seelen bekümmert gewesen als dermalen. Der Faden ist außerordentlich dünn, mit welchem sie sich noch an ein Jenseits geknüpft wissen, und Viele sind bereit, auch diesen dünnen Faden vollends abzuschneiden. Sie machen es sich oft zum Verdienst, über den Aberglauben, der unter dem Namen Christenthum so lange in der Welt cursirte, völlig hinaus zu seyn. Ihnen erscheint der Glaube an Gott und Christus und Vergeltung und ewiges Leben nicht nur ganz entbehrlich, sondern geradezu verderblich, mit der Würde des freien und denkenden Menschen rein unvereinbar. Diese Ansichten circuliren aber nicht etwa nur unter den Kreisen der Gebildeten und Wissenschaftlichen, sondern in populärer Form, plump und gemein, unter dem großen Haufen, und nirgends mehr als unter den Deutschen; und nicht bloß unter den Aelteren, nein, unter den Jungen, unter Confirmanten und Schulknaben. Man täusche sich nur nicht darüber. Der Antichrist hat seine Missionäre in jeder Familie, in jedem Kaufladen, jeder Handwerksbude, unter Meistern, Gesellen und Lehrlingen. Hier entsteht dem Predigtamt die besondere Aufgabe, in möglichster Kraft und Klarheit zu überweisen. Das ist's, was uns Noth thut, überweisendes Zeugniß. Man denke nur nicht, daß dazu besonders viel gelehrter Ballast nöthig sey, wohl aber ein scharfes Nachdenken über das Wort und über den Menschen und seine tiefsten Bedürfnisse; nicht als ob es mit einem salzlosen oder überfalschen Polemischen gethan wäre, aber auch nicht, als ob man den actuellen Stand der Dinge, den herrschenden Zustand des Unglaubens vornehm oder gleichgültig ignoriren dürfte. Es gilt zu zeigen, wie das Evangelium gerade das ist, was der Mensch heute so gut wie einmal braucht, wie es seinem tiefsten Bedürfnis entspricht, wie es

so ganz geeignet ist, ihm ein reicher, durch nichts Anderes zu ersetzender Segen zu seyn. Die Predigt, immer auch wie temporell, so local influencirt, wird also mehr als vor Zeiten wieder apologetisch sich gestalten, wenn sie erbauen, Glauben wecken und stärken, in der Wahrheit des Evangeliums die einzelne Seele fester begründen soll. Aus dem Allem ergibt sich, daß die Anforderungen, die heutiges Tages an Prediger und Predigt gestellt werden, eigenthümlicher Art sind und daß der Prediger selbst den Anforderungen, die er an sich selber stellt, nie weniger genügen konnte, als in der Gegenwart.

Von vielen Seiten wird darauf hingearbeitet, dem kirchlichen Zustande wieder die Gestalt zu geben, die er in einem vergangenen Jahrhundert hatte. Man schlägt wieder den alten kirchlichen Ton an, man ordnet den Cultus wieder in alter Weise, man kehrt zur alten scharfen Orthodoxie zurück, man will wieder Kirchengerechtigkeit wie sie einmal war und dergleichen mehr. So weit in dem Allem eine Umkehr von sehr großer kirchlicher und religiöser Indifferenz und ein erwachtes Selbstgefühl der Kirche als eines selbstständigen und auf einer historischen Grundlage stabilen Institutes sich ausspricht, können wir uns darüber nur freuen. Es ist ein Versuch, aus der Unordnung wieder zur Ordnung überzugehen. Aber leider—die Welt ist eben seither eine andere geworden und möchte sich wenig mehr um die besten kirchlichen Restaurationsversuche bekümmern, außer um eben gerade zu zeigen, daß sie sich wenig oder gar nicht um sie bekümmere. Die Kirche erscheint ihr mit ihren neuesten Ansprüchen wie ein aus hundertjährigem Schlaf Erwachter, der nicht begreifen will, daß die Zeiten andere geworden sind. Wer nun auf „eine äußerliche Zucht“ in solchen Stücken viel Hoffnung setzt, der wird sich betrügen. Ihr werdet die Leute mit Zwang weder kirchlicher noch frommer machen und der „zweite Betrug wird ärger werden als der erste“. Namentlich wollen wir in Sachen des Gottesdienstes nicht anfangen, Anderem gegenüber die Predigt zu unter-schätzen. Sie wird das Mittel bleiben, manchem Herzen näher zu kommen, seine Erkenntniß zu fördern, seinen religiösen Sinn wieder zu beleben, dem mit nichts Anderem beizukommen ist. Wir fürchten die Gefahr der Ueberschätzung der Predigt im Gottesdienst nicht, obwohl wir sie kennen, wenn nur die Predigt eine rechte Predigt vom Kreuze bleibt und sich nicht davon verirrt.

Der Apostel Paulus preist sein Amt. Es war, wie wir von ihm selbst wissen, in emphatischem Sinne Predigtamt. Und er durfte es preisen. Denn welches Amt ist reiner, heiliger, edler, segensvoller? Es wird auch, wenn seine Träger ihm treu bleiben, nie um seine hohe Würde kommen. Es kann Nichts schöner seyn als der Beruf, den Menschen Mitthelfer zur Seligkeit zu seyn. Das sind wir, wenn wir ihnen Christus den Gekreuzigten predigen. Der Zustand der Zeit, in der wir leben, ruft uns selbst zu: Halte an, es sey zur Zeit oder zur Unzeit! Daß so Viele sich dem Evangelium und der Predigt entziehen, das wird uns, je mehr wir auf die praktischen Folgen ihres Verhaltens blicken, selbst zu einem Zeugniß für die Predigt von Christo. Ja, die Welt bedarf derselben, wenn sittliche Corruption und allgemeiner Zerfall nicht überhand

nehmen soll. Die Feindschaft der Welt wider die Predigt vom Kreuz giebt es eben zu erkennen, daß ein scharfes Salz in ihr ist, das die Welt in ihren Wunden schmerzt. Habt Salz bei euch! Eure Rede sey immer mit Salz gewürzt! ruft der Herr den Jüngern, den künftigen Predigern zu. Ja, er sagt von ihnen: ihr seyd das Salz der Erde! Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?

Philadelphia.

B. J. M.

Das Bunsen'sche Bibelwerk.

(Schluß.)

Ottfried. Wenn ich mit diesen Bunsen'schen Ideen von der Entstehung und Natur der Bibel nun an letztere selbst, und zunächst nur an deren alttestamentlichen Theil herantrete, welch' eine Verwüstung, Verödung und Zerstümmerung sehe ich dann vor mir! Die Bäume des Lebens, deren goldene Früchte den Völkern zur Genesung dienten, sind bis auf die Wurzel umgehauen! Die Quellen, aus denen Jahrtausende hindurch die Frommen sich Muth zum Leben und zum Sterben tranken, versiegten und liegen ringsum trocken. Die Freunde Gottes, sie irrten alle, da sie der biblischen Verheißungen als untrüglicher Zusprüche von Oben sich getrösteten. Diese vorgeblichen und vermeintlichen Gotteszusagen waren ja nur Blüthen eines religiösen Volksbewußtseyns, oder in Verheißungsform gekleidete Wünsche und Hoffnungen des menschlichen Geistes. Täuschung umfing die frommen Alten, da sie ihr müdes Haupt auf Aussprüche betheteten, wie diese: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen;“— „wenn du durch's Wasser gehst, sollen dich die Ströme nicht ersäufen, und wenn du durch's Feuer gehst, sollen dich die Flammen nicht anzünden: denn ich, der Herr, bin bei dir;“— „kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen.“— „Ich will dich heben und tragen bis in's Alter, bis du grau wirst;“— „es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer.“— „Rein, der ewige Erbarmer hat alle diese herzerhebenden Worte nie gesprochen. Laut dem „japhetischen“ Urtheil unseres Bibelwerkes sind sie nur Kundgebungen semitisch menschlicher Anschauungen, und als Stäbe und Stützen in der Noth nicht mehr zu gebrauchen. Möchte Einem doch Angesichts solcher Verwüstung das Herz vor Wehmuth zerschmelzen und zugleich vor Zorn erglühen! Hat denn der Mann auf seinem langen Lebensgange die wundervolltätige Kraft jener Gottes-

sprüche niemals an sich selbst erfahren, daß er so mit Füßen eines Verderbers darüber hinschreiten kann, und über die Zerstörung nicht einmal einen Schmerz zu empfinden scheint? Fürchten wir indeß für die Aussprüche selber nichts; sie werden sich schon wieder aufrichten und von der erlittenen Unbilde sich erholen. Beklagten wir aber den, der mit leichtfertiger Hand die starken Rittersaile zu zerzupfen unternimmt, an denen so viele Tausende schon sich oben hielten, da unter ihnen der Abgrund der Verzweiflung sich aufthat, und welche ihm selbst noch einmal, wer weiß, was für unschätzbare Dienste leisten könnten!

Zeitmann. Ottfried, du rasest!—Tastet denn der Verfasser des Bibelwerkes irgendwo den Kern dieser schönen Verheißungsworte an?

Hutter. Ei, ihr Kern ist das, daß sie aus dem Munde des lebendigen Gottes hervorgegangen sind. Als bloße Ergüsse frommen Menschenbewußtseyns ermangeln sie der Autorität, deren das Herz bedarf, und sind außer Stande, über die Fluthen der Noth und des Todes hinweg zu helfen.

Stramm. Ich möchte nur wissen, in welcher Weise Bunsen alle die Räthsel zu lösen gedenkt, welche sich bei seiner Ansicht vom Ursprung der heil. Schrift und zunächst des alten Bundes berghoch aufeinander türmen. Wie z. B. ist es denkbar, daß ohne Dazwischenkunft persönlich göttlicher Einwirkung in einem so halsstarrigen, immer zum Heidenthum neigenden, und namentlich während der ägyptischen Knechtschaft sittlich so tief gesunkenen Volke, wie das Judentum war, dieses reine und sublime Gottesbewußtseyn sich herausbilden konnte, welches, wie Bunsen zugestehet, schon in den ältesten seiner heiligen Schriften einen so glänzenden Triumph über alle anderen Religionen der Erde feiert? Wie begreife ich ohne Voraussetzung solcher Dazwischenkunft die erstauenswürdige Einheit und Continuität der religiösen und sittlichen Anschauungen in einem Büchercomplex, der während eines Zeitraums von mehr als einem Jahrtausend nach und nach zu Stand und Wesen kam? Wie vereinige ich dann auch wieder mit dem den Propheten Israels nachgerühmten „vollendet frommen Gottesbewußtseyn“ ihre bestimmte Aussage, daß sie keineswegs ihrem eigenen Bewußtseyn Ausdruck gäben, sondern Träger unmittelbarer göttlicher Offenbarungen seyen? Wie habe ich es zu nehmen, wenn ich sie unter scharfer Unterscheidung ihrer eigenen Gedanken von den ihnen eingegebenen „Gedanken Gottes“ ihre Sprüche mit Worten ankündigen höre, wie diese: „So spricht der Herr;“— „der Herr hat zu mir gesagt;“— „der Herr ist mir erschienen, und hat mir Befehl gethan;“— „es sendet mich der Herr und legt mir dies und jenes in den Mund;“— u. s. w.? Waren jene Herolde Betrüger, oder Betrogene, oder windige Phrasenmacher? In allen diesen Fällen dürfte ja von einem „hohen Gottesbewußtseyn“, das ihnen eigen gewesen, nicht mehr die Rede seyn. Wer erklärt mir ferner bei Längnung der göttlichen Eingebung die bestimmten Weisagungen, die doch unbestritten in dem alten Buche enthalten sind? Waren dieselben, wie Bunsen behauptet, wirklich nur „natürliche Vorahnungen der frommen Menschenseele“, so erinnere ich ihn an die notorisch eine geraume Zeit vor dem

Eintreffen der Begebenheiten verzeichneten Weissagungen von dem Leben des künftigen Messias, von der Zukunft Israels, von den Geschicken ganzer Länder oder einzelner Städte, wie Ninive, Babylon, Sidon, Tyrus, Jerusalem und anderer, und fordere den Beweis von ihm, den er mir ewig schuldig bleiben wird, daß in anderen Nationen je Vorherverkündigungen verlautet sind, die so wie die biblischen bis auf die kleinsten Details und die unscheinbarsten Züge der zukünftigen Ereignisse sich erstreckten. Was wird endlich bei Bunsen's Ansicht von der Entstehung der alttestamentlichen Schriften aus den Schriften des neuen Testaments, welche sich ganz unzweideutig auf die des alten als auf einen truglosen Codex vom Himmel herab geoffenbarter Wahrheit beziehen und berufen, und zwischen denselben als dem „Worte Gottes“ und jedem Menschenworte einen specifischen Unterschied statuiren? Was aus den Aposteln, die auf das Bestimmteste bezeugen, „die ganze Schrift“ sei „theopneustos“ d. i. von Gott eingegeben; es sey „nie eine Weissagung durch einen menschlichen Willen hervorgebracht“; vielmehr „hätten die Menschen Gottes geredet, getrieben vom heiligen Geist“, (und was die Apostel unter dem heiligen Geist verstanden, wissen wir,) und die Schrift sey „ein festes (d. i. untrügliches) prophetisches Wort, das da scheine an einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in unserem Herzen?“ Und was wird aus dem Herrn Christus selbst, den wir mit einem: „Es steht geschrieben,“ jede Frage lösen, jeden Hader schlichten hören? der Joh. 5 die Schrift ausdrücklich „das Wort seines himmlischen Vaters“ nennt? der überall den unbedingtesten Glauben an Alles, was die Schrift lehrt oder berichtet, auch an die Erzählungen von Noah's Arche, vom Untergange Sodom's und Gomorrah's, von Lot's Weib, von den Todtenerweckungen eines Elias und Elisa u. s. w. ebensowohl selbst bezeugt, als von den Seinen fordert, und der die Juden in ihrer Anschauung, daß die Schrift als ein göttlich inspirirtes Ganze „nicht gebrochen“, noch in irgend einem Jota aufgelöst werden könne, überall nur befestigt und bestärkt, statt sie als „all zu Orthodoxe“ freier und laxer von ihrem heiligen Buche denken zu lehren? Waren etwa auch sie, ich meine die Apostel, und sammt ihnen ihr großer Meister, dem sie nur nachdachten und nachredeten, selbst in nationalen Vorurtheilen und scholastischen Sagen befangene Menschen, oder gar schlimmeres noch als das? Der Verfasser des Bibelwerkes wird diese Frage nicht bejahen wollen. Wie aber wird er sich dann mit den, den seinigen so diametral zuwider laufenden Anschauungen, welche der Herr, und sie, die in des Herrn Namen redeten, vom Ursprunge und der Dignität des alten Testaments hegten, in Frieden auseinandersetzen?

Zeitmann. Aber ist es denn nicht eine ausgemachte Sache, daß das alte Testament offenbare Unrichtigkeiten und Irrthümer enthält?

Stramm. Sage mir, Freund, wo enthält es dergleichen? Bis zu diesem Augenblicke vermochte ich mich noch nicht zu überzeugen, daß das alte Testament bei richtiger Auslegung mit den so hoch gepriesenen neuesten Ergebnissen der

Naturwissenschaften sich wirklich im Widerspruch befinde, und bin gewiß, daß es auch vor den historischen und chronologischen Forschungen der Neueren, trotz Bunsen, dessen Egyptologie ja bereits ihren Widerleger gefunden hat, sich nicht zu fürchten haben wird. Der Geist Gottes, der die heiligen Schriftsteller erleuchtete, hatte es allerdings darauf nicht abgesehen, ihre astronomischen und geologischen Kenntnisse zu erweitern oder auch nur zu berichtigen; was aber immer er ihnen offenbarte, war reines Licht ohne irgend eine Trübung.

Zeitmann. Sogar im neuen Testamente vermöchte ich dir entschieden Irriges nachzuweisen.

Stramm. Weise nach!

Hutter. Wir sind sehr begierig, es zu vernehmen.

Zeitmann. Apg. 7, V. 16 sagt Stephanus in seiner Rede an seine Steiniger, die Leichname Jacob's, Joseph's und der anderen in Egypten verstorbenen Väter Israel's seyen später nach dem gelobten Lande hinüber gebracht, und in das Grab bestattet worden, das Abraham von den Kindern Hemor, des Vaters Sichem's, käuflich erworben habe. Nun kaufte aber, wie euch bekannt ist, der Vater Abraham nicht das Grab zu Sichem, sondern erstand von Ephron, dem Sohne Zoar, ein Ackerstück bei Hebron mit der Höhle Machpela, und in die letztere wurde Jacob begraben, während Joseph und die übrigen Patriarchen ihre Gruft auf dem Acker fanden, den nicht Abraham, sondern Jacob von den Kindern Hemor, des Vaters Sichem erworben hatte. Hier habt ihr also, und zwar bei eurem größten und heiligsten Märtyrer, ein historisches Falsum, einen lapsus memoriae!

Ottfried. Ich glaube, Freund, du triumphirst zu früh.

Stramm. Viel zu frühe! Denn für's erste überliefert uns die heilige Geschichte hier einfach und getreu nur den letzten Herzenserguß eines christlichen Märtyrers und Diakonen, und hätte diesem wirklich momentan bei einer sehr unwesentlichen Sache das Gedächtniß den Dienst versagt, so würde daraus noch keineswegs folgen, daß ein Gleiches auch den Männern hätte widerfahren können, die nicht blos, wie Stephanus, zum Diakonenamt, sondern, als Apostel und Evangelisten, zu Organen der göttlichen Offenbarungen für die Welt berufen waren. Es löst sich aber auch die Schwierigkeit in jener Stelle einfach und leicht durch die Annahme, Stephanus habe im Feuer der Rede seine Zuhörer nur flüchtig an eine ihnen allen wohlbekannte Thatsache erinnern wollen, und darum, den Abraham als den Stellvertreter seiner Familie setzend, zwei Vorgänge in einem zusammengefaßt.

Zeitmann. Ich muß gestehen, zum Advocaten bist du geboren!

Stramm. Aber glaube mir, nicht zum Sophisten!

Ottfried. Wie bestimmt und klar die Verfasser, namentlich des neuen Testaments, wo sie predigen und schreiben, sich unter dem positiven Einfluß jenes heiligen Geistes wissen, den ihnen ihr Meister als den „anderen Tröster“ und den Offenbarer absoluter Wahrheit verheißen hatte, das kann Niemanden entgehen, der das Testament auch nur eines flüchtigen Einblickes würdigt. Ein

um das andere Mal bezeichnen sie selbst Alles das, was sie verkündigen, als „Gottes Wort“ in scharfem Unterschiede von allem Menschenwort. Sie rühmen, „Gott habe ihnen geoffenbart durch seinen Geist, was nie in eines Menschen Herz gekommen sey“. Sie fordern darum im Namen Gottes unbedingten Glauben an ihre Zeugnisse, und dies um so entschiedener, je deutlicher sie selbst in sich den Zustand, in welchem sie göttlich Geoffenbartes übernommen, von demjenigen zu unterscheiden wissen, in welchem sie nur eigene Gedanken denken. Das paulinische: „Ich habe es von dem Herrn empfangen,“ ist keine Phrase, die nur bedeuten soll: „Mein besseres Ich hat mir's bezeugt;“ sondern es will buchstäblich verstanden seyn. Gleicherweise ist's als Mittheilung eines historischen Vorgangs aufzufassen, wenn der Apostel Johannes uns versichert, der Herr sey es, der seine Offenbarungen ihm gegeben, und zu ihm gesprochen habe: „Schreibe, was Du gesehen hast.“

Zeitmann. Aber räumt nicht auch Bunsen unumwunden ein, die Schriften des neuen Testaments seyen aus einem vom Geiste des Christenthums geleiteten, weltgeschichtlichen und somit maßgebenden Gemeinde-Bewußtseyn hervorgegangen, und darum nicht blos als eine göttliche Ueberlieferung von dem geschichtlichen Grunde alles Christenglaubens, sondern als die einzige zu bezeichnen und aufzufassen?

Stramm. Ich gestehe, daß dies sehr gläubig klingt; aber lassen wir uns dadurch nicht täuschen. Den Hauptfactor bei der Abfassung der heiligen Schriften, den Geist Gottes, welchen die durch ihn regierten Autoren sehr bestimmt und scharf vom Menschengeiste, auch dem geheiligten, sowie von dem Glaubensbewußtseyn der Gemeinde, das nur des Geistes Erzeugniß ist, zu unterscheiden wissen, beseitigt Bunsen, wie dies schon zur Genüge aus folgendem Vassus des Bibelwerks erhellt: „Das Maas der Begeisterung eines biblischen Schriftstellers richtet sich nach dem Nähe- und Fernegrad, welchen er zu dem, was er bezeuget, einnahm.“

Ottfried. Offenbar also verflüchtigt sich dem Verfasser des Bibelwerks die positive Einwirkung des Geistes von Oben zu einer subjectiven Erregung, welche in den Evangelisten und Aposteln durch dasjenige hervorgerufen wurde, was sie unmittelbar oder mittelbar von Christo wahrnahmen; und wir haben somit bei aller Redlichkeit ihres Sinnes keine Bürgschaft, daß sie überall klar gesehen, überall richtig vernommen und verstanden haben. Es ging bei Abfassung ihrer Berichte nach Bunsen's Ansicht ganz mit natürlichen Dingen zu. Rein menschlich, ohne Wunder, entstand das neue Testament; und wir besitzen darum trotz aller gegentheiligen Versicherungen der Apostel und Christi selbst an den Evangelien und Episteln nichts weniger, als eine mit unfehlbarer Autorität versehene Urkunde absoluter Wahrheit.

Hutter. Ich denke, wir schließen hier unsere Discussion über das Princip, von welchem Bunsen bei seinem Werke ausgeht. Es ist ja nichts evident, als daß der Mann eine positive, übernatürliche Gottesoffenbarung nicht glaubt, sondern nur von einem natürlichen Entwicklungsgange des allgemeinen mensch-

heitlichen Gottesbewußtseyns weiß, und somit dem Christenthume Krone und Wurzel abhaut.

Gründler. Leider! verhält sich's so. Aber wißt ihr, Freunde, was mir in dem Bibelwerke als vor Anderem merkwürdig aufgefallen ist? Es ist der Umstand, daß, während Bunsen unleugbar sich bemüht, den Tempel des biblischen Christenthums abzubringen und etwas wesentlich Anderes, nämlich das sogenannte „japhetische“ Lehrgebäude an dessen Stelle zu setzen, es unter seiner zerstörenden Hand erst recht zu Tage tritt, mit welchem festen, ja unauflöslichen Kitt der Wunderbau der göttlichen Offenbarung zusammengefügt ward. Nicht allein sieht sich Bunsen zu dem Geständnisse genöthigt, daß kein Text aus dem Alterthume so rein und unverfälscht uns überliefert worden sey, wie der Bibeltext, indem die verschiedenen Lesarten, an welchen es allerdings in den ältesten Handschriften beider Testamente keineswegs fehle, für Geschichte und Lehre völlig bedeutungslos seyen; nicht allein wiederholt er zu verschiedenen Malen, daß das menschheitliche Gottesbewußtseyn nirgends eine so vollendete Ausprägung gefunden habe, wie in dem alten Bibelbuche; nicht allein räumt er ein, daß Männer von so erhabenem Geistesaufschwung und so geheiligter Gesinnung, wie die Propheten und Apostel waren, nach diesen niemals wieder aufgetreten seyen: er ist auch von höchster Bewunderung hingenommen für die vollkommene Einheit religiöser, ethischer und geschichtlicher Anschauungen, die in den heiligen Schriften walte; er straft den Rationalismus, und zeigt ihn der Oberflächlichkeit darum, daß er die biblischen Weissagungen, die freilich, wie uns schon bewußt, ihm selbst nur außerordentliche Bethätigungen des natürlichen Ahnungsvermögens der menschlichen Seele sind, so gänzlich verkannt habe, und gesteht der Person Christi eine ethische Einzigkeit zu, ja erklärt den Herrn für den Ideal- und Normalmenschen, über welchen so wenig je hinauszukommen sey, daß vielmehr die höchste Bestimmung der Menschheit darin bestehe, in sein unvergleichliches Bild verklärt zu werden. Nun frage ich aber, ob sich der Verfasser des Bibelwerkes nicht in grellem Widerspruche mit sich selbst befindet, wenn er trotz aller dieser seiner Zugeständnisse dennoch, offenbar einem herrschenden Zeitgeiste zu Lieb, jede unmittelbare Einwirkung und Leitung eines persönlichen Gottes bei der Entstehung der Bibel und der Gründung des Gottesreiches auf Erden ausschließt, und ob dieser Widerspruch sich nicht bis zum Ungeheuerlichen steigere, wenn er seinen Christus auf der einen Seite als den persönlichen Inbegriff aller Tugenden und sittlichen Vortrefflichkeiten feiert, und auf der andern doch auch wieder Bedenken trägt, dem „Heiligen ohne Gleichen“ bei unzähligen seiner Aussprüche auf's Wort zu glauben? Es flößt mir aber gerade diese seine Inconsequenz für den Verfasser des Bibelwerkes die Hoffnung ein, er werde sich noch einmal besinnen, und zu dem Glaubensstandpunkte wiederverkehren, den er doch eingenommen zu haben scheint, als er vor zwölf Jahren etwa mit seinem „Allgemeinen Evangelischen Gesang- und Gebetbuch“ uns beschenkte. Ja, wenn ich mir die Begeisterung vergegenwärtige, mit der er inmitten seines rationalis-

renden Auflösungswerkes von der Bibel als „dem Spiegel der sittlichen Weltordnung“, von den Propheten und Aposteln als von „den Lichtern und Leitsternen der Welt“, und vollends von Christo als von „dem Heiligen“, dem „Unerreichbaren“ und „ewig Maassgebenden“ zu reden pflegt, so dünkt mich, ich sähe auf die Trümmer einer in einer riesigen Sturmfluth untergegangenen schönen und stolzen Stadt herab, deren Gründe aber noch lägen, und, wenn die Wasser sich verlaufen, zu einem neuen Aufbau noch Raum und Stütze bieten dürften. Verzweifeln wir denn an Bunsen nicht, sondern lassen wir die Liebe walten, die „Alles hofft!“ — Uebrigens denke ich, wir brechen für heute unsere Verhandlungen ab, und nehmen sie, wenn es euch recht ist, hier morgen wieder auf.

Ottfried. Mit Freuden! Wir werden dann zunächst uns Bunsen's Bibelschlüssel zu beschauen haben; und wird uns auch derselbe schwerlich die Bibel erschließen, so dürfte er uns doch Gelegenheit geben, in die innersten Gemächer der Bunsen'schen Ideenwelt einzudringen.

Zeitmann. Mit deiner Erlaubniß, Gründer, nehme ich den Halbband des Bibelwerkes noch einmal mit mir.

Gründer. Thue das, und siehe scharf! — Also bis morgen Abend. Lebt wohl!

Die Staatsschule und das Christenthum.

In einer sehr gedankenreichen Recension eines interessanten Werkes über „Natur und das Uebernatürliche“ von Hor. Buschnell, die sich im Mercersburg Review, April 1859, p. 179 ff. findet, sagt Dr. J. W. Nevins in Beziehung auf die Stellung unserer Staatsschulen gegenüber dem Christenthum folgende Worte, die aller Beherzigung werth sind und manchen Leuten Anlaß zum ernststen Nachdenken geben könnten:

Das System unserer öffentlichen Schulen hört man oft preisen als den rechten Nerv aller unserer Institutionen, die Verbürgung unserer politischen Freiheit, die Krone unserer Civilisation, den ganz besonderen Ruhm unseres erleuchteten Jahrhunderts. Es ist nicht zu viel gewagt, wenn wir sagen, daß es mit Kopf und Schwanz ruht nicht auf einer glaubensvollen Anerkennung der übernatürlichen Ansprüche, mit denen das Christenthum auftritt, sondern gerade auf der faktischen Verwerfung und Leugnung derselben. Die Sache wird dadurch, daß dieses Schulwesen der Idee der geoffenbarten Religion gerade nicht förmlich widerspricht, keineswegs besser. Die ganze Schwierigkeit liegt offenbar darin, daß, während das Christenthum Anspruch macht, als höchste Autorität für den Menschen und seinen Geist zu gelten, ihm dennoch durch

unser Schulsystem und seine ganze Einrichtung die Ausübung jener Autorität verweigert ist, und dies gerade auf einem Gebiete von allerhöchster Bedeutung für unser Leben; daß es in seiner Manier auf die Seite geschoben und eine andere Theorie der Religion praktisch an seine Stelle gesetzt wird. Die Sache ist auch so klar, daß sich darüber gar nicht streiten läßt. Will eine Erziehung wahrhaft christlich seyn, so muß sie mit den Realitäten eines höheren Lebens gemäß deren eigenthümlichem Charakter vollen Ernst machen, sie muß alle nur zeitlichen, natürlichen Zwecke den Forderungen Gottes und einer ewigen Welt vom klaren und entschiedenen Gesichtspunkte christlicher Lehre aus unterordnen. Hat Erziehung nicht dies zu ihrem Wesen, so ist ihr schon das Urtheil gesprochen, daß sie zur Religion nicht in einem freundlichen, sondern feindlichen Verhältniß steht. So angeschaut und geprüft verliert unser öffentliches Schulwesen, wie es dermalen ist, alles Recht auf wahre Achtung. Es ignorirt das positive Christenthum und giebt vor, die Jugend ohne seine Hülfe erziehen zu können, als wäre es irgend möglich, dieselbe für die Pflichten und Aufgaben des Lebens völlig vorzubereiten, während ihr Gemüth nur auf die Dinge dieser sichtbaren Welt gelenkt wird, während des Menschen höchste Bestimmung vergessen wird, nämlich, daß er theilhaftig werde „der Kräfte einer zukünftigen Welt“.

Alle Erziehung solcher Art ist in Wahrheit gott=los. Es gereicht der römisch-katholischen Kirche zur Ehre, daß sie diese Erziehungsmethode entschieden verwirft und von ihren Kirchengliedern fordert, sich davon ferne zu halten, obwohl dies nur geschehen kann unter der schweren Last, welche die Gründung und Erhaltung separater Gemeindeschulen nothwendig auslegt. Wir sagen, es gereicht ihr dies zur Ehre; denn welchen besseren Beweis könnte sie geben, daß wenigstens für sie die Wahrheiten der Religion unter der Form, in der sie dieselben hält, feststehende Glaubensartikel sind, welche als solche höhere, übernatürliche Autorität an sich tragen und zu Gunsten irgend eines anderen Interesses oder einer sonstigen Ansicht nie auf die Seite gesetzt, nie auch nur für einen Augenblick in ihrer Wirkung aufgehoben werden können? Wenn andere kirchliche Gemeinschaften sich hierin scheinbar liberaler zeigen, wenn sie weniger Eifer um die Rechte des sonst von ihnen hochgehobenen herrlichen Evangeliums des gnädigen Gottes zeigen, so kann man in der That nicht leicht denken, daß das ein günstiges Zeugniß für ihren Glauben sey. Es scheint vielmehr deutlich darin zu liegen, entweder daß sie das Entschiedene, Eigenthümliche des christlichen Glaubens gar nicht recht erkennen, oder daß all' dies Eigenthümliche ihnen am Ende doch mehr den Werth einer Meinung und Ansicht hat, als die Macht lebendigen Glaubens. Wenn man von einer außerkirchlichen Erziehung redet, wobei in einer gewissen ganz allgemeinen Manier doch der Religion auch noch Rechnung getragen werden soll, indem man später die Zöglinge der besonderen Sorge und Pflege der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften übergiebt, welche die religiöse Ausbildung nach ihren besonderen Grundsätzen vollenden sollen, so wird damit nur der innerste Krebschaden der ganzen Sache aufgedeckt. Denn immer liegt die falsche Annahme dabei zu

Grunde, daß eigentlich zwischen dem positiven Christenthum und einer Art von natürlicher Religion, die man denn auch noch Christenthum nennt, kein Unterschied sey. Auch kann man keineswegs sich damit begnügen, wie Manche meinen, daß regelmäßig die Bibel in den Schulen gelesen wird; als ob eigentlich das an sich schon Christenthum ausmachen würde, als ob dies ein voller Ersatz für christliche Erziehung mit all' ihren mannichfachen Pflichten und Anforderungen wäre. Leute, welche auf eine so wohlfeile Manier sich mit dem Höchsten, was wir haben, mit der Religion, mit dem Christenthum meinen abfinden zu können, oder denken, ihr auf diesem Wege ein freies Wirkungsfeld zu eröffnen, legen eine erstaunlich oberflächliche Ansicht von Religion überhaupt an den Tag. Man kann sich ja leicht davon überzeugen, daß der Gebrauch der heiligen Schrift überall an die unter sich widerstreitenden Grundsätze der religiösen Parteien und Secten sich ansmiegt und daß eben darum auch die Meinungen und Wünsche derer, denen Offenbarung überhaupt nur eine Fabel ist, von der Bibel getragen seyn sollen. Die Freunde des Unglaubens und Naturalismus haben sich selber vielfach eifrig für die Ehre derselben bewiesen und Niemand scheint gewöhnlich mit mehr gutem Willen den unverkürzten Gebrauch der Bibel in den öffentlichen Schulen in Schutz zu nehmen. Sie haben gar Nichts dagegen, wenn man die Bibel zu einer Art von Lehrbuch der Moralität, des Patriotismus und eines schwächlichen Humanitarianismus macht, wenn nur das eigentliche Christenthum mit seinem besonderen supernaturalen Wesen in allen jenen Associationen ausgeschlossen ist, wo ohnehin die Tendenz herrscht, seinen göttlichen Sinn auf die Flachheit jammervoller Glaubenslosigkeit herunterzusetzen. In der That, es bedarf mehr als eines Bibelgebrauchs der hier bezeichneten Art, um unsere Schulen vom Vorwurf der antichristlichen Richtung frei zu machen, denn für Christus und mit ihm sind sie in gar keiner directen und entschiedenen Weise.

Uebrigens spricht die Sache für sich selbst. Wenn an unserem Schulwesen irgend Etwas ist, wodurch es sich besonders charakterisirt, so ist es eben jene ausgesprochene Verweltlichung, ein Zustand, der dem praktischen Festhalten an den unsichtbaren und ewigen Dingen schnurstracks zuwiderläuft. Sie sind ein reines Werkzeug des Staates und ihre ganze Benützung geht auf in weltlichen und politischen Zwecken. Der ganze Geist ihrer Administration ist überwiegend irdisch. Der ganze Apparat ihres erziehenden Arbeitens ist überall eben für die weltlichen Dinge eingerichtet. Alles dreht sich um's Wissen, ein Wissen der natürlichen Objecte für Zwecke und Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens, als wäre dies kurzweg des Menschen letztes Ziel und das höchste, diesseits des Grabes ihm vorgehaltene Gut. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die ganze Atmosphäre der Schulstube gleichsam mit dem Gift des Unglaubens geschwängert ist und daß die Jugend unter solchen Einflüssen kalt, roh, materialistisch, höheren Eindrücken unzugänglich, endlich für die Werke des Fleisches gleichsam vorgeschult aufwächst. Zeigt sich dieser Einfluß nicht deutlich genug dem Auge jedes denkenden Beobachters? Und ist nicht gegründete Ursache da

zu fürchten, daß das Uebel mit seinen Folgen im Laufe der Zeit schlimmer statt besser werde?

Leider muß man sagen, daß es nur zu sehr dem herrschenden Geiste der Zeit entspricht. Die verfehlte Erziehungsmanier unserer Schulen findet an der außerhalb der Schule herrschenden Denkweise nicht das rechte Correctiv. Stünde es hier besser, so würde eine solche Erziehung gar nicht geduldet. Wirklich, es ist ein Zeichen der Verfinsternung des Glaubens, daß eine Angelegenheit von solcher Bedeutung in einem Christenlande ruhig der Macht des Unglaubens in die Hände gegeben wird. Da muß eine geringe Ansicht von Religion herrschen, wo man eine reine, einseitige Verstandesbildung irgend für höher anschlagen kann als Tugend, Religiosität und ächte Frömmigkeit. Da liegt ein Unglaube zu Grunde, wenn diese Art von Ausbildung, wie dies meistens geschieht, gepriesen wird auf Kosten höherer Interessen, als ob das bloße Wissen—und zwar in der Form der Lese-, Schreibe- und Rechnen-Kunst—an sich nothwendig ein Segen für den Einzelnen oder die Gesamtheit seyn müßte, als ob das ganze Problem des Glückes Aller und eines Jeden gelöst wäre, sobald der Schulmeister um den Weg ist und in solcher Manier das liebe Licht durch die Seelenfenster hineinläßt; als ob eine Erziehung solcher Art irgend hoffen ließe, daß die großen Schäden des Lebens geheilt oder doch daselbe in irgend einer den Zwecken Gottes entsprechenden Weise verschönert werden könnte. Hinweg mit dieser verwerflichen Glorification des ordinären Verstandes, die alle höheren Bedürfnisse der unsterblichen Seelen vergift. Es ist doch nur die Phrasenmacherei des Unglaubens. Des Menschen höchste Bestimmung ist, Gott zu dienen und in ihm selig zu seyn für immer. Was Noth thut, ist gar nicht etwa ein Wissen von den Schattenbildern der Welt, sondern zu stehen in der Kraft der Ewigkeit. Mit dem geringsten Maaß von Glauben ist mehr gewonnen, als mit einer Fülle glaubenslosen Wissens. Einfältige Frömmigkeit ist viel besser, als ein von Gott losgerissenes Wissen um die vergängliche Welt. Das sind Elementarlehren, das sind die einfachsten Maximen des Christenthums. Sie nicht zu wissen, sie nicht im Sinne zu behalten, nicht ihnen als den rechten Regulativen des Denkens und Lebens zustimmen zu wollen, heißt das wahre Wesen und den Ruhm des Reiches Christi aus den Augen verloren zu haben und bereits unter den Einflüssen des entgegengesetzten, des antichristlichen Geistes zu stehen. Und das eben ist das Verderben unserer Zeit. Wir lesen von sogenannten „Zeitaltern des Glaubens“. Wahrlich das unserige verdient diesen Namen nicht. Wir sind stolz auf unser Wissen, aber es ist irdisch, nicht himmlisch. Wir rühmen unsere Fortschritte und Geschicklichkeiten; aber sie stehen im Dienste materieller Interessen viel mehr als in dem des göttlichen Lebens. Wir erheben unsere allgemeine Civilisation, als ob sie von ihr selbst eine Bürgschaft für das Kommen eines christlichen Millenniums wäre und der Vorbote jenes „neuen Himmels und der neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnt“. Aber leider ist schwer einzusehen, daß darin eine Wirkung jener von Gott uns im Wort enthüllten übernatürlichen Kräfte oder ein Erweis ihrer wirklichen Gegenwart in der Welt liege, oder eine Triebkraft, dadurch diese Kräfte ihre Bestimmung bethätigen sollen. Wahrlich wir sehen darin nicht jene „Weisheit und Kraft Gottes zur Erlösung“.—

Kirchenchronik.

Verhandlungen über das Ehegesetz in Preußen.—Die „Protestantische Kirchen-Zeitung“ bringt folgende Mittheilung aus den Verhandlungen über den Entwurf eines neuen Ehegesetzes im Hause der preussischen Abgeordneten.

Justiz-Minister Simon: In Gemeinschaft mit dem Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten bin ich beauftragt, dem hohen Hause den Entwurf eines Gesetzes, das Eherecht betreffend, zu überreichen. Der Gesetzentwurf zerfällt in zwei Titel, deren einer von der Eheschließung, der andere von der Ehescheidung handelt. In dem ersten ist versucht worden, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich durch die Trauungsweigerungen geschiedener Personen gegenüber herausgestellt haben, so wie diejenigen Schwierigkeiten, welche sich sonst in dieser Beziehung herausgestellt haben. Die Hülfe soll gewährt werden durch Ausdehnung der bürgerlichen Eheschließung, und enthalte ich mich in dieser Beziehung eines weiteren Eingehens, weil der Herr Kultus-Minister sich vorbehalten hat, auf diesen Punkt zurückzukommen. Sodann wendet sich der erste Titel zur Beseitigung des Ehehindernisses, welches bisher die Ungleichheit des Standes hervorgerufen hat. Nach den Bestimmungen des A. L.-R. ist eine zwischen einer Mannsperson vom Adel und einer dem niederen Bürger- oder Bauernstande angehörigen Frauensperson geschlossene Ehe ungültig. Die Aufhebung dieser Bestimmung hat sich seit langen Zeiten als ein Bedürfnis herausgestellt. Die Angelegenheit ist dadurch in eine besondere Lage getreten, als die Frage aufgeworfen wurde, ob dieses Ehehindernis nicht schon durch die Bestimmungen der Verfassungsurkunde als beseitigt angesehen werden könne. In dieser Beziehung sind verschiedene Stimmen laut geworden; doch hat der oberste Gerichtshof angenommen, daß es nicht der Fall sey, und es sind in dem Falle, wo die Ehe bereits durch den Tod gelöst war, den hinterbliebenen Kindern die Rechte der ehelichen Geburt abgesprochen worden. Es kommt noch hinzu, daß die Grenzen, auf denen dies Hindernis beruht, ungemein schwankend sind, und es stellt sich das Bedürfnis der Abhülfe um so dringender heraus. Der zweite Titel nimmt sodann die schon früher versuchte Ordnung des Ehescheidungsrechts wieder auf; die Regierung ist davon ausgegangen, alle Punkte aus dem Entwurf zu entfernen, bei welchen nach den früheren Verhandlungen auf ein Einverständnis des Landtags nicht zu rechnen ist. Es ist daher im Wesentlichen nur der Theil aufrecht erhalten worden, der die Reduction der Ehescheidungsgründe ausspricht, und weggelassen sind z. B. die früher projectirten Bestimmungen über die Einführung einer zeitigen Trennung von Tisch und Bett u. dgl. m. Das Gesetz ist auf das Gebiet des Bedürfnisses und der Angemessenheit zurückgeführt, und die Regierung hofft, die Angelegenheit mit Zustimmung des Landtags zu einem geächtlichen Abschlusse zu bringen. (Der Minister beantragt die Ueberweisung der Vorlage an eine besondere Commission.)

Kultus-Minister v. Bethmann-Hollweg. Ich ergreife das Wort, weil es sich hier um ein Verhältniß handelt, wo Staat und Kirche sich berühren. Es gehört zur Aufgabe des mir durch Allerhöchstes Vertrauen übertragenen Amtes, die Rechte und Interessen des Staates den verschiedenen Religionsgesellschaften gegenüber wahrzunehmen, doch ohne diesen Gesellschaften nahe zu treten. (Bravo! rechts.) Wenn ich ihre Aufmerksamkeit länger in Anspruch nehme, so möge die Wichtigkeit der Sache mich rechtfertigen. Es handelt sich um die Befriedigung eines tiefgefühlten Bedürfnisses der Zeit, um die Ausführung eines wichtigen Artikels unseres Staatsgrundgesetzes. (Bravo! rechts.) Die Reform des bürgerlichen Scheidungsrechts wurde bisher verschleppt, weil in diesem Punkte

Staat und Kirche gleichsam im Gemenge lagen, und die Aufdrängung des Lebensgesetzes des einen für das andere Gebiet konnte nichts anderes als Widerspruch, Conflict und Kampf hervorrufen. Es handelt sich in diesem Falle um die Lösung eines solchen Conflictes. Die eine der beiden großen Religionsgesellschaften, in denen das Leben der Nation sich bewegt, die katholische Kirche, getragen durch eine mehr als tausendjährige rechtliche Organisation, verfolgte ihren Weg, und der Staat verfolgte ebenso den seinigen nach dem Gesetz, so daß in Beziehung auf das hier in Frage kommende Verhältniß der Widerspruch kaum gefühlt worden ist. Dennoch, scheint mir, hat auch die katholische Kirche bei der vollen Freiheit, die sie genießt, ein wesentliches Interesse durch das Eingehen auf diesen Vorschlag sich vor möglichen Eingriffen zu schützen. Nimmermehr würde das Recht, was sie in Bezug auf Ehe und Scheidungsrecht; es gab nur ein Ehe- und Scheidungsrecht, und dies war staatlich und kirchlich zugleich. Die Gerichte waren gemischt und die Praxis hat sich in ihnen gebildet. Schließlich ist diese Gemeinschaft in eine fast völlige Unterdrückung der Kirche ausgeartet. Schon 1748 wurde die Kirche des Ehescheidungsrechts beraubt und dies auf die bürgerlichen Gerichte übertragen, was der große König selbst 1782 tief zu bereuen volle Ursache hatte. Bei der neuen Verwaltungsorganisation des J. 1808 wurde die letzte Institution höherer Kirchenverwaltung aufgehoben und die Kirche wurde ein Zweig der Staatsverwaltung. Seit dem Jahre der Drangsale und der Befreiung ist in unserem ganzen Vaterlande eine neue Belebung der Religion zu bemerken; im J. 1817 wurde der erste Versuch gemacht, die evangel. Kirche wieder neu zu organisiren. Störungen in der Entwicklung in beiden Gebieten traten bald hervor; die Reform des Scheidungsrechtes blieb liegen. Was Wunder, daß in diesem Zustande Emancipationsversuche Einzelner sich zeigten. Der Hochselige König Friedrich Wilhelm III. übte bereits Nachsicht gegen das Gewissen einzelner Geistlicher; aber dabei blieb es nicht, weil man sich in dem Fortschritt befand und in diesem sich der Widerstand gegen die Staatsgesetzgebung organisirte. Dadurch wurde die bisher geduldeten Anarchie zu einem offenen Conflict beider Gemeinschaften umgestaltet. Diesem unglücklichen Zustande muß abgeholfen werden. Es fragt sich nur, auf welchem Wege. Die Einen schlugen vor, wieder zurückzukehren zu dem früheren Zustande der Unfreiheit, und zwar den Geistlichen zu befehlen, sich den Staatsgesetzen zu beugen. Diesen Weg zu befolgen kann die Staatsregierung sich nicht entschließen; sie würde dadurch dem Art. 15 unserer Verfassungsurkunde entgegenstehen. Als zweiter Weg wurde vorgeschlagen, den Zustand fortbauern zu lassen, es dem Belieben der Geistlichen anheimzugeben, sich mit ihrem Gewissen abzufinden. Allein auch dieser Weg empfiehlt sich nicht; es ist dies ein Zustand der Anarchie. Der dritte Weg, der empfohlen worden ist, war der, abzuwarten bis es gelungen seyn würde, durch gegenseitige Annäherung des Staates und der Kirche die Einigung wieder herbeizuführen, ein Weg, der von der Kirche bereits eingeschlagen ist. Nach den Ansichten des Oberkirchenrathes, der die Ehescheidung nicht auf die zwei sogenannten schriftmäßigen Gründe zurückführen will, würde ein Zusammentreffen des Staates und der Kirche ein wohl rein zufälliges seyn. Es bleibt also kein anderer Ausweg, wenn beide Gebiete gedeihen sollen, als eine Unterscheidung—eine Trennung möchte ich es nicht nennen, denn diese ist unmöglich—von Staat und Kirche als den Abschluß der Ehegesetzgebung, namentlich der Einführung der bürgerlichen Ehe. Dieselbe ist in dem vorliegenden Gesetzentwurf, freilich in Verbindung mit der Reform des Scheidungsrechtes, empfohlen, und darauf legt die Regierung großes Gewicht. Die Staatsregierung schlägt vor, das Interesse für die glückliche Entwicklung der evangelischen Kirche, namentlich durch Ausführung des Artikels 15 der Verfassungsurkunde, durch Schaffung der Organe, welche die Kirche bisher entbehrt hat und welche ihr unentbehrlich sind, um ihre volle Selbstverwaltung zu erhalten, durch Eintritt der Laienlemente in ihren Organen zu wahren (Bravo! rechts). Es ist aber auch dem Bedürfnis jener kleinen Religionsgesellschaften, welche noch keine Organe aufweisen können, dem Bedürfnis der Desidenten, Rechnung zu tragen. Diesen war schon seit dem Jahre 1847 nur unter der Bedingung ihres formellen Austritts aus der Landeskirche die bürgerliche Trauung gestattet. Viele haben Bedenken getragen, diesen Austritt zu erklären. Für die Zukunft ist aber die einfache Weise vorgeschlagen, daß die bürgerliche Ehe auch ohne den Austritt aus der Landeskirche denjenigen gestattet wird, die sich in ihrem Gewissen dadurch beschwert fühlen. Es handelt sich nur noch um die Art der bürgerlichen Ehe. Die Regierung glaubt weder den Weg der Napoleonischen Gesetzgebung, den der obligatorisch-bürgerlichen Eheschließung, noch endlich den der sogenannten Nothehe betreten zu dürfen; in letzterer Beziehung, weil im Fall der Trau-

ungsverweigerung der Conflict zwischen Staat und Kirche in jedem einzelnen Falle von neuem constatirt wird (Auf rechts: sehr richtig!) und weil diesem Verhältniß ein Mafel aufgedrückt würde, den der Staat nicht gelten lassen kann. In Bezug auf die Dissidenten schien es angemessener, es dem Einzelnen frei zu überlassen, ob er die Trauung nachsuchen wolle oder nicht. Hierdurch hat die Regierung dem Artikel 12 der Verfassung volles Recht widerfahren lassen. Die Regierung hat sich also für die fakultativ-bürgerliche Ehe entschlossen und ist darin dem freien England gefolgt. Die Regierung hat geglaubt, bei der Einführung einer ganz neuen Institution ihre Gedanken voll und klar aussprechen zu müssen, und hat deshalb in § 1 des Gesetzes ausdrücklich die priesterliche Trauung als Form einer bürgerlich-gültigen Ehe anerkannt und hat dadurch den Werth ausprechen wollen, der auf diese Form auch noch ferner gelegt wird, und wodurch sie dem Artikel 14 der Verfassungsurkunde Rechnung zu tragen glaubt. Sie hat aber dann in § 2 die bürgerliche Eheschließung als gleichberechtigt hingestellt und es dem Gewissen des Einzelnen überlassen, die priesterliche Trauung ebenfalls nachzusuchen. Die Staatsregierung glaubt in dieser Weise dem Conflict vorzubeugen. Endlich ist noch darauf aufmerksam zu machen, in welcher Form die Erklärung vor dem Richter erfolgen soll, nicht in Form eines Contractes, sondern in Form eines Gelübdes der Treue. In diesem Sinne legen wir Ihnen den Gesetzentwurf vor und empfehlen Ihnen denselben zu eingehender Prüfung und Annahme. (Bravo! rechts.)

Aus Duisburg geht der „Rh.- und R.-Z.“ die Nachricht zu, daß der nächste Kirchentag in Barmen statthaben wird. Es wird einstweilen Dr. Stahl das Präsidium übernehmen, bis in Barmen ein erster Präsident ernannt seyn wird.

Christus auf dem Theater.—Die „Evangelische R.-Ztg.“ schreibt: Was wir anfangs für ein grundloses und unglaubliches Gerücht hielten, weil es von einer in unserem evangelischen Deutschland bisher unerhörten Erscheinung sprach, bestätigt sich vollkommen. Der Schaulust des Berliner Publicums wird nächstens unser Herr Christus auf dem Theater vorgeführt werden; man nennt es eine Weihnachtsausstellung in lebenden Bildern. Es sollen nicht bloß Bilder aus der biblischen Geschichte überhaupt aufgeführt werden; sondern speciell solche, in welcher unser Herr Christus und seine Mutter selbst auftreten, wie Christi erstes Erscheinen im Tempel, sein Einzug in Jerusalem u. s. w. Erst ganz vor kurzem wurde ein ähnlicher Versuch aus der Schweiz berichtet, und selbst von sehr unfröhlichen Blättern als etwas kaum Glaubliches angeführt; jetzt erleben wir daselbe in der Hauptstadt des evangelischen Deutschlands. Wir dürfen aus naheliegenden Rücksichten nicht alles sagen, was uns bei der Bestätigung jenes Gerüchts bewegt; aber es wäre eine Verlegung der christlichen Wahrhaftigkeit, wenn wir aus Menschenfurcht überhaupt schweigen wollten, und nicht ein ernstes und entscheidendes Zeugniß davon ablegen wollten, daß diese Schaulustungen das Gefühl des christlichen Volkes auf's aller tiefste verletzen.

Wer dies nicht selbst empfindet, wenn es erst bewiesen werden müßte, mit dem werden wir uns freilich nicht verständigen können; aber wir müssen es aussprechen, das christliche Volk in einem christlichen Lande hat ein Recht daran, daß es von seiner christlichen Obrigkeit auch in seinen wahren und rechtmäßigen Gefühlen gegen solche Ausschreitungen künstlerischer Schaulustungen beschützt werde. Christus steht uns allen wahrlich zu hoch, als daß wir es schweigend mit ansehen könnten, wie ein sündlicher Mensch es wage, seine Person zum öffentlichen Schauspiel zu spielen, und wir möchten fragen: wer ist der, der die Stirn hat, unseren Herrn Christus auf der Schaubühne darzustellen?

Es handelt sich hier nicht darum, daß etwa nur einer Kirche ein Aergerniß gegeben werde, daß etwa die römisch-katholische Kirche hohen Anstoß daran nehmen müsse, wenn Maria, die Mutter unseres Herrn, von einer Schauspielerin dargestellt wird, um von der Berliner Männerwelt die Schönheit der „Heiligen“ bewundern zu lassen;—hier ist nur eine Stimme in beiden Kirchen, und auch in Beziehung auf die Mutter Jesu müssen wir eine solche Schaulustung für höchst verlegend erklären.

Man lese doch, was Schleiermacher, den doch wohl der liberalste Liberalismus nicht zu den Orthodoxen und Pietisten rechnen wird, hierüber sagt, in dem von Jonas herausgegebenen Werk: „Die christliche Sitte.“ S. 682:

„Es ist eine Reihe von Jahren her, daß wir hier eine Pantomime sahen, in welcher Christus und Maria dargestellt wurden, und zwar von Personen, die höchst zweideutigen Rufes waren. Ist das zu statuiren? Damals sprach sich der öffentliche Unwille so bestimmt dagegen aus, daß die Darstellung nicht wiederholt werden durfte. Und mit vollem Rechte, denn daß ein sündlicher Mensch Christum persönlich darstelle, davor schaudert jeder zurück, der irgend christliches Gefühl hat.“

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

Juni 1859.

No. 6.

Die europäische Kriegsfrage.

Die jetzige Lage Europa's ist kritisch; überall die ausgebrehtesten Kriegsrüstungen; überall eine Spannung, ein Harren der Dinge, die da kommen sollen, ein Gefühl, daß man einer großen Entscheidung nahe steht, daß ernste Fragen, welche die Ruhe Europa's gefährden, sich lösen sollen. Das Fragezeichen, hinter welchem noch keine Antwort steht, heißt Italien.

Daß es so lange zu keinem Kriegsausbruch kommen will, ist in gewissem Sinne ein bedenkliches Zeichen, ein Gedankenstrich, den Oestreich und Frankreich hinter ihre Kriegsrüstungen machen. Wo in Europa und anderswo eine rechte causa belli ist, da ist auch gewiß ein casus belli. Allein eben hier fehlt es. Die ganze Verwicklung liegt in der Eifersucht zwischen Oestreich und Frankreich, deren Einfluß in Italien fein balancirt seyn muß, wenn nicht fortwährende Reibungen eintreten sollen. Das Königreich beider Sardinien kann Frankreich nur dienen, um mit gutem Anlaß und unter dem Protectorate der öffentlichen Meinung, mit dem Schein der Freiheit zu dienen, in's Feld zu rücken. Denn das ist eben das Schlimme am Ganzen, daß nämlich Frankreich nicht viel besser als Oestreich dazu angethan ist, der Entwicklung des bürgerlichen Lebens in Italien Vorschub zu leisten, und die Italiener würden nur den Herrscher wechseln, nicht die Herrschaft. Selbst Sardinien dürfte, sobald Frankreich die Oberhand entschieden gewinnen würde, bald ausfinden, daß ihm von dort aus viel mehr Schwierigkeiten in seinen liberalen Reformbestrebungen in den Weg gelegt würden, als ihm Oestreich gegenwärtig in den Weg legen kann.

Der in den Vordergrund geschobene Gedanke im ganzen verwickelten Verhältniß heißt die Selbstständigkeit Italien's. Dies Wort selbst läßt aber eine sehr verschiedenartige Deutung zu. Franz Joseph und Napoleon III. sind Bundesgenossen in dem Punkte, daß sie an diesen Begriff nie einen Glauben hatten und nie einen Glauben haben werden. Für jeden von ihnen fällt dieser Begriff nur zusammen mit dem der möglichst geringen Bedeutung des Namens des Andern auf italienischem Grund und Boden. Franz

Joseph ist zufrieden, wenn Napoleon sich möglichst wenig um Italien bekümmert; dieser, wenn Franz Joseph genug in Oestreich zu thun hat. Beide verbleiben unter italienischer Selbstständigkeit durchaus nur den status quo, getragen aber durch ihr respectives Protectorat. Für die Italiener ist's einerlei, wer mehr Gewalt in der Halbinsel hat, Oestreich oder Frankreich. Die Fürsten aber lehnen sich, jetzt mit Ausnahme Sardinien's, viel mehr an Oestreich an, denn sie sind dem Hause Habsburg längst durch Familienbände verknüpft und durch Separatverträge politisch an Oestreich gebunden. Für Frankreich und Oestreich ist die Frage entschieden, daß es kein selbstständiges Italien geben darf, und nur darum handelt es sich, wer die Schlüssel zu den Ketten in der Tasche haben soll.

Anders scheint der König Victor Emmanuel zu denken. Er fühlt es, wenn wir ihn nicht sehr mißverstehen, daß das italienische Volk, in welchem unleugbar so viele Elemente der Bildung sich finden, die Schmach abwerfen sollte, politisch von außen her fortwährend gemaßregelt zu werden und der Spielball der fremden Großmächte zu seyn. Und er wird in seinem Streben, Italien's Selbstständigkeit zu fördern, getragen von einem großen Theile seines Volkes, in dem, wie in allen Gebirgsvölkern, der Geist der Freiheit kräftig sich regt. Es sind in dem uns Protestanten schon um der Waldenser willen besonders interessanten Lande entschiedene Fortschritte zu Gunsten der religiösen Toleranz, der Volksbildung, der bürgerlichen Freiheit geschehen und es ist in der öffentlichen Meinung nie höher gestanden, als in der Gegenwart. Der Geist, von dem es durchweht ist, wurde auch durch das schwere Unglück des letzten Krieges mit Oestreich nicht gedämpft, vielmehr scheint Regierung und Volk mit vermehrter Energie und doppelter Entschiedenheit einem der Würde Italien's entsprechenden Ziele entgegen zu rücken. Der verhältnißmäßig kleine Staat hat es gewagt, auf den Umstand eines minder freundlichen Vernehmens mit dem Stuhl Petri kein Gewicht zu legen, seine Verachtung gegen „König Bomba“ nicht zu verhehlen und den österreichischen Kaiserstaat durch liberale Tendenzen verschiedener Art ganz entschieden zu reizen und zu kränken. Er bedarf des Anlehnens an eine Großmacht und da bietet sich ihm Frankreich naturgemäß dar. Möge es von diesem nie mißbraucht werden, die heißen Kastanien aus den Kohlen zu holen!

Fragt man nach einem weiteren Moment in der Sache, so hat das Verhältniß zu Italien für die Beherrscher Oestreich's und Frankreich's eine doppelte Seite, eine weltliche und eine kirchliche. Beide sind für die Politik jener Monarchien von höchster Bedeutung. Vorerst muß diesen Fürsten daran liegen, daß das monarchische Princip in Italien in seiner Unverletzlichkeit aufrecht erhalten werde. Das liegt im Interesse des einen wie des andern. Auch ist kein Grund da zu denken, daß Italien für republikanische Verhältnisse reif sey. Die politischen Reformbestrebungen der neuesten Zeit gerade haben es nur zu deutlich gezeigt, wie extravagant und radical die Tendenzen der progressiven Partei sind; weder Orsini's noch Mazzini's sind Leute, die uns mit

einer Hoffnung erfüllen, bürgerliche Ordnung auf italienischem Grund und Boden in die Länge erhalten zu können. Das eben ist auch die größte Schwierigkeit, mit der Sardinien im Augenblicke zu kämpfen hätte, wenn seine liberaleren Tendenzen sich praktisch über die engeren Landesgrenzen hinaus erstrecken sollten. Es ist viel wildes vulkanisches Element da, und dieses für Grundsätze der Mäßigung, für vernünftigen Conservatismus zu gewinnen, es vor Ueberstürzungen zu bewahren, wäre die schlimmste Aufgabe. In so fern sehen sich Oestreich und Frankreich als Protectoren der öffentlichen Ordnung in der apenninischen Halbinsel an. Zugleich aber haben sie, je enger ihre Verbindung mit den italienischen Staaten ist, um so mehr eine entschiedene materielle Hülfe von dort her besonders in Kriegsfällen zu erwarten. Das hat der erste Napoleon wohl gewußt, und der gegenwärtige Napoleon hat an den sardinischen Truppen in der Krime gute Allirte gehabt. Oestreich hat längst seine materiellen Interessen in Oberitalien zu heben gesucht und in dieser Hinsicht mehr für die Lombardei gethan, als diese je selbst für sich im Zustand freier Selbstregierung gethan hätte, und in dieser Hinsicht haben sich die unter österreichischem Scepter stehenden Italiener nicht zu beklagen.—Unter diesen Verhältnissen kann die Eifersucht nicht überraschen, mit welcher Oestreich und Frankreich bezüglich des Einflusses in Italien sich gegenseitig überwachen.

Wichtiger noch erscheinen die kirchlichen Aspecten der Sache. In dieser Hinsicht concentrirt sich das ganze Interesse in der alten Weltstadt Rom. Es ist überhaupt eben das Papstthum, welches noch jetzt ganz Italien eine universale Bedeutung verleiht. An der ganzen politischen Größe der Halbinsel ist nicht halb so viel gelegen, als am Stuhl Peter's zu Rom. Das ganze Land vom Po bis Sicilien ist ein Kirchhof, aber der interessanteste und schönste Kirchhof der Welt. Das Heiligthum jedoch in seiner Mitte seit anderthalb Jahrtausenden stehend geht die halbe Welt an. Um Italien's Naturschönheit, um seine Kunstsätze, um seine Monumente, seine Erzeugnisse bekümmern sich Tausende, aber um den Papst ganze Welttheile mit ihren Millionen. Vom Vatican aus laufen unsichtbare Fäden um den Erdball und gehen hinein in die Cabinetts der Fürsten und in die Herzkammern der Völker, jeden Pulsschlag zu belauschen. Es ist eine geheime und stille Macht, die von dort aus ihren Scepter streckt, und die sich ihm beugen, scheinen es mit innerster Nothwendigkeit und Freiheit zugleich zu thun, und der Scepter ist ihnen nur der Krummstab eines göttlichen Oberhirten der Menschheit. Ein Wink des Oberhirten—und die Unterhirten aller Länder wissen, in welcher Richtung sie ihre Heerden weiter führen sollen.

Es ist leicht einzusehen, welche Bedeutung Italien erhält als der Grund und Boden, auf welchem der Stuhl Petri steht. Aber der Stuhl Petri steht nur, wenn der Boden unter ihm fest bleibt. Daher muß namentlich Staaten, wie Oestreich und Frankreich, die wohl wissen, was ihnen das Stehen des Papstthums bedeutet, was ihnen sein Stürzen zu bedeuten hätte, Alles daran gelegen seyn, die Sicherheit des Stuhles Petri möglichst verbürgt zu wissen.

Allein eben daraus ergiebt sich auch das Weitere, daß wer für diese Verbürgung am meisten thut, auch auf den besten Dank zu rechnen hat. Man weiß wohl genug, welche Eifersucht seit Jahrhunderten zwischen den Höfen von Oestreich, Frankreich und Spanien wegen dieses Punktes herrschte. Man weiß, wie ihre Gesandten zu Rom sich bemühten, einander den Rang abzulaufen; man weiß, wie abgezählt wurde, wie viele von der einen und andern Nation den Cardinalsstühlen trugen und vollends—welche Intriguen wurden um der Papstwahl willen gespielt!

Zum Wesentlichen dauert das alte Verhältniß fort. Oestreich hat ein Concordat abgeschlossen, das dem Papste sehr schmeichelhaft seyn mußte, denn es wurde ihm gerade in einer Zeit geboten, wo er nicht mit viel Nachdruck fordern durfte. Napoleon III. hat den Stuhl Petri mit seinen Kanonen gesichert, sich selbst aber die Kaiserkrone, mit der er damals schon schwanger ging, denn mit dem Papste sicherte er die päpstliche Geistlichkeit und der Ultramontanismus hat sein Haupt seither im Kaiserstaat hoch genug getragen. Die beiden Phrasen „das Kaiserthum ist katholisch“ und „das Kaiserthum ist der Friede“ waren innerlich sehr verwandt, wie sie auch aus Einem Munde kamen.

An ein einheitliches Ganze der italienischen Völker ist nicht zu denken; was auch die etwaigen Folgen eines Krieges zwischen den europäischen Großmächten seyn möchten, selbst die günstigste Gelegenheit, die fremde Bevormundung zu neutralisiren und die Glieder der ganzen, weit in's Meer gestreckten Halbinsel zu einem politischen, selbstständigen Organismus zu vereinigen, würde am italienischen Particularismus scheitern. Denn die Antipathien zwischen den Lombarden, Sardinern, Toscanesen, Römern und Neapolitanern sind viel stärker in politischer Hinsicht als die Sympathien. Das würde sich plötzlich herausstellen, sobald Italien als solches sich selbst staatlich zu einer Einheit zu gestalten hätte. Man frage die Geschichte des Mittelalters und man findet, daß es in Italien große Städte, Staaten, Geschlechter, Parteien gab, aber nie ein großes Italien. Die vorübergehende Erhebung einzelner Glieder des Leibes geschah nie im Interesse des Ganzen, vielmehr zu seinem Schaden und die blutigen Kämpfe zwischen den rivalisirenden Parteien mußten dem Einfluß fremder Mächte in die Hände arbeiten. Sie mußten zugleich der absolutistischen Regierungsform Vorschub leisten und wenn der Florentiner *Macchiavelli* in seinem verrufenen Werke *il Principe* überhaupt der fürstlichen Willkürherrschaft das Wort zu reden und die Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke an die Hand zu geben scheint, so darf man nicht vergessen, daß er auf italienischem Grund und Boden stand, daß er den italienischen Volkscharakter gründlich verstand, daß er durch die genaueste Geschichte seines engeren und weiteren Vaterlandes zu Resultaten geführt wurde, deren Härte nur höhere, allgemeinere Rücksichten einigermaßen entschuldigen können, und daß er für die nationale Selbstständigkeit Italien's eine über allem Parteigetriebe und allem Particularismus stehende monarchische, absolutistische Gewalt für unerläßlich hielt.

Es ist seit dreihundert Jahren im Wesentlichen nicht anders geworden. Das monarchische Princip hat, wie in ganz Europa, in diesem Zeitraum Fortschritte, die politische Bildung des Volkes im Ganzen vielleicht durch den Verlust der früheren Rechte der Selbstverwaltung sogar Rückschritte gemacht und, wenn es anders kommen soll, so handelt es sich gar nicht etwa um einige Aenderungen der Verfassung oder um eine Confederation der einzelnen italienischen Staaten oder um einen Bruch mit jeder fremden Großmacht, sondern um eine Wiedergeburt des nationalen Genius. Diese aber wird durch jene Eventualitäten gar nicht erzielt, so wenig als durch einen Sturz des Papstthums, und die Frage ist, ob mit dem Sturz des Bestehenden auch schon eine sichere Bürgschaft für eine bessere Zukunft gegeben ist. Allerdings ist ohne das Aufhören der Priesterherrschaft an einen Fortschritt nicht zu denken, aber man sehe doch die kirchlichen und religiösen Zustände Italien's nicht als etwas nur zufällig und von außen her an das ganze Volk Gekommenes an.

Der Katholizismus ist das mächtigste Band der Völker Italien's. In der Religion sympathisiren sie, was auch sonst sie trenne. Das Papstthum ist zugleich die Schwäche und der Stolz des Italieners. Er mag die päpstliche Administration und ihre Trabanten hassen, aber von der Hoheit und universalen Bedeutung des heiligen Vaters hat er die ausgebrehtesten Begriffe. Das Papstthum ist auch das Band, welches ihn stetig mit den Jahrtausenden der Vergangenheit verknüpft. Es steht da neben all' den anderen Monumenten vergangener Größe und wenn sie nur stumme Zeugen einstiger Macht und Herrlichkeit sind, so kommt ihm dagegen noch heute Gewalt und Leben zu. Der Katholizismus entspricht in vielfacher Hinsicht dem Genius der Nation. Er fordert keinen tieferen, sittlichen Kampf, er weiß auch für seine ascetische Seite Entschädigung zu bieten und man kann ihm gerecht werden, ohne aus schwerem Gewissensdrange zu einem neuen Leben durchzubrechen. Carneval und Bußexercitien gehen Hand in Hand. Der Katholizismus schmiegt sich aber besonders dem ästhetischen Sinne des Italieners an. Er beläßt der Wirklichkeit ihr Recht und giebt ihr die Priesterweihe. Die Sinnlichkeit wird durch eine kunstförmige Religion verklärt und der Aberglaube hat doch den Schein, die supernaturale Welt zu ihrem Recht kommen zu lassen. Reflexion des Nordländers ist nicht die Sache des Italieners. Wenn jener sich der Gegenwart und Zukunft zuwendet, so lebt dieser von der Vergangenheit und Tradition im weitesten Sinne des Wortes und genießt sorglos die Freuden des Augenblickes. Wenn jener ernst und tief sinnig ist, so ist der Italiener lebensfroh und ein Mensch des Gefühls, das ihm die Quelle der schönsten, aber auch der schrecklichsten Triebe wird. Es ist nicht zufällig, daß die deutsche Baukunst mit ihren himmelanstrebenden Linien, ihrer ganzen die Seele zur Vertiefung in sich einladenden Bildung in Italien nie heimisch werden konnte und wo wir sie finden, wie am Mailänder Dom, dem Werke eines Deutschen, da muß sie sich eigenthümliche Umgestaltung gefallen lassen, sie wird in's Zierliche und Feitere gezogen. Ueberall zeigt sich ein Streben nach Pracht und Glanz; das Maafgebende für die Gestaltung

des Styls bleibt das Antike. Innerhalb dieser Schranke kommt dem Italiener, und selbst dem sonst ganz ungebildeten, eine tiefe und wahre Empfindung des Schönen zu und mag er in Wissen, Können und Thun dem Nordländer ein Barbar erscheinen, so ist er ihm auf ästhetischem Gebiete, in Sachen des künstlerischen Geschmacks und Urtheils vielfach überlegen.

Dieses Volk, größtentheils in bitterer Armuth lebend, in Beziehung auf seine Schulbildung im höchsten Grade vernachlässigt, dem schlaffen Nichtsthun ergeben oder in glühender Leidenschaft blutige Rache brütend, von Priestern geleitet und von Polizeidienern gehetzt, sieht jahraus jahrein einen Strom der Fremden, der Gebildeten aller Länder in seiner Mitte, welche dorthin ihre Wallfahrt nach den heiligen Stätten nicht der Kirche allein, sondern der Kunst und der Wissenschaft machen, italienischem Genie ihre Huldigung darbringen und sich in Bewunderung der Werke der Natur und des Menschengenies nicht ersättigen können. Hierher in die alte Weltstadt an der Tiber kommen die hohen Würdenträger der geistlichen Macht, hierher die Gesandten der Weltreiche um mit dem Kirchenfürsten Friedensverträge zu schließen. Nach Italien gehen die Gelehrten, um von den ersten und tiefsten Quellen der Geschichte zu trinken; hierher die Alterthumsforscher, um die Reliquien urältester Vergangenheit zu sammeln und mit eigenem Auge zu sehen; hierher die Künstler, um sich an den unübertrefflichen Meisterwerken der Italiener zu bilden, hierher kam so manches junge Genie, um in Italien's milder Luft und unter seinem blauen Himmel seine Schwingen zu entfalten und die Sehnsucht nach dem Lande des Lorbeers und der Goldorange, die sich in jenem herrlichen Liede Göthe's ausdrückt, — in viel tausend Herzen hat sie ihren Wiederhall gefunden.

Ist es ein Wunder, daß dieses Volk aus der politischen Knechtschaft befreit zu werden, namentlich der Fremdenherrschaft und des Einflusses fremder Politik los zu werden wünscht? Der Italiener ist stolz auf sein Land und dessen Ruhm und bei keinem Volke ist das Verlangen nach politischer Selbstständigkeit natürlicher und billiger. Der Fortschritt der west-europäischen Völker zu ausgedehnterer bürgerlicher Freiheit, jenes Brechen der monarchischen Spitze in der französischen ersten Revolution, welches trotz aller vorübergehenden Reactionen den Wendepunkt im Entwickelungs gange der europäischen Staatsadministrationen bezeichnet und von wo aus sich die Etablierung des constitutionellen Elementes in der Legislatur und Verwaltung der Continentalstaaten datirt, hat auch im Zusammenhang aller seither die alte Welt erschütternden Ereignisse dem ohnehin vulkanischen Boden Italien's ergriffen und es bedurfte der eisernen Hand fremder Kriegsheere, um das Bestehende zu erhalten.

Der Fehler ist, daß dem Drange nach politischer Unabhängigkeit, der aus einem starken Nationalgefühl hervorgeht, der wirkliche Zustand der Volksbildung nicht entspricht. Die Masse der Nation ist in kläglicher Unwissenheit gehalten, der Gesichtskreis ist beschränkt und an die Befähigung des Volkes zur Selbstregierung glauben diejenigen, die es am besten kennen, am wenigsten. Es diesem Ziele näher zu bringen durch Förderung des öffentlichen Schul-

wesens und der Volksbildung wäre die Aufgabe der Regierungen und der Kirche. Aber diese sind ihrer höheren Pflicht nicht gewachsen und eben dadurch entziehen sie sich das Vertrauen der Denkenden und Gebildeteren und arbeiten den Umsturz Tendenzen selbst vor. Jede Revolution in Italien wird aber der Militärdespotie oder dem Oligarchismus Vorschub leisten, so lange die Masse des Volkes auf diesem Standpunkt der Unwissenheit und der politischen Unmündigkeit im Zusammenhange mit ihr sich befindet. Eben da liegt die Ursache der Befürchtung, daß mit dem Sturze der bestehenden Regierungsform viel mehr das Gute und Schöne, das vorhanden ist, zugleich mit vernichtet werden, als das Böse und Hemmende aus dem Wege geschafft werden wird. Man müßte revolutionirend aus der ganzen Halbinsel, ihrer Geschichte und ihren Zuständen tabula rasa machen und wäre Italien dann noch Italien?

Daß die Großmächte Europa's, namentlich Oestreich, Frankreich und früher auch Spanien, schon um des in Italien gelegenen kirchlichen Centralpunktes willen fortwährend ihren mächtigen Einfluß über die in kleine Staaten zersplitterte apenninische Halbinsel zu sichern suchten, war sehr natürlich. In neuerer Zeit kam das Interesse hinzu, das monarchische Princip zu wahren gegen den in der Stille wirkenden Einfluß der geheimen, ganz radicalen und demagogischen Principien huldigenden politischen Verbindungen. Nun aber trat das Eigenthümliche hinzu, daß ein italienischer Fürst im Interesse der italienischen Nationallehre auf der Grundlage constitutionell monarchischer Principien in die Schranken tritt. Ihm scheint sein Volk entschieden an die Seite zu treten. Ihm wendet sich die Sympathie vieler Patrioten in ganz Italien, namentlich in der von den Krallen des östreichischen Adlers niedergedrückten Lombardie zu. Ihm als einem das Beste seines Volkes erstrebenden, wohlmeinenden und hochherzigen Monarchen tritt am Süden der Halbinsel das Bild eines rohen, mit brutaler Willkür jedes Princip der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nieder tretenden Tyrannen gegenüber. Kein Wunder, daß Victor Immanuel die Sympathien aller italienischen Patrioten der gemäßigten Richtung und der gemäßigten Liberalen der Welt hat. Aber auch kein Wunder, daß Oestreich mit Unwillen und Mangelstlichkeit die Kundgebungen des in Savoyen erwachenden Geistes und seine contagiöse Einwirkung auf andere, weitere Gebiete befürchtet. Und kein Wunder, daß Napoleon III. den Anlaß benützt, um Oestreich seine Macht, ja, ganz Europa seine Hegemonie in der Politik empfinden zu lassen, während wir befürchten müssen, daß es gerade ihm um ein selbstständiges, sich selbst regierendes, großes Italien keineswegs mehr zu thun ist als Oestreich.

Würde der Krieg ausbrechen und wäre seine Folge die Losreißung des lombardisch-venetianischen Königthums vom östreichischen Kaiserstaate, so wäre es allerdings zunächst um den Einfluß Oestreich's auf die italienischen Staaten überhaupt geschehen. Welche Folgen diese Eventualität für die volksthümliche Entwickelung Italien's überhaupt haben müßte, ist nicht abzusehen. Immerhin darf man hoffen, daß, wenn auch Frankreich's Einfluß künftig sehr fühlbar

würde, dennoch die inneren Angelegenheiten der italienischen Staaten weniger unter einem hemmenden Drucke zu leiden hätten. Oestreich's Politik war entschieden retrograd, sie war conservativ im schlimmsten Sinne. Zwar im lombardisch-venetianischen Königthum hat es die materiellen Interessen gefördert, natürlich zugleich im eigenen Interesse, aber es begegnete jeder patriotischen Regung mit roher Härte. Die Italiener sollten eben Oestreicher seyn, ob sie wollten oder nicht; sie sollten Liebe gegen das Haus Habsburg zeigen und ob Bajonette und Kanonen, Ketten und Gefängnisse sie dazu zwingen mußten. Das Verhältniß war ein gespanntes, unnatürliches. Und Oestreich gab sich dazu her, auch den heillossten status quo in den übrigen italienischen Staaten, namentlich im Kirchenstaat und Neapel, aufrecht zu halten. Je schlimmer es dort ausfiel, je schlechter die Landesadministration, je unwürdiger die Rechtspflege, je drückender die Willkürherrschaft war, desto mehr freute sich Oestreich im Stillen, denn es sah darin die gewisse Bürgschaft seines bleibenden politischen Einflusses, das Recht seiner steten Einmischung und dabei handelte es im Sinne der Legitimität, dieser gesetzlich geheiligten, vertragsmäßigen stehenden Ungerechtigkeit, und zu Gunsten des absolutistisch-monarchischen Principez. Die ganze Haltung Oestreich's gegen Italien muß als im höchsten Grade unedel bezeichnet werden. Und unedel ist sein Verhalten auf diplomatischem Felde überhaupt. Das hat Rußland erfahren müssen im letzten Kriege und es hat das monströse Exempel der Undankbarkeit nicht vergessen, womit es vom Hause Habsburg behandelt wurde. Oestreich ist die rechte Hand des Papstthums und der Hierarchie und jedem protestantischen Princip in Kirche und Staat von Grund aus feindselig. Schon deshalb kann es auch mit dem größten Theile Deutschland's keine wahre Sympathie haben und der Einfluß, den es als deutsche Macht äußert, wird stets dahin gehen, jeden Versuch, Deutschland inniger zu vereinigen in seinen Bestandtheilen, im Keime zu ersticken und kein allgemeines deutsches Nationalgefühl mächtig werden zu lassen. Es will überhaupt keinen wahren Patriotismus selbst innerhalb Oestreich's. Und wie könnte es ihn wollen? Wie könnten Böhmen, Ungarn, Lombarden, Illyrier patriotisch gesinnt seyn für Oestreich statt für Böhmen, Ungarn, die Lombardie, Illyrien? Darum muß Oestreich dem österreichischen Patriotismus in Böhmen Vorschub leisten etwa mit ungarischen, in der Lombardie mit böhmischen, sogar in Tyrol mit croatischen Regimentern und so fort, und eine weitere Klammer, die den ganzen seltsamen Bau zusammenhalten muß, ist die alte, durch's Concordat auf's Neue verbrieft und besiegelte Priesterherrschaft.

Nicht ohne Staunen hört man, daß dieses aller politischen Freiheit in den Tod verfeindete, absolutistische Oestreich in der gegenwärtigen Krisis von der öffentlichen Meinung Deutschland's und auch der liberalen Richtung Deutschland's supportirt wird. Nur zwei Dinge scheinen als Grund dieser seltsamen Erscheinung stichhaltig zu seyn. Das deutsche Nationalgefühl ist seit Jahren entschieden gestiegen und das kommt gegenwärtig dem Hause Habsburg zu gut. Die gutmüthigen Deutschen glauben an eine deutsche Gesinnung im Schloß zu

Schönbrunn oder in der Burg zu Wien. Wir unsererseits glauben, daß man dort gut habsburgisch und österreichisch gesinnt ist, aber nicht deutsch. Den Deutschen scheint es um der deutschen Nationallehre willen Recht, Oestreich im Kampf gegen seine Feinde in der jetzigen Verwickelung zu unterstützen, und Deutschland überseht, daß es dem Feinde alles politischen Fortschrittes in Deutschland wie überall die Hand bietet. Es ist ein großer Widerspruch darinnen, mit Polen und Ungarn, nicht aber mit Italienern in ihrem Kampf um nationale Unabhängigkeit Theilnahme zu äußern. Das Andere aber ist, daß gegen Napoleon III. in Deutschland eine große Antipathie herrscht und ihm Niemand Vertrauen schenken will. Die Abneigung gegen ihn schlägt diesmal zum Vortheil Oestreich's aus. Das Haus Habsburg hat nie der Revolution das Wort geredet, um nachher die Freiheit zu verrathen. Das hat Napoleon gethan und das deutsche Gemüth ist ihm für immer entfremdet worden. Keine noch so glänzende Regierungskunst vermag ihm die deutschen Herzen zu gewinnen und seine Administration Frankreich's erscheint den Deutschen nur als ein Meisterstück von unehelicher Herrschsucht, welche die schwache Seite des Volkes benützt, um ihm zu schmeicheln und zugleich es zu tyrannisiren. Man traut auch den Napoleonischen Sympathien für Italien nicht. Napoleon hat Ursache, die Italiener zu besänftigen, deren Mordwaffen er fürchten muß, deren radicalste Geister ihn einst für einen Genossen, jetzt für einen Verräther halten. Aber man fürchtet, daß das Steigen seiner Macht durch neue Siege der Ruhe Europa's allseitige Gefahr bringen werde und Niemand setzt Vertrauen auf die Sicherheit der französischen Verhältnisse und des Kaiserthums selbst.

Es möchte leicht in Deutschland eine Reaction eintreten und die Sympathien für Oestreich möchten sich abkühlen. Der Krieg, wenn er ausbricht, möchte auf dem Kampfe zwischen Oestreich und Frankreich in Oberitalien beschränkt bleiben und die übrigen Gebiete sich neutral halten. Das mögen wir wünschen um Deutschland's willen, welchem wenig daran gelegen seyn mag, daß Oestreich Italien in Fesseln hält. Es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, diese zwei mächtigsten katholischen Staaten im Kampfe unter sich und zwar zum Theil selbst wegen des heiligen Vaters und trotz ihm zu sehen. Für die römische Kirche selbst möchten sich bedeutsame Folgen aus diesem Kampfe ergeben.

Allein man darf kaum hoffen, daß der Krieg, wenn er ausbricht, auf engere Grenzen beschränkt bleibe. Sein nächster Schauplatz berührt das Centrum Europa's, und die Interessen aller Staaten sind dabei betheiligt, ob Oestreich oder ob Frankreich mit entschiedenem politischem Uebergewicht aus diesem Kampfe hervorgehe.

Es sind viele Ursachen da, um welcher willen die ganze gebildete Welt der Entscheidung dieser ersten Verwickelung mit Spannung entgegen sieht. Vorerst ist es das natürliche, menschliche Gefühl, welches durch einen Continentalkrieg in der Gegenwart mächtig angeregt werden muß. Fürchtbare Rüstungen sind gemacht, die Schrecken des Krieges sind durch den Bund mit naturwissenschaftlichen und technischen Entdeckungen verdoppelt, ungeheure Armeen stehen bereit

zum blutigen Kampfe, die Blüthe und Kraft der Völker mag auf dem Feld der Ehre vermodern, die Künste des Friedens mögen stille stehen, manches segensvolle Werk, zum Wohl der Länder, zur Förderung des Völkerglücks unternommen, mag zer schlagen werden. Wer kann ohne Schauer an das Ringen von Armeen, an den Vernichtungskampf zwischen christlichen Völkern, denen das Evangelium des Friedens gepredigt wird, wer an die Schlachtfelder mit ihrem Grauen, wer an die tausend Seufzer und Thränen, diese stete Begleitung der Kriegstrommel, denken—?

Sodann tritt uns beim Gedanken an die Möglichkeit dieses Krieges das Schicksal Europa's überhaupt vor die Seele. Man fühlt, daß es der Centralpunkt der weltgeschichtlichen Ereignisse noch immer ist, daß, was dort geschieht, die Menschheit im Ganzen mehr oder weniger berührt, und man wird unwillkürlich von Schmerz ergriffen bei dem Gedanken, daß seine Völker und Herrscher trotz aller Bildung und Sittenverfeinerung, trotz aller Verträge und Bundeschlüsse eben doch nie in die Länge im Frieden zusammenleben können, daß stets mächtige Agentien abstoßend und scheidend die Glieder der Völkerfamilie trennen und daß unversöhnliche Gegensätze, eine alte und eine neue Zeit, die Herrschaft und die Freiheit, die Reaction und der Fortschritt, immer wieder gegeneinander auftreten und den scheinbar festen Bau der Gesellschaft erschüttern.

Tief wird namentlich auch das Interesse des Patriotismus in dieser Krisis angeregt. Man kann unmöglich die Vaterlandsliebe für eine Tugend, ein werthes, sittliches Gut erklären und gegen eine naturgemäße Erhebung des Nationalgefühles, wie wir das in Italien gegenwärtig gewahr werden; gleichgültig seyn. Es ist ein Kampf um Nationalität in ihren particularistischen Interessen gegenüber der unnatürlichen Gestaltung einer künstlich gefügten Monarchie, deren System einer vergangenen Zeit angehört, die mit absolutistischem Zwang das Nationalgefühl der ihr einverleibten Völker unterdrückte und die dynastischen Interessen rücksichtslos an die Spitze glaubte fortwährend stellen zu können. Das Haus Habsburg wird sich wehren mit Verzweiflung, denn wenn das lombardisch-venetianische Königreich von ihm siegreich abfällt, so kann man das im Wiener Cabinet als einen Beginn der Desintegration des Kaiserstaates betrachten. Man übersieht nicht, daß in der Verwicklung ein national-demokratisches Element wirksam ist, getragen von der Sympathie aller Liberalen und vom Geist des Jahrhunderts. Es handelt sich hier um das große Princip nationaler Freiheit und Selbstständigkeit und um die Folgen seiner Realisirung. Wir dürfen hoffen, daß das Abschütteln fremder Herrschaft der religiösen Toleranz und vielem Anderen, wodurch eine höhere Stufe der Volksintelligenz bezeichnet wird, vorarbeiten werde. Der Entscheidungskampf mag doch vielleicht bedeutendere Resultate für die politische Freiheit Italien's herbeiführen, als man im Blick auf die um den Vorrang in der Halbinsel streitenden Herrscher denken möchte.

Eigenthümlich erscheint auch dieser Streit, so fern wir in ihm gerade die zwei ersten katholischen Mächte verwickelt sehen. Der Papst hat an ihnen

Beiden Söhne, aber er kann dem Zwist in der eigenen Familie und unter den eigenen Kindern nicht wehren. Dem Papstthum kann kaum ein Gewinn aus dem Streite entstehen. Es wäre ein ganz Anderes, wenn die Stimme des heiligen Vaters die Schwerter wieder vor dem Schläge in die Scheide hätte zurückführen können, wenn er den Sturm der Leidenschaften beschwichtigt hätte. Das wäre eine des Vicarius Christi würdige Function und Stellung. Nun aber sucht er eine ruhelose Neutralität einzuhalten und wenn das Kriegsglück entscheiden sollte nach dieser oder jener Seite, so wird ihm die eine und die andere nachher wenig Dank wissen. Wer will aber voraussagen, was sich, so bald die Kriegsflamme emporlodert, überhaupt entwickeln, welche Punkte die Schauplätze bedeutsamer Katastrophen werden sollen; wer könnte voraus die Tragweite, die Nachwirkung der möglichen Ereignisse bemessen?

Mit Spannung schaut man auf diese ganze Verwicklung namentlich auch um des Mannes willen, der sich aus obscurer Stellung seit zehn Jahren an die Spitze Frankreich's und Europa's emporgeschwungen, außerordentliche Befähigung an den Tag gelegt hat und in sich so viel Räthselhaftes vereint, daß man von ihm mehr als von irgend einem Andern entscheidende Schläge erwartet und die ganze Krisis in seiner Persönlichkeit niedergelegt ansieht. Napoleon hat einen alten stillen Groll gegen das Haus Oestreich, denn es hat ihm die Hand einer Prinzessin verweigert und nachher im Kampf mit Rußland den Arm einer sehr wünschenswerthen Unterstützung. Er hat mit Mäßigung und Zurückhaltung gehandelt, aber wenn er glaubt, daß der rechte Moment gekommen, so mag er die Welt mit neuen Gewaltstreichen überraschen. Schweigsam, aber thatbereit umgiebt er sich mit dem Reiz des Geheimnißvollen und bei dem absoluten Zauber, durch welchen er das so mächtige und so kriegerische Volk der Franzosen an sich gebunden zu haben scheint, liegt in seiner Hand Krieg oder Frieden Europa's.

Wir vergessen aber nicht, daß Fürsten und Völker selbst nur Werkzeuge in der Hand der Vorsehung sind, die ihre Zwecke mit der Menschheit bald durch die Gewaltigen auf Erden, bald durch die Geringen und Verachteten durchzuführen weiß. Auch die Wirren der Gegenwart werden sich lösen und wir werden einst besser als mitten im Gewirre erkennen, wie auch sie und ihre Lösung zur Ehre Gottes, zur Verherrlichung seiner Gedanken, die er an den Menschenkindern beweiset, beitragen mußten.

Philadelphia, im April 1859.

W. J. M.

Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1–16.

Hier haben wir eine Stelle heiliger Schrift vor uns, die dem wissenschaftlichen Forschen, der praktischen Behandlung, der erbaulichen Betrachtung besondere Schwierigkeiten darbietet. Sie hat darum eigenthümliches Interesse für den Theologen, für den Pastor, für jeden Liebhaber des Wortes Gottes.

Wie schwer es seyn muß, den Sinn der Stelle klar zu fassen, das zeigt sich auch daran, daß beide Confessionen, die römisch-katholische und die evangelische, aus derselben Waffen zu ihrer gegenseitigen Polemik geholt haben. Denn die Theologen der einen Seite glaubten sagen zu können, hier werde das Verdienst der guten Werke unzweideutig gelehrt. Ebenso unzweideutig fanden die der anderen Seite die Lehre von der freien Gnade hier ausgesprochen. Beide irrten, wenn sie die ganze Stelle unter dem Gesichtspunkte dieser confessionellen Frage betrachteten, als ob in einem dogmatischen Satze die Spitze derselben liegen würde. Und wie theuer ist nur der Groschen im Text die Forscher und Interpreten zu stehen gekommen! Welche Mühe haben ihnen die Stunden und Tageszeiten gemacht, des Schlußwortes und anderer Schwierigkeiten gar nicht zu gedenken. Wir behaupten, daß jede Auslegung hier irre gehen muß, die ein specielles dogmatisches Resultat hier ziehen will. Das Gewicht der ganzen Stelle liegt in einer heilsamen Warnung und Mahnung für Solche, die in die Theilnahme am Reiche Gottes berufen und eingetreten sind. Kaum bedarf es der Bemerkung, daß die Stelle, obwohl von besonderem Gewicht für das christliche Leben, auch dem christlichen Glauben genug der Lehre bietet. Daß sie in völliger Harmonie mit der Schriftlehre überhaupt und mit dem evangelischen Bekenntniß des Glaubens steht, wird aus dem Folgenden sich von selbst ergeben.

Zuvörderst haben wir unsere hier ausgesprochene Behauptung aus einer Erörterung der Stelle nach ihrem Zusammenhange und ihren verschiedenen wesentlichsten Momenten zu erhärten. Wir werden den Gesichtspunkt der praktischen Behandlung dabei unverrückt im Auge behalten.

Das „Denn“ des griechischen Textes im Anfange der Erzählung finden wir schon nicht in der Vulgata, auch nicht in Luther's Uebersetzung (wir konnten die letzte Ausgabe aus seiner Lebenszeit vom Jahre 1545 vergleichen) und nicht in vielen Ausgaben, die hier und da seine Uebersetzung verbessern wollen. Natürlich zum Anfange einer sonntäglichen Perikope will das „Denn“ nicht recht passen, aber für Leute, die nicht gewohnt sind, den griechischen Text bei der Ausarbeitung ihrer Predigt nachzulesen, geht mit dem kleinen Wörtlein leicht ein Großes verloren, der Zusammenhang mit dem Vorangehenden, und man kann einen verfehlten Anlauf zum Verständniß des ganzen Abschnittes nehmen.

Kaum kann aber der Zusammenhang mit den vorangehenden Worten bei irgend einer Bibelstelle wichtiger seyn als hier.

Unverkennbar ist die innere Gedankenverbindung unserer Stelle mit den zwei vorher erzählten Vorgängen. Alles reiht sich nach einer einfachen Ideenassociation aneinander.

Ein „Jüngling“ tritt zum Herrn und scheint in Verlegenheit darüber zu seyn, zu wissen, was er noch Gutes thun soll, um das ewige Leben zu erlangen. Seltsame Verlegenheit! Aber doch leicht begreiflich an Einem, der meint, er habe „das Alles gehalten von Jugend auf“. Gleichwohl sehr auffallend, daß der Jüngling denken kann, er habe Alles gehalten, und daß er doch noch mit Zweifeln geplagt ist, ob ihm das ewige Leben sicher sey. Oder ist seine Frage nur eine Einkleidung für eine Ansicht über seinen höchst beneidenswerthen Zustand, die er doch ganz direct auszusprechen sich scheut? Wir vergessen nicht, daß wir's mit einem „Jüngling“ zu thun haben, der es in der Erkenntniß weder seiner selbst noch der Welt noch des Reiches Gottes weit gebracht hat. Ein „Oberster“ unter den Juden—Lukas nennt ihn so—konnte er doch seyn. Auch ein Nikodemus wußte Nichts von den Anfangsgründen im Reiche Gottes. Den besonders faulen Fleck an dem Jüngling trifft der Herr Christus aber plötzlich und läßt es ihn erkennen, daß er noch vielmehr am „Zeitlichen“ als am „Ewigen“ hänge und darum trotz all' seiner sonstigen Anstelligkeit doch noch nicht geschickt sey zum Reiche Gottes. Des Herrn Forderung eröffnete ihm einen neuen Blick in's „ewige Leben“ und in die ihm bisher ganz unbekannte Qualifikation für dasselbe. Aber er wußte noch nicht zu fassen, was er hörte, es war ihm ein gewaltiger Strich durch seine Rechnungen gemacht, es kam eine dunkle Wolke über seine Seele, statt eines Triumphes erlitt er eine Niederlage und „betrübt“ ging er hinweg. Gewiß, Beides lag ihm hart an, das ewige Leben und sein Reichthum; aber dieser härter als jenes.

Der Jüngling hatte viele Güter und manches Gute. Aber sich für das Beste, einzig Gute (Cap. 19, 17) völlig zu entscheiden, dazu stand ihm Beides im Weg—die vielen Güter und das manche Gute; von jenen und diesem hielt er zu viel. Der Herr nimmt Anlaß, die Jünger daran zu erinnern, wie furchtbar sich der Besitz vieler zeitlicher Güter zwischen den Menschen und das Reich Gottes eindränge. Er drückt sich so stark aus, er stellt diese Schwierigkeit als so groß dar, daß die Jünger „sich über seiner Rede entsetzten“. Und doch giebt die Erfahrung des alltäglichen Lebens und der Blick in die Natur, das unwidergeborene Wesen des Menschenherzens seiner Rede Zeugniß.

Da wacht—naturgemäß—in Petrus der angenehme Gedanke auf: das Hinderniß steht doch uns nicht im Wege! Ja, er sieht schon, in diesem Hinderniß alles Hinderniß einseitig erblickend, Alles für gewonnen an; er nimmt keinen Anstand, den Meister daran zu erinnern, daß er und seine Mitjünger ganz anders gehandelt haben als der reiche Jüngling, daß sie Alles verließen um des Meisters willen—„was wird uns denn dafür seyn?“ Eine

treuherzigere Frage ist nie gemacht worden. Das war von der Brust weg gesprochen.

Der Herr hat dem Jüngling es nahe gelegt, daß man Alles verlassen muß, um das ewige Leben zu gewinnen, um im Himmel einen Schatz zu haben. Er bricht kein Wörtlein von seiner Aussage und versichert darum den Petrus, die Mitjünger und alle rechten Jünger, daß sie für das Verlassen der irdischen Liebesbände ihren reichen ewigen Ersatz gewiß finden werden. Den Aposteln wird zugleich höchst unzweideutig ein besonderes Ehrenrecht zugeschrieben. Sie werden als die Ersten angesehen und die Worte vom Sitzen auf den zwölf Stühlen und Richten der zwölf Geschlechter Israel's sind keine bloße Phrase, womit ohnehin der Herr nie umgegangen.

Wie leicht konnte einem Petrus da Alles schon gewonnen scheinen! Er konnte sich im Geist schon am Ziele sehen. Er konnte vergessen, daß der Weg zum Ziel noch vor ihnen lag und zwar mit allerlei Gefahren. Wie leicht konnte er oder die anderen Jüngern durch die ihnen, den Zwölfen, ertheilte, verheißene Auszeichnung überhoben werden; wie nahe lag die Versuchung für sie, von sich mehr zu halten als sich gebührte und auf Andere herabzublicken, sie nicht anzusehen als ebenbürtig für's Himmelreich!

Solchem Allem ernstlich zu begegnen, schon in den Seelen lesend und besser wissend, was in den Herzen wohnt, als seine Jünger selbst, erhebt der Herr seine warnende Stimme und setzt dem Gesagten ein „Aber“ an die Seite. Er hebt die vorhergehende Versicherung damit nicht auf, aber er erinnert daran, daß die Ersten die ersten bleiben müssen, oder sie können die Letzten werden, daß die Letzten nicht nothwendig die letzten bleiben müssen, sondern die Ersten werden können (V. 30). Ja, er sagt nicht bloß, daß das so kommen kann, sondern er redet—was schon eine leise Demüthigung einschließt—von vielen Ersten und sagt, daß sie die Letzten seyn werden, die Letzten aber die Ersten.

Diese Rede klang wie ein Paradoxon. Sie erschien als eine schneidende Verkürzung der vorangehenden Lohnverheißung. Sie forderte eine Erläuterung. Diese Erläuterung giebt das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge, zugleich überhaupt das Reich Gottes und seinen Entwicklungsgang in feiner Anspielung in den Gesichtskreis ziehend.

Bergegenwärtigen wir uns kürzlich die Hauptzüge der Erzählung, die uns in einem aus irdischen Lebensverhältnissen genommenen Bilde vorhält, wie es sich mit den zur Theilnahme am Himmelreich Berufenen verhält. Wie es sich dort trifft, so trifft es sich auch hier. Das Bild wird uns an zwei Griffen, daß wir's recht greifen und begreifen sollen, vorgehalten, die einander ihrem Grundgedanken nach gleich sind, nämlich am Anfang und am Ende oben das Wort von den Ersten und Letzten und es steht noch ein Resultat, ein schlagendes „fabula docet“ am Schluß: Viele sind berufen, Wenige auserwählt.

Ein Hausherr, ein besitzender Mann, geht früh Morgens aus, um Arbeiter für seinen Weinberg zu miethen. Er bietet denen, die er zuerst findet, für den Tag einen Denar, sie sind's zufrieden und gehen an die Arbeit. Später, um

die dritte Stunde, geht er wieder, sieht andere unbeschäftigt, nimmt sie auch in seinen Dienst und verspricht ihnen „was recht ist“, was billig ist. Sie gehen. Daselbe wiederholt sich mit Arbeitern, die in der sechsten, neunten, ja eilften Stunde gemiethet werden. Am Abend des Tages läßt der Herr die Arbeiter rufen, sie zu bezahlen und er läßt, anfangend bei den zuletzt in die Arbeit getretenen, Einem nach dem Anderen einen Denar ausbezahlen, auch denen, die den ganzen Tag gearbeitet haben, nicht mehr. Dies erregt aber die Unzufriedenheit der Letzteren, denn sie hatten länger gearbeitet als die Anderen und glaubten ein gegründetes Recht auf höheren Arbeitslohn zu haben. Sie murren daher wider den Hausherrn und halten ihm die scheinbare Ungerechtigkeit vor. Dieser aber sagt zu Einem von ihnen, was diesen Allen gilt, nämlich daß von Unrecht da nicht die Rede seyn könne, denn ihnen sey das anfangs Ausbezahlen geworden; was die Anderen betreffe, so gebe er ihnen allerdings gleich viel; allein ob er denn nicht ein Recht habe, mit dem Seinigen nach Belieben zu verfahren; oder ob es denn eine gute Ursache habe, eine Entschuldigung finde, daß sie, die empfingen, was sie rechtens fordern konnten, nun durch seine den Anderen erwiesene besondere Güte zu Neid und Scheelsucht angeregt werden?—Es ist klar, daß die vom Hausherrn zuerst in seinen Dienst Gezogenen ihm in der That nun ferner stehen, als die zuletzt zur Arbeit Berufenen.

Und was besagt das nun kurzweg für die zur Theilnahme am Reiche Gottes Berufenen? Antwort: daß man es dort auch auf der einen Seite gut machen, auf der anderen aber verderben kann. Und das eben war es, was zu wissen dem Petrus und den Mitjüngern Noth that. Daher diese Warnung und Ermahnung, so fein in die Hülle des Gleichnisses gelegt, um eben auch dadurch das Nachdenken zu wecken und die ernste Wahrheit tiefer dem Geiste einzusenken.

Der Herr des göttlichen Haushaltes braucht Arbeiter, die edeln Pflanzen in seinem Weinberge zu pflegen. Er findet sie und verheißt ihnen ihren Lohn. Da ist zunächst allerdings zu denken an die Jünger, Petrus und die anderen, die im Dienste des Reiches Gottes Ersten, und zwar Ersten nicht bloß der Zeit des Berufes nach, sondern noch in höherer Hinsicht. Es ist auch an die vielen anderen Einzelnen, die früher, in der Jugendzeit berufen worden, zu denken. Es liegt aber nahe, den Gesichtskreis weiter zu fassen und zu denken an den ganzen Entwicklungsgang des Gottesreiches auf Erden und da kann man bei den Ersten eine Beziehung auf das Volk des besonderen Berufes und der besonderen großen Zwecke Gottes sehr nahe liegend finden. Aber wiederum erscheint da nicht bloß die Gemeinde Israel als Vergleichungspunkt, sondern im Prospect des künftigen Fortschreitens des Reiches Gottes ist die Christenheit unter den Ersten zu verstehen gegenüber den annoch in der Finsterniß liegenden Heiden. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich im Wesentlichen unter sonst geänderten Verhältnissen.

Der Herr des göttlichen Haushaltes läßt sich keine Arbeit umsonst thun. Er läßt auch nirgends auf einen Lohn lange warten. Er sagt Gutes alsobald

zu und gewährt es auch. Was er sonst noch außer dem Zugesagten einmal thun kann und wird, er, „der so gütig ist“ (20, 15), das ist ja dadurch in gar keiner Weise beschränkt. „Wer seine Gebote hält, der hat großen Lohn.“ „Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.“ (Ps. 19, 12. 1. Tim. 4, 8.) Und wenn wir an jenes erstberufene unter den Völkern denken, so war dasselbe ganz besonders auf den zeitlichen Lohn, den irdischen Segen, den Groschen verwiesen. Der Segen läßt übrigens gar nirgends lange auf sich warten, wenn man dem Herrn dient. Auch Petrus war es bei seiner Berufswürde unter den Ersten da er doch „Alles verlassen hatte“, so wohl, daß er sagte: Herr, wohin sollten wir gehen—? Er durfte und mußte daran auch erinnert werden bei seiner etwas starken Frage: Was wird uns dafür? Das alsobald, schon in diesem Zeitleben dem Dienst des Herrn folgende Gute ist die Aufmunterung, deren wir bedürfen, das Unterpfand von viel Größerem und Herrlicherem, das dieser Herr uns zu geben im Stande ist.

Der Herr des göttlichen Haushaltes bedarf zur Förderung seiner Zwecke, seines Werkes auf Erden noch mehr Arbeiter, ja, er bedarf ihrer wieder und wieder den Lauf der Weltzeiten hindurch. Wie er einen Petrus und die Mitjünger berufen hat, so wird er später Andere berufen, ja, sogar ihnen im Wesentlichen ganz dieselbe Arbeit auftragen. Wer dürfte da nicht etwa an einen Paulus denken, der, später berufen, sogar der Apostelwürde wie ein Petrus theilhaftig wurde? Im Blick auf das große Ganze des Reiches Gottes gedenken wir hier aller Diener Gottes, ja, aller zur Würde der Nachfolger Christi Berufenen und in das Werk des Herrn mitarbeitend Eintretenden. Wiederum nach anderer Seite hin parallelisiren sich hier dem erstberufenen Gottesvolk die Völker der Welt; nach dem ferneren Verlauf der Geschichte das Reich der Christenheit, die erst spät, erst in der Zeit unserer Gegenwart berufenen Heidenvölker. Die gekünstelten Versuche, die Tagesstunden des Gleichnisses der Chronologie der Welt- und Kirchen-Geschichte anzupassen und welche Luther mit den Worten geißelt: „Solch' Geschwätz ist gut die Zeit zu vertreiben, weil man sonst Nichts zu predigen hat“, gehen zwar alle aus Hochachtung gegen die Worte Christi hervor, beruhen aber auf einer Verkennung der Natur eines Gleichnisses überhaupt und stehen in unserem Falle hier dem Erkennen des eigentlichen Lehrzweckes mehr im Wege, als sie dasselbe fördern.

Wir wollen ja nicht aus dem Ernst der Deutung in's Deuteln, aus der Nüchternheit der Schrifterklärung in Spielerei der eigenen Phantasie fallen. Aber ist es nicht auch wieder ein Factum der Geschichte des Gottesreiches selbst, daß den Erstberufenen ihr Denar ausdrücklich zugesagt wird, den Späterberufenen aber verheißt wird, „was recht ist“, was billig ist, was auch sie schon im irdischen Verlauf zufriedenstellen wird? Verheißungen äußerlichen Glückes, irdischer Wohlfahrt wurden dem Volk Israel gegeben und zwar vertragsmäßig, bundeschlüssig. Es verhält sich nicht ganz ebenso bei der späteren Enthüllung des Reiches Gottes auf Erden. Es wird da nicht mehr auf den sicher sich ein-

stellenden Groschen verwiesen. Aber „was recht ist“, bleibt darum nicht aus. Die Spätarbeiter sehen es schon mehr als ein besonderes Glück an, daß auch sie noch Arbeit finden, sie, die sagen: „es hat uns Niemand gebinet“. Vollen Tagelohn können sie nicht erwarten und werfen sich mehr im Vertrauen auf den guten Willen, die freie Gnade des sie auch noch berufenen Herrn. Ist da nicht wieder der rechte, wirkliche Herzenszustand vieler Menschenkinder abgespiegelt, die lange „müßig am Markte“ der Welt stehen, endlich aber auch noch ergriffen werden vom Werk des Geistes für das Werk des Geistes und die das Wort verstehen: „Ach, daß ich dich so spät erkenne, du hochgeliebte Liebe, du, und dich nicht eher mein genennet, du höchstes Gut und wahre Ruh!“ Wer liest das nicht aus den Confessionen eines Apostels Paulus, eines Augustinus und Anderer heraus?

Da wird nun auch den Spätberufenen und Letztberufenen, was den Erstberufenen ausdrücklich zugesagt war. Was Anderes will das besagen, als daß Alle, die dem Rufe zum Reiche Gottes folgen, durch ihr Eintreten in seine Arbeit auch seinen Segen haben sollen? Sie folgen, ob früher oder später, Einem Rufe, treiben Ein Werk, haben Einen Herrn und werden Eines Segens, Eines Heils theilhaftig.

In dem Allem lagen schon genug bedeutsame Winke, wer sie nur fassen wollte. Aber jetzt spitzt sich Alles zur applicatio personalis zusammen. Daher die Introduction jener Erstberufenen als der Unzufriedenen, wider den Haus-herrn Murrenden, Neidischen, Scheelsüchtigen.

Der Herr giebt das dem Petrus zunächst besonders als eine heilsame, nothwendige Warnung. Aber es war zugleich ein Wort, das selbst in seiner Anwendung auf die Geschichte des Reiches Gottes im Größeren sich bewährt. jene jüdische Eitelkeit, jene judenchristliche Engherzigkeit, jene Angriffe auf die apostolische Würde des großen Heidenapostels, die Neigung auch manches Christen, sich für besser und frömmere als Andere zu halten—wie ist das Alles so klar und sprechend durch jenen Zug im Bilde angedeutet.

Also will der Herr sagen: „Petrus, daß du mit deinen Mitjüngern Alles verließest und mir nachfolgest, daß du früher, da ich dich rief, in meine Arbeit eingetreten und mein Diener geworden bist, das ist ja ganz gut. Aber siehe zu, daß nicht „eine bittere Wurzel aufwache“; siehe zu, daß du nicht gar wieder „verliere“, was du erarbeitet hast, sondern vollen Lohn empfangest“. Du hebst so sehr hervor, was du gethan; du bringst so auf die Verbürgung des dir gebührenden Lohnes. Es ist Gefahr, daß du „Gefallen habest an dir selbst“, von dir zu hoch denkst und Andere verachtest, oder gar neidisch und unzufrieden würdest, wenn sie desselben Heils mit dir theilhaftig würden.“

Das lag so fern verhüllt im Gleichniß. Aber selbst die Wirklichkeit des Schulganges des theuren Mannes Petrus hat es schon enthüllt. Er hielt zu viel von sich, von seiner Arbeitsthätigkeit, seinem Muth, seiner Ausdauer und Treue und—wie ging es ihm nach, das jüdische Wesen, das ihn auch im jünger-

ihm den Muth nahm, mit der ganzen Bruderschaft auch ganzen Ernst zu machen! (Gal. 2, 11 ff.).

Der Herr aber führt die Züge des Gleichnisses nicht aus mit Beziehung auf die aus jenem Sinne der Annäherung und des Reibes sich ergebenden praktischen Consequenzen für das Verhältniß zwischen Jüngern und Jüngern, Arbeitern und Arbeitern, sondern mit Beziehung auf die Consequenzen jenes schlimmen Seelenzustandes auf das Verhältniß des Jüngers zu seinem Herrn, des in die Theilnahme am Reiche Gottes Berufenen zu Gott selbst. Und das ist ja doch gewiß das Entscheidende, die Hauptsache. Das äußere Arbeiten und wirken für Gott und in seinem Dienst ist Nichts, Gott siehet das Herz an. Im Hintergrund der Gedanken jener Murrenden lag das: „Hätten wir gewußt, daß du den Andern, die nicht wie wir des Tages Last und Hitze trugen, so viel giebst, wie uns, daß du sie uns gleichstellen würdest, wir hätten nicht gearbeitet, wie wir arbeiteten oder mehr Lohn uns ausbedungen.“ Wie sehr muß eine dieser Gedanken analoge Gefinnung im Herzen eines am Reiche Gottes Theilnehmenden Gott dem Herrn mißfallen! Es liegt ja da in der Natur der Sache selbst, daß da die, die Gottes Herzen am nächsten seyn könnten und sollten, demselben fremd und fern werden müssen; dagegen die ihm anfangs Fernen und Fremden nun die Nahen und Ersten werden. Der Verlust des Wohlgefallens Gottes hat aber im Reiche Gottes Alles zu bedeuten. Daran hängt der Verlust des Höchsten, Besten, nicht eines „Großten“, oder irgend einer diesseitigen Segnung, sondern des ewigen Lebens.

Was der Herr aber im Gleichniß hinstellt, als abschreckendes Bild, als Warnung und Ermahnung, das erscheint ihm zugleich auch schon als in der Wirklichkeit eingetreten. Daher will er sagen: es wird eben auch dadurch bewahrheitet, Viele zwar sind Berufene, Wenige aber Auserwählte.

(Schluß folgt.)

Gedanken und Mittheilungen über die Mission in Briefen an den Herausgeber des „Kirchenfreundes“.

II.

(Fortsetzung.)

Daß die Idee des Reiches Gottes eine universale, eine die Creatur in ihrer Gesamtheit und als einheitliches Ganzes umfassende ist,—darin liegt die fundamentale Berechtigung der Mission: zunächst ihre innere Berechtigung, die tiefste und weiteste Basis des Glaubensgrundes, auf dem sie steht: ihre äußere Berechtigung in sofern, als sie darin auch ihre intellectuelle Begründung findet vor Jedem, der überhaupt in der zeitlichen Erscheinung eine ewige Wahr-

heit anerkennt, in der sie ebenso wohl ihren Anfang und ihr inneres Wesen als ihr Ziel und Ende hat. Soll die Mission nämlich ihr Werk in freudiger Zuversicht thun, so muß es ihr vor allem und von vorne herein fest stehen, daß sie damit nicht gegen die innere Wahrheit des creatürlichen Lebens angeht, gegen die demselben zu Grunde liegende und ihm immanente Idee, sondern daß sie vielmehr gerade davon gefordert wird, und es gerade die Bewirklichung dieser Wahrheit ist, auf welche sie hinarbeitet; oder, was dasselbe ist, daß es der über und in der Creatur waltende Wille Gottes ist, von dem sie ihre Aufgabe hat, und in und für dessen Erfüllung sie wirksam ist. Die christliche Geschichte zeigt daher auch von Anfang an, daß das Bewußtseyn von der Universalität der Idee des Reiches Gottes gerade in und mit der Mission wach geworden ist, wie es denn mitten in der ersten Missionsthätigkeit ist, daß es zum ersten Mal mit Macht hervorbricht, Act. 10, 34. 35, und von da an siegend sich geltend macht, trotz aller Zähigkeit des jüdischen Particularismus, der selbst bei den Aposteln einen so festen Halt gehabt hatte, daß die bestimtesten Aussprüche des Herrn und die gesammte Tendenz seiner Predigt und Reden ihn nicht hatten erschüttern können. Von da an aber, und namentlich seit dem Concil zu Jerusalem, auf welchem Jakobus in dem prophetischen Citat und in dem Worte: *Ἰννοὺτὰ ἀπ' αἰῶνος ἐστὶ τῷ θεῷ πάντα τὰ ἔργα αὐτοῦ* den Inhalt jenes Bewußtseyns als göttliche Idee ausspricht,* tönt der Particularismus nur noch in schwachen Nachklängen und in einzelnen Aeußerungen nach; während hingegen die unbeschränkt universale Bedeutung der Idee des Reiches Gottes in Paulus ihren Vertreter und ihr völlig ausgebildetes Bewußtseyn findet, der sie besonders im Epheserbrief verkündet als das *μυστήριον* des Rathschlusses Gottes, das früher verborgen gewesen, nun aber geoffenbaret ist, und seinen speciellen Beruf als Heidenapostel darauf gründet. Und in der ganzen Folgezeit der christlichen Kirche herrscht dieses Bewußtseyn widerspruchlos, so daß nicht nur in den lange schwankenden Fassungen des katholischkirchlichen Lehrbegriffs es mit zu dem a priori feststehenden Hintergrunde gehört, sondern selbst den in der Wirklichkeit auf den engsten Particularismus beschränkten Secten der Anspruch auf den Besitz der Wahrheit auch mehr oder weniger bewußt den Anspruch auf zukünftige Universalität einschließt, wie wir es noch heutigen Tages sehen. Die Einzigen, die hievon allenfalls eine Ausnahme machen, sind die Gnostiker, in sofern sie den Unterschied zwischen *πνευματικοί*, *ψυχικοί* und *δαίμονες* unter den Menschen als einen radicalen setzen; aber sie stehen mit ihrem phantastischen in die Naturentwicklung herabgezogenen

* Die kritische Unsicherheit der Worte *ἐστὶ τῷ θεῷ πάντα τὰ ἔργα αὐτοῦ* z. τ. λ., die in zwei der ältesten antefichometrischen Codices, nämlich im Cod. Vaticanus und dem Ephremischen Palimpsest, und in mehreren jüngeren, sowie auch in alten Versionen fehlen, ändert hierin nichts. Auch schon in den jedenfalls von Jakobus zum prophetischen Citat hinzugefügten Worten *Ἰννοὺτὰ ἀπ' αἰῶνος* ist die Erkenntniß ausgesprochen, daß im prophetischen Bewußtseyn die Idee der Universalität des Reiches Gottes von Alters her gewesen ist; daß diese Idee eo ipso eine göttliche ist, liegt im Offenbarungscharakter der Weissagung.

Spiritualismus überhaupt außerhalb des ethischen Bodens christlicher Gottes- und Weltanschauung, auf einem Standpunkte, wo ihnen die christliche Idee des Reiches Gottes völlig untergegangen ist in den Phantasien von einem auf dem Wege des Naturprocesses zu seinem Denouement kommenden Welt drama; der Gnosticismus kann nur auf Grund seiner geschichtlich formalen Verkettung mit unter den Erscheinungen christlicher Gedankenentwicklung aufgeführt werden, während er in materieller Hinsicht vielmehr als eine Erscheinung orientalisch-heidnischer Theosophie gelten muß, und mit den manichäischen und kabbalistischen Philosophemen in dieselbe Kategorie fällt. Wenn bei eigentlich christlichen Parteien und Secten, wie den Montanisten, Donatisten u. a., particularistische Beschränkungen aufzutreten scheinen, so wird man doch bei näherer Betrachtung finden, daß sie sich nicht auf den Inhalt der Idee selbst, sondern nur auf die zeitliche Realisierungsweise derselben beziehen. Weiter geht eine in der Geschichte der Kirche von großer Bedeutung gewordene und von Einigen ihrer ersten geistigen Koryphäen vertretene Doctrin, nämlich die Lehre von der absoluten Prädestination, zumal in ihrer strengsten calvinistischen Fassung. Aber gerade in dieser ihrer strengsten und consequentesten Fassung zeigt es sich auch am deutlichsten, daß obgleich sie allerdings die Idee des Reiches Gottes in ihrem Inhalt beeinträchtigt, der Kernpunkt dieser Beeinträchtigung doch keineswegs in einer Beschränkung der Universalität der Idee liegt. Er liegt darin, daß die beiden Grundelemente dieser Idee, die Offenbarung und Verherrlichung Gottes einerseits und das Heil der Creatur andererseits, von vorne herein, innerhalb der Idee selbst, von einander geschieden werden, und so ein ethischer Dualismus antagonistischer Momente in die Idee, und damit in Gott selbst, zwischen seiner Gerechtigkeit einerseits und seiner Gnade andererseits, hineingetragen wird, von dem die Schrift selbst vor der tieferen und umfassenderen Betrachtung ethischen Verständnisses nichts weiß, wenn auch der Scharfsinn logischer Consequenzmacherei noch so viele einzelne Spuren davon nachweisen zu können meint. Calvin also beschränkt nicht die Universalität der Idee des Reiches Gottes, sondern nur die des einen Momentes derselben; aber in dieser Einseitigkeit übertreibt er vielmehr die Universalität, so daß ihm das Reich Gottes auch die Hölle und die Verdammniß einschließt, während hingegen in der bildlichen Sprache der heiligen Schrift die Verdammten überall diejenigen sind, welche draußen sind, hinausgestoßen, weil sie in eigenem Willen der Realisirung der Idee des Reiches Gottes in sich selbst widerstrebt und damit sich selbst ausgeschlossen haben. Die volle Durchführung der Calvinischen Theorie zu ihrer äußersten Consequenz freilich würde, mit aller realen Bedeutung der zeitlichen Entwicklung, auch die Mission aufheben. Wenn sie es nicht gethan hat,—und es war gerade Genf, von wo der erste protestantische Missionsversuch ausging,—so liegt es daran, daß wie im natürlichen Leben die materielle Realität, so macht im christlichen Leben die ethische Realität allezeit, wo wirklich Wahrheit ist und Wahrheit gesucht wird, ihr Uebergewicht geltend über jede einseitige intellectuelle Theorie, und setzt der Entwicklung

ihrer Consequenzen Schranken, die sie nöthigen, auf halbem Wege stehen zu bleiben.

In der Idee des Reiches Gottes als eines universalen, principiell die gesamte Creatur umfassenden, wurzelt die ganze christliche Weltanschauung, und damit liegt in ihr, für den Christen, alle wahre Realität des zeitlichen Daseyns. Aber es liegen zwischen ihr und dem Begriff und den Aufgaben der Mission noch verschiedene Mitglieder, die sich in der Frage befassen, wie sich überhaupt diese Idee zur natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit stellt. Es ist schon oben gesagt worden, daß in der Idee des Reiches Gottes und ihrer universalen Bedeutung, nach der gegebenen Bestimmung ihres Inhalts, bereits der ethisch-teleologische Charakter der gesamten creatürlichen Geschichte enthalten ist. Denn das liegt ja schon in der Bezeichnung als Idee, daß das Reich Gottes erst zur Wirklichkeit gelangen soll, und in ihm also der Creatur das Ziel gesetzt ist, auf welches ihre ganze zeitliche Entwicklung hingehet. Die ideelle Einheit, welche in der Idee des Reiches Gottes das gesamte menschliche Geschlecht hat, fordert daher auch die natürliche und geschichtliche Einheit desselben, und sie bildet in der heiligen Schrift nicht nur die Basis ihrer gesamten anthropologischen Lehre, sondern ist auch in der heiligen Geschichte sowie in den bestimmtesten Lehraussprüchen ausdrücklich festgestellt. Wenn ihr von Seiten einer einseitig materialistischen Naturforschung die Autochthonenlehre entgegengesetzt wird, mit der Behauptung radicaler organischer Unterschiede in den verschiedenen Racen,—so wäre zwar hiemit die natürliche Einheit noch nicht durchaus aufgehoben, in sofern wir, mit Steffens, das Menschengeschlecht jedenfalls, ob es nun in einem oder mehreren Anfängen entspränge, doch als den natürlichen und einheitlichen Gipfelpunkt der gesamten irdischen Schöpfung begreifen müßten, auf den sie von ihren ersten Elementen an angelegt wäre. Die geschichtliche Einheit jedoch würde darunter Noth leiden, und wenn jene Theorie überhaupt verdiente, daß ihr irgend eine Bedeutung beigelegt würde, würde sie namentlich in ernste Collision treten mit dem von der heiligen Schrift vorausgesetzten Zusammenhang im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung. Aber es kann ihr um so weniger Gewicht beigelegt werden, als auf dem Felde der Naturforschung selbst hierin Auctoritäten gegen Auctoritäten stehen, und die fortschreitende historische und philologische Forschung immer mehr Beweise liefert für den geschichtlichen Zusammenhang selbst solcher Stämme, die jetzt und so weit unsere Kunde zurückgeht räumlich weit auseinander liegen, und auch in ihrem physischen Typus bedeutende Unterschiede zeigen. Es kann daher jene Theorie nur als eine unreife Geburt betrachtet werden, und läßt sich mit Zuversicht voraussagen, daß die Naturforschung, nach Ueberwindung der Einseitigkeit ihres jetzigen Standpunktes, und wenn sie ihre Ausgleichung mit anderen Zweigen menschlicher Forschung und Wissenschaft gefunden hat, dahin kommen wird, daß sie auch ihr selbst nur als eine der Bornirtheiten ihres unreifen Alters erscheinen wird.

Auf dem Boden der christlichen Weltanschauung steht die natürliche und geschichtliche eben so wohl als die ideelle Einheit des Menschengeschlechts von vorne herein fest. Aber nicht die natürliche, sondern die ideelle Einheit ist zugleich die reale. Jene bildet nur die Grundlage, auf welcher diese, getragen und gefördert von einer Naturentwicklung, auf ethisch = teleologischem Wege sich vollziehen soll. Die natürliche Einheit an sich ist keine wahre und bleibende; sie hat ihre Bedeutung nicht in sich selbst, sondern ist nur typisch und vorbereitend für die Realisirung der ideellen Einheit. So ist auch die natürliche Entwicklung keine wahre Entwicklung; als wirkliche Entwicklung erscheint sie im Leben des Individuums, — im Ganzen der Geschichte, gleich den Formen alles organischen Lebens, nur als successive Wiederholung und quantitative Ausdehnung; denn auch sie hat ihre wahre Bedeutung nur als Typus und als zeitlich-bedingende Trägerin der ideellen Bewegung, die ebenso sehr eine Entwicklung des Ganzen durch und für den Einzelnen ist, als die organisch-natürliche Bewegung eine Entwicklung des Einzelnen durch und für das Ganze. Die ideelle Bewegung daher hat nicht nur einen einheitlichen Anfang, indem auf die Verwirklichung der Idee des Reiches Gottes schon der erste Ausgangspunkt der Geschichte angelegt ist, sondern eben darin auch ein einheitliches das Ganze umfassendes Ziel: die volle Realität dieser Idee in der vollendeten Gemeinde. Nicht so jedoch, als ob da erst Realität wäre, und im Ausgangspunkte nur Idee. Die Idee des Reiches Gottes hat bereits im ersten Anfang ihre reale Darstellung; denn es giebt keine reale Entwicklung ohne realen Ausgangspunkt, in dem als Potenz schon die volle Realität enthalten ist. Aber da ist theils die Darstellung nur noch eine individuelle, theils ist die Realität in ihr nicht in ihrer Fülle, sondern nur als elementarer Anfang gegeben, der im Verlauf der zeitlichen Entwicklung erst seine Erschließung, seine Entfaltung, seine Vollendung finden soll, in deren Abschluß erst die volle der Idee in ihrer ganzen Fülle entsprechende Realität enthalten ist. Die ganze zeitliche Entwicklung muß daher als eine Bewegung zu diesem Ziele hin begriffen werden, und darin liegt der teleologische Character der gesamten creatürlichen Geschichte.

Teleologisch ist jedoch jede auch bloß organische Form des Lebens. Ihre spezifische Dignität hat die menschliche Geschichte darin, daß sie nicht sowohl einen organisch- als einen ethisch-teleologischen Character trägt. Ihre Teleologie ruht mit jeder anderen auf einer für sie bereiteten Naturbasis, und wird von einem organischen Naturverlaufe getragen; das ist der Boden, in dem sie wurzelt, in dem sie beides, ihre Förderung und ihre Schranken, hat, und ihre Vollziehung ist an eine stete Wechselwirkung mit ihm gebunden. Aber ihr ganzer Verlauf geht zugleich, und seine kritischen Momente am meisten, über dieses Niveau hinaus, und ihre bestimmenden Kräfte und Normen gehören einer höheren Ordnung an. Der elementare Unterschied ist, daß die Teleologie der Geschichte sich nicht in der Gebundenheit des organischen Processes vollzieht, sondern sich den Substanzen der Geschichte zum Bewußtseyn erschließt. Sie wird ihnen aber bewußt, nicht zunächst als intellectuelles das Ganze umfassen-

des Problem, sondern als praktische Aufgabe und normatives Ideal des einzelnen Subjects, und auch dieses nicht in unmittelbarer ideeller Erfassung, sondern auf dem Wege der mannichfachen realen Vermittelung. Das Bewußtseyn darum ist auch nur die eine Seite der psychologischen Erschließung, die andere, in einer Reciprocität der gegenseitigen Vermittelung damit stehende, ist die persönliche Autonomie, welche die Kraft der freien Mitwirkung des Subjects, zunächst in Selbstbestimmung, und die Nothwendigkeit derselben als mitbedingenden Factors zur Erreichung des teleologischen Zieles ist, aber eben damit auch die Möglichkeit der Abwendung von diesem Ziele und dem geraden Wege dazu.

Hierin ist jedoch erst der elementare Boden des Ethischen gegeben, nur das Formale desselben bezeichnet. Die Fülle des ethischen Moments liegt erst in dem in seinen Grundformen und Normen ebenso fest bestimmten als in seinen Bethätigungen freien Wechselverhältniß der ethischen oder persönlichen Realitäten, indem diese nicht sowohl Substrat für eine Ideen- oder Zweck-Teleologie sind, sondern vielmehr selbst das teleologische Ziel und die letzten Zwecke. Die Ideen haben hierin ihre Stelle nur als nothwendige Form der Beziehung des subjectiven Bewußtseyns innerhalb der mannichfaltigen Verhältnisse der Realitäten, insbesondere als Beziehung auf das teleologische Ziel der Vollendung, zu welcher jede Stufe der normalen zeitlichen Entwicklung sich wie eine typische, d. h. beides ideal und real vermittelnde Vorstufe verhält. Sie sind die subjective Vermittelung des ethischen und teleologischen Moments, des Zeitlichen und Ewigen, des Creatürlichen und Göttlichen, ja selbst der zeitlichen Realitäten in ihrer gegenseitigen Beziehung. In der bloßen abstracten Erfassung der Idee aber ist noch kein wahrhaft ethischer, sondern höchstens ein ästhetischer oder ästhetisch-moralischer Standpunkt, wie er in der modernen Weltanschauung nur zu herrschend gewesen ist. Wie wenig darin die ethische Macht des Lebens liegt, zeigt in auffälliger Weise die sittliche Unfruchtbarkeit aller Philosophien, selbst einer platonischen, und jedes bloß idealen Aufschwunges. Denn wenn auch die Erfassung der Idee selbst hier nur eine unvollkommene war, so bleibt doch immerhin ein großes Mißverhältniß zwischen dem Gehalt an Wahrheit, den z. B. eine Philosophie wie die erwähnte hatte, und der sittlichen Wirkung, die sie in der Geschichte geübt hat. Die Ideen werden erst dadurch zu einer wahrhaft ethischen Macht, daß sie nicht in Abstraction, nicht in Abgerissenheit von ihrem wahren Zusammenhang mit den Realitäten, sondern nur in diesem Zusammenhang geltend gemacht werden, daß sie also innerhalb des persönlichen Verhältnisses bleiben, und als Wille der einen persönlichen Realität an die andere, d. h. als Gesetz, zunächst als Wille der göttlichen Realität an die creatürliche kommen. So erst haben sie ihre rechte Stelle im ethischen Moment, und treten als directe Vermittelung des ethischen Fortschritts ein, in dessen wirklicher Bewegung jedoch auch nicht sie, sondern das persönliche Verhältniß selbst die erste nothwendige Bedingung ist. Die heilige Geschichte premirt dieses auf's stärkste, indem sie uns das erste dem Menschen

gegebene Gebot, an welchem die erste ethische Selbstbestimmung sich vermittelte, (Gen. 2, 17) rein als einen Ausdruck des persönlichen Willens zeigt, ohne unmittelbare Beziehung seines Inhaltes auf die sittliche Idee. Gehorsam ist die erste Form und Bedingung der ethischen Verwirklichung der Wahrheit des creatürlichen Lebens, ebensowohl im ethischen Verlauf der Geschichte, als in der ethischen Entwicklung des Individuums. Darum ist auch die Theokratie des Gesetzes die erste Stufe ihrer umfassenderen Verwirklichung in der Geschichte. Aber die Erfüllung des Gesetzes liegt erst in seiner Einheit mit der Idee, mit der Wahrheit, und zwar nicht als Abstraction, sondern in ihrer Identität mit der persönlichen Realität. Wie der ethische Verlauf seinen Anfang hat in dem persönlichen Verhältniß, so hat er auch darin sein Ziel und Ende und die erste und die letzte Form, und damit zugleich das Wesen des ethischen Verhältnisses, ist weder die Vermittelung durch die Idee, noch der Gehorsam des Gesetzes, sondern die Liebe, welche ist das Band der Vollkommenheit, das ebenso freie als notwendige Einheitsverhältniß der persönlichen Realitäten.

Denn das Subject der Geschichte, der Mensch, ist nicht bloß ideell und ethisch bestimmt, sondern er ist seinem Wesen nach, als das Ende und die Spitze der Werke Gottes, selbst die creatürliche Realität der Idee, die concentrirte Verwirklichung aller Ideen (Mikrokosmos), und der Weg der Erfassung der Idee liegt für ihn nur durch seine eigene Realität; er ist, als nicht nur das höchste Werk, sondern das Bild Gottes, selbst die ethische Substanz, und jede Abweichung von der ethischen Norm hat darin erst für ihn ihre volle Bedeutung, daß sie für ihn zugleich die Abweichung von seiner eigenen wahren Realität ist. Aber er ist das nur als Bild Gottes, d. h. nicht in irgend welcher Selbstständigkeit, sondern nur in creatürlicher Abhängigkeit und steter lebendiger Beziehung auf Gott, der absoluten und allein vollkommenen Realität; er ist es ferner nicht als einzelnes Subject, sondern nur als individuelles Glied eines Ganzen, in welchem erst die Fülle der creatürlichen Realität ist; und er ist es endlich nur in einer Verwirklichung, welche auf allen Stadien ihrer zeitlichen Bewegung nur eine Vorstufe der wahren und vollen Realität ist. Durch den in diesen Bestimmungen gesetzten ebenso mannichfaltigen als in sich einheitlichen Complex persönlicher Wechselverhältnisse geht die ethisch-teleologische Bewegung der Geschichte vor sich, und die Integrität ihres ethischen Charakters liegt darin, daß jedes ihrer Subjects in seinem Theil diese Bewegung frei vollzieht in Uebereinstimmung sowohl mit seiner eigenen wahren Realität, als mit der eben darin ihm immanenten Beziehung auf die Gesamtheit der persönlichen Realitäten, von der er selbst ein Glied ist, und vor allem auf die höchste alles umfassende Realität, auf Gott.

Das Grundverhältniß also, das das Tragende und Bestimmende seyn muß in aller gesunden ethischen Bewegung, ist das persönliche Verhältniß zwischen Gott und der Creatur. Die Wirklichkeit und Lebendigkeit dieses Verhältnisses als persönliche Gemeinschaft, in welcher die reale Fülle desselben die Quelle, Kraft und Norm aller ethischen Selbstbestimmung des creatürlichen

Subjects wird, ist nicht nur die *conditio sine qua non* der Integrität des ethischen Moments, sondern ist der reale Grund alles gesunden ethisch-teleologischen Fortschritts, in dessen Wirklichkeit die Continuität des letzteren unmittelbar und nothwendig gegeben ist (Röm. 8, 28), ja nicht nur der Fortschritt dazu, sondern der nicht bloß typisch-, sondern ethisch-proleptische Besitz der Fülle der Vollendung (Joh. 6, 47: hat das ewige Leben). Der creatürliche Abfall davon hingegen ist nothwendig auch nicht nur der Abfall von aller gesunden ethisch-teleologischen Entwicklung, sondern die furchtbarste Verfehrung und Carrikatur derselben, und hat die scheußlichsten ethischen Abnormitäten als nothwendige Consequenz, wie der Apostel Paulus es im ersten Capitel des Römerbriefes dargelegt hat. Die Verwirklichung dieses Verhältnisses von Seiten der Creatur ist jedoch durchaus dadurch bedingt, daß es von Seiten Gottes bereits als ein wirkliches vorhanden ist (1. Joh. 4, 10), daß er ebenso sehr in der Transscendenz des persönlichen Geistes fortwährend in der Creatur waltet und wirkt (Joh. 5, 17), und nicht nur seine Zwecke in ihr ausführend, sondern, sich selbst in persönlicher Offenbarung in ihr mittheilend, sie zu dem von ihm gesetzten Ziele führt, als er ihr immanent in ihr festen Typen und Ordnungen ihrer Entwicklung. Die Geschichte daher, in der Integrität ihres ethischen Charakters, ist ihrem eigentlichen Begriffe nach ebenso sehr Gottesgeschichte als Menschengeschichte, d. h. sie ist an sich die Offenbarung Gottes in und durch und für die persönliche Creatur, in welcher, in dem Wechselverhältniß freier Gemeinschaft, Gott, der die Liebe ist, sich ebenso sehr an die Creatur hingiebt zu ihrem Heil und ihrer Vollendung, als diese wieder, in Kraft der Gottesliebe (1. Joh. 4, 10), sich an Gott hingiebt zur Heiligung seines Namens, welche ihre erste Bitte und allbestimmendes Ziel ist (Matth. 6, 9). Denn daß wir im jetzigen Weltlauf die Offenbarungsgeschichte nur als eine in engen Grenzen laufende particularistische und auch da durch immerwährende Störungen und Krisen gehende kennen, während hingegen die Massen der Völker in Gottentfremdung „ihre eigene Wege wandeln“,—das gehört eben mit zu dem Abfall der Geschichte von der Wahrheit ihres ethischen Charakters, zu deren Erneuerung die Wiederanknüpfung der persönlichen Gemeinschaft mit Gott, die Versöhnung, die erste Bedingung ist. Das Unvermögen des creatürlichen Subjects hingegen, in eigener Kraft, d. h. in der Isolirung von der Gemeinschaft mit Gott, das Heil der Vollendung zu erlangen, ist nicht erst Folge der Sünde, obwohl es durch sie eine stärkere Emphase und weitergreifende Bedeutung bekommen hat, sondern gehört mit zum ursprünglichen creatürlichen Wesen, oder mit anderen Worten, es ist nur der negative Ausdruck für ein constitutives Moment im ethischen Grundcharakter des creatürlichen Lebens. Denn jenes persönliche Wechselverhältniß der Gemeinschaft mit Gott, welches das Fundament aller gesunden Lebensbewegung ist, ist nothwendig ein Verhältniß, in welchem alle ursprüngliche Activität auf Seiten Gottes liegt, während von creatürlicher Seite alle Activität nur in und aus der Receptivität geht. In der Betonung jenes Unvermögens gehen nicht einmal die starken

Ausdrücke der Concordienformel zu weit, wenn sie recht gefaßt werden, d. h. nach den Kategorien des damaligen und nicht des jetzigen Denkens; der Pelagianismus hingegen verkennt nicht nur die tiefgreifenden Wirkungen der Sünde, sondern verrückt die ethischen Grundbestimmungen des Lebens.

Die Gemeinschaft mit Gott also enthält nicht nur die Normen, sondern die lebendige Kraft und Fülle aller ethischen Entwicklung. Aber obgleich die persönliche Creatur durch ein unlösliches Band an das Gottesverhältniß, als ein ihrem Wesen immanentes, gebunden ist, so ist die persönliche Gemeinschaft, die Wirklichkeit dieses Verhältnisses, doch eine in der Geschichte erst werdende, eine, wie dieselbe einerseits in ihrem wahren ethischen Charakter bedingende und vermittelnde, so andererseits nicht minder durch sie bedingte und vermittelte. Diese active und passive Vermittelung ist der eigentliche rothe Faden der ethischen Geschichte, aber ein vielfach in verborgener Tiefe laufender. Denn es ist auch hier nicht das Verhältniß als Idee, welches Zweck und Ziel ist, sondern die persönlichen Realitäten selbst in diesem Verhältniß, und zwar in harmonischer Einheit mit dem ganzen Reichthum von creatürlichen Beziehungen, in denen sie beides ihrem Wesen und ihrem wirklichen Seyn nach stehen. Das Wesen der creatürlichen Persönlichkeit nämlich, wie schon oben bemerkt, schließt nicht nur das Gottesverhältniß ein, sondern ebenso das Verhältniß des Einzelnen zu der Gesamtheit, von der er ein Glied ist, und eben damit der Gesamtheit zu den Individuen, aus denen sie besteht. Die mannichfache Wiederholung dieses Verhältnisses in verschiedenen Instanzen innerhalb des Gemeinschaftslebens, gestützt und getragen von den schon durch die Naturbasis der Entwicklung bedingten Grundformen der Gemeinschaft, begründet die Mannichfaltigkeit von persönlichen Wechselverhältnissen, in welchen sich die Verwirklichung des Gottesverhältnisses für den Einzelnen vermittelt, und die alle ethische Bethätigung bedingen. Aus der hieraus sich ergebenden Vielfachheit ethischer Vermittelungen und Bethätigungen können hier nur ein paar den allgemeinen Gang der Geschichte betreffende und in besonderer Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand stehende Hauptzüge hervorgehoben werden. Die Geschichte, in ihrem allgemeinen Charakter, ist eine Entwicklung der Gesamtheit durch und für das Individuum, und wiederum eine Entwicklung des Individuums durch und für die Gesamtheit. Wie eine wahre ethische Entwicklung für die Creatur überhaupt unmöglich ist ohne lebendige Verwirklichung des Gottesverhältnisses, so ist sie nicht weniger für das Individuum bedingt durch ein lebendiges Wechselverhältniß mit der socialen Gesamtheit, der es angehört, wie klein auch der die Gesamtheit vertretende Kreis seyn mag, der ihm in unmittelbarer Berührung dieses Wechselverhältnisses vermittelt. Aber andererseits ist die sociale Gesamtheit nichts für sich, sondern hat ihr Daseyn und ihr Leben, namentlich ihren ethischen Stand und ihre ethische Entwicklung, nur in den Individuen, aus welchen sie besteht. Jeder wirkliche Fortschritt in ihrem ethischen Gesamtleben muß von einer individuellen Persönlichkeit ausgehen, wie es besonders offenbar ist bei epochemachenden Fort-

schritten, die große Umgestaltungen in der ganzen Breite des socialen Lebens zur Folge haben. Aber auch die Integrität des ethischen Charakters dieses Gesamtlebens überhaupt wird allezeit im Verhältniß stehen zu der ethischen Durchschnittsstufe, welche das Leben seiner Individuen einnimmt, und der gesunde Fortschritt des ersteren hat daher als primäre Bedingung die überwiegende Gesundheit des letzteren, und die Formen des Gesamtlebens hingegen, auf welche in neuerer Zeit vielfach ein übermäßiger Werth gelegt wird, erst als secundäre Bedingung. Denn von so großer Bedeutung diese Formen auch sind für die ungehemmte Vermittelung der Wechselwirkung zwischen Gesamtheit und Individuum, so sind sie es doch nicht, die das Leben schaffen, sondern das Leben, das sie schafft. Die wahre Realität des Menschenlebens aber hat ihre Verwirklichung zunächst im Individuum, und namentlich der ethische Kernpunkt derselben, die lebendige Wirklichkeit des Gottesverhältnisses, ist unter allen seinen nothwendigen Verhältnissen das individuellste, wie es freilich denn auch aber eben darum zugleich das universellste ist. Der ethische Fortschritt oder Rückschritt der Geschichte wird sich daher vor allem zeigen in der Geltung, welche die individuelle Persönlichkeit als solche hat, in der einzelnen Wirklichkeit freilich nach Maßgabe des Verhältnisses, in welchem das Individuum zur wahren Realität des Menschenlebens steht; wie denn in allem heidnischen Gemeinschaftsleben diese Geltung gleich Null ist, und der Werth des Individuums rein nach der Stelle sich bemißt, die es in der Gesamtheit einnimmt. Darum muß auch jede erstrebte Hebung und Förderung des Gesamtlebens, wenn sie nicht abortiv seyn soll, sich zunächst auf das individuelle Leben richten, wie es in neuerer Zeit z. B. in den Bemühungen um die Erziehung, in den verschiedenen Erscheinungen der sogenannten inneren Mission und in den ihr verwandten nur oft gar zu einseitigen philanthropischen und Humanitätsbestrebungen so weite Anerkennung gefunden hat. Dieses Wechselverhältniß aber zwischen Gesamtheit und Individuum ist, wie schon angedeutet, ein sich in verschiedenen Instanzen vielfach wiederholendes: die Familie ist Individuum gegenüber von der Gemeinde, die Gemeinde gegenüber vom Volke u. s. w., und vice versa: die Familie Gesamtheit gegenüber ihren einzelnen, namentlich ihren untergeordneten Gliedern, die Gemeinde gegenüber den einzelnen Familien u. s. w. Selbst die einzelnen Völker treten wieder in ein individuelles Verhältniß gegenüber von Völkerfamilien und vollends gegenüber der Gesamtheit des menschlichen Geschlechts. Denn daß in einem normalen ethischen Verlauf der Geschichte alle Völker, als die verschiedenen Glieder Eines Leibes, in einem lebendigen nicht nur materiellen, sondern ethischen Wechselverhältniß mit einander stehen würden, darf nicht in Zweifel gezogen werden. Die Ausschließung der großen Menge der Völker von einem wirklichen geschichtlichen Fortschritt, und die Beschränkung dieses auf wenige von Natur reicher begabte und geschichtlich bevorzugte, ja fast bis auf die neueste Zeit auf Eine Völkerfamilie,—die selbstständig exclusive Stellung des Einen Volkes gegenüber von dem anderen, deren Extrem durchgängig das heidnische Völkerleben charakterisirt,

aber wovon auch in den modernen Staatssystemen der christlichen Welt noch so viel übrig ist,—muß unleugbar auf Rechnung des Abfalles von der gesunden ethischen Entwicklung geschrieben werden. Diese Zustände aber als Thatsache genommen, wird es in der ethisch-teleologischen Bewegung der Geschichte Aufgabe der bevorzugten Völker, die ethisch verkümmerten und in sittliche Stagnation und Häulniß gefallenen Volksstämme aus diesem Verderben zu erheben und mit in den Kreis des geschichtlichen Fortschrittes hereinanziehen. Die Erfüllung dieser Aufgabe jedoch liegt nicht auf dem Wege des bloßen socialen und politischen Verkehrs, noch auch auf dem bloß äußerer Civilisationsbestrebungen, sondern es bedarf dazu einer fundamentalen Erneuerung des ethischen Volkslebens, die, wie oben gezeigt, nur im Leben der Individuen ihren Ausgangspunkt haben kann, und deren primum agens in der Erneuerung des ethischen Grundverhältnisses, nämlich des im Heidenthum verzerrten und unwirksam gewordenen Gottesverhältnisses, liegen muß. Hier ist die Stelle für die Mission. In einem normalen Verlauf der Entwicklung würde sie ja keine haben. Da würde die Geschichte in ungebrochener Continuität und in voller Universalität eine wahrhaft ethisch-teleologische seyn. Da würde jede Stufe der Entwicklung, wenn auch nicht in vollkommener Erfüllung, doch in reinem Typus die wahre Realität des creatürlich-persönlichen Lebens darstellen, jede folgende aber jener Erfüllung immer näher treten; da würde von dieser Bewegung das Ganze des Menschengeschlechtes in ungestörter, aber dennoch die größte Mannichfaltigkeit in sich schließender Einheit umfaßt seyn; da würde jedes individuelle und Gesamtleben von der lebendigen Wirklichkeit des Gottesverhältnisses in voller Harmonie des teleologischen Zusammenwirkens mit den innerhalb des creatürlichen Lebens selbst gegebenen persönlichen Wechselverhältnissen und ihrer freien Bethätigung beherrscht seyn,—und so die Geschichte der stetige Fortschritt seyn zu dem ihr gesetzten Ziel: der erfüllten Wirklichkeit der Idee des Reiches Gottes. Aber das ist ein Gang, von dem wir uns jetzt auch in Gedanken nicht eine durchgebildete Vorstellung zu machen vermögen.

Die Mission ruht also nicht unmittelbar auf der Idee des Reiches Gottes, als notwendige Consequenz derselben in ihrer Verwirklichung im creatürlichen Leben. Nichtsdestoweniger liegen für sie beides, ihre Rechtfertigung, d. h. die Begründung ihrer Nothwendigkeit und ihre Grundbestimmungen in dieser Idee und dem von ihr als notwendige Consequenz geforderten ethisch-teleologischen Charakter der zeitlichen Geschichte. Aber zwischen ihr und der Idee liegt der Abfall des creatürlichen Lebens und seiner Geschichte von ihrer wahren Realität;—liegt ferner die dennoch fortdauernde Geltung der Idee als des nach dem Gnadenwillen Gottes bleibenden Zieles und Endes aller Menschengeschichte, und damit auch der ethisch-teleologischen geschichtlichen Verwirklichung, obgleich nun nicht im normalen Continuitätsfortschritt, sondern im abnormen durch Verwickelungen und Krisen gehenden Verlauf;—und endlich, daß daher auch, durch Gottesoffenbarung, inmitten der Geschichte, als der Angelpunkt ihrer ganzen Bewegung, ein neuer realer Anfang wahrer Verwirklichung

gegeben ist, der die Fülle gottmenschlichen Wesens und die höchste individuelle Vollendung ist, so daß von ihm aus die Kraft der Erneuerung in allmählich geschichtlichem Fortschritt die Gesamtheit des menschlichen Geschlechtes durchdringen kann, ja nach den unzerstörbaren Grundordnungen des Lebens durchdringen muß (Matth. 13, 33). Erst in diesen Mittelgliedern sind die Prämissen gegeben, nach welchen die Mission von der Idee des Reiches Gottes als einer der Factoren ihrer geschichtlichen Verwirklichung gefordert wird und in den schon aus ihr abgeleiteten Bestimmungen ihre nähere Definition finden kann.

Aber dazu muß der Faden verfolgt werden, der durch jene Mittelräume zu ihr hinführt. Hiemit beginnt wieder die Wanderung im vielverschlungenen Labyrinth der Wirklichkeit, eine Wanderung, die beides in die dunkelsten Tiefen und auf die lichtesten Höhen des Erdenlebens führt. Aber der Ariadnefaden ist gefunden, ein Faden, der sicher führt und nimmer zerreißt. Auch in die dunkelste Tiefe sendet aus lichtester Höhe der ewige Morgenstern seine Strahlen herab, und verheißt den Aufgang der Sonne der Gerechtigkeit mit Heil unter ihren Flügeln, die alle Finsterniß und Todesschatten verschleuchen wird. Wer will zweifeln, daß das Licht den Sieg davontrage über die noch weillenden Schatten der Nacht? O, es hat lange gedauert, bis ein Schein der Morgenröthe den großen nächtlichen Völkerhimmel umzog. Aber in unserer Zeit, wer gewahrt ihn nicht, und sieht nicht mit Hoffnung dem kommenden Tage entgegen, der nicht ausbleiben wird, mag die Dämmerung auch vielleicht sich in die Länge ziehen. Es ist eine Zeit, die das Kommen des Herrn verkündigt, und Allen zuruft, ihm den Weg zu bereiten. Daß seine Stunde bald da seyn möge, das ist die Hoffnung und das Flehen jedes Christenherzens. Aber bei jenem Morgenstern der Hoffnung will ich heute stehen bleiben. Sie und Alle, die auf ihn ihr Auge richten, herzlichst grüßend, verharre ich ergebenst Ihr

Manayunk, den 1. März 1859.

S. M. M.

Islam und Christenthum in ihrem Vordringen gegen südafrikanisches Heidenthum.

(Aus der Evangelischen Kirchenzeitung.)

Dr. Barth äußert an mehreren Stellen seines Reisewerks über Nord- und Centralafrika, wie er keineswegs den Glauben aufgegeben habe, daß im Islam Lebensfähigkeit liege, welche nur durch einen Reformator wieder hervorgerufen werden müsse, und er halte es nicht für unmöglich, daß ein solcher in dem Zusammenstoße, in welchem gegenwärtig die ganze christliche und moslemische Welt gerathen sey, sich früher oder später erheben werde. Es ist nicht

zufällig, daß dem Reisenden solche Gedanken am Nordrande der großen süd-afrikanischen Halbinsel gekommen sind. Wenn irgend wo, so wird sich zeigen müssen, ob der Islam lebensfähig sey, denn dort hat er, wie sonst nirgend, nicht nur die Gelegenheit, sich in der Weise zu entfalten, wie er es gern hat, sondern auch die Aussicht, den schwachen centralafrikanischen Staaten gegenüber es mit dem Erfolge thun zu können, der ihn durch die christliche Welt in Europa und Asien immer mehr unmöglich gemacht wird.

Es ist charakteristisch, wie gerade jetzt, wo der Islam so lebhaft disponirt ist, sein hamitisches Erbtheil in Südafrika anzutreten, auch die christliche Welt mit großem Interesse sich nach dorthin wendet. Vor der Hand handelt es sich bei diesem Interesse höchstens um Lösung alter tausendjähriger Probleme der Länder- und Völkerkunde, oder um Durchführung großer Pläne des Welt-handels und der Humanität; aber dabei wird es nicht bleiben. Das Christenthum als solches wird dem Heidenthum in den auf diese Weise neu entdeckten und zugänglich gemachten Ländern mit seiner Mission nachgehen müssen, wie es bereits dazu den Anfang gemacht hat und also mit dem Islam zu einem letzten entscheidenden Kampfe zusammenstoßen.

Das ist das weltgeschichtliche Interesse, welches das Vordringen des Islams und des Christenthums gegen südafrikanisches Heidenthum hat, für dessen Skizzirung ich die Aufmerksamkeit der hochgeehrten Anwesenden in Anspruch nehmen möchte. Eine Darstellung des südafrikanischen Heidenthums selber, so interessant sie auch wäre, liegt nicht im Plane, doch muß eine Bemerkung über dasselbe vorausgeschickt werden, da sie ein nicht unwichtiges Moment für den in Frage stehenden Gegenstand bildet. Das heidnisch-religiöse Leben Südafrika's hat von Norden her bedeutende Impulse erfahren, indem die uralten ausgebildeten Culte Nordafrika's ihre Missionen nach Süden hin gehabt haben. Wo Egypten sein Gold holte, da setzte es auch seine religiösen und politischen Ideen ab, und noch besteht gerade an dieser Goldküste im Westen und den umliegenden Ländern, wie nirgend weiter in ganz Afrika, bis auf diese Stunde das heidnisch-religiöse Leben der Afrikaner in seiner kräftigsten Gestalt, hervortretend in ausgebildeten Culten mit zahlreichen Götzenbildern, Tempeln und Priesterschaften. Hier in den eigentlichen Negerländern ist der classische Boden des jetzigen afrikanischen Heidenthums. Von da aus sind weitere Impulse zu den braunschwarzen Nachbarn im Süden, zu den nördlichen Stämmen des westlichen Südafrika, übergegangen, und Livingston findet noch in Londa unter dem 12ten Grade südlicher Breite in den Tempeln Götzenbilder, deren Gesichtsbildung ihn lebhaft an die Physiognomien auf den ägyptischen Bildwerken erinnert. Im Süden des Isad werden die Culte in zahlreichen, mit Idolen besetzten Hainen gefeiert, und Dr. Barth hörte dort von einem Fürsten, der Priester und König in einer Person ist und die ganze Umgegend religiös beherrschte. Verschwinden auch an diesem Nordrande Südafrika's je weiter nach Osten Tempel und Haine und Götzenbilder, so zeigen doch die Galla-Stämme, welche den Nordosten Südafrika's einnehmen, ein für Heiden leb-

haftes religiöses Bewußtseyn in ihren zahlreichen Göttersagen, ihrem Priestertum und Opferwesen. Je weiter nun aber nach Süden und den nordafrikanischen Einflüssen ferner, um so mehr verläßt auch das religiöse Leben. Man redet wohl noch von einem Wesen da oben, bringt ihm auch noch dann und wann Opfer, aber es giebt weder Götzenbilder, noch Tempel oder Priesterschaft. Kümmerlicher Ahnen- und Schlangendienst im Osten und ebenso kümmerlicher Feuertempel im Westen sind die einzigen Spuren eines vorhandenen Cultus, der kaum diesen Namen verdient; Regenmacher, Zauberer und Esanusen bilden die Höhepunkte des religiösen Lebens. Und endlich schließen im äußersten Südwesten die Hottentottenstämme als diametraler Gegensatz zum culturreichen Norden. Diese Hottentotten, obgleich mit den Egyptern und Kopten unfeindbar in der engsten nationalen Verwandtschaft und durchaus verschieden von dem großen südafrikanischen Stamme, der sie umgiebt, sind in grauer Vorzeit von ihrem nordöstlichen Stamme gerissen, nach dem äußersten Süden gedrängt und auf der Stufe der religiösen Bildung stehen geblieben, welche in dem uralten Stein- und Monddienste der Araber vorhanden war.—Wenn so das religiöse Leben des südafrikanischen Heidenthums im Norden seine größte Energie besitzt, während es in den südlichen Stämmen auf das Minimum reducirt erscheint, so ist es für fremde Elemente nicht gleichgültig, ob sie von Norden oder von Süden her in dasselbe eindringen, was nun in der folgenden Darstellung im Auge zu behalten ist.

Wie die alte heidnische Welt, so ist auch die christliche und moslemische zuerst von Norden her gegen Südafrika vorgeedrungen. Das Christenthum voran. Die alte nordafrikanische Kirche in ihrer zwiefachen so verschiedenen Gestaltung in Alexandrien und Carthago ist so wenig lebenskräftig gewesen, daß sie in einem Zeitraum von 500 Jahren nur an einer einzigen Stelle vermocht hat, die christliche Bildung in der südafrikanischen Halbinsel zu einiger Geltung zu bringen. Diese einzige Stelle ist im Osten, wo die Missionsthätigkeit, die von Habesch ausging, sich bis nahe an die Aequatorländer erstreckt hat und zwar nachweislich getragen von der Wirksamkeit der Klöster und nicht der Kirche. Noch bis auf diesen Tag sind die Spuren dieses Vordringens über den Nordrand Südafrika's vorhanden. Im Süden von Habesch, aber abgelöst von der Mutterkirche, bestehen in den kleinen Staaten von Gurague, Kombat und Wolamo noch Christengemeinden. Auch in den Reichen Narea, Kassa und am Weiteren nach Süden in Susa finden sich unzweifelhafte Spuren des Christenthums. Noch ist es keinem europäischen Reisenden unserer Tage gelungen, bis zu diesen Ländern vorzudringen, und nach Allem, was man hört, ist das Christenthum in der allerverkümmersten Gestalt dort vorhanden und könnte nur dann ein Moment für weitere Verbreitung christlicher Bildung nach dem Innern zu werden, wenn es selbst erst durch Mission neu belebt würde.—Im Westen ist es der alten nordafrikanischen Kirche nicht gelungen, bis nach Südafrika vorzugehen. Die Mission von Carthago aus dringt nur in die große Wüste ein und die Berberstämme derselben nehmen größtentheils das Christen-

thum an, weshalb noch die heutigen Araber sie „Christen der Wüste“ nennen; selbst noch über die Wüste hinaus bis in die Kowaragegend scheinen sich die Einflüsse der carthagischen Kirche erstreckt zu haben, denn man zeigt noch jetzt in Timbuktu Steinbauten, welche ganz eigenthümlicher Art sind und von den alten Christen herrühren sollen; auch wird von den Portugiesen, als sie im 15ten Jahrhundert an der Westküste landeten, das Land der Mo-ssi am mittlern Kowara nach der Goldküste zu als ein christliches Land beschrieben; aber weiter nach Süden verschwindet jede Spur einer früheren Missionsthätigkeit. Man scheint vor dem Hauptbollwerke des afrikanischen Heidenthums stehen geblieben zu seyn und hat Südafrika nicht erreicht.

Dieses wenig energische Vordringen der christlichen Bildung wurde durch die Invasion des Islam vollständig unterbrochen. Im raschen Siegeslauf unterwirft das Kalifat noch vor Ablauf des 7ten Jahrhunderts den ganzen Nordrand Afrika's. Allein das jugendliche Feuer ist für Afrika bald erloschen. Es haben tausend Jahre nicht hingereicht, um ganz Nordafrika dem Islam zu unterwerfen. Im Osten ist nicht bloß das christliche Habesch im heldenmüthigen Kampfe gegen ihn siegreich gewesen und die christliche Welt hat sich in ihren schwachen Ausläufern in den Aequatorländern unter stetem Andrängen des Islam gehalten, sondern im Westen ist das Heidenthum auf seinem vorhin gedachten classischen Boden seinem größten Theile nach völlig ungebrochen stehen geblieben. Die christlichen Berberstämme der Wüste haben die Araber zwar für ihren Propheten gewonnen und ihnen den triumphirenden Namen „Tuareg“ d. h. Verleugner des Glaubens gegeben; auch hat sich der Islam in mehreren größeren und kleineren heidnischen Staaten zur Geltung gebracht, indem er in Sonnrhay, Sokoto, Bornu, Wadai und Darfur eine Reihe moslemischer Reiche im Süden Nordafrika's bildete; allein seine Impotenz für dauernde Staatenbildung sowohl, wie für wirkliche Durchdringung des heidnischen Lebens mit einem neuen lebensvollen Bildungselemente ist hier, wie anderwärts, auf das Handgreiflichste zu Tage gekommen. Die Geschichte dieser Moslemstaaten ist eine fortlaufende Reihe von Revolutionen und Invasionen, die in Begleitung der rohesten Gewaltthat und der maaflofesten Barbarei vollbracht werden, und wo sich auch einmal durch das Aufstehen eines persönlich tüchtigen Herrschers der Ansaß zu einer solideren Staatenbildung zeigt, wird derselbe unter den depravirenden Einflüssen, welche der Harem auf die Herrscherfamilie ausüben muß, und durch die wüste Eroberungslust der Nachbarstaaten wieder niedergeworfen. Dabei ist es denn nicht zu verwundern, daß in den meisten Sudanstaten, nachdem Jahrhunderte lang schon die Herrscherfamilien sich zum Islam bekannt haben, das Heidenthum in großen Partien äußerlich noch fortbesteht, und bei vielen, welche sich zum Islam halten, die alte heidnische Lebensrichtung so gut wie gar nicht von einer höheren Bildung berührt erscheint.—So viel steht indessen fest, daß jetzt der Islam am Nordrande Südafrika's fast die ganze Breite des Continents hindurch eine Stellung genommen hat, in der er gegen das Heidenthum des Südens, so weit seine Macht reicht, sich durchaus aggressiv verhält.

Die bekannten Sklaventriege, welche jene Moslemreiche gegen die benachbarten heidnischen Stämme führen, sind die Konsequenz dieser Stellung. So missionirt der dortige Islam am liebsten, daß er die Heiden, die sich ihm nicht ergeben wollen, von der Erde vertilgt und die, welche Hoffnung zur Bekehrung geben, in die Sklaverei schleppt, um sie so zu Gliedern der moslemischen Welt zu machen. In dieser Weise, gestachelt von Aussicht auf Beute, die im Sklavenhandel verwerthet wird, und legitimirt durch die Vorschriften des Koran, dringen alle diese Moslemreiche von Sokoto an bis Egypten allgemach auf und in Südafrika ein und nehmen ein Heidenland nach dem andern für den Propheten in Besitz.

Hierbei kommt noch ein Umstand in Betracht, der von Bedeutung ist. An zwei Punkten scheint sich nämlich der Islam in kräftigen afrikanischen Stämmen, auf die er gepropft ist, zu verzüngen und das sind unzweifelhaft die beiden Punkte, von welchen aus gegenwärtig das südafrikanische Heidenthum am Kräftigsten theils schon in Angriff genommen, theils auf's Ernstlichste bedrohet ist. Die beiden Punkte liegen im Westen und Osten der vorhin gedachten nördlichen Angriffslinie. Im Westen sind es die Fulbe, ein Stamm, dessen Sprache überaus merkwürdig eine nahe Verwandtschaft mit den Kafferstämmen des äußersten Südens verräth. Sie zeichneten sich schon vor 200 Jahren in dem Westen Nordafrika's als ein energischer, durch Intelligenz hervorragender und dem Islam sehr ergebener Volksstamm aus. Ihr epochemachendes Auftreten beginnt jedoch erst mit dem Anfange unseres Jahrhunderts, als sie von einem Scheikh aus ihrer Mitte für Reinheit und Herrschaft des Islam als Reformer begeistert wurden, gegen die umliegenden Heidenländer zu den Waffen griffen, dieselben in entsetzlich verwüstenden Kriegszügen sich unterwarfen und auch ihre Macht auf moslemische Herrschaften des Sudan ausdehnten. So gründete der große Scheikh Usman ein Reich, was er bei seinem Tode unter zwei seiner Söhne theilte, wodurch die Reiche Gando und Sokoto zu Stande kamen. Von diesen Reichen aus verbreiten sich die Fulbe theils gegen die Küste hin und räumen unter den dortigen Negerstaaten mit Feuer und Schwert auf, theils dringen sie von Sokoto aus in die südlich von Tsad gelegenen Länder unaufhaltsam vor und stehen hier in Adamaua und den Ländern am oberen Benue schon lange auf südafrikanischem Boden. Und gerade hier tritt ihre Invasion nicht bloß als roher Krieg auf, der die Heidenländer verwüstet und nichts als Schutthausen und verheerte Felder zurückläßt, sondern zugleich als Colonisation; die Fulbebauern nehmen von den eroberten Ländern Besitz und schieben sich und damit die absolute Geltung des Koran immer tiefer und nachhaltiger nach Südafrika hinein. Sie erinnern in ihren Colonien an das Vordringen der capischen Bauern gegen die Stämme der Hochebene des Südens, nur daß ihr Fanatismus heißblütiger ist und ihr Gegensatz gegen das Heidenthum den Charakter einer bewußtern Mission für ihren Glauben an sich trägt. Die Fulbe-mission ist gerade dadurch so bedeutend, daß sie in die tausendjährigen Sitze des vollblütigsten und einflußreichsten afrikanischen Heidenthums einbricht. Und

auch das ist ihre Bedeutung, daß sie, immer weiter nach Osten in die moslemische Welt eindringend, ein reformatorisches Princip puritanischer Natur in dieselbe wirft, welches vehemente Intoleranz gegen Alles, sey es Heidenthum, sey es Christenthum, zu seiner Folge hat, die sich ebenso angreifend gegen das bestehende Heidenthum, als abwehrend gegen christliche Einflüsse verhalten wird, die etwa dort im Norden einzusetzen die Miene machen wollten.—Ein nicht minder bedeutendes, wenn auch noch nicht so prononcirtes Element moslemischer Agitation ist im Osten des Nordrandes Südafrika's vorhanden. Nicht Egypten. Egypten treibt zwar nach der Westhergreifung von Sennaar seine Mission gegen das Heidenthum in seinen jährlichen Sclavenkriegen im Süden von Sennaar und Kordofan, und hat einzelne Militärposten und Handwerkercolonien den weißen Nil hinauf bis an die Aequatorländer vorgeschoben, nimmt aber damit gegen den Süden keine wesentlich andere Stellung ein, als die moslemischen Staaten des südlichen Nordafrika überhaupt, die obenein noch vor Egypten die unmittelbare Berührung mit den Heidenländern des Südens voraushaben. Wir denken vielmehr an den großen südafrikanischen Volksstamm der Galla. Im 16ten Jahrhundert, das aus bis jetzt noch unbekannten Gründen die lebhaftesten Bewegungen der Stämme des centralen Südafrika gesehen hat, sind die Galla aus dem Innern heraus in ihre jetzigen Stellungen geworfen. Sie haben sich zwar im heftigen Gegensatz gezeigt sowohl gegen Christenthum, auf das sie in Habesch stießen, als auch gegen Islam, den sie hier in den Arabern antrafen, welche den Süden von Habesch umlagern; aber in ihren nördlichen Stämmen ist es dem Islam viel mehr als dem Christenthum gelungen, bei ihnen Eingang zu finden, und alle Galla, welche Moslemim geworden sind, sind im höchsten Grade fanatisch. Zwar hat die moslemische Mission unter ihnen noch keine quantitativ bedeutende Erfolge errungen, aber sollte der Islam in Centralafrika wirklich zu neuer Macht erstarken, so ist in den Gallastämmen daselbe naturkräftige Element vorhanden, wie in den Fulbe, was ihm ein mächtiges Vordringen gegen Südafrika im Osten sichern würde, da diese Stämme bis über den Aequator hinaus eine imposante Machtstellung einnehmen.

Das ist der Nordrand Südafrika's, also gegenwärtig fast in seiner ganzen Ausdehnung vom Islam religiös=politisch in Angriff genommen. Nur an zwei Punkten hat in neuester Zeit das Christenthum von dieser Seite her wieder einzudringen versucht. Diese beiden Punkte sind durchaus richtig gewählt, indem sie gerade da einsetzen, wo im Westen die Fulbe und im Osten die Galla sich finden.

Es lag nämlich schon im Plane der englisch=kirchlichen Missionsgesellschaft, bei ihrem Versuche, die abyssinische Kirche wieder zu beleben, durch sie, und von da aus auf den heidnischen Nordosten Südafrika's einzuwirken. Diese Mission ist aufgegeben worden und die Hoffnungen, welche sich neuerdings wieder an den amharischen Häuptling Detschasch Kasa, dem sogenannten König Theodoros, geknüpft hatten, sind jetzt für so gut als gescheitert anzusehen. Statt dessen hat die römisch=katholische Mission in den Wiener Mechitaristen eine überaus klug

gewählte Position in Chartum genommen. In der Bifurcation des oberen Nil gelegen, ist es von Chartum aus möglich, auf den großen Quellströmen des Nil in das nordöstliche Südafrika einzudringen. Die Mechitaristen unter der gewandten Leitung ihres im vorigen Jahre gestorbenen Provicars hatten die Position genutzt und sind auf dem weißen Nil bis in die Aequatorgegend zu dem Barivolle gelangt. Die Mission ist noch jung und von Erfolg ist noch wenig zu sehen; aber der Ruhm bleibt der römischen Kirche, tiefer als der Islam im Norden Südafrika's mit der Station Gondokoro eingedrungen zu seyn. Man interessiert sich in Wien lebhaft für diese Unternehmung und an dem österreichischen Consul in Chartum findet sie einen eifrigen Beförderer.

Ähnlich wie am Nil im Osten sucht nun auch im Westen die christliche Welt auf der großen Wasserstraße nach Süden vorzugehen. Es scheinen nämlich die unglücklichen Nigereperditionen endlich zu einem sicheren Resultate in den Unternehmungen auf dem Venue zu führen. Gelingt es England, am oberen Laufe dieses Flusses eine Stellung zu gewinnen, so ist damit den Fulbezügen nach Süden entgegengetreten. Bis jetzt ist politisch noch nichts erreicht; aber die englisch=kirchliche Missionsgesellschaft hat in Anerkennung der Wichtigkeit dieser Unternehmung für die Christianisirung des nördlichen Südafrika am untern Laufe des Stromes den Anfang mit Anlegung zweier Stationen gemacht, welche unter die Leitung von Negern gestellt worden sind, welche durch die Mission im Westen Nordafrika's bekehrt wurden, eine Mission, welche zwar nicht unmittelbar Südafrika berührt, aber durch ihr Vordringen gegen das Heidenthum der Negerstämme hinter der Küste es doch mittelbar zu thun verspricht.

Wenden wir uns nun zu dem Osten Südafrika's. Es ist durch maritime Verbindung seit uralter Zeit fast ausschließlich dem arabischen Handel offen gewesen, der indessen nur geringen Einfluß auf die Umgestaltung des dortigen Heidenthums gehabt zu haben scheint, da das alte arabische Leben an und für sich so scharf nicht ausgeprägt war, wie z. B. das ägyptische, und man sich nicht auf Colonisirung einließ, sondern mit Handelsstationen an dieser Küste der Sendich sich begnügte. Das wird seit dem 8ten Jahrhundert anders. Von da ab bis zum 11ten Jahrhundert läßt sich der Islam an der ganzen Küste von Cap Gardasui im Norden bis nach Sofala im Süden nieder und gründet die moslemischen Reiche von Mu'discha im Norden und Kiloa im Süden, und zwischen beiden in der Mitte die mächtigen Republiken Barawa, Malinda und Mombas. Hat er sich aber schon in Nordafrika im Ganzen trägt und unfähig in Umgestaltung des heidnischen Lebens gezeigt, so ist das in einem noch viel größerem Maße in Ostafrika der Fall gewesen. Es lag das von vornherein in der ganzen religiösen Disposition seiner Anhänger, welche sich auf dieser Küste niederließen. Sie waren aus den moslemischen Dissenters, welche sich dem orthodoxen Kalifate nicht unterwerfen wollten, Aliten und Emosaiden, und deshalb aus Arabien verdrängt, hier eine neue Heimath suchten und fanden. In dieser ihrer religiösen Zersahrenheit an und für sich schon wenig zur lebhaften Geltendmachung eines religiösen Principes geneigt, ist ihr Blick

außerdem vorwiegend auf die Benutzung der für den Handel so günstigen maritimen Lage der neuen Heimath gerichtet; es sind Krämerstaaten geworden, meermwärts gefehrt und landwärts die bekannte Politik aller derartigen Colonien innehaltend, nach der es Princip ist, die Eingebornen möglichst bei Güte zu erhalten, damit der Handel keine Störung erleide. Es sind zwar durch den Verkehr arabische Elemente in die Sprachen der Ostküste damals eingebrungen und die dortigen Eingebornen Kasir genannt worden, aber es ist keine Spur vorhanden, daß ein religiös-politischer Einfluß auf sie geübt sey, und die Beschreibung, welche man auf den Einfluß des früheren Islam hat zurückführen wollen, rührt durchaus nicht daher, sondern ist dem südafrikanischen Heidenthume originell.

Immerhin sperrte der Islam, wie im Norden, so im Osten Südafrika gegen andere Elemente ab und in diesem Betracht war es von Bedeutung, als die Portugiesen im 16ten Jahrhundert jene moslemischen Küstenstaaten niederwarfen. In nicht mehr als dreißig Jahren sind sie damit fertig; mit Eroberung der Küstenstädte sind auch die Staaten zu Ende, so schmal war die Basis, auf der sie ruheten. Die christliche Welt, die sich von da ab auf der Ostküste in derselben Ausdehnung entfaltete, hat wenig Einfluß gewinnen können. Portugal's politische Macht versiel bald nach dieser Occupation und nach 200 Jahren ist alles vom Cap Delgado an bis Cap Gardafui wieder an den Islam verloren und nichts weiter vom Christenthume übrig geblieben, als die Ruinen einiger Kirchen und Burgen und der glühende Haß der Eingebornen gegen die Tyrannei der christlichen Eroberer. Die südliche Hälfte der Küste bis zur Delagoabai ist Portugal geblieben. Mit Ausnahme des Hauptdistricts Mogambique können wir jetzt aber kaum von Besitz und Einfluß reden. Wenn auch früher Stellungen im Innern genommen und eine ziemliche Anzahl eingeborner Stämme tributär gemacht waren, so sind gegenwärtig diese Stellungen fast sämmtlich aufgegeben und werden nur einige wenige Punkte an der Küste kümmerlich behauptet. Dabei findet ein ununterbrochenes Vordringen der Stämme im Innern gegen die Küsten statt und im Norden dringt der Islam mächtig ein. Von colonial-christlichem Einfluß ist hier also gar keine Rede; man treibt nur noch Sklavenhandel. Im Mogambique-District ist dieser Einfluß etwas bedeutender, doch auch hier durch den Sklavenhandel äußerst depravirt. Die sonst so blühende Jesuitenmission, welche die Bekehrung mit dem Handel verband und deshalb sogar vor den Augen des schottischen Independenten Livingstone Gnade findet, ist bekanntlich längst aufgehoben und von dieser, wie von der Mission anderer Orden, sind nur die Trümmer ihrer Stationen übrig geblieben. Sonst bekümmert sich Niemand um Bekehrung oder Bekehrung der Eingebornen, am Wenigsten die sehr geringe Zahl der Cleriker, welche die kirchlichen Bedürfnisse der Colonisten besorgt; die Bildung steht in diesen, über 300jährigen portugiesischen Colonien so niedrig, daß sich in keiner Stadt weder der Ost- noch der Westküste ein Buchladen befindet. Vor einigen Jahren legte eine Compagnie von Privatleuten der Regierung ein Project vor, nach welchem sie sich anheischig machte, den Sklavenhandel abzuschaffen, die Kaffern zu civilisiren und zu diesem Besuße solidere Handelsverbindungen mit denselben anzuknüpfen; das Project scheint aber nicht acceptirt zu seyn.

(Schluß folgt.)

Kirchenchronik.

Deutschland.—Luther-Denkmal in Worms. Das in Stuttgart erscheinende „Christliche Kunstblatt“ enthält eine ausführliche Beschreibung des Luther-Denkmals in Worms, wie es Prof. Rietchel in Dresden herzustellen gedenkt. Wir entnehmen derselben Folgendes: „Auf dem Marktplatz zu Worms soll eine durch zwei oder drei Stufen dem übrigen Marktraum und dem Geräusch des unmittelbaren Verkehrs enthobene Fläche das Denkmal selbst, oder vielmehr eine Gruppe von Denkmälern, aufnehmen. Man denke sich diese erhöhte quadratische Grundfläche in ihrer Mitte gekrönt von dem eigentlichen Denkmal Luther's, seiner Kolossalgestalt in Bronze auf dem durch die Gestalten seiner Vorkämpfer reich gezierten Fußgestell als Mittelpunkt des Ganzen, dem sich in richtiger Nähe an allen vier Ecken der Grundfläche ebenso viele Standbilder der mächtigsten Stützen und Beförderer der Reformation, und zwar in einer eigenthümlichen architektonischen Verbindung, in solcher Weise anschließen, daß in dem Beschauer das Gesamtbild jener Kräfte sich erzeugt, welche alle vereint die Träger der welthistorischen Begebenheit wurden. In mächtiger Größe wird die Erzgestalt auf hohem Fußgestell die umgebenden Gefährten überragen. An dem Fußgestell soll am obern Theil in unmittelbarer Nähe des Standbildes: der Reichstag zu Worms; an der vordern Fläche rechts: der Anschlag der Thesen; links: die Uebersetzung der Bibel; und auf der Rückseite: Luther's Familienleben angebracht werden. An dem Hauptwürfel des Piedestals soll eine Reihe von Medaillons, in reichen Vorbeer- und Eigenfränzen eingeschlossen, umherlaufen, welche die Bildnisse derjenigen bedeutenden Männer jener Zeit zeigen, welche Mitarbeiter an dem großen Werke waren, so weit dieselben nicht schon unter den Statuen Platz gefunden haben. Wir nennen beispielsweise nur Johann den Beständigen, Johann Friedrich den Großmüthigen, Justus Jonas, Bugenhagen, Hutten, Zwingli, Calvin &c. Unterhalb dieser Reihe von Bildnissen würden etwa die Wappen derjenigen Städte, verbunden durch ein reiches Ornament, einen schönen und geeigneten Platz finden, welche sich durch besondere Förderung des Reformationswerks seiner Zeit ausgezeichnet haben. An den Ecken des Würfels sollen in einer der Hauptgestalt, natürlich untergeordneten Größe, die Gestalten der vier Männer stehen, welche mit ihren Reformationsversuchen der eigentlichen Reformation Luther's vorangingen: Johannes Hus, der Böhme, und Savonarola, der Italiener, welche beide Märtyrer ihrer Ueberzeugung wurden, Wicel und Petrus Walbus, alle vier zugleich die Repräsentanten der vier gebildeten nichtdeutschen Nationen jener Zeit. Vier Sonder-Denkmäler werden das Hauptdenkmal umgeben. Vorn zur rechten Seite des Beschauers Friedrich der Weise; zur linken Philipp der Großmüthige von Hessen; dann die Gestalten Melancthon's, des Praeceptors Germaniä, und Reuchlin's.“ (Allg. Ztg.)

Basler Missionsgesellschaft.—Folgender Bericht „aus dem badischen Unterlande“ über die Basl. Miss.-Ges. finden wir in der Prot. R.-Ztg.: Der dreißigste Jahresbericht der Basler Missionsgesellschaft auf den 1. Juli 1858, erstattet und bearbeitet von J. Josenhans, nun im Drucke erschienen, bietet eine Menge interessanter Thatsachen und Notizen; er gewährt in den Stand, das Werk, den Kampf und Segen der Basler Mission reichen fördernden Einblick; und es sey hier darauf hingewiesen, um zur besonderen Lectüre desselben zu veranlassen. Aus den allgemeinen Anzeigen und statistischen Notizen heben wir hervor, daß im Missionshause in vier Classen 43 Zöglinge, in der Voranstalt in zwei Classen 31 Zöglinge, im Ganzen 76 sich befinden! Dar-

unter sind 10 Badenser, 29 Württemberger, 18 Schweizer; außerdem Jünglinge aus Schweden, Frankreich, Rußland, Preußen, Ungarn, Hessen, Griechenland, Ostindien, Afrika! Wahrlich, eine Schaar aus allerlei Volk, bereit, Christi Ehre und Liebe in alle Welt zu tragen!—Im Dienste der Missionsgesellschaft, und zwar für die Heimath, stehen 5 Prediger, und zwar für Rußland, Schweiz, Württemberg und Baden, Hessen, Nassau und Umgegend! Darunter für das ganze Missionsgebiet der berebte von lebendigem Glauben inniger Liebe und Milde beseelte, um seiner Vorträge in Missionsstunden willen allenthalben willkommene Pfarrer Peter! In Heidenländern arbeiten 65 ordentliche Missionare, davon 42 in Ostindien, 21 in Westafrika, 2 in China! Unverheirathete europäische Arbeiterinnen sind 5 aufgezählt. Nationalgehülfe, Katechisten und Lehrer besitz die Gesellschaft (die Lehrer an englischen Schulen, und Lehrerinnen mitgerechnet) 87; in Ostindien 56, in Afrika 14, in China 7. Also im Ganzen für Heidenmission: 152 Arbeiter und Arbeiterinnen.—Stationen zählt die Gesellschaft 23; in Ostindien 15, in Afrika 6, in China 2.—Glieder der Gemeinden finden sich in allen Stationen Ostindien's, China's, Afrika's: 4791; und zwar darunter Glieder der Kirche und Katechumenen 2819, und Lehrer und Schüler, die nicht zur Kirche gehören, 1972! Die Schulen sind von 2649 Knaben und Mädchen besucht; Communicanten finden sich 1290! Weit aus die größte Zahl der Zöglinge kommt auf die ostindischen Stationen; während diese z. B. 2466 Schulkinder unterrichten, haben die afrikanischen nur 159, China nur 24 Kinder; während Ostindien 4107 Gemeindeglieder zählt, hat Afrika 405, China 279. Allerdings scheint das Werk klein, aber wir haben das Wort Christi, welches zur Lehre und zum Troste geschrieben ist: das Himmelreich ist gleich dem Senfkorn; und seine Entwicklung ist gleich dem wachsenden Samen; also: vom Kleinen zum Großen, allmählich aber sicher!—Die Mittel, welche der Gesellschaft im verfloffenen Jahre gereicht wurden, sind immer beträchtlich zu nennen; die Gesamtsumme aller Einnahmen ist 497,660 Fr. 53 Rypn.; und zwar ertrug die gewöhnliche Collecte 169,386 Fr.; die Halbbagencollecte 160,218 Fr.; einzelne Missionsfreunde gaben 307,725 Fr.! Davon gab die Schweiz: 177,546 Fr.; Württemberg: 123,903 Fr.; Baden: 37,166 Fr.; aus Rußland floßen 19,623 Fr.; aus Schweden 3825 Fr.; aus Nordamerika 5047 Fr.; aus Ostindien 36,000! Eingeborene in Ostindien spendeten 242 Fr.; in Afrika 408 Fr.—Schön steht der Altar Christi, und die Herzen, die opfern, kommen auch in Basel von Morgen und Abend! Und in unserer so viel geschmähten materiellen Zeit steigt der Dampf dieser Opfer doppelt lieblich empor, ein Zeugniß, daß Glaube, Liebe, Dankbarkeit nicht ausgestorben sey. Die Ausgabe betrug 555,642 Fr., also ergibt sich eine Mehrausgabe von 57,982 Fr., welche aus dem Activ-Saldo des letzten Jahres, 285,188 Fr. be tragend, gedeckt wurden!

Gerne möchten wir den Lesern ein Bild des Bildes geben, das der durch Klarheit, Kraft und Tiefblick ausgezeichnete Bericht des Inspectors Josenhans aufrollt; aber er ist zu umfassend, und der darin wehende Geist des Glaubens läßt sich nicht im Auszuge mittheilen. Berührt sind zunächst die Verhältnisse, welche die Frage über etwaige Veränderung, Vergrößerung der Anstalt anregten, indem aus allen Gauen Deutschlands, der Schweiz und vieler anderer Länder so viele Jünglinge nach Basel sich wenden, daß z. B. im letzten Jahre 4 der sich meldenden zurückgewiesen werden mußten; der Antrag auf Herstellung einer hierauf Bezug nehmenden Localität ist angenommen. Möge der beschlossene Neubau im Segen, dies neue Stadium im Heile vollendet werden. Von der Mission in Afrika meldet der Bericht die fröhliche Kunde, daß ein Jahr stillen aber unverkennbaren Wachstums entschiedener innerer Begründung und allseitig gesegneten Fortschrittes geschenkt war! Hier berührt derselbe besonders die Frage, woher es komme, daß die Basler Mission in Afrika nur langsam fortschreite, während die Engländer und Amerikaner rasch und kräftig sich ausbreiten; um vor übereilten Schlüssen zu warnen, wird darauf hingewiesen,

daß die afrikanische Mission Basel's sich bisher im Stadium der vorbereitenden Arbeit befand und wenn sie einmal 60 Jahre auf der Goldküste werde gearbeitet haben, auch die Wildniß von Afrika und Kuapem in eine Pflanzung Gottes wird verwandelt seyn. Wohl schreitet die Arbeit in einem Lande oft auch schneller fort, als in dem andern! Vielleicht auch schritten Amerikaner und Engländer rascher voran, weil sie reichere Mittel hatten! Auf Indien und China übergehend beschreibt der Bericht die gewaltigen Bewegungen, welche das Völkermeer dieser Länder in seinen Tiefen aufwühlen, und nicht bloß alte, längst haufällig gewordene Schöpfungen, sondern auch die provisorischen und nur leicht aufgeführten Bauhütten derer, welche zum Neubau berufen sind, zertrümmern, und auch da, wo dies letztere nicht der Fall ist und die Bauhütten stehen bleiben, den Bauleuten für eine Weile Stillstand auferlegen! Stillstand ist also das Wort, welches den Moment charakterisirt, in dem die Mission sowohl in China als in Ostindien sich jetzt befindet, aber nicht ein Stillstand des Fortschritts, sondern ein Augenblick der Sammlung zu neuem Angriff auf die Burgen der Finsterniß!

In China leben die Missionare, getrennt von ihren Gemeindegliedern, auf der Insel Hongkong, mit Unterricht, Predigt, Pflege der Ab- und Zugewandten beschäftigt! Die Dessenung China's macht die Rückkehr auf das Festland möglich; weitere tüchtige Männer sollen, sobald solche von wissenschaftlicher gründlicher Bildung gefunden sind, dahin abgehen! Das ostindische Missionsfeld, an der Südwestküste Indiens liegend, blieb im Laufe des verfloffenen Jahres ungefährdet; aber obgleich außerhalb des Bereiches der Mordseuen liegend traten doch die Wirkungen der Revolution auch hier hervor, und sind betrübender und erfreulicher Natur! Zu letzteren ist die Förderung des inneren Lebens zu rechnen! Ungebrochen durch den Sturm, von dem der Norden Indiens heimgesucht wurde, steht also die Basler Mission; die Gemeinden haben zwar nicht zugenommen, aber sie bestehen, und sind gesichert und gekräftigt durch die letzten Jahre! Die Regierung, durch Gottes Gnade allein gerettet, erkennt aber dies und ihre Aufgabe nicht! England's Ehre, Gewinn und Macht ist ihr Ziel, nicht der Heiden Heil! Doch hindert sie auch die Mission nicht! Aber der Rathschluß Gottes wird sich vollziehen! Jedes Volk hat zu seiner Zeit einzutreten in den Kreis des Reiches Christi! Ob Gott auch verzieht, thun wird er es!—Dem Berichte sind eine Reihe von Beilagen, Mittheilungen der Missionare von den verschiedenen Stationen beigegeben.

Schwerin. In der Baumgarten'schen Sache liegt nun auch das Göttinger Facultäts-Gutachten vor. Die Facultät urtheilt, den „H. N.“ zufolge, daß Dr. Baumgarten in einer fundamentalen Lehrabweichung von dem evangelischen Bekenntniß nicht befangen ist, im Gegentheil in den Grundanschauungen und Wahrheiten der evangelisch-lutherischen Reformation wurzelt und lebt. Die Entlassung aber war nach dem Urtheil der Facultät selbst unter Voraussetzung der behaupteten fundamentalen Neuerungen nicht gerechtfertigt, weil es an der nothwendigen theologischen Verhandlung mit Baumgarten selbst gefehlt habe. Die Facultät theilt das Bedauern, daß über einen Theil des Verlaufes der auf die Entlassung bezüglichen Verhandlungen noch immer dasjenige Licht fehlt, welches nur durch eine vollständige Veröffentlichung der Actenstücke dem Publicum verschafft werden könnte.

(Pr. Ztg.)

Italien.—Die Deutsche Zeitschrift für christliche Wissenschaft u. christliches Leben berichtet Folgendes:—Die Waldenser haben zwei neue Stationen in Piemont gewonnen: Casale und Voghera. Zu Pietra Marazzi hat Herrn Gay's Arbeit vielen Erfolg. Die Leute wagen mehr und mehr, die Bibel eifrig zu lesen. In Courmayeur, das wir schon öfters erwähnt haben, ist Pastor Curie jetzt wohnhaft; die Feindseligkeit gegen ihn hat nachgelassen; die Zahl der Evangelischen ist noch sehr gering.—In Toscana soll der Minister bei einer ultramontanen Aufforderung, der Ketzerei kein Asyl zu gewähren, geantwortet haben, er wünsche, man möchte ihm sagen, wie er sich denn der 8000 Menschen

entledigen könne.—Ein gewisser Manzini, Koch bei einer vornehmen Herrschaft, las gelegentlich einer Familie von Bauern auf ihr Verlangen aus der Bibel etwas vor, und gestand auch, daß er an die Messe, das Fegfeuer etc. nicht glaube. Einst aufgefordert, Geld beizusteuern für die Wachslichter der heiligen Katharina, lehnte er es ab, bemerkend, daß die Armen das Geld eher nöthig hätten als die toten Heiligen. Ein kleiner Krämer, so fromm, daß er wöchentlich dreimal beichtet, erfuhr diese Aeußerungen, setzte sie auf, noch vermehrt mit seinen Erfindungen und schickte diesen Kegerbericht an die Priester, welche beim Civilgericht die Sache weiter betrieben. Urpflötzlich wurde Manzini vorgeladen, nicht um verhört zu werden, sondern zu hören, daß er zu acht Monaten Gefängniß verurtheilt sey und die Strafe gleich antreten müsse. Wir geben diese etwas ganz unglaubliche Geschichte nach den News of the churches, finden sie übrigens auch in der Espérance vom 14. Januar. Auch in Sardinien, namentlich in Savoyen, werden die Gesetze über der Freiheit des Cultus noch oft mangelhaft verstanden. So ist ein Lehrer Pons zu Nigue-Blanche zu 200 Frs. und zwei Nachbarn zu 100 Frs. verurtheilt, weil sie in Vocalen gegen die Jungfrau Maria, den Ablass, das Fegfeuer etc. geredet hätten. Einen Vertheidiger hatte Pons nicht gefunden.

Eine Flugschrift: „Protestantismus in Italien“ sagt: Es ist unglaublich, mit welchem inneren wilden Haß die unglaublichen Italiener jetzt die römische Kirche betrachten; die edelsten Beweise der Aufopferung von Seiten der Priester werden nicht mehr beachtet. Dies Gefühl herrscht nicht blos in römischen und neapolitanischen Staaten, sondern auch in Piemont, Lombard, Toscana und Venedig. Es scheint die Ueberzeugung zu Grunde zu liegen, daß Freiheit und römische Kirche für immer unvereinbare Dinge sind. Der Papst hat sich bei seinem Besuch in Florenz recht wohl von der Stimmung der Gemüther überzeugen können. Als ein franz. Cardinal in Rom dem Befehlshaber bemerkte: wenn die Franzosen gingen, müßten sie den folgenden Tag auch wohl abziehen, durfte jener erwidern: er rathe, daß sie lieber einen Tag vor dem Abzuge der Franzosen reisen möchten. Das einzige Heilmittel der großen nationalen Verwirrung wird doch im Evangelium liegen, das wahrhaft conservativ und freimachend ist, die bösen Leidenschaften ausrottet und das Bedürfniß des Herzens befriedigt.

England.—Die Allg. R.-Ztg. meldet aus London: Die vorjährige Generalversammlung des evangel. Bundes, welche bekanntlich in den letzten Tagen des Octobers zu Liverpool gehalten wurde, hat eine nicht vorausgesehene Folge gehabt. Sie hat auf eine nicht unberücksichtige Zahl dortiger und anderer Geistlichen der Landeskirche (established church), worunter sich zum Theil berühmte Namen befanden, einen so guten Eindruck gemacht, daß dieselben den Gedanken faßten, in Uebereinstimmung mit anderen Mitgliedern der bischöflichen Kirche eine umfassende Union vorzubereiten. Schon damals richteten sie an den Sir Culling E. Cardley ein Schreiben, worin sie eine solche Vereinigung als ein dringendes Bedürfniß der Gegenwart bezeichneten und die Evangelischen in ganz England, Deutschland, Frankreich, Holland und den Vereinigten Staaten in dieselbe einzuschließen zu sehen wünschten. Insbesondere aber ist ihnen daran gelegen, die bischöfliche Kirche England's selbst näher und mehr, als es bisher der Fall ist, dabei theilhaftig zu sehen. Sie schlugen zu dem Ende eine Conferenz vor, damit die Angelegenheit gefördert oder, wenn von Seiten der bischöflichen Kirche Einwendungen gegen den Gedanken erhoben werden sollten, dafür wenigstens die Gründe vorgebracht werden könnten. Der Gedanke erstreckt sich in demselben Sinne auch auf Deutschland etc. Nun ist es zwar Grundsatz des evangel. Bundes, keine Vereinigung von Kirchen als solchen zu seyn; allein dies soll auch bei vorliegenden Plänen nicht angestrebt, vielmehr daran festgehalten werden, daß der Beitritt lediglich Sache einzelner Personen ist; nur wünscht man die gutheißenden Aeußerungen hochstehender kirchlicher Personen zu vermehren. Diese Conferenz wird hier im nächsten Monate stattfinden. Man glaubt, daß die höchsten Würdenträger der englischen Kirche daran sich theilnehmen werden, auch wird mit Sicherheit gesagt, daß der dortige Generalsuperintendent, Hofsprebiger Dr. Hoffmann, dessen Theilnahme erbeten worden ist, sein Erscheinen in der Conferenz zugesagt habe. Das Nähere wird sich aus einer kleinen Schrift Sir Culling E. Cardley's: „Zeugniß für die Verbreitung von Christen (christian union, &c.) in Australien, Frankreich, Deutschland etc.“ deren Herausgabe in Kurzem zu erwarten ist, ersuchen lassen. Unter den bezeichneten Geistlichen in Liverpool befinden sich die Herren M'Neile, Josiah W. Lowe, Ray Richard Hunt u. A., auch mehrere aus anderen Grafschaften, Lanca, Durham etc.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

Juli 1859.

No. 7.

Die Evangelische Kirchenzeitung und der Umschwung der Dinge in Preußen.

Dr. Hengstenberg's Evangelische Kirchenzeitung hat seit Jahrzehnten unter den deutschen theologischen Journalen eine so bedeutende Stellung eingenommen, daß darin nicht nur ein Zeugniß für das ungewöhnliche Talent des Herausgebers und seiner hauptsächlichsten Mitarbeiter liegt, sondern daß man sagen kann, der Entwicklungsgang des deutschen theologischen, kirchlichen, religiösen Lebens hat sich in seinen Phasen seit lange in der Evangel. R.-Ztg. abgespiegelt. Als sie vor 32 Jahren in's Leben trat, sahen Alle, die auf dem einsältigen Schriftglauben standen im Gegensatz zu der Herrschaft des flachen Nationalismus an ihr eine von kräftiger Hand gehaltene Fahne mit dem Panier des Kreuzes. Sie war ein in den pietistischen Kreisen Deutschlands überall heimisch gewordener, willkommenen Gast und sie hat namentlich das bleibende Verdienst, für viele gebildeteren Laien eine Vermittlerin zwischen ihnen und zwischen den bedeutendsten, theologischen und kirchlichen Fragen geworden zu seyn. Sie hat, was ihr nie vergessen werden darf, jeder auf dem alten Bibelgrund sich erbauenden Liebeshätigkeit für die Förderung des Reiches Gottes und seiner Zwecke willig die Hand geboten, und sie hat entschieden dazu beigetragen, zwischen den einzelnen Gebieten der Gemeinschaft der Glaubigen in Deutschland ein lebendigeres Gemeingefühl rege zu machen, ja, ihre Wirkung ging hierin weit über die Grenzen des vaterländischen Bodens hinaus. Es war namentlich in Deutschland kein Geringes, die denkenderen Laien für die Fragen der Kirche und des Glaubens von biblischem Standpunkte aus wieder mehr zu interessieren, und das ist ihr vielfach gelungen. Sie trug ihr Maaß der Schmach Christi von den hoffärtigen Feinden seines Kreuzes und sie überlebte den Sturz des vulgären Nationalismus, gegen den sie mit offenem Visir in die Schranken trat. Namentlich der jüngeren Generation der glaubigen Theologen wurde sie in jener Zeit, da etwa in Halle der Hörsaal eines Wegscheider sich zu leeren, der eines Tholuck sich zu füllen begann, eine mächtige Stütze und sie war das einzige theologische deutsche Journal jener Zeit,

welches mit theologisch-wissenschaftlicher Schärfe die praktische Seite zu verbinden wußte und während es lehrte, auch wahrhaft erbaute. Es ist keine bedeutendere Erscheinung des theologischen und religiösen Lebens in Deutschland während der letzten 30 Jahre, die nicht in der Evangel. R.=Ztg. und zwar immer in eingehender, treffender Weise besprochen worden wäre. Das Hegelthum, das alte und das junge, die Hegelingen, hatten an ihr einen schneidenden Gegner, der oft mit gepfeffelter Polemik die wunden Stellen eines Systemes bloßlegte, welches damals groß geworden war, wie einst die Diana zu Ephesus. Und von Süßlichkeit war keine Spur, sondern es herrschte ein ernster und oft deutschberber Ton und an Begabung und Arbeitskräften that es ihm kein anderes Journal, welcher Richtung es auch angehören mochte, je zuvor. Der Herausgeber ist ein Mann des ernstesten Charakters, scharf im Urtheil bis zur Härte, keinem Einfluß als der Macht der Principe sich beugend, wir möchten sagen, eine calvinische Natur und dabei in der solidesten Waffenrüstung gründlicher, umfassender, theologischer Gelehrsamkeit. Männer wie Leo, Gerlach, Göschel, Stahl und Andere brachten in den Mittdienst eine Summe von Wissen, Scharfsinn, Gewandtheit, Genialität, wie sie so leicht kein Blatt ähnlicher Richtung wird wieder zusammenführen können. Und wenn in neuerer Zeit viele älteren Freunde dem Blatte weniger hold geworden sind, so ist nicht der Mangel des Talentes daran schuldig.

Je und je will es uns bedünken, als ob jene geistige Frische und Tüchtigkeit dem Blatte nicht mehr in dem Maaße eigen wären, wie früher. Denn so rühmlich auch immer die Kräfte sind, die bald in theologischen Abhandlungen, bald in Kritiken, bald in der Beurtheilung von Zeitfragen sich kund geben, so ist doch nicht nur gar oft eine unnöthige Breite in Berichten über lokale Kirchenzustände, sondern es begegnet uns sehr häufig ein gereizter und gespreizter Ton und eine Bitterkeit selbst gegen solche, die lange Zeit Hand in Hand mit Hengstenberg und der Evangel. R.=Ztg. gegangen sind und wohl nie gedacht hätten, an ihm noch einen Gegner finden zu müssen. Und eben diese veränderte Richtung des theologischen und kirchlichen Geistes ist es, wodurch sich das Verhältniß der Evangel. R.=Ztg. zum Publicum mehr umgestaltet hat, als durch alles Andere.

Wir gestehen, daß wir uns in einiger Verlegenheit befinden würden, wenn wir diese veränderte Richtung scharf und klar zu bestimmen hätten. Wir zweifeln aber, ob die Evangel. R.=Ztg. dieselbe selbst scharf und klar bestimmen könnte. Leichter möchte man sagen können, was sie dormalen nicht will, als was sie will. Sie will einmal entschieden keine Revolution, auch keine Freimaurer, auch kein Presbyterialsystem in der deutschen Kirche, auch keine—Union mehr in der Kirche, obwohl wir das Letztere schon mit einiger Schüchternheit sagen, denn wir erinnern uns nicht, daß sie selbst es irgend einmal entschieden und fest gesagt hätte, nicht einmal im Vorwort zum gegenwärtigen Jahrgang, denn, wenn sie schon gerne die aus der unirten preussischen Kirche austretenden Lutheraner in Schutz nimmt, so warnt sie doch auf's dringendste vor dem

„Gedanken an Austritt“. Sie will jetzt auch keinen Pietismus mehr, aber auch darüber sind wir nicht klar, denn früher hat sie sich gewehrt gegen eine falsche Deutung des Wortes und jetzt will sie doch selbst nur einen schlimmen Sinn daran sehen, während sie in Vielem und in mehr, als sie gestehen will, pietistisch ist, aber das Wort meidet. Ist nun der Pietismus anders geworden, oder die Evangel. R.=Ztg., oder beide?

Wenn die Evangel. R.=Ztg. jetzt einen vielfach anderen Ton anstimmt als früher, wenn ihr Jetzt mit ihrem Einst nicht recht zusammenstimmt, so sehen wir darin nicht eine Inconsequenz, sondern ein psychologisches Phänomen, einen Entwicklungsproceß, und die Frage ist nur, in welcher Richtung sie sich weiter bewegte, ob vorwärts oder rückwärts. Wir tadeln sie nicht, daß sie das lutherische Bekenntniß schärfer betonte. Sie hat das seit vielen Jahren gethan und das hat sie nicht um ihre Freunde gebracht und konnte sie auf deutschem Grund und Boden am allerwenigsten um dieselben bringen. Dabei hat sie sich zur reformirten Kirche und Lehre sehr freundlich verhalten. Erst in neuerer Zeit, während wir namentlich dem Namen Calvin's noch je und je als einer Autorität in ihr begegnen, kehrt sie ihre Schärfe gegen das reformirte Bekenntniß heraus und will auch von keiner Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformirten mehr wissen.

Was uns an der Evangel. R.=Ztg. seit geraumer Zeit besonders im Wege war, das ist ihre politische und ihre hochkirchliche Färbung. Namentlich jene, die politische, ist eine sehr bedenkliche Seite. Daß die Evangel. R.=Ztg. gut preussisch und gut monarchisch ist, darüber haben wir mit ihr nicht zu rechten. Aber daß sie die kirchliche Tendenz an gewisse politische Partezwecke kettete, das scheint uns ein großer Mißgriff. Sie mußte dabei der persönlichen Neigung und Stellung Hengstenberg's dienen. Sein Einfluß namentlich beim gewesenen Cultusminister v. Raumer ging sehr weit und während man den Schein bewahrte, in reiner Loyalität zu handeln, benützte man die höchste Autorität, die eigenen kirchlichen Partezwecke zu fördern. Dieses sich Anlehnen an die Staatsgewalt zur Erreichung eines sonstigen Zieles mußte namentlich in Preußen sehr anstößig seyn. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß Hengstenberg in seiner politischen wie in seiner theologischen und kirchlichen Richtung ehrlich und lauter ist. Aber weil er so gerne Andere auf Bibelsprüchlein verweist, so hätte er selbst des Wortes eingedenk seyn sollen: meidet auch den bösen Schein. Er konnte ein Lobredner der Macht seyn, die ihm so gerne zu Willen war, und ohne es geständig zu seyn, hat er durch „die weltlichen Herrscher geherrscht“. Wie viele schlimme Folgen dieses Verhältniß hatte, wie viele böse Gefühle es erregte, bedarf keiner Ausführung. War auch der Zweck rein und gut, das Mittel war nicht zu rechtfertigen. Daß Hengstenberg und einige Gesinnungsverwandte vom neuen Cultusminister alsobald mehrerer Amtesfunctionen überhoben wurden, wo sie bedeutenden Einfluß geäußert hatten, daß das gewissermaßen mit in's Programm der neuen Regierung gehörte, das zeigt, wie die Sachen standen. Und nachdem noch im vorigen Jahrgange die

Evangel. R.-Ztg. in ihrem Vorwort ein so ernstes Domine, Salvum fac Regem ausgesprochen hatte, finden wir des Prinzregenten auch mit keinem Wörtlein erwähnt und kein Gebet, kein Seufzer, kein guter Wunsch ist da für ihn zu lesen. Natürlich an ihn, den Freund der Freimaurer, lehnt sich die Hengstenberg'sche Partei nicht mehr an, er leiht ihr seinen Arm nicht. Aber ist er nicht auch „von Gottes Gnaden“? Wo ist dann die Consequenz in dieser Kälte gegenüber der Wärme, mit der man noch vor Kurzem jenes Princip auch für Kirchenzwecke auf dem Panier trug? Oder ist Hengstenberg und seine Partei jetzt mit den eigenen Waffen geschlagen? Oder erscheint ihm vielleicht im Stillen die „Prinzregentschaft“ weniger legitim?

Wenn wir in der Evangel. R.-Ztg. eine hochkirchliche Tendenz in neuerer Zeit ziemlich stark hervortreten sehen, so scheint uns besonders hierin eine Wendung gar nicht zum Bessern zu liegen. Es ist aber zwischen den je und je sich kundgebenden politischen Lieblingsgedanken der Evangel. R.-Ztg. und zwischen dieser hochkirchlichen Tendenz eine gewisse innere Verwandtschaft. Vielleicht hat die Revolution des Jahres 1848 gewisse Grundanschauungen Hengstenberg's erst zur Reife gebracht. Wir möchten ihn im edeln Sinne des Wortes nach seiner ursprünglichsten Bedeutung einen Aristokraten nennen, d. h. es scheint uns, er will—und darin nehmen wir ihn als Repräsentanten einer bedeutenden und höchsten achtbaren Partei in Preußen—von keiner Regierungsform wissen außer von einem unumschränkten Beherrschtwerden des Volkes durch die sittlich und intellectuell Besten, die um den Thron, die Spitze der Gewalt, sich schaaren. Wirklich wären sie stets die Obersten, da wäre auch für die Untersten auf's Beste gesorgt. Die Masse des Volkes mag Hengstenberg von ihrer schlimmsten Seite gut genug kennen. Aber will er auch erkennen, was jene Obersten, die Herrschenden bis hinauf zu dem „von Gottes Gnaden“ tausendmal waren und oft noch sind und wie wenig sie jenen höheren Anforderungen, um gut herrschen zu können, entsprechen? Und ist somit für das wahre Wohl der Masse gesorgt, ihr Fortschritt zu erwarten? Wir möchten sagen, Hengstenberg sieht im Volke nur einen gemeinen Haufen, der gemaßregelt werden muß. Diese Anschauung geht ihm auch nach bei der Betrachtung und Beurtheilung der kirchlichen Zustände. Daher auch hier so viel Gewicht gelegt wird auf das Ordnen und Befehlen von oben her. Darum wird der Amtsbegriff hinaufgeschraubt. Daher jene entschiedene Abneigung gegen jeden Fortschritt des presbyterialen Elementes in der deutschen Kirche. Daher die apologisirende Manier, mit welcher die Extravaganzen puseyitischer Prediger der etablirten Kirche England's behandelt werden. Hengstenberg kennt freilich das deutsche Volk gründlich und mag Ursache haben zu denken, es taue als Masse namentlich nicht zur Mitregierung der Kirche. Allein wenn er es so findet, soll es immer so bleiben? Oder ist es nicht eben durch die Uebergriife der die Kirche von außen her regierenden Staatsgewalt gerade so geworden, wie es ist? Ist nicht eben dadurch, durch den Bureaufkratismus, durch eine mechanische Verwaltung des Heiligtums dem Volke selbst die Theilnahme am Gemeindeleben, an der Kirche über-

haupt entleidet worden? Die Gemeinde und Kirche wurde ihm systematisch zu einem fremden Objecte gemacht. Und durch Repristinationen des alten Amtsbegriffes, der alten Ordnungen, der alten Cultusformen, durch das Alles, wie es mit jener hochkirchlichen Tendenz verwachsen ist, kommt die alte Zeit und der alte Geist—ohnehin von Vielen wie vieles Vergangene idealisirend aufgefaßt—nicht wieder.

Es möchte scheinen, es sey kaum der Mühe werth, einem Journale solche Aufmerksamkeit zu widmen. Aber die Evangel. R.-Ztg. ist ein Stück deutscher Kirchengeschichte geworden. Sie war in einer theologisch verflachten Zeit ein mächtiger Hebel zur Förderung biblisch-glaubiger Frömmigkeit und Wissenschaft. Und sie gab darin für lange Zeit einer für das deutsche evangelische Leben bedeutungsvollen Richtung den Ausdruck. Sie ist fortgeschritten zu einer schärferen Betonung des Confessionellen und zwar Lutherischen und zu einer ihr einst fremden Hervorhebung des kirchlichen Amtes und der Amtsfunktionen gegenüber der Gemeinde. Und sie repräsentirt auch in dieser Richtung eine in Deutschland seit Jahren sich ausbreitende Stimmung und Strömung. Sie hat zugleich neben dem kirchlichen und theologischen Interesse unzweideutig einer politischen Parteirichtung sich zum Werkzeug hergegeben, weil sie durch diese jenes zu fördern wußte—auch eine Allianz, die wir nicht evangelisch nennen können—, und sie hat so in das Staatsleben Preußen's eingegriffen. Und in dem Allem muß anerkannt werden, daß die glänzenden Talente, die ihr zu Gebot standen und stehen, der solide instructive Charakter, für den schon der Name des Herausgebers bürgt, die ehrenfeste Entschiedenheit und der sittliche Ernst, mit dem sie unbekümmert um Lob oder Tadel ihr Zeugniß ablegt, die Ueberzeugung, daß sie selbst stets ehrliche Ueberzeugung giebt, daß das Alles ihr einen bedeutenden Einfluß im deutschen kirchlichen Leben gesichert hat und noch sichert, obwohl jetzt innerhalb engerer Schranken.

Diese Gedanken haben sich uns beim Lesen des Vorwortes der Evangel. R.-Ztg. zum gegenwärtigen Jahrgange aufgedrängt; daselbe verleugnet die neuere Tendenz des Blattes in keiner Weise, hat gerade im jetzigen für die Hengstenberg'sche Partei besonders, für Preußen überhaupt kritischen Zeitmoment eigenthümliches Interesse und enthält dabei so Vieles, was keineswegs nur momentane Bedeutung hat, sondern stete und ernste Beherzigung verdient. Wir theilen nachträglich Einiges aus demselben mit.

Gleich der Anfang ist für die Lage der Dinge in Preußen und für die Parteistellung bezeichnend genug: „So spricht der Herr: verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt und hält Fleisch für seinen Arm“. Die Erfahrung führte darauf gerade hin. Nun folgt eine Parallele zwischen dem A. T. Volke und Preußen, resp. Deutschland. „Wie mit Israel, so verhält es sich mit unserm Vaterlande. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts schlug der Geist des Abfalls in ihm, und besonders in seiner Hauptstadt einen Hauptstiß auf. Von Berlin aus wurde ganz Deutschland sündigen gemacht. Wie Friedrich II. zu Christenthum und Kirche stand, ist bekannt. In Berlin ver-

kehrte Voltaire, von da aus verbreitete die Allgemeine Deutsche Bibliothek und die Berliner Monatsschrift ihr Gift. „Die Berliner“, das wurde geradezu der Name aller christusfeindlichen Aufklärer, mochten sie Juden oder Namenschristen seyn, was nur noch als ein unwesentlicher Unterschied galt. Daß Gottes Gnade noch nicht zu Ende war, das erhellte daraus, daß die Strafe so bald eintrat. Preußen mußte schwer dafür büßen, daß es dem unter dem schimmernden Namen der Aufklärung auftretenden Geiste der Finsterniß bei sich eine Stätte bereitet hatte. Innerlich hohl geworden, wurde es auch äußerlich zu nichte gemacht. Das Wort ging an ihm in Erfüllung: „sie wandelten der Eitelkeit nach und wurden eitel“, dienten der Nichtigkeit und wurden darum zunichte. Es mußte gezwungen denselben dienen, in deren geistige Knechtschaft es sich freiwillig begeben hatte. Mitten in diesem Elende besuchte der Aufgang aus der Höhe seinen König. Er horchte auf seine Stimme und der Buße folgte Heil. Unter dem Volke gab sich eine mächtige Regung zu erkennen, aber obgleich Viele gründlich erweckt wurden, obgleich von da an die Kirche in ein neues Stadium eintrat, der Grund des Volksbewußtseyns blieb unverändert. Es dauerte nicht lange, so erhob es sich entschieden gegen die „kleine Heerde“, die sich unter dem guten Hirten gesammelt hatte. Diese Entschiedenheit wuchs besonders seit dem Jahre 1840, wo das Bekenntniß: ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, vom Throne aus noch bestimmter abgelegt wurde, von Jahr zu Jahr, so daß sich jenes traurige Schauspiel wiederholte, welches die Schrift in den Worten beschreibt: „die Leute kamen und umgaben das Haus—der Kirche—jung und alt, das ganze Volk aus allen Enden.“ Das Jahr 48 brachte einen Abschluß. Auf das: „sie alle sind wie ein Ofen brennend vom Bäder“ folgte eine Abkühlung. Wer nicht tiefer blickte, der konnte namentlich durch den momentanen Erfolg der außerordentlichen Kirchen-Visitationen wohl über die wahre Sachlage getäuscht werden. Im Hintergrunde aber blieb stets das alte Wesen und jetzt gehen die Wogen des ungläubigen Zeitgeistes plötzlich wieder hoch. Von allen Seiten vernimmt man den Ruf, Preußen müsse in religiöser Beziehung da wieder anknüpfen, wo es vor einem halben Jahrhundert abgebrochen habe; dann werde es die seiner würdige Stellung an der Spitze Deutschland's wieder gewinnen. Die bedenkliche „Episode“, in der Preußen angefangen hat, einen Theil der großen Schuld abzutragen, die es gegen Deutschland contrahirt, soll spurlos verschwinden. Die „Aufklärung“, nach christlicher Anschauung der Fürst dieser Welt, soll wieder zu Ehren kommen. „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche“, das ist der Grundton in der jetzigen Bewegung, das tönt uns aus ihren Organen überall entgegen, das stellt sich hier in schaumloser Nacktheit dar, dort in heuchlerischer Verhüllung. Man freut sich, daß sich in der Chesache eine Gelegenheit vorfindet, Ihm officiell den Gehorsam aufzukündigen, und das ist der Hauptreiz, den diese Angelegenheit für die große Menge hat. Man freut sich, daß man in der absorptiven Union einen officiellen Deckmantel gewonnen hat für den Geist des Indifferentismus, und sucht unter dem Vorwande derselben Alles zu beseitigen, was

auf einem anderen Boden gewachsen ist, als dem des natürlichen Menschen, welchen von Gott völlig los zu machen überall der letzte Zweck ist, den nur die Einen mit mehr, die Anderen mit weniger Bewußtseyn verfolgen.“—Nach dieser Klage zum Trost, „wenn das Sichtbare uns unbedingt entgegen ist“, „Vertiefung in das göttliche Wort“, nämlich eine Applicirung des prophetischen Bildes vom Weinberg (Jes. 5) auf die Zeit und Zeitstände in Preußen; wir haben da „das Geheimniß des Abfalls und dessen Erfolg“. U. A. „Was der Herr an dem Israel des A. B. gethan, das hat er auch reichlich an der deutschen Abtheilung seines neuteamentlichen Israels gethan, welches die legitime Fortsetzung des alttestamentlichen ist, derselbe Delbaum nur mit ausgebrochenen und eingepropften Zweigen. „Er grub ihn um“, da tritt uns die hehre Gestalt des Bonifacius entgegen; „er entsteinigte ihn“: wie könnte wohl das Wesen der Reformation treffender bezeichnet werden; „er bepflanzt ihn mit Edelreben“: wie treffend ist diese Aufschrift z. B. für eine Sammlung der süßen Lieder Zion's, welche die evangelische Kirche Deutschland's hervorgebracht hat.—Die Erbauung des Thurmes, worunter nach dem Sprachgebrauche ein Wachtthurm zu verstehen, kann sich nach dem Zusammenhange nicht auf die Hülfe gegen die äußeren Feinde, sondern sie kann sich nur auf die Errichtung des Lehramtes, die Einsetzung des Priestertums und die Erweckung der Propheten beziehen. Im Einklange mit unserer St. erscheinen mehrfach die Propheten, deren Verus es wahr, dem Volke bei Zeiten Nachricht von der drohenden Gefahr zu geben, als Wächter oder Späher, welche von der hohen Thurmwarde aus den Feind aus der Ferne erblicken. So in den Worten des Jeremia (C. 6, 17): „Und ich habe über euch Späher gesetzt: merket auf die Stimme der Trompete, und sie sprachen: wir wollen nicht merken.“ So bei Ezechiel (C. 33, 7): „Und du Menschenkind, zum Wächter gab ich dich dem Hause Israel und du hörst aus meinem Munde ein Wort und du warnest sie von mir.“ „Und auch einen Thurm baute er in seiner Mitte“; dies Wort ist auch an der Kirche Deutschland's, an der Kirche Preußen's wahr geworden. Ein Johann Arnd und ein Bengel, ein Franke und ein Spener, wie treulich haben sie auf der Warte gestanden. Und auch in den letzten Decennien, wie laut und kräftig hat das von Gott gestiftete Amt seine Stimme wieder ertönen lassen! „Er erbaute einen Thurm“, des sind z. B. die Generalsuperintendenten und die Consistorien Zeugniß, die Gott in diesen letzten Zeiten uns in seiner unverbienten Gnade in Preußen gegeben, und zwar geben sie solches Zeugniß in demselben Grade, als sie die Angriffe derer zu erleiden haben, deren geistige Väter den Hausherrn Beelzebub nannten. In solchen Angriffen haben sie das Siegel ihres Apostolates.“—Auf die Frage: „Was wird aus der Kirche in Deutschland, in Preußen werden bei diesem erneuerten Anlaufe der Welt, besonders aus der Kirche lutherischer Reformation, die nach außen so schwach und unbehülflich und hülflos ist?“ wird der 46ste Psalm zur Antwort benützt. Auf die weitere Frage „was haben wir aber zu thun, auf daß unser Schutz nicht von uns weiche?“ antwortet der Ebräerbrief, „aus der Zeit kurz vor dem

Beginn des jüdischen Krieges," „unter Umständen, welche den gegenwärtig vorliegenden gar ähnlich sind," in mehreren Stellen.

Nach dieser nicht ganz ungezwungenen, predigtartigen Einleitung wendet sich das Vorwort zunächst der Ehefrage zu. In Preußen galten allerlei Gründe, um Ehen zu scheiden und auch Geschiedene wieder zu verehelichen. Gewissenhafte Geistliche sahen den Widerspruch dieses Zustandes gegen Gottes Wort, weigerten sich, ihre Hand dem Staate ferner zu leihen und der noch nicht völlig gelöste Conflict zwischen Kirche und Staat hierin begann. Dieser Conflict weist über das Gebiet der Ehe aber weit hinaus. Dies hebt das Folgende klar hervor. „Da scheint nun das scheinbar einfachste Mittel, die Aufhebung der Cabinetsordre von 1846 und die Absetzung der Geistlichen, welche sich weigern, Alles zu trauen, was das Landrecht geschieden hat, wenig Beifall zu finden, weniger als wie man wohl Anfangs gedacht hätte. Selbst die liberalen und radicalen Blätter, wie die Vossische Zeitung, Kölner Zeitung, Volkszeitung, erklären sich dagegen. Solches Verfahren, bemerken sie, sey gegen die Verfassung, welche den Religionsgesellschaften die selbstständige Ordnung ihrer Angelegenheiten garantire, habe die Entscheidung einer geachteten juristischen Auctorität, des Kronsyndicates gegen sich, welche dahin gehe, daß das Landrecht selbst den Geistlichen die Verpflichtung zur Trauung nicht auflege; führe auch eine seltsame Rechtsungleichheit ein zwischen katholischer und evangelischer Kirche, indem die Geistlichen der letzteren zu Handlungen gezwungen werden sollen, die man von denen der ersteren auch nicht einmal verlange. Das ist es, was man offen zu Tage legt, im Hintergrunde steht aber wohl noch Anderes. Man kann sich nicht verhehlen, daß es sich bei den trauungsweigernden Geistlichen nicht um einen strafbaren Eigensinn handelt, daß sie in Treue gegen das Wort handeln, auf welchem die Existenz der gesammten Kirche und des geistlichen Standes beruht. Das nöthigt eine geheime Achtung ab. Man kann sich ferner nicht verbergen, daß ein kräftiger Geist durch die Kirche geht, daß nicht blos dieser oder jener, daß eine große Anzahl von Geistlichen vor der Niederträchtigkeit zurückschrecken würden, bei einbrechender Gefahr zu thun, was sie früher erklärt hatten, Gewissens halber nicht thun zu können, daß sie willig und freudig ihre äußere Existenz auf dem Altar ihres Herrn darbringen würden. Man erschrickt vor solchen massenhaften Absetzungen, man gedenkt daran, wie ernst die Geschichte über die eine und noch dazu nur halbe Absetzung Paul Gerhard's gerichtet hat. Ebenso auch schon über die Verfolgungen bekenntnistreuer Geistlicher in Schlesien in den dreißiger Jahren. Man ahndet, daß solche Absetzungen der Anfang einer völligen Auflösung des bisherigen Kirchenwesens werden können. Vermöchte man tiefer zu sehen, so würde man auch deshalb ein Grauen vor solchem Verfahren empfinden, weil dadurch viele Geistliche, die zu schwach wären, ihre äußere Existenz ihrer Ueberzeugung aufzuopfern, ein Brandmal in ihrem Gewissen erhalten, und dereinst vor Gottes Gericht als Ankläger auftreten würden gegen die, welche sie zu so schwerer Sünde verleiteten.

Der Plan, welcher jetzt am meisten Beifall findet und der unter dieser oder jener Modification vielleicht zur Ausführung kommen dürfte, soll nach öffentlichen Blättern und wie gerüchtweise verlautet folgender seyn. Es soll in der nächsten Sitzung des vereinigten Landtages beiden Häusern ein Gesekentwurf vorgelegt werden, welcher, weit entfernt von der Strenge des früher dem Abgeordnetenhaufe vorgelegten und in ihm durchgefallenen Entwurfes, sich damit begnügt, nur die größten Uergernisse in dem Scheidungsrechte des Landrechtes zu beseitigen. Wenn dies geschehen ist, so hofft man in den meisten Fällen die Trauung durch einen Geistlichen zu erhalten. Um dies Ziel zu erreichen, soll die E. D. aufgehoben werden, welche alle Trauungsgeschäfte Geschiedener an die kirchlichen Behörden verweist. Die Entscheidung soll wieder den einzelnen Geistlichen zufallen. Die Berufung auf die E. D. von 1846 soll unverwehrt bleiben und dem Gewissen des einzelnen Geistlichen kein Zwang angethan werden; die Trauung soll dann aber von jedem andern Geistlichen vollzogen werden dürfen, der sich dazu willig findet oder damit beauftragt wird, unter Umständen auf Kosten des trauungsweigernden Geistlichen. Um aber für alle Fälle die Möglichkeit der Eheschließung zu sichern, soll eine „Nothweiliche" eingeführt werden, die sich von der jetzt bereits bestehenden dadurch unterscheidet, daß sie nicht die Verpflichtung des vorangehenden Austrittes aus der Kirche auferlegt.

Gegen solchen Plan erheben sich uns mannichfache Bedenken. An dem neuen Ehescheidungsgeetze würden sich, wenn es nicht wenigstens annähernd den Anschauungen der heiligen Schrift von der Heiligkeit der Ehe sich anschlüsse, alle diejenigen nicht betheiligen können, welche in ihr das Wort Gottes erkennen. Männer, wie der Herr Minister des Cultus, würden mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen (man denke nur an die Verhandlungen des Frankfurter Kirchentages und an die zahlreichen Eingaben an die deutschen Regierungen, welche mit dem Namen des zeitherigen Präsidenten des Kirchentages abgegangen sind), wenn sie ihre Mitwirkung einem Gesetze gewährten, was dem Geiste nach sich auf dem Gebiete des Landrechtes hielt, und als ein Fortschritt um so weniger zu betrachten wäre, da die neue Sanctionirung der Substanz schlimmer wäre, als das Fortbestehen des vollständigen geschichtlich einmal überkommenen Buchstabens. Findet sich aber auf dieser Seite kein Herz für den neuen Gesekentwurf, wenn anders ein solcher eingebracht werden sollte, so läßt sich bei der jetzt vorherrschenden Stimmung und bei der Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses kaum anders erwarten, als daß dort auch von der liberalen Seite der Entwurf eine erfolgreiche Opposition finden würde. Kein Jota vom Landrechte nachzugeben, das würde, so scheint es von dieser Seite, die Lösung seyn. Und wir müssen offen gestehen, daß wir solche Lösung für eine berechnete halten würden: stellt man sich einmal mit dem Landrechte in dieser Sache auf den Boden des Raisonnements, so läßt sich für die eine Scheidungsursache ziemlich eben so viel sagen, wie für die andere, unüberwindliche Abneigung ist ein ebenso statthafter Grund wie Mißhandlungen. Ferner,

in der Meinung, daß sich Geistliche genug finden würden, die von dem betreffenden Pfarrer abgewiesene Trauung zu vollziehen, kann man sich gar leicht täuschen. Es hat etwas sehr Beschwerendes, Handlungen vorzunehmen, die von einem Anderen Gewissens halber abgelehnt wurden. Der Geistliche in Berlin, der aus Liebe sich erboten hatte, für den seligen Conf.-Rath Gerlach die Trauungen zu übernehmen, welche dieser verweigern mußte, erklärte nach nicht langer Zeit, es sey ihm innerlich unmöglich, diesen Dienst ferner zu leisten. Ein als besonders „freisinnig“ bekannter Berliner Geistlicher wies das Ansuchen um Vollziehung einer Trauung, die in einer andern Kirche verweigert worden war, mit den Worten zurück, hätte man sich zuerst an ihn gewandt, so würde er kein Bedenken getragen haben, nun aber sey er nicht dazu da, anderer Geistlicher schmutzige Wäsche zu waschen. Die Abneigung gegen die Trauung Geschiedener ist jetzt schon viel tiefer in die Geistlichkeit eingedrungen, als man dies zu glauben scheint. Ganze Synoden nicht bloß, die Synoden ganzer Gegenden haben sich einstimmig gegen solche Trauungen erklärt. Bei Vielen hat ohne Zweifel solche Erklärung keine tiefen Wurzeln gehabt, sie sind nur dem Strome gefolgt. Sie würden sofort nachgeben, wenn sie von ernsthafter Gefahr bedroht würden. Aber um der bloßen Gebühren willen wird doch kaum einer so sich selbst untreu werden und die Verachtung seiner Standesgenossen und seiner ganzen Umgebung, auch der am meisten weltlich gesinnten, auf sich laden. Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit findet auch noch in Bezug auf die Proclamation statt. Diese muß nach der bestehenden Gesetzgebung von dem betreffenden Pfarrer selbst ausgehen. Da sie unmittelbar mit der Trauung zusammengehört, dieselben Gewissensbedenken, welche gegen die Trauung, auch gegen sie sprechen, da auch der Oberkirchenrath und die Praxis der Consistorien in den letzten Jahren die Zusammengehörigkeit beider anerkannt hat, so wird man wohl nicht auf den Gedanken gerathen, sie erzwingen zu wollen. Wenn man solchen Weg der Gewalt und der Tyrannei über die durch Gottes Wort gebundenen Gewissen überhaupt betreten wollte, so wäre es ja viel einfacher, und zugleich auch rechtschaffener und barmherziger, die Trauung bei Strafe der Absetzung zu gebieten. Wie will man nun der Sache helfen? Vielleicht dadurch, daß man in solchem Falle die „Nothcivilehe“ der Trauung vorangehen läßt und also die Proclamation überflüssig macht? Gegen diese „Nothcivilehe“ endlich erheben sich die erheblichsten Bedenken. Der Conflict zwischen Staat und Kirche, den man beseitigen will, kehrt durch die Einführung solcher Civilehe sofort wieder. Der Staat erklärt sie für verträglich mit der Mitgliedschaft der Kirche, die Kirche muß das Gegentheil erklären, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Sie muß die in einer solchen Civilehe Lebenden vom heiligen Abendmahl, vom Patenstande u. s. w. ausschließen. Sie kann ihre Buße nicht gelten lassen, weil der Stand, in dem sie sich befinden, ein sündlicher ist, weil die Verbindung, in der sie leben, von der Kirche als ein fortgesetzter Ehebruch betrachtet werden muß, nicht etwa wegen der bürgerlichen Trauung, sondern wegen der Ursache, welche sie nöthigte, zu solcher ihre Zuflucht zu nehmen. Die Kirche kann die Absolution in solchem Falle nicht anders erteilen, als auf dem Todtenbette.“

(Schluß folgt.)

Die Arbeiter im Weinberge. Matth. 20, 1–16.

(Schluß.)

Es scheint uns, daß es am Platze ist, auf einige Eigenthümlichkeiten dieses Gleichnisses mit ein Paar Bemerkungen noch aufmerksam zu machen. Es wird auch dadurch der praktischen und pastoralen Behandlung der Stelle vorgearbeitet werden.

Zuerst sey erinnert, daß die Rede des Herrn eine Predigt an Jünger enthält, nicht an „Sünder und Zöllner“, auch nicht an „Pharisäer und Schriftgelehrte“, das scheint Luther hervorheben zu wollen, wenn er in einer Auslegung derselben anhebt: „Das ist ein scharfes Evangelium, aus welchem das junge Volk und schlechte Leute nicht viel lernen können.“* Wenn wir diese seltsame Introduction recht verstehen, so will Luther sagen, daß das rechte Verständniß dieses Gleichnisses eine gewisse Reife christlichen Erkennens und Lebens voraussetze. Und das setzt dasselbe unmittelbar in Parallele mit anderen Stellen, in welchen der Herr dem ihm bereits Nähergekommenen privata und privatissima liest. Es deutet auch eben darum auf die Forderung einer Vollkommenheit, die nicht mit äußerlicher Gerechtigkeit sich begnügt, sondern die rechte innere Reinheit, die Freiheit auch von jenen Gedanken der Unzufriedenheit, des Neides fordert; es zeigt, daß die rechte Gesinnung die einer unbedingten Zufriedenheit mit dem Verfahren Gottes, das äußerste Aufgeben des natürlichen persönlichen Beliebens, Meinens, Urtheilens ist, die ganze Hingabe an Gott, ein Glaube, der auch selbst die Liebe ist.

Sodann sey darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Gleichniß es recht anschaulich vorstellt, daß man zwar einen gewissen Segen des Reiches Gottes genießen, doch aber des vollen Heiles verlustig gehen könne. Das war es ja, woran eben die Jünger zu erinnern waren und sind. Sie sollen sein ja wachsam seyn über sich selbst, und nicht meinen, mit den ersten Schritten heraus aus der Welt und Christo nach sey schon das Ziel erreicht. In so fern stimmt zu diesem Gleichnisse das schöne, kräftige Lied: „Das, was christlich ist, zu üben, nimmst du, Menschenkind zu leicht.“ Und weil der Fehler der frühberufenen Arbeiter wesentlich ein Fehler des Herzens, der Gedanken, der Unzufriedenheit mit dem Herrn und des Neides gegen die Mitarbeiter ist, kein grobes äußerliches Vergehen, so gelten da besonders die Worte: „Auf das Innere wend' dein Aug', prüfe, ob es etwas taug'!“—Man kann zwar seine Tagelöhnerarbeit für das Reich Gottes auch bei solcher Herzensverfassung thun, sich seinen Forderungen äußerlich conformiren, aber man paßt damit nicht in den Himmel.

* Walch XIII, p. 464.

Ferner wollen wir nicht übersehen, daß es zu den Zügen des Gleichnisses gehört, daß auf indirecte Weise alles Fordern des in's Reich Gottes Eintretenden oder darin Stehenden zurückgewiesen wird. Petrus' Frage: Was wird uns dafür seyn? war zwar keine Forderung, aber der Schritt von solchen Fragen zum Fordern ist nicht groß. Auch das „Eins werden um den Groschen“ schließt kein Fordern von Seiten der Arbeiter ein, aber giebt ihnen das Recht auf diesen Lohn. Den konnten sie erwarten, bekamen ihn auch ohne zu fordern. Der Hausherr selbst befiehlt unaufgefordert dem Schaffner, auszuzahlen. Die Spätberufenen hatten auch nicht einmal das Recht, einen Groschen zu erwarten. Die Anderen aber, sobald sie murren und—scheinbar auf sehr einleuchtenden Grund hin—mehr haben wollen, also fordern, daß sie vor den Anderen ausgezeichnet werden, werden zurückgewiesen. Nun ist allerdings Allen, die dem Ruf zur Arbeit folgen, ein Lohn verheißen. Aber der Sinn, der die Arbeit thut, um mit einer Lohnforderung in Proportion zur geleisteten Arbeit und zu der Arbeitsquantität anderer Arbeiter anrücken zu können, der wird entschieden hier verworfen. Die Lohnsucht findet da allerdings ihre Abfertigung. Es mag in dieser Verbindung wohl auch gefragt werden, ob nicht die Worte der zur eilften Stunde Berufenen: „es hat uns niemand gedinget“, eben ein Bedauern von Seiten dieser, daß ihnen, obwohl sie gerne arbeiten würden, Niemand Arbeit gegeben habe, andeuten sollen. Bei den Erstberufenen steht das „Eins werden um einen Groschen“, als ob die nicht gearbeitet hätten aus Lust zur Arbeit, sondern zum Groschen. Anders bei den Anderen, die froh scheinen, Arbeit zu finden und jeden Lohn ganz dem Belieben des Hausherrn vertrauensvoll überlassen.

Daß man in dieser Parabel bald die Lehre von der freien Gnade, bald die von der Verdienstlichkeit guter Werke finden konnte, erscheint beinahe unbegreiflich, und kommt nur daher, daß die eine und die andere Seite ihre Arbeit im Weinberg zu thun glaubte, wenn sie ihre besonderen Prädispositionen überall in der Schrift um der Polemik willen herausfinden und aus ihr rechthaben wollte. In diesen Punkten liegt aber der Schwerpunkt der Stelle nicht. Ganz richtig aber ist, daß wenn man jene dogmatischen Grundsätze an die Parabel hält und dieselbe unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, das Gewicht entschieden in die Waagschale der Lehre von der freien Gnade und vom Glauben fällt und nicht in die von der Verdienstlichkeit. Die Arbeiter, die da müßig stehen, sind die Nichts Besitzenden, also ist die Arbeitsgelegenheit vornweg die *conditio sine qua non* ihres Lebendkönnens. Die Frage: warum stehet ihr da müßig? erinnert fein an den Zweck der vorhandenen Arbeitskräfte, die nicht zum Müßiggang und Zeitverschwenden gegeben sind; aber ebenso fein erinnert die Antwort: „es hat uns Niemand gedinget“, aus dem Munde der Arbeiter selbst an deren gänzliche Abhängigkeit vom freien Willen des arbeitgebenden Hausherrn. Ja, sie stehen da müßig, was klar andeutet, daß sie auch nicht einmal wußten, wo sie selber an eine Arbeit gehen konnten, sie mußten vielmehr—wenn wir so sagen wollen—auf den guten Zufall warten, daß Jemand

sie finde. Es war Gnade des Hausherrn, daß er sie in seine Dienste nahm. Das fühlten noch viel mehr die später Berufenen, die bei seinem Dingen Nichts bedingen, sondern sogleich ihm das Beste zutrauen. Da tritt der Glaube an die Gnade, Güte, Treue des Herrn in das vollste Licht.

Nun wird allerdings Arbeit gefordert. Aber es ist Pflege des edelsten Gewächses, dessen süße, saftvolle Frucht ihm einen Vorrang vor allen Gewächsen giebt, das aber auch besonderer Pflege bedarf und welches ein steter Begleiter höherer Cultur ist. Die Anstellung zu solcher Arbeit war eine entschiedene Ehrenausszeichnung. Es wird ein Lohn verheißen. Aber es wird nicht entfernt angedeutet, als ob das Verhältniß zwischen dem Herrn und den Arbeitern abgemacht gewesen sey mit dem Auszahlen des Groschens, nur mit jenen Erstberufenen wurde es ein abgemachtes durch ihr Murren, da ihn gerade gesagt wurde, daß sie jetzt gehen können und daß er, der Herr, den Anderen geben werde, was er wolle. So wenig Gewicht wird auf die Arbeit und ihre Verdienstlichkeit gelegt, daß keine Stelle der heiligen Schrift mehr geeignet seyn kann, aller Werkgerechtigkeit schneller ein Ende zu machen. Es ist die Herzensstellung zum Herrn und die Gesinnung gegen die Brüder, auf der das Gewicht liegt. Wenn dies nicht so wäre, dann eben müßte es als eine Unbilligkeit erscheinen, die, welche „des Tages Last und Hitze getragen haben“, also abzufertigen. Das ganze Gleichniß war darum auch völlig angethan, bei Petrus und seinen Mitjüngern jeden Gedanken an die Verdienstlichkeit ihrer Nachfolge im Reime zu ersicken und den schlimmen Folgen solcher Gedanken die Wurzel abzuschneiden.

Wenden wir uns der Behandlung des Gleichnisses für die unmittelbaren Predigtzwecke zu.

Es ist einleuchtend, daß sich daselbe von selbst der homilienartigen Bearbeitung darbietet. Man kann leicht den einzelnen Momenten der Erzählung folgen und an jedes derselben knüpft sich in eingehender Auslegung genug der Belehrung und der Ermahnung. Auch wird bei einer solchen textuellen Behandlung, wie Harleß sie nennt im Unterschied von der thematischen, der Blick auf das Ganze und seine Spitze nicht nothwendig verloren gehen müssen. Wir haben aber erörtert, wie das ganze Gleichniß einen klar bestimmten Punkt, wenn wir so wollen, als seinen eigenthümlichen Kern in sich trägt, wie sich das aus dem Zusammenhange mit dem Vorangehenden, besonders mit der Frage des Petrus so einleuchtend herausstellt. Man kann nun freilich in der homilienartigen Form der Behandlung zu jedem Wort des Gleichnisses, seinen Gedanken der Reihe nach folgend, sehr viel Erbauliches und Heilsames beibringen. Allein man thut doch dem Ganzen sein Recht nicht an, man genügt den Anforderungen an eine Predigt nicht, wenn man nur in atomistischer Manier, ohne strenge Beziehung auf einen einheitlichen Gedanken, von Vers zu Vers schreitet und gelegentlich sich seine erbaulichen Gedanken dazu macht, wie man an Blumenrabatten vorbeigeht und da und dort ein Blümchen abpflückt, um es sich vor Auge und Nase zu halten. Man macht es sich auf solche Weise

mit der Predigt doch gar zu leicht. Namentlich wird der specifische Gehalt des Textes als eines in sich durch eine eigenthümliche Idee verbundenen Ganzen auf diesem Wege nicht gehörig ermittelt. Das heißt aber geradezu den bestimmten Zweck desselben verkennen. Allein es ist kein Zweifel, daß sich mit dieser dem Text und der Erzählung Schritt auf Schritt folgenden Behandlung ein Zusammenfassen des Ganzen unter seinen obersten Gesichtspunkt recht wohl verbinden läßt. Man kann gerade auf diesem Wege der Predigt den Zuhörer von Stufe zu Stufe tiefer in das Interesse des Textes hineinziehen und man führt ihn endlich gerade auf den specifischen Grundgedanken hin, der schließlich wohl vermittelt hervortritt, für welchen der Zuhörer jetzt selbst vorbereitet erscheint und auf welchen er als auf das bedeutsamste Resultat des Ganzen mit innerer Nothwendigkeit hingeführt wurde. Um den Unterschied der synthetischen oder analytischen Methode als eine Frage der Schule geben wir, um das hier gelegentlich zu bemerken, nicht eben sehr viel. Denn es will uns immer dabei bedünken, als sey es ein Streit wie über die Begriffe hoch und tief; da beide Dinge doch dasselbe sind und der Unterschied rein in der Stellung des Beobachters liegt, abgesehen davon, daß besonders die sogenannte synthetische Manier zu sehr vielen Uebelständen und Mißbräuchen des Schematisirens und in der Textbehandlung Anlaß gegeben hat. Wir verwerfen übrigens den Unterschied der analytischen und synthetischen Predigtmethode nicht schlechthin, sondern nur das Einseitige im Festhalten einer Theorie, weil es leicht der Naturfrische im Erzeugen der Gedanken für die Predigt schädlich werden kann. Je tüchtiger der Homilet den Text bemeistert, je tiefer er in sein Verständniß eindringt, desto mehr wird Beides, die Analyse und die Synthese, unwillkürlich zu Recht kommen und eben daraus der Predigt eine eigenthümliche und wohlthuernde Lebendigkeit erwachsen.

Schon die Homilie faßt das Ganze des Gleichnisses in's Auge und will es in seiner inneren Einheit erkennen und verstehen lassen. Nicht minder wird die thematisirte Predigt dasselbe als Ganzes unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu stellen suchen. Hier aber wird sich sogleich offenbaren, theils ob man überhaupt zu fassen vermag, wie der Herr Jesus da über ein Geheimniß des Reiches Gottes redet und ob man „geistlich richten“ kann; theils ob man, vom geistlichen Verständniß des Textes überhaupt ausgehend, den besonderen, eigenthümlichen Lehrgehalt desselben gehörig hervorzuheben versteht.

Diejenigen, die das Wort Gottes nicht im Geiste desselben deuten, mußten sich bei der Behandlung, gerade dieses Gleichnisses sehr beeengt fühlen, denn es läuft den gewöhnlichen Vorstellungen von Gerechtigkeit ganz zuwider, daß wer geringe Dienste leistet, so viel empfangt, als wer des Tages Last und Hitze trage. Also blieb eben übrig, davon zu reden, wie man von allen äußerlichen Umständen des Lebens absehen müsse und wie die Tugend ihr eigener bester Lohn sey. Nun leuchtet aber ein, daß die den ganzen Tag Arbeitenden doch auch keine unnützen Leute waren, aber, wie es scheint, an ihrer Tugend doch nicht den rechten Lohn fanden. Wir weisen hierauf hin, nur um zu zeigen,

wie schief es ausläuft, wenn man die Schrift nicht aus der Schrift versteht, sondern nach einem ihr fremden Canon ihren Sinn maassregeln, sie im schlimmsten Sinne meistern will. Hören wir einige Themate dieser Art, die scheinbar ganz dem Texte entnommen sind, wo man aber bei genauerer Prüfung doch findet, daß sie uns nicht so wohl in den Text hinein, als um ihn herumführen. Wir rechnen hierher folgende unter vielen anderen: Wie wir die ungleiche Austheilung der Güter und Vortheile dieses Lebens anzusehen und welchen Gebrauch wir von ihr zu machen haben; wir müssen dabei unseren Blick auf Gott richten und sie als Etwas betrachten, 1) das von Gottes Regierung und Zulassung abhängt; 2) das gar nicht immer nach dem Maasse des Verdienstes sich richtet; 3) wodurch die weise Güte Gottes die Menschen unter einander verknüpfen und das Wohl des Ganzen befördern will; 4) wobei er jeden Einzelnen in die für seine Besserung und Vereblung günstigste Lage setzt; 5) wobei er unseren Glauben an eine künftige vergeltende Welt befestigen will (Süßkind). Das scheint nun recht an den Text sich zu schmiegen und trifft doch völlig daneben. Oder: Wer wird am Feierabend der Glückliche seyn? 1) nicht wer am längsten, sondern treuesten arbeitete; 2) nicht wer die größten Anstrengungen ertragen, sondern wer sie mit der meisten Liebe übernommen hat; 3) nicht wer die glänzendsten Werke vollbracht, sondern wer das Beste gewollt und nach dem Höchsten gestrebt hat; 4) nicht wer sein Werk für abgeschlossen und beendet hält, sondern wer es nur als unterbrochen betrachtet und dem neuen Morgen mit neuer Arbeitslust und frommem Vertrauen entgegengeht (Schmalz). Das führt nun förmlich ab vom Sinne des Gleichnisses, nicht so wohl um des Themas willen, aber in der Ausführung. Oder derselbe: Der Unmuth der Menschen über den geringen Erfolg ihrer Arbeiten; 1) seine Quellen; 2) seine Wirkungen; 3) die Waffen gegen ihn. Oder: Wie wir uns auch unter schweren Lebenslasten ein zufriedenes Herz bewahren können (Marx). Oder: Die Klagen über das Unvermögen im Guten; ihre Quellen und die Beurtheilung derselben (Thierfeld). Wie weit ab vom Texte!

Schon viel näher führt in's Verständniß des Gleichnisses das Thema von Dräseke: Wie sehr der Mensch Unrecht thut, wenn er nach Lohn für seine Tugend fragt. Das schließt sich doch der dem Petrus auf seine Frage geltenden Warnung an. Oder: Die Lohnsucht bei Ausübung des Guten (Reinhard). Diese Auffassungsweise, welche das menschliche oder das ethische Moment im Text einseitig premirt, ist auf die falsche Spitze geführt in dem Thema: Das Christenthum verheißt kein zeitlich Glück (Ung.) Besser also: Daß die Lohnsucht Alle, welche sich in ihrem Gottesdienst davon leiten lassen, zur Seligkeit untüchtig macht; indem sie 1) dieselben mit Gott, dem Geber des Lohnes und dem Quell aller Güter, in Zwiespalt versetzt; und

2) im engsten Zusammenhange hiermit den Sinn für die Gemeinschaft der Seligen in ihnen ertödtet (C. F. Gaupp).

Die Totalität des Textes nach seinen verschiedenen Hauptseiten wird mehr zusammengefaßt in folgenden Thematzen: Etlche heilsame Winke, allen in's Reich Gottes Berufenen gegeben, von den Auserwählten aber verstanden: 1) Wenn dein Gott dich an die Arbeit ruft, dann geh! 2) Zur Ermunterung bei der Arbeit werde dir stets der verheißene Lohn! 3) Dabei vergiß nie, daß du keine Ursache hast, von deiner Arbeit hoch, gering von der Leistung Anderer zu denken! 4) Und immer bedenke, daß Alles nur darauf hingingen muß, zum Preis der Gnade Gottes zu dienen! (Ung.) Oder: Wie die Berufenen auch die Erwählten werden? wenn sie stets bedenken 1) Berufen zur Arbeit ist Gottes Sache; freudig den Ruf annehmen die ihrige; 2) Den Lohn austheilen ist Gottes Sache; ihn dankbar als freie Gnade hinnehmen die ihrige (Ung.). Oder, wie der alte Georg Conr. Nieger dem Gleichniß in's Herz schaut: 1) Hilf, daß ich wandeln mag, als wenn durch frommes Leben ich könnt erwerben hier die Schätze jener Welt; 2) Doch wollest du dabei mir solchen Glauben geben, der mein Verdienst für Nichts, und dich für Alles hält!—Oder, wie Carl Heinrich Nieger eine Antrittspredigt nach diesem Gleichniß hält: Die zwei Eigenschaften, womit sich einer seinem Gott als einen rechtschaffenen und unsträflichen Arbeiter erzeigen kann: 1) eine fleißige Hand; 2) ein einfältiges Auge.—F. Chr. Steinhöfer bezieht das Gleichniß ganz auf die freie Gnade Gottes, und zwar wie sie sich zeige 1) in dem besonderen Gnadenruf an die Menschen, und 2) in dem herrlichen Gnadengeschenke, das sie empfangen. Auch J. T. Beck giebt in der dritten Sammlung seiner christlichen Reden eine, wie bei ihm gewöhnlich der Fall ist, nicht thematisirte Predigt unter der Ueberschrift Berufene und Auserwählte; der Weinberg ist die göttliche Reichsanstalt auf Erden; ihr Segen ist zu haben durch Arbeit, aber nicht durch jede, nicht durch ein äußerliches Sichzuthunmachen mit dem Reiche Gottes, nicht durch Arbeit um bloßen Dingen und Bezahleus willen, obwohl was irgend Gottgefälliges und Christliches geschieht, immerhin auch sein Gutes hat. Aber es handelt sich bei den Auserwählten nicht um diesen Dienst mit dem Sinne der gedungenen Knechte, sondern sie sollen den Familiengeist des Hauses Gottes haben, dazu man innerlich neugeboren wird; die sind es, die in treuer Nachfolge Christi unter die auserwählten Erstlinge der Creaturen Gottes einrücken u. s. f.—Oder: Die Kennzeichen der Auserwählten: 1) sie verlassen Alles um Christi willen, 2) sie arbeiten treu im Dienste des Herrn bis an ihr Ende, 3) sie glauben ohne ihr Verdienst allein aus Gnaden selig zu werden (Goldmann). Oder: Die Ersten werden die Letzten, die Letzten die Ersten seyn: 1) eine Warnung den Einen, 2) eine Verheißung den Andern (Ung.). Oder: Gott ist denen, die Ihn suchen, oder vielmehr denen, die sich

von Ihm suchen und finden lassen, ein Vergelter: 1) Er könnte den Dienst umsonst haben, so verspricht er einen Lohn; 2) er könnte den Lohn eigenmächtig bestimmen, so wird er mit den Arbeitern eins; 3) er könnte die Sache bis auf den Feierabend anstehen lassen, so macht er's zum Voraus richtig und sendet sie sodann erst an die Arbeit (Ph. D. Burk.) Oder: Die Gnade des Herrn, wie sie sich an allen Arbeitern in Seinem Weinberge zeigt, erkennet: 1) Der Ruf zur Arbeit ist Gnadenruf; 2) die Stunde des Rufs Gnadenstunde; 3) die Arbeit selbst Gnadenarbeit; 4) der Lohn dafür Gnadenlohn (Florey). Oder: Der Christ als Arbeiter im Weinberge des Herrn: 1) Er geht gehorsam, wann der Herr ihn ruft; 2) er thut getreulich, was der Herr ihn heißt; 3) er erwartet demüthig, womit der Herr ihn lohnt (Ders.). Oder: Die Mahnung, wir sollen im Reiche Gottes also arbeiten, daß wir vollen Lohn empfangen (Ung.). Oder: Die Arbeiter im Weinberge: 1) Ihr Beruf und ihr Werk; 2) ihre That und ihre Gesinnung; 3) ihr Urtheil und ihr Lohn (Mautenberg). Oder: Wie Gott bei denen, die ihm dienen wollen, nicht etwa das äußere Werk, sondern den Herzensgrund ansehe (Ung.)

Auch die einzelnen Momente des Gleichnisses, welches mit so großer Reichhaltigkeit das allgemeine Wesen und die Grundgesetze des Reiches Gottes und zugleich die Stellung des Menschen zum Herrn und zu den Mitarbeitern uns vorhält, lassen sich besonders hervorheben und als Ausgangspunkte der Predigt auffassen. Nur ist hierbei die Gefahr zu vermeiden, daß man nicht ein Wortlein, eine Sentenz aus dem Zusammenhang herausreißt und daraus eine Predigt construirt. Denn das heißt doch nicht in gewissenhafter Weise die Schrift aus ihrem eigenen Gedankengang erklären. Will man aber ein Einzelnes aus dem Ganzen hervorheben und es zum Ausgangspunkt der Predigt machen, so soll es auf dem Hintergrund des Gleichnisses erscheinen, nicht vom Ganzen losgerissen, sondern in der innern Einheit mit ihm.—Der Müßiggang in der Kirche Christi: 1) worin er besteht; 2) wie verderblich und verwerflich er ist (Höpfner). Oder: Eilet in den Weinberg: 1) es ruft der Herr; 2) es flieht die Zeit; 3) es winkt der Lohn (Haupt). Oder: Das rechtschaffene Christenthum als eine Arbeit im Weinberge, nach 1) ihrem lieblichen Anfang, 2) wackeren Fortgang, 3) wunderbaren Ausgang (Ph. D. Burk.). Oder: Die Gnadenstunde unseres Lebens: 1) was wir darunter verstehen; 2) daß wir sie nicht nach eigenem Willen herbeirufen können; 3) daß wir aber die Wahl in Händen haben, sie anzunehmen oder zu verwerfen; 4) was uns ermuntern soll, sie recht zu benützen, wann sie gekommen (Uhle). Oder: Wem die Gnadenstunde schlägt, der beginne ein Leben in der Gnade! (Ung.) Oder: Die Gnadenarbeit Gottes auch an alten und verhärteten Menschen (Ph. D. Burk.). Oder: Ueber die späte Besserung (K. W. Schulz). Oder: Siehest du darum scheel, daß Gott so gütig ist? (Schuberoff). Oder:

Der frohe Feierabend: 1) der Feierabend kommt; 2) er bringt den Lohn mit sich; 3) der Lohn kommt von gütiger Hand; 4) und wird sehr weislich ausgeheilt (Ph. D. Burk). Oder: Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht; dies Wort ist 1) eine Beschämung scheelfüchtiger Unzufriedenheit; 2) eine Erquickung in der Hitze der Mühseligkeit; 3) eine Beruhigung über die Vergeltung in der Ewigkeit (Nautenberg).

Philadelphia, im April 1859.

W. J. W.

Islam und Christenthum in ihrem Vordringen gegen südafrikanisches Heidenthum.

(Schluß.)

Ohne Frage einflußreicher ist gegenwärtig der Islam in der nördlichen Hälfte dieser Küste. Die Missionsthätigkeit, welche sich dort zweihundert Jahre lang mit der portugiesischen Occupation verband, hatte ihm gar keinen Abbruch gethan und er steht nach Vertreibung der Portugiesen kräftiger da, als vorher, anfangs gefördert von den Imams von Maskate und später bis auf diese Stunde von denselben getragen und vertreten. Der Staat des Imam hat, wie die Küstenstädte, welche ihm in sehr lockerer Weise tributär sind, den früheren commerciellen Charakter beibehalten und sich auf territoriale Eroberung im Innern nicht eingelassen, gehindert theils durch fortwährende Fehden dieser Küstenstädte unter einander, theils durch die Wildheit der eingeborenen Stämme, was dieser Stellung des Islam einen andern Charakter giebt, als sie im Norden hat; allein darum ist sein Einfluß nicht weniger bedeutend, wenn auch weniger offenkundig als im Norden. Dissenter noch heute wie ehemals sind die Moslemim des Ostens dem Heidenthume gegenüber nichts weniger als fanatisch; sie sind aus Princip und Profit noch immer höchst geschmeidig, leben und lassen leben und es sind oft Beispiele vorgekommen, daß sie unter Heiden sich niederlassen und ganz heidnisch werden. Erscheinungen wie die Fulbe sind im Osten nur ganz vereinzelt in wechhabitischen Schwärmerhaufen dagewesen, die bald niedergeschlagen wurden. Die Insel Wasin in der Nähe von Mombas heißt zwar die Insel der Scheikh und gilt für die moslemische hohe Schule an dieser Küste, aber die Arbeiten der dortigen Gelehrten beschränken sich auf Verbreitung des Aberglaubens und auf Schreiben von Amuletten, auf Teufelsbeschwörung und Krankenheilungen. Diese religiöse Oberflächlichkeit paßt aber nicht nur vortreflich zu der mercantilen Politik dieser Araber, sondern hat mit der Zeit doch ihren Einfluß auf das dortige Heidenthum ausgeübt. Bereits sind die meisten Eingeborenen der Küste, die Suäheli, sämmtlich zum Islam bekehrt.

Weiter im Innern bauen Araber und Suäheli hier und da Dörfer, besiedeln sie mit ihren Sklaven und gründen so kleine Colonien. Mit der Zeit kommen neue Colonisten nach und bringen einen Scheikh mit, der ihre religiösen Bedürfnisse besorgt und sich auch der umwohnenden Heiden annimmt. Er ist zufrieden, wenn dieselben die Hauptsachen im Islam mitmachen, er macht Concessionen und ist nicht allzu streng; hält aber fest, was er hat. Die heidnischen Häuptlinge lassen unter den Titeln von Doctoren, Zaubern und Schreibern Araber an ihren Höfen zu und diese benutzen mit großer Gewandtheit ihre Stellung. Alles muß dem Handel dienen und der erstreckt sich bis tief in's Innere. Livingstone trifft mit dieser mercantilen Mission am oberen Zambesi zusammen: die Heiden in Londa hörte er „Allah“ rufen, was sie von arabischen Händlern gelernt haben. Vor allem ist es der Sklavenhandel, der ihnen einen bedeutenden Einfluß auf die heidnische Welt des Innern verschafft. Sie führen nicht selbst Sklavenkriege, dazu fehlt ihnen die Macht; aber sie intriguiert unter den Stämmen und rufen so die Sklavenkriege hervor. Man hört von 6000—7000 Menschen, welche in einem einzigen kühnen Kriegszuge theils getödtet, theils zu Sklaven gemacht worden. Zuweilen ist der Sklavenmarkt in Mombas und Zanzibar so überfüllt, daß es an Käufern fehlt und die Sklaven für ein Spottgeld weggehen. Dann reden die Suäheli von einem guten Jahre und freuen sich, so viel Kaffern islamisirt zu haben.

Als großes Emporium des Sklavenhandels hat diese Ostküste längst schon England's Aufmerksamkeit auf sich gezogen, doch scheinen politische Rücksichten die nahen Beziehungen, in welche es zum Imam von Maskate getreten war und die ein Einschreiten mehrmals sehr nahe legten, nicht haben benutzen lassen. Ein Versuch der englisch-irischen Missionsgesellschaft, in der Gegend von Mombas eine Mission zu begründen, ist nach einigen Jahren aufgegeben worden. Auch ist der Plan des Pastor Harms für eine Mission unter den Galla von der Ostküste aus nach zweimal gemachtem Versuche gescheitert. Mit desto größerer Lebhaftigkeit ist in neuester Zeit das Unternehmen Livingstone's, durch den Zambesi von Osten aus das Innere zu erreichen, aufgenommen worden, worüber später mit Anschluß an die vom Süden aufdringenden Unternehmungen ein Näheres gesagt werden soll.

Unsere Betrachtung wendet sich jedoch erst noch dem Westen Südafrika's zu. Hier hat der Islam nie Eingang gefunden. Das Christenthum hat es versucht, aber mit geringem Erfolge. Die Portugiesen ließen sich schon gegen Ende des 16ten Jahrhunderts auf der nördlichen Hälfte dieser Küste nieder. Ihre Colonien in Angola und Benguela bestehen noch. Auch hier hat das ganze System der colonialen Verwaltung und das für Europäer mörderische Klima eine frische Entfaltung der christlichen Welt nicht gestattet. Auch hier hatten die römischen Missionen kräftige Anstrengungen zur Bildung der Eingeborenen gemacht, und die Erfolge der Jesuiten waren auf dieser Küste noch glänzender, als auf der östlichen, sie sind aber bis auf unbedeutende Spuren von der Regierung beseitigt worden, obwohl sie noch bis heute im ehrenden

Andenken der Colonisten fortleben. Indessen liegen die Verhältnisse dieser westlichen Colonien immer noch günstiger, als die im Osten. Die Regierung, welche bisher den Colonisten das Ueberschreiten der Grenzen verbot, scheint neuerdings an ein Vordringen nach dem Innern zu denken, wenn die Begünstigung etwas beweisen kann, welche sie den Reisen des Labislaus Magyar hat zu Theil werden lassen, der früher und weiter die Centralländer des nördlichen Südafrika bereist und gegenwärtig auch beschrieben hat, als Livingstone. Auch bemühet sich der Bischof der Colonie, eine bessere Schulbildung einzuführen; sein Clerus besteht nur aus Farbigen, deren Gemeinden klein sind, während das Heidenthum durchaus überwiegend in der Colonie ist; die früheren Arbeiten der Mission in dem benachbarten Königreiche Congo sind auch noch nicht verkommen, und es besteht in Congo eine ziemliche Anzahl von Christengemeinden, indem der König mit einem großen Theil seiner Unterthanen sich zum Christenthum bekennt. Leider hat die Regierung mit dem besten Willen des Sklavenhandels noch nicht Herr werden können, und er besteht namentlich in Congo mit allen Greueln fort. Die dortigen Sklavenhändler sind der Auswurf der christlichen Welt und eine Pest für die Eingeborenen; ihre farbigen Agenten, welche in das Innere gehen, um Sklaven zu holen, sind um nichts besser als die arabischen Händler des Ostens, mit denen sie im Innern zusammen treffen. Livingstone erzählt, daß die Heiden von ihnen das Ave Maria lernen, wie von jenen das Allah. Auch hier hat England Versuche gemacht, durch Hebung des Handels und der Cultur in der Colonie selbst den Sklavenhandel zu unterdrücken, aber bis jetzt ohne Erfolg.

In neuerer Zeit haben auf der nördlichen Hälfte der Westküste nur noch die Franzosen am Gabun den Versuch mit einer Colonie und Mission gemacht. Das Unternehmen beschränkt sich jedoch nur auf den schmalen Küstenraum, und hat bei der eigenthümlichen Gebundenheit alles Verkehrs in diesen Gegenden noch so gut wie gar keinen Einfluß auf das Innere erreichen können. Etwas weiter als die katholischen sind am Gabun evangelische Missionäre aus Nordamerika in das Innere vorgebrungen und fangen eben an, einigen Eingang bei den Eingeborenen zu finden.

Die südliche Hälfte der Westküste ist vom Cap Negro an eine der unwirthbarsten Küsten der Welt, und etwa mit Ausnahme der Wallfischbai dem Verkehr wenig offen. Darum ist aber das hinter der Küste liegende Innere keineswegs unzugänglich geblieben, sondern der christlichen Welt von Süden her geöffnet worden, was wir nun noch schließlich zu betrachten haben.

Was bisher vom Eindringen des Islam wie des Christenthums erwähnt ist, macht unweigerlich den Eindruck geringer Resultate. Mag sich das aus der Impotenz der andringenden Factoren und aus den bedeutenden localen Hindernissen, die ihnen entgegenstehen, zum Theil erklären lassen; ganz ist es damit nicht erklärt. Es muß außerdem in dem südafrikanischen Heidenthume die ihm eigene Zähigkeit, jenes bornirte, dem Materialismus in hohem Grade verfallene hamitische Element mit in Anschlag gebracht werden, welches gerade

da am Stärksten ist, wo es sich, wie hier im Norden, gleichsam systematisch erfasset und dadurch verdichtet hat. Wir dürfen erwarten, daß seine Renitenz in dem Maße schwindet, je weiter es sich von seinem nördlichen Herde entfernt. Und dem ist auch so. Es ist wirklich im Südländchen mehr als anderwärts gelungen, Eingang zu finden, wobei immerhin zugegeben werden kann, daß sowohl bei dem hier agitirenden Elemente ein bei Weitem höherer Grad von Intelligenz und religiöser Tiefe sich findet, als auch die Chancen, welche die Localität bietet, im Süden viel günstiger als im Norden sind.

Ziemlich spät, erst in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, etablirt sich die christliche Welt am Cap. Die Holländer legten ihre Colonie an, deren Entwicklung in den ersten anderhalb Jahrhunderten langsam genug geht; als dieselbe mit Anfang dieses Jahrhunderts an die Engländer fällt, entwickelte sich der christliche Staat auf südafrikanischem Boden nicht nur in diesem englischen Gebiete lebhafter, sondern auch die holländische Nationalität wird dadurch zu größerer Beweglichkeit gesteigert und wir finden gegenwärtig dort vier christliche Staaten, zwei englische Colonien und zwei holländische, die letzteren am Weitesten nach dem Innern hineingeschoben.

Dieses politische Vordringen der christlichen Welt ist nun freilich, wie solches so häufig der Colonisation eigen ist, vorwiegend ein Angehen gegen das dort befindliche Heidenthum in nur negativer Weise gewesen, und nicht sowohl ein Eingehen in dasselbe zu einer lebensvollen Umgestaltung und Reform. Als der Holländer Antonie van Niebeek im Namen der ostindischen Handelscompagnie vom Cap Besitz nahm, sprach er es zwar auf das Bestimmteste aus, daß der Colonie Abscheu darauf gerichtet seyn solle, die Eingeborenen zum Christenthum anzuleiten, allein der capische Bauer und das holländische Gouvernement haben im Großen und Ganzen es nicht verstanden, dies auszuführen. Das egoistische Interesse der Colonisten tritt bald breit in den Vordergrund und der Bauer schiebt den Eingeborenen bei Seite oder rottet ihn aus, wenn er ihn nicht dienstbar machen kann. Die Holländer wußten mit den Eingeborenen des Caplands nichts anzufangen und haben lieber mit Neger-Sklaven arbeiten wollen als mit Hottentotten, wodurch beiläufig ein Stück moslemischer Welt von der Ostküste her in den äußersten Süden verschleppt wurde, was jetzt noch, aber zukunftslos, in etwa 8000 Muhamedanern in der Capstadt da ist. Ja die religiöse Tendenz der Colonie, welche van Niebeek peinte, schlug geradezu im colonialen Interesse in religiösen Fanatismus um und der capische Bauer glaubte, nicht ohne einen gewissen Anflug von prädestinationaler Härte, die Südafrikaner behandeln zu dürfen, wie Israel die Cananiter; als Feinde Gottes rottete er sie aus, so viel er konnte. Im Grunde ist das heute noch Maxime bei dem nördlichen Bauernstaate jenseits des Baal. Die englische Colonisation, welche an die Stelle der holländischen trat, ist durchaus nicht frei von egoistischen Interessen; der Colonist und seine Existenz steht auch hier immer im Vordergrund und der Eingeborene muß nachstehen; man schiebt sich nur in das Land hinein, ohne in das Volk kommen zu können. Doch finden

die Eingeborenen unter der englischen Colonialpolitik mehr Schutz als früher; es ist ihnen wenigstens die Existenz rechtlich gesichert und damit die Möglichkeit gegeben, daß das Christenthum auf das Heidenthum seinen innerlich umgestaltenden Einfluß ungestörter üben kann, was früher zum Theil unmöglich gemacht war. Doch eben auch nur zum Theil. Auch die ungünstige frühere Behandlung hat das farbige Element ganz und gar nicht elidiren können, im Gegentheil präponderirt es in der Bevölkerung und die Einflüsse der colonial-christlichen Welt auf daselbe sind, wenn auch indirect und vielfach deprimirend, darum doch vorhanden und haben auch bildend eingewirkt. Ist man doch im Caplande jetzt schon dahin gekommen, daß ein Hottentott im capischen Parlamente sitzen und mit den vornehmsten Gentlemen das Heil des Staates berathen soll. Auch ist in Folge der europäischen Colonisation eine Vermischung des Blutes zu Stande gekommen und damit ein Bastardgeschlecht, welches sich als durchaus kräftig und bildungsfähig erwiesen hat.

Indessen die bloße Colonisation wird nie ein lebenskräftiges Eindringen in das vorhandene Heidenthum zur Folge haben, wenn ihm nicht die specifisch-christliche Missionsthätigkeit zur Seite geht. Nicht der Colonist, sondern der Missionär ist dem Heidenthum gegenüber der Exponent des christlichen Princips und muß es bleiben. Und das hat sich denn nun auch in diesem Südlände Afrika's von Neuem bewährt; es ist ein ruhmvoller Boden christlicher Missionsthätigkeit geworden, nicht der römisch-katholischen—die ist hier bis dahin so gut wie ausgeschlossen gewesen—sondern der Missionsthätigkeit der evangelischen Kirche in ihren verschiedenen Denominationen, welche gegenwärtig etwa 150 Missionsstationen besetzt halten und dadurch ist ein bis dahin einzig in seiner Art dastehender Anfang des Eindringens des Christenthums in das südafrikanische Heidenthum erzielt worden, indem in den etwa 40 Jahren, seit die Mission dort umfangreich getrieben wird, als jetziger Bestand etwa 27,000 christliche Eingeborene gezählt werden, welche als Kern eine mindestens sieben Mal größere Zahl solcher Farbigen repräsentiren, die zwar die Einflüsse christlicher Erkenntniß und Gesittung erfahren, aber nicht in dem Grade erfahren haben, daß sie nach den Grundsätzen evangelischer Mission der Kirche haben einverleibt werden können.

Zunächst haben das die Hottentotten erfahren; sie lagen in ihren mächtigen und zahlreichen Stämmen dem Cap am nächsten; die junge Colonie etablierte sich in ihrer Mitte. Sie haben unter den absorbirenden Einflüssen derselben sehr gelitten; viele Stämme sind gänzlich von der Erde verschwunden und in der ganzen Capcolonie sind nur noch wenige Reste des in Sprache, Blut und Sitte reinen Hottentotten-Typus vorhanden. Es ist aber, wie gesagt, aus ihnen ein Bastardgeschlecht entstanden, aus welchem nicht unansehnliche Gemeinden der Mission gebildet worden sind, in denen religiöser Sinn, Arbeitsfähigkeit für Ackerbau und Handwerk und Gesittung in erfreulichem Wachsthum stehen. Dieses Hottentotten-Bastardgeschlecht hat im Drange nach Freiheit vom colonialen Zwange seit einem halben Jahrhundert eine Emigration nach dem

Norden über den Dranjesfluß unternommen, und ist für die freien Hottentottenstämme jenseit des Dranje befruchtend geworden. In dem Westen ist unter den Namaqua der Hottentotten-Typus in seiner Reinheit nach Blut, Sprache und Sitte noch vorhanden, und die Einwanderer, hier Orlam genannt, üben nun, da ihnen die Missionäre nachgegangen sind und sie unter ihre Leitung genommen haben, einen entschiedenen Einfluß zum Besten aus; fern von der Colonie bestehen hier Christengemeinden im Innern, und das Wort der Wahrheit ist eine Macht unter dem Volke. Kommen auch noch öfter Ausbrüche heidnischer Wildheit vor, namentlich in den Gewaltthaten, welche sie gegen die angrenzenden schwarzen Stämme im Norden verüben, denen gegenüber sie sich als Adel des Landes fühlen, so finden sich doch andererseits die Zeichen eines tief gemüthlichen und religiös bestimmten inneren Lebens, und nichts ist verkehrter, als die Hottentotten wie halb Thier halb Mensch darzustellen. Eben schicken sich diese Bastardhottentotten an, sich auf der neubetretenen Straße von der Wallfischbai her nach dem Ngamisse im Innern zu begeben, und dort neue Sitze zu suchen. Noch ehe ein weißes Gesicht aus dem Süden den Ngamisse erblickt hatte, waren dort Griqua, eine andere Abtheilung dieser Bastarde, auf ihren Wanderzügen nach Norden. Diese Griqua haben den Beweis geliefert, daß aus diesen Bastards sich ein tüchtiges christliches Staatsleben entwickeln könne; ihr Staat am mittlern Dranje ist der Beweis dafür.—Die Ungunst des colonialen Wesens haben unter allen Hottentottenstämmen im Caplande die Saan oder die sogenannten Buschmänner am Meisten erfahren. Sie sind als verthierte Menschen verrufen, aber, wie überhaupt die Holländer an den Hottentotten sich schwer versündigt haben, so ist solches vor allen bei den Saan der Fall gewesen. Der capische Bauer hat unter ihnen aufgeräumt, wie nur ein Fulbebauer am Tsad es thun kann. Und doch ist in den Saan ein tüchtiger Menschenschlag vorhanden, voller Talent und natürlicher Anlage, der noch jedes Mal die christliche Bildung, die durch die Mission an ihn herantrat, in einer Weise aufgenommen hat, die die beste Hoffnung erweckte, die aber auch jedes Mal durch den Fanatismus der capischen Bauern zu Schanden wurde. Noch sind die Saan in ihren unzugänglichen Gebirgs- und Wüstensitzen da und bleiben ein Object der Mission. Vorwiegend ist es übrigens deutsche Missionsarbeit, welche sich unter den Hottentottenstämmen betheiligt hat und die niederdeutsche Zunge wird unter diesen Stämmen bis tief in die Wüste des südwestlichen Hochlandes mit Vorliebe gesprochen.

Wenn so der Westen in den gelben Stämmen bis zum Wendekreise hinauf unleugbar tiefere Einflüsse des christlichen Lebens erfahren hat, so gilt das nicht ganz in dem Maße von dem Osten dieses Südlandes. Hier lagert in den dunkelfarbigen Stämmen jenes spröde südafrikanische Element, was im Norden, Osten und Westen sich findet und dort bis jetzt dem Eingange christlicher Bildung größtentheils verschlossen geblieben ist; doch ist es auch hier offener und zugänglicher gewesen, als anderwärts.

Die capischen Colonisten trafen in dieser Richtung zuerst auf die Kaffern der Küste, was die westlichen Stämme derselben leider ihr Land nicht nur, sondern auch ihre nationale Selbstständigkeit gekostet hat. Es ist sehr zu beklagen, daß vor dieser Katastrophe die Missionsarbeit nicht Zeit genug gehabt hat, tiefer einzugehen; der Anfang, welcher dazu gemacht war, versprach viel, aber die Kämpfe mit der Colonie haben mehr als ein Mal dieselbe unterbrochen und den Gegensatz gegen alles Europäische stark gereizt. Doch besteht diese Mission im Britisch-Kafferlande noch und wird hoffentlich eine Zukunft haben. Die freien Kafferstämme, welche an der Küste zwischen Britisch-Kafferland und Natal liegen, haben gleichfalls ihre Missionäre, die trotz der dortigen politischen Aufregung nicht ohne Erfolg arbeiten. Die Natalcolonie hat vor zwei Jahrzehnten die verderbliche Macht eines der größten Kafferreiche der Küste gebrochen und ist allein dadurch ein bedeutendes Vordringen der christlichen Welt im Süden. Sie ist neuerdings ein Asyl für mehr als 100,000 heidnischer Kaffern geworden, welche sich der Tyrannei der Zulufürsten entzogen und unter englischen Schutz begeben haben. Colonie und Mission haben so eben begonnen, ihre Einflüsse auf dieselben auszuüben und auch in das noch freie Zulureich ist nach mehreren vergeblichen Versuchen die Mission jetzt eingedrungen und somit reicht die christliche Welt bis nahe an die portugiesischen Colonien der Ostküste, so daß sie den südafrikanischen Continent an seinen Rändern im Osten, Westen und Süden in derselben Ausdehnung umspannt, wie es die moslemische im Norden und Osten thut.

Diese Kaffern der Küste sind es aber nicht allein, zu welchem das Christenthum gedrungen ist; ihre Nachbarn auf der Hochterrasse sind auch bereits in Angriff genommen. Wir wollen sie mit dem unter den Eingeborenen selbst recipirten Namen der Bassuto nennen; sie ziehen sich auf der Terrasse an den Quellen des Oranje bis hoch nach Norden zum Limpopo und darüber hinauf — tüchtige Menschen, nicht so wild und kräftig als die Kaffern der Küste, aber intelligenter als sie und sehr bildungsfähig. Sie haben sich noch nicht in colonialen Grenzen einschränken lassen und bestehen noch in ihrer Freiheit. Der südlichste Stamm derselben, eben der an den Quellen des Oranje, ist kräftig vom christlichen Leben berührt worden. Nicht blos hat die Bildung, welche die benachbarte Colonie gewährt, bei ihm Eingang gefunden, es weicht auch das Heidenthum dem Lichte der Offenbarung, und der evangelischen Kirche Frankreich's gereicht die Mission unter ihnen zu unbestreitbarem Ruhme. Die nördlichen Bassutostämme am Limpopo sind noch nicht von der Mission erreicht und bieten ein höchst versprechendes Arbeitsfeld für dieselbe dar.

An die Bassuto schließen sich gegen Westen auf der Hochebene die Stämme der Betschuanen an. Minder energisch als die ihnen stammverwandten Bassuto und Küstenkaffern sind sie für ein neues eindringendes Element noch offener als diese. Die Missionäre am Kuruman bis zum Baal hin haben erfreuliche Resultate ihrer Wirksamkeit gesehen. Leider scheint der neuetablierte Bauernstaat der südafrikanischen Republik die alte Politik der capischen Bauern fest-

zuhalten und auf gewaltsame Unterdrückung dieser Stämme auszugehen, ohne ihnen eine wirkliche Bildung zuführen zu können, da er selbst derselben so gut wie baar ist und weder Kirchen noch Schulen hat, während unter Betschuanen, Bassuto und Kaffern nicht nur Kirchen und Schulen in großer Zahl, sondern Druckerpressen und Buchhandel, christliche Litteratur und Journalistik seit Jahren bestehen. Doch ist dieser, wie der benachbarte Bauernstaat für das Eindringen der christlichen Welt in diesen Gegenden von Bedeutung gewesen. Diese Bauern waren es, welche auf ihren Wanderzügen gegen Osten und Norden nicht nur, wie schon erwähnt, das große Reich der Zulukaffern gebrochen, sondern auch die Bildung eines andern Kafferstaats, der unter dem großen Häuptling Moselekatzi die südlichen Bassuto- und Betschuanenstämme erdrücken wollte, gehindert und ihn genöthigt haben, sich weiter im Norden zwischen Limpopo und Zambesi zu setzen, wo er noch jetzt in imposanter Macht besteht. Auch sind es diese Bauern gewesen, welche in ihrem Gegensatz gegen alles englische Wesen freilich wider Willen das neueste Vordringen der christlichen Welt in die Centralländer Südafrika's veranlaßt haben, welches nun noch in wenigen Worten zu erwähnen ist.

Es ist dies das vielbesprochene Unternehmen des Dr. Livingstone. Livingstone, eine unleugbar tüchtige Persönlichkeit, beiläufig aber ein rationalistisch angelegener schottischer Independent, verstimmt Missionär und freihändlerischer Schwärmer wird durch die Transvaalbauern von seiner Station unter den Betschuanen vertrieben und entschließt sich zu einer Reise nach Norden, um das Land zu erforschen und einen gesunden Bezirk aufzusuchen, aus dem sich ein Mittelpunkt der Civilisation machen ließe und das Innere mittelst eines Weges zu erschließen, der entweder an der West- oder Ostküste mündet. Der Werth der wissenschaftlichen Resultate dieser Reise möge auf sich beruhen bleiben; es sey nur dies bemerkt, daß Livingstone's Buch, ganz abgesehen von dem Missionsinteresse, was überaus schwach in ihm vertreten ist, durchaus nicht den Eindruck von Gründlichkeit und Umsicht macht, wie solches z. B. bei Dr. Barth's Reisewerke der Fall ist. Livingstone meint nun auf dem hohen Nordrande des Zambesi mit Anschluß an das Matoloreich den Punkt für die beabsichtigte Niederlassung und die Mündung des gesuchten Weges in den Zambesidelta auf der Ostküste gefunden zu haben, verläßt die Missionsgesellschaft, welche ihn ausgesendet, und tritt in englische Dienste, in welchen er sich jetzt als Agent in Kilimane niedergelassen hat. Er hat vorgeschlagen, gestützt auf die Geneigtheit Portugal's, Mozambique zu einem Freihafen zu erheben, einen Handelsweg den Zambesi hinauf anzulegen und hofft durch Handel in Verbindung mit der Predigt des Evangeliums das von ihm sogenannte große Centralland Südafrika's zu civilisiren. Der Ton liegt bei Livingstone stark auf „Handel“ und das ist einem Freihändler nicht zu verdenken, der ausgesprochenenmaßen „auf den Anglo-Amerikanern die Hoffnungen der Welt für Freiheit und Fortschritt ruhen“ sieht; aber nicht Handel, noch Baumwollencultur bringen dem südafrikanischen Heidenthum Freiheit und Fortschritt und

der ganze volle Ton muß auf die Freiheit gelegt werden, zu der der Sohn frei macht, sonst ist alles umsonst. Angeregt durch Livingstone's und noch mehr durch seines Schwiegervaters Moffat's Reise nach Nordosten hat sich nun die große Londoner Missionsgesellschaft entschlossen, eine Mission im Norden und Süden des mittlern Sambesi zu beginnen. Die Mission im Süden dieses Stromes beim Lebelenfürsten Moselekazzi ist ein Unternehmen, welches, wenn der Herr es segnet, von der größten Bedeutung für das Vordringen der christlichen Welt in die südlichen Schichten des südafrikanischen Heidenthums werden wird, und ich freue mich, daß gegenwärtig von Natal aus das bis jetzt so gut wie unbekannte Gebiet, welches das Reich Moselekazzi's in der südöstlichen Hochterrasse flankirt, von derjenigen Gesellschaft in's Auge gefaßt werden soll, welcher ich zu dienen das Vergnügen habe.

Das türkische Reich.

Im Basler Evangelischen Missionsmagazin, Januar 1859, finden wir in einem längeren und instructiven Rückblick auf das verflossene Jahr auch einen interessanten Abschnitt über das türkische Reich, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Wenn man vom türkischen Reiche redet, so ist man in der Regel geneigt, zunächst an die herrschende Rasse darin, an die Türken oder die Muhamedaner überhaupt zu denken. Allein in dem großen, über drei Welttheile ausgebreiteten Reiche findet sich ein solches Gemisch von Nationalitäten und Religionsbekenntnissen, wie nicht leicht in einem andern Staate der Welt. Es ist aber zum Verständniß der Vorgänge und Zustände in der Türkei nothwendig, davon sich ein deutliches Bild zu machen. Folgende Angaben werden so ziemlich der Wirklichkeit nahekommen.

Was die im türkischen Reiche wohnenden Nationalitäten betrifft, so finden sich:

	in Europa	in Asien	in Afrika
1. Osmanen: . . .	2,100,000	10,700,000	Wenige.
2. Slaven: . . .	6,200,000	—	—
3. Araber: . . .	—	900,000	3,800,000
4. Rumänen: . . .	4,000,000	—	—
5. Armenier: . . .	400,000	—	—
6. Griechen: . . .	1,000,000	1,000,000	—
7. Albanesen: . . .	1,500,000	—	—
8. Kurden: . . .	—	1,000,000	—
9. Syrer u. Chaldäer: . . .	—	235,000	—
10. Tataren: . . .	16,000	20,000	—

	in Europa	in Asien	in Afrika
11. Juden: . . .	70,000	80,000	—
12. Turfomannen: . . .	—	85,000	—
13. Drusen: . . .	—	30,000	—
14. Zigeuner; zusammen etwa	214,000.		

Darnach beträgt die Gesamtbevölkerung der Türkei etwa 35 bis 35½ Millionen Seelen.

Wichtiger noch ist die Zerspaltung dieser Bevölkerung des türkischen Reiches nach Religionsbekenntnissen. Es bekennen sich

	in Europa	in Asien	in Afrika
1. zum Islam: . . .	4,550,000	12,650,000	3,800,000
2. zur griech. Kirche: . . .	9,600,000	1,000,000	—
3. zur röm. = kathol. Kirche: * . . .	640,000	260,000	—
4. zur protestantischen Kirche: etwa 3000 zusammen.			
5. zur nestorianischen Lehre: . . .	—	100,000	—
6. zur koptisch. Kirche: . . .	—	—	80,000
7. zur armenischen Kirche: 2,100,000 zusammen.			
8. zum Judenthum: . . .	70,000	80,000	—
9. zum Heidenthum (Zigeuner): 214,000 zusammen.			

Während also im ganzen türkischen Reiche die Zahl der Muhamedaner (21,000,000) die der Christen (14,650,000) fast um die Hälfte übersteigt, finden sich im europ. Theile der Türkei etwa 2½mal mehr Christen (10,640,000), als Bekenner des Islam (4,550,000). Jedermann aber kennt die Haltung, welche der Muselman allen andern Religionen, insbesondere dem Christenthume gegenüber, einzunehmen sich für berufen und berechtigt hält. Der Koran ist ihm die alleinige Quelle aller Wahrheit; er ist der Islam, d. h. der (wahrhaftige) Glaube; wer ihn annimmt, ist ein Moslem, d. h. ein Gläubiger; wer davon abweicht, ist ein Dschiaur, ein Ungläubiger. Gott aber hat den Moslem oder Muselman berufen, daß er allen Unglauben in der Welt (Christenthum, Judenthum und Heidenthum) ausrotte, sei es durch Bekehrung des Dschiaurs oder durch ihre Vertilgung. „Bekrieget sie,“ ruft der Koran seinen Bekennern zu, „bis kein Unglaube mehr übrig ist auf Erden, bis der allein wahre Glaube (Islam) bis an die Enden der Welt herrscht.“

„Nach menschlichem Dafürhalten wäre es wohl das Wünschenswertheste, daß man den kranken Mann vollends sterben ließe, d. h. daß die türkische Herrschaft in Europa zu Ende ginge, und daß in Folge davon der Muhamedanismus im Großen und Ganzen den Todesstoß erhielt. Allein das scheint noch nicht Gottes Weg und Wille. Die Türkei scheint noch zu einer großen Offenbarung göttlicher Gerichtsherrlichkeit aufbehalten, zu der noch nicht die Zeit gekommen ist. Sie soll noch in ihrem politischen Bestand erhalten werden, und dazu bedient sich der König aller Könige der Eifersucht der europäischen

* Diese zerfallen wieder in Lateiner: 640,000; unirte Griechen: 25,000; unirte Armenier: 75,000; Syrer und Chaldäer: 20,000; Maroniten: 140,000.

Mächte. Rußland, Frankreich, Oestreich würden sich wohl gerne in das schöne Erbe theilen, aber man sieht nicht hinaus, wie man im Frieden unter sich die Theilung vollziehen könne. Deshalb will man lieber den politischen Bestand der Türkei auch ferner, so wie er ist, aufrecht halten. Frankreich und England insbesondere haben sich zu Schutzherrn und Aerzten des kranken Mannes herbeigelassen. Der letzte orientalische Krieg hatte darin und nur darin seinen Ursprung, seine eigentliche Bedeutung. Der Sultan verbannt sein Reich, seine Krone, sein Alles nur dem Schutze der abendländischen Großmächte. Das weiß er, das wissen auch alle seine Räte und alle einsichtsvollen Männer des Reiches. Wenn nun die Gesandten und Bevollmächtigten dieser Schutzmächte im Namen ihrer christlichen Herrscher Forderungen an den Sultan und seinen Diwan richten,—Forderungen, welcher Art sie auch seyn mögen,—wie soll derselbe ihnen ausweichen oder seine Zustimmung verweigern? Er könnte es nur, wenn er selbst stark genug wäre, sein Recht und Reich zu schirmen gegen fremde Gewalt; er könnte es nur, wenn der alte Türkengeist noch in seinem Volke lebte. Aber dieser Geist ist dahin, und das Haupt des Muhamedanismus muß thun, was die christlichen Mächte fordern; er muß es thun auch wider Willen, und der Gewalt der Umstände weichen.

Die abendländischen Schutzmächte haben in guter Meinung die Stellung benützt, die sie zur Türkei einnehmen, und eben jene Zugeständnisse zu Gunsten der christlichen Bevölkerung des Reiches gefordert, von denen wir oben geredet haben. Die Gleichstellung der Rajah's mit den Muselmanen vor dem Gesetz ward erzwungen; der Sultan hat sie gewährt. Aber er hat eben damit nicht nur die ganze muselmanische alt-orthodoxe Welt bis in's Herz verwundet, sondern er hat sich auch mit den innersten, wesentlichsten Grundlagen des Muhamedanismus, mit dem Grundprincip des Islams, in offenen und directen Widerspruch gesetzt. Der Koran setzt den Moslem zum Herrn der Welt und verweist jeden Nicht-Muselman als Rajah auf die Stufe des verachteten Sklaven, des Hundes; der abgezwungene Hatti-Humaiun aber verlangt die Rechtsgleichstellung der Christen, und während er den Rajah zur Würde des Moslem erhebt, demüthigt er den Moslem zur Stufe des Rajah. Der Koran erkennt nur eine allgenugsame Wahrheit an,—den Islam, und ruft jeden seiner Bekenner zur Bekehrung oder Vernichtung der Ungläubigen auf; der Hatti-Humaiun fordert Anerkennung der Gleichberechtigung auch eines anderen Glaubens. Der Hatti-Humaiun zerstört den Muhamedanismus in seinem Grundwesen.

Sollte ein solcher unerhörte Umschwung der Dinge ohne irgend eine Convulsion zu Stande kommen? Es ist unmöglich. Wahr ist, was wir oben darlegten, daß in den oberen Schichten der türkischen Gesellschaft religiöse Gleichgültigkeit, französischer Unglaube und sittlicher Zerfall mit Macht eingebracht ist; aber ebenso wahr ist auch, das noch eine mächtige alttürkische Partei im Reiche lebt, die nur mit Zähneknirschen diese Demüthigungen erträgt und im Geheimen an einer mächtigen Reaction arbeitet. Die Ulema's (Vertreter und

Ausleger des Koran), die stolzen Würdeträger des Reiches, das Heer und vor Allem die unteren Schichten des fanatischen und bigotten Volkes,—sie Alle sind wüthend über den Abbruch, der durch den Zwang der fremden Mächte ihrem Stolz und ihrer Würde geschehen, über den Abfall vom Islam, zu dem ihr Herrscher, der Nachfolger Muhamed's und Träger seines Schwertes, sich herbeigelassen, über den Hohn, der dem Propheten selbst angethan ward. Allerdings, so lange die Heere der Franzosen und Engländer während des orientalischen Krieges auf türkischem Boden standen, und so lange von ihrem Schutze der Bestand des Reiches der russischen Uebermacht gegenüber abhing, so lange war von keiner Reaction die Rede. Aber man fürchtete nicht ohne Grund, daß mit dem Augenblick, da der letzte Franzose oder Britte das Reich verlassen hätte, auch die alttürkische Partei losbrechen und die abgerungenen Zugeständnisse zurücknehmen werde. Es ist dies nicht geschehen. Die Erschöpfung der Nation hielt sie zurück. Da brach der indische Militäraufstand aus. Es ist bekannt, wie derselbe vor Allem von der muhamedanischen Bevölkerung Indiens ausgebeutet und die Wiederherstellung des muselmanischen Großmogul-Reiches der große Zielpunkt wurde, dem dort Alles entgegenstrebte. Die Augen der ganzen muhamedanischen Welt waren in ängstlicher Spannung auf den Ausgang dieses Kampfes gerichtet. Muhamedanische Emisäre durchzogen nicht blos Indien, sondern auch Persien, Arabien und die Türkei. England hatte mit der Dämpfung des indischen Aufstandes alle Hände voll zu thun; alle seine Kräfte waren dort in Anspruch genommen. War dies nicht der rechte, der günstige Moment für die alttürkische Partei, mit einem Schlag Alles zu nichte zu machen, was in den vergangenen Jahren dem Sultan war abgenöthigt worden?

Das Jahr 1858 hat uns die drohenden Bewegungen und sporadischen Ausbrüche des alten, bisher nur mit Gewalt niedergehaltenen, nicht aber verschwundenen muhamedanischen Geistes gezeigt. In der türkischen Hauptstadt selbst, mitten unter den höchsten Würdeträgern des Reiches bereitete sich eine gewaltsame Reaction vor. Geistliche und weltliche Beamte des höchsten Ranges drängten den Sultan von allen Seiten und in drohender Haltung zu Rückschritten. Unter dem Volke war eine bedenkliche, weit verbreitete Gährung; in den Provinzen arbeiteten einflußreiche Wortführer an einer allgemeinen Erhebung. Der Sultan schwankte. Ein großer Schlag bereitete sich vor. Da trat das unglückliche Blutbad in Dschiddah, der arabischen Küstenstadt, ein. Der dortige französische Consul und eine große Anzahl von Christen wurden von dem fanatischen Pöbel ermordet. Es war eine Wiederholung der Scenen von Indien. Auch anderwärts brach das vulkanische Feuer aus. In Palästina, in Creta (Candia) in Bucharest, in Alexandrien,—überall Christenmord und blutige Gewaltthat oder drohende Gährung. Wir bejammern tief diese Gräuelszenen; aber sie waren die Rettung des Ganzen. Diese Ausbrüche kamen voreilig und unzusammenhängend, ohne Plan und einheitliche Leitung. Sie setzten die Führer der Reaction in Verlegenheit und den Sultan in

Schrecken. Man hat England angeklagt, daß es so fort durch seine Kriegsschiffe mit roher Gewalt und aus eigener Machtvollkommenheit die Bevölkerung von Dschiddah bestrafe. Aber es war der einzige Weg, größeres Unglück zu verhindern, die Verschwörer einzuschüchtern, die Pläne der Reactionäre zu durchkreuzen. Für den Augenblick ist die Gefahr vorüber, die Türkei ist in Bande gelegt, der innere Widerspruch ihrer Lage bis auf Weiteres verlängert.

Dies ist der Stand der Dinge im türkischen Reiche, wie wir es im Jahre 1858 verlassen haben. Was wird das neue Jahr bringen? Gott weiß es. Uns aber will es scheinen, daß ein großer, entscheidender Kampf früher oder später kommen muß. Die Türkei wird nicht, sie kann nicht auf dem Wege allmählicher Reform erneuert und wieder geboren werden; es wird durch Blut und Kampf geschehen. Der Islam ist durch das blutige Schwert zur Herrschaft gekommen, durch das Schwert wird er überwunden und vernichtet werden."

Kirchenchronik.

Die religiöse Presse und der gegenwärtige Krieg.—Es ist nicht uninteressant, zu beobachten, wie sich die religiöse Presse zum großen Conflict zwischen Oestreich und den Allirten verhält. Die protestantischen Blätter, so weit wir mit ihnen bekannt wurden, sprechen sich sämmtlich gegen Oestreich und für die Unabhängigkeit Italien's aus und die öffentliche Meinung unseres Volkes in seiner absoluten Mehrheit scheint sich darin zu reflectiren. Damit ist aber nicht gesagt, daß sie ein günstiges Urtheil über Napoleon fällen, vielmehr wird der räthselhafte Mann beinahe von allen öffentlichen Organen mit großem Mißtrauen beurtheilt und es scheint, daß ihm kaum irgend Jemand ein wahrhaft edles und liberales Motiv zutraut. Durch seinen Kampf für Italien, dessen Volk von Oestreich unterdrückt wurde, gewinnt er einen mächtigen Verbündeten auf der apenninischen Halbinsel und lenkt die Augen der Franzosen von den inneren Zuständen des Kaiserreichs ab. Italien darf hoffen, unter französischer Hegemonie wenigstens mehr Fortschritt der politischen und religiösen Freiheit zu machen, als unter östreichischem Drucke. Dies scheint die allgemeine Ansicht der religiösen protestantischen Presse zu seyn. Ganz anders äußern sich die Organe der römischen Kirche auch dieses Landes und sie scheinen in nicht geringer Besorgniß für die so stark betroffenen Interessen des Papstthums und der Hierarchie. Ein Artikel aus dem „Herold des Glaubens“ vom 19. Juni zeigt in seinem Ansehen an den ultramontanen Univers die in diesem Kreise herrschende Gesinnung. Derselbe lautet also:

„Während die revolutionären Tagesblätter Frankreich's die öffentliche Meinung gegen Oestreich und sein gutes Recht aufzureizen und mit allen Waffen der Lüge und Verläumdung den Krieg populär zu machen suchen, wird das „Univers“ nicht müde, dem Volke die Augen zu öffnen über die Tendenz und Tragweite des bevorstehenden Krieges. Es kämpft mit den Waffen der Logik, des Rechtes und der Thatfachen gegen den Krieg, gegen Piemont und für Oestreich und hat auf seiner Seite die öffentliche Meinung Frankreich's, das gegen den Krieg ist.

„Seitdem der drohende Krieg,“ so sagt es, „ganz Europa in Aufregung versetzt, zeigt sich in Frankreich eine auffallende Erscheinung: das ist das Schweigen des Volkes, seine Abneigung gegen den Krieg und sein Wunsch, ihn zu vermeiden. Einige Zeitungen haben anfangs diese ruhige Haltung des Volkes läugnen wollen, jetzt aber, wo diese Thatfache klar und nicht mehr zu läugnen ist, gerathen sie in Zorn und Wuth. Haben denn, so rufen sie, die materiellen Interessen den Patriotismus erdrückt und das Volk für seine theuersten Interessen blind gemacht? Handelt es sich nicht darum, Italien seine zu Boden getretene Nationalität wieder zu geben und die Völker vom Joch des Despotismus zu befreien? Wird Frankreich seine Aufgabe mißkennen, wo es sich um die Civilisation handelt? Wird es sich selbst verläugnen und Anderen die Ehre und den Ruhm lassen, Italien zur Wiedergeburt zu verhelfen? Aber diese Blätter mögen sich beruhigen; der militairische und patriotische Sinn ist nicht entartet. Das wahre Frankreich ist, Gott sey Dank, nicht das speculirende Publicum, nicht die Börse. Es giebt in Frankreich noch viele edle Herzen, die bereit sind, jeden Angriff auf die Ehre des Landes, komme er woher auch immer, zu rächen.

„Wir sollen die Oestreicher aus der Lombardei vertreiben? Aber zu wessen Vortheil? Wird Mailand und Venedig sich unter das Joch Turin's beugen? Heißt das nicht die Verträge von 1815 brechen? Nein das Programm der Revolution kann nicht das unserige seyn. Was soll denn unsere Rolle in Italien seyn? Reformen zu erhalten, die Verträge Oestreich's mit Parma, Modena, Toscana, Neapel zu vernichten? Aber von einem unabhängigen Staate Reformen fordern, ist ein Angriff auf seine Freiheit und Rechte, sie verlangen, weil er schwach ist, ist ungerecht und entehrend.

„Die Verträge Oestreich's mit Parma, Modena, Toscana anlangend, so muß man nicht die Ursachen außer Acht lassen, welche sie in's Daseyn gerufen. Diese Verträge sind in's Leben gerufen durch beiderseitige Interessen. Die kleinen Staaten Italien's bedürfen des östreichischen Schutzes gegen die Revolution und Oestreich bedarf ihrer zur Sicherung seiner Stellung in Italien. Und so lange Oestreich die Lombardei besitzt und die Revolution die kleineren Staaten bedroht, bleiben die gegenseitigen Interessen und können durch die Auflösung der Verträge nicht beseitigt werden; ja die Verträge sind das nothwendige Ergebniß gegenseitiger Interessen.“

Auf den Gedanken, der in römischen Kreisen dieses Landes laut geworden ist, nämlich dem Papst unter den jetzigen Wirren Europa's und besonders Italien's in diesem unserem Lande ein Asyl anzubieten, spielt ein erzbischöfliches Schreiben des Dr. Purcell in Cincinnati an, spricht aber noch gute Hoffnungen über Napoleon in vorsichtiger Weise aus:

„Katholiken, geliebte Brüder, auf die die Lehren der Geschichte stets einen bleibenden Eindruck machten, seyden wegen des ferneren Bestehens der Kirche oder des Papstthums bei diesem rohen Zusammenstoße der Waffen auf dem classischen Grunde Europa's nicht besorgt!

Sollte der Kampf allgemein werden, so giebt es eine unbefiegbare Macht, welche die Kriegesstürme ebenso, wie die Stürme der Elemente beherrscht, welche nach Gefallen dem Krieg inmitten seiner wildesten Wuth Einhalt gebietet, welche dem Petrus und der Kirche, die Er auf diesem Jelsen gründete, das Versprechen gab, daß die Pforten der Hölle niemals über sie (die Kirche) triumphiren sollten. Weber in der Geschichte noch in der heiligen Schrift kann durch Vernunftgründe die Prophezeiung bewiesen werden, daß der Papst auf den westlichen Inseln oder auf dem westlichen Continente sich einen Zufluchtsort werde aufsuchen müssen.

Wir halten seinen friedlichen Thron für sicherer, als den irgend eines der gekrönten Häupter, deren Feindschaft gegen einander der heilige Vater innigst bedauert. Seine Ansprüche auf den Thron sind, wie der Protestant Gibbon schon längst bekannte, die heiligsten und besten, auf welche je noch ein Kaiser oder König sich berufen konnte, nämlich „der

Besitz des Thrones seit mehr als Tausend Jahren und die Wahl eines freien Volkes, welches er aus der Sklaverei erlösete". Wenn es in der That wahr seyn sollte, daß sein Volk, uneingedenk der genossenen Wohlthaten, ihn nicht länger zum Regenten haben will, so hat dies viele Ähnlichkeit in Bezug auf Jesus Christus, den sein Volk auch verwarf.

Wer sieht aus diesem nicht ein, daß, wie in früheren Zeiten, seine geistige Oberherrschaft gänzlich von der weltlichen Herrschaft unabhängig ist.

Wir wollen nicht, geliebte Brüder, den jetzt in Europa wüthenden Krieg in politischer Hinsicht besprechen.

Möglich, daß das „Gottesgericht“, obschon sehr langsam, „beim Hause Gottes“ begonnen hat, doch wird es dort nicht enden. Eine jede der jetzt im Kampfe gegen einander stehenden Nationen hat für ihre eigenen schweren Sünden gegen die Kirche Rechenschaft zu geben—sie haben alle (die Nationen), namentlich Frankreich und Oesterreich, ihr wesentlichste Dienste geleistet, auch können wir Franz de Sales von Savoyen nicht vergessen.

Wir sind der früheren Geschichte des jetzigen Napoleons und seines Oheims wohl eingedenk, hegen aber keine Besorgniß, wie manche andere Katholiken, daß der jetzige Dictator der Zukunft Europa's feindliche Gesinnungen gegen die Integrität der Kirche im Schilde führt. Es wäre in der That schwachsinzig, wenn er in der Geschichte nicht wahrgenommen haben sollte, wann die Macht Napoleon's zu schwinden begann, oder wenn er nicht einsehen sollte, daß eine ähnliche Politik, wie die, welche sein Onkel verfolgte, auch für ihn verderblich seyn würde."

Der öffentlichen Meinung England's über die jetzige politische Verwickelung gab kürzlich bei der Londoner Märzversammlung der Religious Tract Society der Präsident derselben, Lord Rinnaird, Ausdruck, wenn er sagte: „Vielleicht eben jetzt, während ich rede, mag im schönen Piemont Blut in Strömen fließen durch den Kampf, den die Gewaltthätigkeit zweier Despoten veranlaßte. Von Herzen bete ich—und ich hoffe, mit mir ganz England—, daß dieses unser Land in diesen Kampf sich nicht mit Waffen mische und daß England, welche Macht dort auch siege, sich in keinen so unheiligen Krieg verwickeln lasse. Gleichwohl können wir unser Mitgefühl jenem kleinen Lande, das wie eine Oase in der Wüste der bürgerlichen und religiösen Freiheit allein ein Asyl anbot, nicht versagen, und wir Alle müssen ernstlich bitten, daß unter dem unheiligen Kampfe jener Mächte die Freiheit Italien's triumphire und das Evangelium seinen Einzug dort halten könne."

Im "Independent" finden wir einen Bericht über die Thätigkeit der großen Gesellschaft zur Verbreitung des römischen Glaubens, die ihren Mittelpunkt in Frankreich hat, während des letzten Jahres. Nie zuvor standen der Gesellschaft solche Mittel zu Gebot. Ihre Einnahmen betrugen nahezu sieben Millionen Franken, zwei und eine halbe Million mehr als im Jahre zuvor. Man schreibt diese Mehrbeiträge dem Umstand zu, daß der Papst den Segen der letztjährigen Jubiläumsindulgenzen an die Bedingung der Unterstützung der Gesellschaft geknüpft hatte. Doch hofft man, daß diese Beiträge sich künftig nicht verschmälern werden. Am meisten Eifer für die Förderung des römischen Katholizismus zeigt Frankreich, ja, die Beiträge zu diesem Zwecke, welche Frankreich allein giebt, belaufen sich auf das Doppelte der Beiträge aller übrigen römisch-katholischen Länder zusammengenommen.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

August 1859.

No. 8.

Ein Besuch in „Economy“, der Colonie der Rappisten.

Etwa achtzehn englische Meilen unterhalb Pittsburg verengt sich das Bett des zuvor über flache Sandbänke hinströmenden Ohio's. Unten am Strome, der canalartig zwischen sandigen, steilen Uferändern hinzieht, sieht man links, dem Strome entlang, jenseits einer nicht sehr breiten Uferfläche bewaldete Hügel in rundlichten Kuppen, eine freundliche Thalwand, die ein Paar Meilen weit der Wasserstraße folgt, bis das Thal sich erweitert und der Strom eine Wendung macht. Rechts fällt die schroffe Uferwand vielleicht fünfzig Fuß hoch gegen den Strom hinab. Sie durchschneidend eilt die Eisenbahn dem Strome nach. Wir halten an einem kleinen Stationsgebäude, der Zug braust weiter, Alles ist still, vielleicht ein Dampfboot mit rauchenden Schloten zieht den Fluß herauf, der Schlag des Schaufelrades im Wasser ist der einzige Lärm im Thale und diesseits und jenseits sind wenige Spuren menschlicher Ansiedelung zu entdecken.

Aber hinter dem Stationshause zeigt sich ein Fahrweg, schief in die schroffe Uferenkung geschnitten, er ist gepflastert und gegen den Strom mit starkem Geländer versehen. Wir folgen ihm und gelangen in wenigen Minuten auf die Höhe.

Da liegt vor uns auf breiter Fläche ein niedliches Städtchen. Ein Kirchturm schaut über die Dächer heraus. Eine breite Straße führt zwischen den schmucken Häusern hinein, begleitet von Baumalleen und zwischen den Gebäuden durch zeigen sich niedlich angelegte Gärten im frischesten Grün der Gemüße und eingesaumt mit einer Fülle von Blumen.

Wir fragen nach dem Gasthaus, denn es ist Abend. Es steht in Zurückgezogenheit hinten im Orte, wo die Landstraße sich durchzieht, ein geräumiges, nicht eben auf stattliches Aussehen angelegtes Haus, lustig und bei aller Einfachheit durch seine Reinlichkeit und Wohnlichkeit höchst angenehm überraschend. Es ist mit Brettern an der ganzen Außenseite gedeckt und auch hierin eine Aus-

Ausnahme, denn die Häuser des Ortes sind durchgängig von Backsteinen; auch ist es als Gasthaus das einzige seiner Art, rundweg „Economy Hotel.“

Wer auf einen leichtfüßigen Kellner mit glanzledernen Schuhen und der obligaten weißen Serviette wartet, der wird sich vielleicht unangenehm getäuscht finden, wenn ihn ein untersepter Kamerad in dunkelbraunem Wams und dunkelblauen, auf ganz freie Bewegung eingerichteten Beinkleidern freundlich grüßt, aber mit einem Paar schlaun Augen aus einem frischrothem Gesicht, die wohl auch schon über sechszig Jahre lang keineswegs umsonst in die kleine Welt in Economy und von dort aus in die große Welt geschaut haben, etwas prüfend anschaut und ihm zunächst etwas trocken und kurz Bescheid giebt. Sagt nicht sobald, daß euch vorkomme, es sey hier lieblich leben. Der Alte wird bald da seyn mit seinem in gutem Schwäbisch hingeworfenen: „Wir schaffen.“ Sagt nicht, daß die Leute in Economy sehr fleißige Leute gewesen seyn müssen, oder er wird mit unzweideutigem Accente behaupten: „Wir sind noch fleißig.“ Wollt doch die Sache nicht besser machen mit der Bemerkung, daß die guten Leute da doch nicht mehr so hart arbeiten wie einst, sonst möchte euch der Alte sagen, er habe den ganzen Tag die Hacke im Feld geführt, und vielleicht mit Emphase beifügen: „Was kann ein Mann mehr thun?“

Indessen haltet ihr euch fein ordentlich, wie es einem Gast zukommt. Auch seyd ihr ja gekommen um zu lernen, wie es da hergeht, und merket jetzt schon ein wenig, wie der Wind bläst. Der Alte aber mit dem runden Kopf und den geschittelten graulichen Haaren macht mit euch weniger Complimente, als ihr sonst gewohnt seyd, thut aber vielleicht doch mehr für euch, als ihr erwartetet und in kurzer Zeit findet ihr euch ganz behaglich in einem teppichbelegten Zimmer, ihr freuet euch, daß Alles so nett und so reinlich ist im Haus, um's Haus, am Tisch, der euch zehnmal besser versorgt, als die Tafel der ersten Gasthöfe; und über die blauen Wämser, und die blauen weiten Beinkleider, und auch über die seltsamen Hauben der Frauen und ihre kaltenlosen Gewänder, über diese Anhängsel kommt ihr leicht hinweg. Der Alte hat euch schon ein wenig verstehen gelernt. Er ist schon ganz freundlich, und da ist ein anderer kleiner Mann, der ist von Anfang an freundlich, und die Leute alle im Hause treten euch ohne viel Form wohlwollend entgegen und es kommen da wohl auch noch etliche Freunde aus dem Orte herein, lauter Blaumänner, aber ordentliche Leute, denen man etwas Curiosität um deutsche Landsleute ja gar nicht verargen kann, und nur ein völlig blasirtes und verslactes Subject unter euch würde da nicht eine Menge neuer und eigenthümlicher Eindrücke aufnehmen.

Was stille Nächte sind, wissen Leute, die in großen Städten leben, eigentlich gar nicht. Denn da ist die nächtliche Stille nur ein Abnehmen des Tageslärms und das Organ des Hörens kommt nicht zu völliger Ruhe. Ganz anders in Economy. Da war's die Nacht durch so stille, daß Einem ordentlich bange werden konnte, ob die Welt auch noch da sey. Doch waren die Schläge der Thurmuhr, die selbst die Viertel verkündigen,—Etwas in Amerika nahezu Unerhörtes—, um so willkommener. Jetzt aber beginnt mit dem grauen

Morgen ein munteres Zwitschern und Pipen und bald folgen nach den ersten abrupten Tönen und fragmentarischen Stimmproben die Melodien der gestirbten Nestbewohner in Gebüsch und auf Bäumen. Ein so volles Orchester habe ich lange nicht gehört und hätte diesmal alle Prima Donnas und Virtuosen gerne dafür hinfahren lassen. In Economy soll Alles Ruhe haben und auch die Singvögel gehören in die herrliche Oekonomie der Schöpfung, die keinen grausamen, zwecklosen Begierden zum Opfer werden soll. Indessen gilt diese milde Behandlungsweise nur den Raupenfressern; die andern Beschwingten, die der „Oekonomie“ zweckwidrige Lüste äußern, werden auch hier unbarmherzig weggeschossen. Zwischen die zarten Stimmen der munteren Sänger auf Busch und Baum läßt aber der Haushahn sich mit kräftigem Morgengruße vernehmen. Es wird lebhaft im Gasthose und die frische Kühle ladet ein, einen Gang im Glanz der aufgehenden Sonne zu machen.

Als die Mappisten um's Jahr 1825 hier ihre dritte Niederlassung auf dem Boden der neuen Welt gründeten, da fanden sie Wald und Wildniß weit und breit. Aber sie brachten zu den Tugenden des unermüdblichen Fleißes und der strengsten Ordnungsliebe noch den Schatz bereits gesammelter Erfahrung mit. Rapp kam um's Jahr 1803 nach Baltimore. Vorher hatte er mit seinen Freunden den Blick nach Louisiana gerichtet. Sie sollten das Unglück nicht erleben, dort ihre Kräfte umsonst zu verzehren und dabei aufgerieben zu werden. Louisiana war schon den Vereinigten Staaten einverleibt und hier im Norden derselben anlandend, mußte Rapp bald erkennen, daß er in diesem Klima weit mehr auf Erfolg, auf das Gedeihen seines Unternehmens rechnen dürfe. Bald kamen die Freunde nach und am 15. Februar 1805 wurde die Gesellschaft organisiert, man fing an, etwa 25 Meilen nördlich von Pittsburg in Buttker County das dort angekaufte Land zu bebauen und lebte nach den Grundsätzen gemeinsamer Vermögensverwaltung und streng geregelter Arbeitsvertheilung. Da galt es ein saures, hartes Leben voll Entbehrungen. Kein Wunder, daß manche von der Zahl der Dreihundert, die zuerst zusammengetreten waren, die Feuerprobe nicht bestanden und unter Rückerstattung des von ihnen eingelegten Capitalbeitrags wieder weggozen. Die Andern wurden um so fester in ihren Grundsätzen wie im Willen, und wie mächtig unter der Last irdischer Sorgen und Mühen das religiös-sittliche Leben sich in ihnen geltend machte, geht auch daraus hervor, daß sie um's Jahr 1808, wenn wir nicht irren, in einer Zeit hoher geistlicher Stimmung den Grundsatz der ehelichen Enthalttsamkeit aufstellten und in's Leben einführten, der dann auch bis heute noch gilt. Da blühte nun das Städtchen „Harmony“ mit seinen prangenden Feldern, mit seinen Werkstätten und Manufactoreien, deren solide Arbeiten weit und breit anerkannt wurden. Im Jahre 1815 wurde aber, wir hörten, wegen der Rauheit des Klima's, die ganze in einen Garten verwandelte Landschaft wieder verlassen, die liegenden Güter wurden verkauft und die bewegliche Habe nahm man mit. Diesmal zogen die Colonisten nach dem Westen, in das damals noch sehr ferne Indiana, um hier am Wabash in Posey County „Neu Har-

mony“ zu gründen und Mühe und Drangsal noch einmal zu bestehen. Und fester Wille, gepaart mit Ordnungssinn überwand auch hier, was überwindlich war. Die neue Colonie blühte, aber die Colonisten sollen furchtbar durch die in der Gegend herrschenden Fieber gelitten haben und wandten nach zehn Jahren ihre Schritte wieder ostwärts. Damals schon belief sich das Vermögen der Gesellschaft auf etwa $\frac{1}{2}$ Million Dollars. Jetzt wurde unser „Economy“ gegründet und das Ziel der irdischen Wanderungen dieser seltsamen Gemeinde schien gekommen. Schwere Prüfungen trafen sie auch hier. Der innere Friede wurde mächtig erschüttert namentlich durch die Bewegung, welche jener Proli aus Offenbach bei Frankfurt a. M., der hier unter dem Namen Graf Leon auftrat, hervorgebracht hatte. Damals waren etwa 700 Seelen in Economy. Mehr als 200 zogen weg mit Proli und mit einer ihnen zugesprochenen Summe von 105,000 Dollars. Sie sahen sich bald getäuscht. Proli starb 1833 in Natchitoches an der Cholera.

Gewiß die ganze Sache dieser deutschen Ansiedelung verdient alle Beachtung. Menschen, die in gedrückter Lage im Vaterlande sich befinden und mit der Kirche zerfallen waren, deren Verderbniß durch unchristliche, weltliche Einflüsse ihnen offenbar geworden war und deren Segen sie reiner, ungetrübter genießen wollten, werden von der rohen Gewalt einer die wahren Interessen der Kirche gänzlich verkennenden Staatsherrschaft mißhandelt und finden Trost in chiliaistischen Hoffnungen. Die gewaltigen Erschütterungen der politischen Welt Europa's und Amerika's gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts deuten ihnen an, daß die Zeit, da ein Volk sich empört wider das andere und ein Reich stürzt über das andere, da ist und das Ende der Dinge sich naht. Dem unerträglichem Drucke der Welt entfliehen sie, der Staat hat sie tyrannisiert, die Kirche ist in ihren Augen auch ein Babel geworden, sie schweigt zu den Greueln und der Abfall vom Glauben greift in ihr um sich. So verlassen sie das Vaterland und die Welt und stiften in weiter abgelegener Ferne einen Bund auf die ihnen theuersten Ueberzeugungen und Hoffnungen hin und harren der letzten Entscheidung entgegen. Der Leitung der Kirche haben sie sich schon im Vaterlande längst mit Mißtrauen entzogen; kein Wunder, daß sie, dem ordentlichen Amt und seinem Regiment und seinen Functionen schon schroff gegenüberstehend, fahren lassen, was ihnen durch das ordentliche Kirchenamt bisher geboten wurde, daß ihnen der Stand der Geistlichen, daß ihnen die heil. Sacramente Nichts mehr sind, daß sie in einen Spiritualismus fallen, der keine feste Basis des kirchlichen Glaubens mehr gelten läßt, der ihnen als eine höhere Stufe christlicher Erkenntniß und Erleuchtung erscheint und bei welchem sie nun auf jene Stellen der heil. Schrift am meisten Gewicht legen, zu denen sie in den Katastrophen der Zeit den Fingerzeig zu finden glaubten und die ihrer durch die Macht der Ereignisse und des Erlebten eigenthümlich formirter Gemüthsrichtung entsprachen. Freilich auch kein Wunder, daß was einst frische Lebendigkeit und Trieb in sich hatte, nun unter dem Einfluß einer völlig geänderten Lage nur noch existirt als Gesellschaftstradition, daß es nun eben auch

die stehende Formel geworden ist und als eine Einseitigkeit forteristirt, Anderes ausschließend und den Kreis der Gedanken und Anschauungen vom Reiche Gottes verengend. Und das ist in geistlicher Hinsicht das Schlimmste am Ganzen. Da wird sich auch am schwersten helfen lassen und jede geistliche neue Anregung müßte in Vielem den hier geltenden Lieblingsgedanken und herrschenden Formen entgegentreten. Die Gemeinde dieser Alten—denn alt an Jahren sind beinahe sämtliche Glieder—ist beim Alten geblieben, d. h. bei dem, was ihnen vor mehr als fünfzig Jahren die Hauptsache zu seyn schien und ihnen damals Lebenstrieb gab. Ueber diesen Standpunkt gingen sie im Wesentlichen nicht hinaus, darin sind sie stationär und die ganze Bewegung in der Kirche und im Reiche Gottes seither in weiter Welt ist an ihnen wie spurlos vorübergezogen.

Die ganze Colonie, als Gesellschaftsorganisation betrachtet, war und ist vielleicht die bestgelungene Probe, das Bild der Gemeinsamkeit des Lebens nach dem Vorgang der apostolischen Gemeinde darzustellen. Wir haben einen durchgeführten Socialismus. Das Individuum verschwindet gegenüber den Gesellschaftszwecken, und der von ihnen geforderten Gliederung aller Elemente, Kräfte, Thätigkeiten muß sich der Einzelne unterordnen. Wir haben hier eine Gütergemeinschaft; da die Einzelnen dem Sonderbestiz entsagen, muß die Totalität nun die Fürsorge für den Einzelnen übernehmen. Aber wenn der Communismus im sonstigen Sinne des historischen Schulausdruckes auf Genusrecht als auf seine einleuchtendste Basis sich gründen will, so ist hier gerade Verleugnung das Princip, welches sich an unsern Colonisten kräftig erwies und welches sich überall in der Welt kräftig erweisen wird. Wir reden hier in Beziehung auf die Rappisten von der Zeit ihres lebendigsten Schwunges. Daß dieser geistliche Schwung nicht nachhaltig für immer sich auf der einstigen Höhe zu halten wußte, dafür lassen sich tausend Gründe nennen.

Frägt man, wie war es möglich, diese Leute im freien Amerika in einer solchen Zucht der Ordnung, in dieser Regel der streng geordneten Arbeit und der Enthaltbarkeit so viele Jahre und Jahrzehnte hindurch zu erhalten, so muß mehr als an alles Andere, was mitwirkte, daran erinnert werden, daß es ein religiöses und zwar ein mild fanatisches Princip war, was sie unter sich zusammenhielt und stark machte. Wir haben es hier nicht mit einer socialistischen oder communistischen Colonie zu thun, die nach einem Schema von lauter unrealen, matten Abstractionen formirt worden wäre. Da muß eine rein willkürliche Gesellschafts-Verbesserungstheorie als Schablone dienen, und der Weg, auf dem man sie findet, ist meistens der, daß man sagt: „Die gesellschaftlichen Zustände, wie sie bisher waren, sind Nichts werth, also nur so viel wie möglich Alles anders!“ So wird das Haus aus dem Boden gerissen und auf das Dach gestellt. Das ist gewöhnlich „des Pudels Kern“, ob man ihm auch noch etliche glänzende Franzen von philanthropischem Phrasenschwall umhängt. Es ist Nichts dahinter und kommt Nichts dabei heraus, wie die Erfahrung der ver-

schiedenen Phalanstères oder der Herren Owen, Cobbet und Anderer längst gelehrt hat.

Das Geheimniß der Rappisten war, daß Glauben in ihnen war. Da liegt es. Sie wußten, daß sie Gott dienten. Da handelte es sich nicht um eine Wahl unter allerlei Möglichkeiten, sondern sie waren getragen von Gedanken der Offenbarung, die zwar schon seit 1800 Jahren in der Bibel zu lesen waren, aber ihnen war der Schlüssel dazu gegeben, ihnen thaten sie sich auf, die Zeit gab den Commentar dazu und der Geist, den der Polizeistaat dämpfen wollte, gewann an Kraft unter dem Drucke. Es war also nicht ein irdischer Glückseligkeitszweck, den sie verfolgten, als sie dem lieben Schwabenlande Lebewohl sagten und über das Weltmeer zogen, sondern ein Dienst des Himmelreichs, den sie leisteten und das Aeußere, Andere erschien als Nebensache. Aber der irdische Segen blieb beim Dienst des Himmelreichs nicht aus. Die chiliaistischen Hoffnungen erfüllten sich noch nicht, aber die Willniß wurde zum Garten und die Wüste zum Fruchthland, und die guten Leute in „Economy“ können jetzt ganz gemächlich den Anbruch des tausendjährigen Reiches abwarten. Der Ort hat den Namen nicht umsonst, auch nicht in seiner prosaischen, realistischen Bedeutung. Das Andere schließt sich als Ornament daran leicht an.

Man kann nicht umhin, im Blick auf diese lieblichen Gesilde um Economy her und auf die hübschen, wohnlichen Häuser und den überall entgegnetretenden Wohlstand werfend und sich zugleich die Geschichte dieser Colonisten vergegenwärtigend, eine Vergleichung anzustellen zwischen der alten und der neuen Welt, zwischen der Staatskirche dort und der staatsfreien Kirche oder dem kirchenfreien Staate hier. Dort wurden diese Leute verfolgt und gedrückt, und Recht fanden sie nirgends, so wenig als man die rechten Wege einschlug, sie mit der bestehenden Kirche auszuföhnen. Daß Separatisten zu manchen Extravaganzen sich fortreißen lassen, wenn sie mißhandelt werden, finden wir natürlich; und so geschah es, daß das Verhältniß zur herrschenden Kirchen- und Staatsgewalt immer schlimmer werden mußte. So wurden endlich dem Lande in Folge der in der Consequenz des Staatskirchentums liegenden Intoleranz viele Kräfte entzogen, die sich in der Neuen Welt als tüchtig und brauchbar erwiesen. Hier fanden sie ein Asyl und die wenigen Hunderte dieser um ihres Glaubens willen Ausgewanderten haben unter dem schirmenden Panier unserer Gewissensfreiheit hier die überraschendsten Proben ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit abgelegt, tausende von Aekern Landes angebaut, Fabriken gegründet, Maschinen gebaut, man möchte sagen Städte gegründet und eine Musterwirthschaft im großartigsten Maaßstabe geführt, die weit und breit wohlverdiente Aufmerksamkeit gefunden hat. Im Gemeinde-Lustgarten zu Economy steht eine dichtverwachsene Laube, in der unter Anderen zwei Staatsgouverneure und drei Richter der Supreme Court einmal sich gütlich thaten, und diese Herren werden keine Ursache gehabt haben, über die Tractirung von Seiten der schwäbischen Blaumänner und der Falkenlosen zu klagen, oder es zu bereuen, daß sie das ökonomische Wesen der deutschen „Economisten“ eines Besuches würdigten. Hier leben diese Leute

unbelästigt von einer Polizei, die der Kirche am Ende die schlimmsten Dienste thut, und durch ihre seltsamen theologischen und andere Liebhabereien Niemand belästigend. In Politik scheinen sie sich wenig zu mischen, aber wer dächte, daß sie nicht wissen, was in der weiten Welt vorgeht, der würde sich irren.

Es sind in den letzten Jahrzehnten in verschiedenen Gegenden des Landes Versuche wiederholt gemacht worden, rein deutsche Colonien zu gründen. Daß deutsche Landsleute beieinander leben wollen, soll ihnen nicht eben verargt werden. Denn die Absicht ist nicht die, der bestehenden bürgerlichen gesellschaftlichen Ordnung zuwider zu handeln, sondern das Eigenthümliche des deutschen gesellschaftlichen Wesens zu seinem Rechte kommen zu lassen, also namentlich die deutschgemüthliche Seite herauszuföhren. Wir wüßten von allen diesen neueren deutschen Vergesellschaftungen nicht eine zu nennen, die als Colonie irgend eine Bedeutung und ein gesegnetes Gedeihen hätte, noch weniger eine, in der wir leben möchten. Ja, wir wissen recht wohl, wie manche gutmüthige Deutsche sich in solche Unternehmungen haben hineinziehen lassen und sich die Finger dabei verbrannten. Wir wissen auch, daß statt gemüthlicher Einheit sich nicht selten viel mehr jener Zustand offenbarte, den man selbst in Deutschland mit dem polnischen Reichstag sprüchwörtlich vergleicht. Die Grundlage war meistens von der Art, daß man nicht staunen genug kann, wie die, welche die „Bernünftigeren“ par excellence seyn wollen, solche dumme Streiche machen und das Haus ihres Glückes auf solchen Sand bauen mögen. Natürlich fehlte es auch nicht an solchen, deren deutsche Gemüthlichkeit uns unwillkürlich an das Behagen erinnert, mit welchem ein Schwein sich im Koth wälzt. Mit solchem Material ist allerdings sehr schwer zu arbeiten und zu bauen. Die Sache war aber im Kern faul. Denn es gehört sehr wenig Erleuchtung dazu, zu erkennen, daß, wo positives Christenthum und Kirche principieell ausgeschlossen sind, wenig Garantie für einen guten Fortgang eines gesellschaftlichen Unternehmens gegeben ist. Nun braucht aber Niemand unter dem Himmel mehr feste Schranken von außen oder mehr sicheren Halt von innen, als wir Deutsche mit unserem lebendigen, erregbaren Gemüth und mit unserem mächtigen und gefährlichen Drang, dem individuellen Denken und Wollen zu viel Spielraum zu geben. Dieser ganze an sich so edle individuelle Reichtum des Lebens geht verloren ohne die heilsame Schranke, ohne den sicheren Halt, verloren weil er ohne sie sich nicht gesellschaftlich heilsam, sondern störend erweist. Da liegt der Grund des Mißlingens aller jener deutschen Separatcolonien der Rationalisten und Socialisten, die gegründet wurden unter dem Motto „keine christliche Sonntagsfeier, keine Kirche, keine „Pfaffen“, keinen christlichen Schulunterricht!“ In der Bewahrung ihrer deutschen Eigenthümlichkeiten gingen aber auch die Leute in „Economy“ so sicher vorwärts, daß sie den amerikanischen, puritanischen Sonntag nicht kennen und darum gegen öffentliche Musik zur Unterhaltung in Gärten und auf den Hügeln umher keine Einwendung machen. Indessen geht es doch sehr still her, denn es giebt da überhaupt das ganze Jahr über keinen Lärm. Aber was sie stark machte, das war eben doch in letzter Instanz

die feste Basis einer unerschütterlichen religiösen Ueberzeugung, es war die Macht des Glaubens an das Reich Gottes und ihre Bestimmung für dasselbe, und dieser Macht ordnete sich Alles unter. Diese religiöse Richtung gab der Sache den ersten kräftigen und nachhaltigen Impuls und wenn auch die anfängliche religiöse Erregtheit allmählich sich abkühlt, so stand eine bestimmte Anschauung vom Reiche Gottes schon fixirt da und das Leben der Gesellschaft ging bereits sicher in seinem traditionellen Canal weiter.

Freilich um uns das Werden und die Fortbildung dieser schwäbischen Colonie durch ihre drei amerikanischen Arbeitsstationen hindurch klar zu machen, dürfen wir einen Hauptfactor nicht vergessen, und das ist Niemand sonst, als der Stifter und vieljährige Leiter des ganzen großartigen Unternehmens, der am 7. August 1847 im Alter von 90 Jahren verstorbene Joh. Georg Rapp. An dem Manne ist ein Papst verloren gegangen. In der protestantischen Kirche konnte ein Sectenstifter aus ihm werden. Aber neben dem religiösen Feuer, das ihn zu den ersten gewagten Schritten trieb und ihn als einen nur von oben Ordinirten erscheinen ließ, wohnten in ihm ungewöhnliche Regentengaben und ein gewiß seltenes Organisationstalent. Als er die württembergische Dorfschule in Iptingen besuchte, war es dort gewiß einfach genug mit den Schulfächern bestellt; es war die Zeit, wo in Preußen Friedrich der Große seine alten Corporäle zu Schulmeistern einsetzte. Aber die Sprüche, die der junge Rapp damals vielleicht unter dem strengen Accompagnement des Haselsoddes lernte, waren ihm viel werth nachher, da er eine Art von Prophet und Monarch zugleich unter seinen Colonisten stand. Sein Bildungsumfang muß gering gewesen seyn, und wenn er auch nachher als angehender Weber Vieles und Ernstes hinter seinem Webstuhle dachte, so war nicht viele Weltkenntniß dabei zu sammeln. Eine eigenthümliche Entschiedenheit wohnte ihm aber inne und er muß frühe seinen Umgebungen imponirt haben. So zog er als „Stundenhalter“ die Leute an sich, kam mit der Polizei in Conflict und machte sich, nur der Gewalt weichend, auf im Jahre 1803 nach Amerika, was damals viel mehr besagen wollte als heutzutage. Die Anhänger in der Heimath glaubten seinen Briefen, sie ziehen ihm nach und bald steht er an der Spitze einer gläubigen Gemeinde, die unbedingt seinem Willen folgt und seinem Wort die Kraft des Orakels zuschreibt. Seine Leute verwuchsen so ganz mit ihm, daß sie auch seine oft furchtbare Barschheit und Härte hinnahmen, als müsse das Alles so seyn. Er war ihnen unentbehrlich und sie schauten zu ihm hinauf, dessen geistige Ueberlegenheit sie Alle ohne Unterschied fühlten. Man nennt daher kaum andere Namen in der Geschichte dieser Colonie neben dem Namen Rapp, obwohl natürlich schon zu seinen Lebzeiten andere hervorragende Männer mit ihm in die Mühe der Leitung und Verwaltung sich theilten und die Gemeinde auch jetzt unter der vortrefflichen Leitung des gegenwärtigen Vorstehers, Herrn Becker's, einen vortrefflichen Fortgang nimmt. Daß es auch an einer chronique scandaleuse hier so wenig fehlte als anderswo, darf Niemand überraschen. Umsonst fragten wir nach einem Bilde Rapp's, des Erzvaters dieser großen Familie von

„Economy“. Der Alte soll sich stets geweigert haben, irgend einem Maler zu sitzen oder irgend ein Bildniß von sich nehmen zu lassen. Aber in die Geschichte der Colonie, in ihre Ordnung, in ihr Aufblühen, in die Seelen der Menschen, die er ein halbes Jahrhundert hindurch ganz nach seinem Willen lenkte und nach seinem eigenen originellen Wesen bildete, hat er sein Bild in mächtigen Zügen tief eingegraben. Das war auch ein „süddeutsches Original“.

Es versteht sich von selbst, daß Pläne, wie J. G. Rapp sie durchgeführt hat, immer nur in einem verhältnißmäßig kleinen Maasstab sich realisiren lassen. Allein wie schwer sie selbst in solcher relativen Beschränkung sich durchführen lassen, dafür zeugte das so häufige Mißlingen ähnlicher Separationen an anderen Orten. Es war nicht nur ein tüchtiger, reich begabter Führer nothwendig, sondern auch ein sehr kräftiges, von einem mächtigen Willen getragenes Material, welches aus sich Etwas machen ließ. Der Plan konnte nicht voraus fertig daliegen. Die Sache wurde, was sie ist, im Proceß ihrer Geschichte. Man bedenke, was es heißt, dreimal eine solche Colonie neu beginnen, aus dem Urwald Alles neu herausarbeiten, mit der ganzen schweren Arbeit dreimal von vorne anfangen und dabei die ganze scharfe Zucht des strengorganisirten Dienstes sich gefallen zu lassen. Und man denke nicht, daß diese Leute so haben thun müssen, weil sie etwa gar nicht anders wußten. Es hat an erschütternden Stürmen nicht gefehlt und wenn das Scepter des geistlichen Fürsten zu schwer gewesen wäre, so hätten die Unterthanen sich leicht davon befreien können. Aber der Zweck ihrer Weltflucht und der Verbreitung auf das Anbrechen eines Gnadenreiches in Herrlichkeit wollte erfüllt seyn und ließ sich nur auf diesem Wege erfüllen, und auch die Stürme und Prüfungen gehörten herein in den Plan und dienten zur Reinigung der Gemeinbe. Dieser Plan Gottes mit seinem Volke, dem Häuflein der Gläubigen, bildet noch immer einen Hauptgedanken in den erbaulichen Vorträgen in der Versammlung. Die ganze äußere Organisation war nur das Mittel, wie die Zeiten es geboten, ihn zu verwirklichen.

Ungemein wohlthuend ist der Eindruck der friedlichen Ruhe, der Ordnung, des Wohlstandes, der Reinlichkeit, ja selbst der Zierlichkeit, den man empfängt, wenn man in Economy durch die Straßen geht oder in die Häuser schaut. Sie sind meistens von Backsteinen erbaut, nicht eben groß, aber für die kleinen Familien ganz bequem. Jetzt sollen manche Häuser leer stehen und die Zahl der Einwohner soll sich nur auf etwa 200 belaufen. Neue Glieder werden nicht viele aufgenommen, sie müssen ihr Vermögen einsetzen und natürlich in Allem sich der Gesellschaftsregel unterwerfen. Ein Nachwuchs von Kindern ist nicht da und so sieht man eben meistens alte Männer und Frauen, was einen sehr eigenthümlichen Eindruck macht. Daneben ist aber der Sinn für das Freundliche und Einfachschöne, der sich, abgesehen von der Kleidung, in Vielem offenbart, um so angenehmer. Eine solche Menge von Blumen wird man nicht leicht wieder finden. Jedes Haus hat nebenan sein Gemüsegärtchen. Die Rabatten sind eingefäumt mit Blumen, wie mit einem vielfarbigen Kranze.

Die Vierecke des Städtchens umschließen so an den Straßen die bequem von einander abstehenden Häuser und hinten die Gärten, die aber nicht durch häßliche Zäune getrennt sind, wie das sonst in Amerika der Fall ist, sondern Alles ist nach innen offen, nur gegen die Straßen verzäunt und wenn man im Frühling, wie wir konnten, von dem Kirchturme herabschaut, so sieht man wahrlich auf einen bunten blumenreichen Teppich herab, auf die niedlichen Häuser, weiterhin auf die prangenden Fluren und Obstgärten, selbst auf den Ohio in der Thalkiesee und auf die rundlichten Hügelkuppeln rings umher. Man kann sich kaum ein lieblicheres Bild denken. Beinahe an allen Häusern ranken sich Weinreben hinauf, die dann über dem ersten Stockwerke erst Blätter ansetzen dürfen und so wie eine schöne Guirlande um das ganze Haus hergehen. Das nahm sich äußerst freundlich aus an einem etwa 110 Fuß langen öffentlichen Vorrathshaus der Gemeinde, in welchem sich auch ein großer Saal befindet, wo die Glieder Feste halten und jährlich auch einmal ein Liebesmahl feiern.

Die Stadt liegt ganz eben. Das war aber nicht die Gestalt des Bodens, als die Ansiedler den ersten Baum im Walde fällten. Aber das Unebene wurde geebnet und wo anfangs nur in der Eile aufgerichtete Hütten, dann Blockhäuser, dann Bretterbauten standen, da stehen jetzt die schmutzen Backsteinhäuser, da prangen statt des Urwaldes die blumengesäumten Betten mit Salat, Zwiebeln, Lauch, Johannisbeeren oder anderem Gartengewächs. Man muß in den öffentlichen Gemeindegarten hinter dem Hause des Vorstehers gehen und man wird sich über die Gartenkunst dieser einfachen Leute wundern, an denen dies und neben Dialect, Kleidung, Wohnart noch so vieles Andere an's alte Württemberg erinnert. Dieser Anlagen mit ihren herrlichen Blumenbetten, schattigen Lauben, Pavillion, Springbrunnen, mit ihren Baumgruppen, mit ihrem ganzen Anstrich von steter, treuer Pflege dürfte sich kein Fürst schämen. Man freut sich des Geschmacks der Leute, den man vielleicht nicht erwartete. Die Felsstücke, die da einst im Walde umherlagen, trugen sie zusammen und thürmten sie auf; sie scheinen ein wildverwachsener Steinhügel zu seyn. Aber eine rindenbedeckte Thüre öffnet sich wie an einer Einsiedelei. Man tritt überrascht ein und befindet sich in einem schönen, freskobemalten, mit geschichtlichen, für die Gemeinde bedeutsamen goldenen Inschriften gezierten Rundgewölbe. Eine Statue, eine weibliche Figur mit einer Laute, steht an der Seite und ein mildes Licht fällt von oben herab.

Die Kirche erinnert in ihrer äußeren Gestalt an manche württembergische Dorfkirche. Innen erscheint sie als ein einfacher Versammlungsaal, weiß an den Wänden, an der Decke blau bemalt. Männer und Frauen theilen sich in die Hälften des Raumes. An der einen Langseite ist ein erhöhter Platz für den Vorsteher, der zugleich der Prediger ist. Er sitzt an einem einfachen Tische. Es wurde ein Abschnitt der Apokalypse erklärt. Da sieht man die Glieder dieser Gemeinde; so viele alte Gesichter, Männer und Frauen, eine Versammlung, wie man sie so leicht nicht wieder findet. Sie singen aus ihrem Gemeinde-

gesangbuch Lieder in der mystischen Sprache apokalyptischer Bilder und chliastischer Hoffnungen, nur deutlich den Auserwählten und Eingeweihten. Gegenüber dem Platz des Vorstehers sind, wieder auf einer Erhöhung, zwei Pianos mit Aeolion attachment. Auf ihnen spielten zwei Personen, eine männliche und eine weibliche, nämlich Gertrud, die begabte jungfräuliche, schon betagte Enkelin Rapp's, ein Musikstück zur Einleitung und begleiteten den kräftig hingehenden Gesang, der einen wahrhaft erbaulichen Eindruck machte. Der Musik wird ohnehin viele Aufmerksamkeit im Verband der Gemeinde erwiesen. Schöne Gemälde fanden wir im Hause des Vorstehers, unter Anderem eine große Copie des bekannten Gemäldes von B. West: Der Herr, wie er die Kranken heilt.

„Economy“ ist eine Art von protestantischem Kloster. Aber die Aese ist nicht in Zellen isolirter Mönche oder Nonnen, sondern in das Wohnhaus der Familie gezogen und mit dem Warten auf die Dinge des Himmelreichs hat sich der tüchtigste Fleiß in der Veredlung des Erdenreichs gepaart. „Economy“ ist nur auf amerikanischem Boden möglich gewesen, in dieser Luft der Freiheit, wo Jeder seinem Gott dient nach bestem Wissen und dabei ohne Mühe oder Beengung den einfachen bürgerlichen Anforderungen des Staates genügen kann. Und doch „Economy“ mit seiner Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt und seiner die individuellen Lebensregungen negirenden Richtung ist durch und durch unamerikanisch. Wie lange es diesen Widerspruch ertragen kann, muß die Zukunft lehren.

Wir ziehen weiter und nehmen viele freundliche Eindrücke mit uns. Wir haben einen Besuch in einer fremdartigen Welt gemacht, wo viele Regungen und Reibungen der übrigen Welt nicht sind und manche Stürme nicht brausen, die man draußen vernimmt. Wir sind wieder mit einer eigenthümlichen Variation des großen Themas Menschheit und Christenthum bekannt geworden. Sie ist ein allerliebstes Capriccio. Aber wir würden's unseres Theils doch müde, es lange oder gar immer zu vernehmen. So wenden wir unsere Schritte weiter; die Welt draußen ist auch eine „Economy“ und Jeder hat seinen Posten, bis abgelöst wird und der große Feierabend aller Mühe ein Ende macht.

Philadelphia, im Juni 1859.

W. J. M.

Deutsche Universitäts-Verhältnisse in der Gegenwart, vom nationalen Standpunkt.

Die deutschen Universitäten haben seit Jahren vielfache Besprechung in der Journalistik erfahren. Man hat an ihnen gerüttelt, wie unsere Zeit an so vielem aus alten Tagen Vererbten rüttelt. Der Zeitgeist hat sich mit den alten Lehranstalten abgeworfen, weil sie seinen auf materielle Interessen zielenden Schnellschritten nicht folgten, weil sie sich nicht in Handwerksanstalten wollen verwandeln lassen und weil sie darum nicht praktisch nützlich zu seyn schienen. Es ist wahr, deutsche Universitätsgelehrsamkeit hat sich oft zu weit von

der Basis der gegebenen Welt und ihrer Bedürfnisse entfernt und in keiner Facultät mehr als in der philosophischen und in der ihr verschwisterten theologischen. Es ist wahr, daß der Kreis der Bildung sich erweitert hat und die Ausschließlichkeit der Universitätsbildung sich gesellschaftlich nicht mehr durchführen läßt. Es ist auch wahr, daß die deutschen Universitäten in pädagogischer und disciplinarischer Hinsicht sehr viel Verbesserung erfordern, um dem Staate und der Kirche Männer zu geben, die nicht blos Fachmenschen sind und nach den Studentenbraustagen in ein banausisches „Philisterthum“ herabsinken, sondern in ihrer ganzen sittlich-religiösen Haltung dem christlichen Volke zum Vorbild werden; letztere Rücksicht scheint der Verfasser nachfolgenden Artikels nicht zu würdigen, so allgemein er auch den Titel seiner Arbeit stellt. Aber diese deutschen Universitäten sind so grunddeutsch und sind so mit der Geschichte des Vaterlandes und seiner Stämme verwachsen, sie sind so ganz das echte Gewächs auf dem Baume deutschen Geisteslebens, daß man sich Deutschland ohne sie rein nicht denken mag, ja, man will auch keine von ihnen missen und freut sich, wo kräftige Stimmen sich würdig für sie erheben und die Angriffe der Neueren abweisen. Darum wird auch der nachfolgende Artikel, den wir dem ersten Hefte der Deutschen Vierteljahrsschrift von Cotta 1859 entnehmen, das Interesse unserer Leser in Anspruch nehmen. Wir theilen aus ihm das Bedeutendste mit und übergehen die weniger erheblichen Gedanken. Manche hier besprochenen Fragen kommen auch — *mutatis mutandis* — für Amerika in Betracht.

Die Red.

I.

Immer kehrt von Zeit zu Zeit das Bedürfnis wieder, die Feder zu ergreifen und über Werth und Bedeutung des deutschen Universitätswesens nach seinem jeweiligen Bestande und in seiner Beziehung zur Gegenwart und nächsten Zukunft zu schreiben.

Desters war es die Absicht des Verfassers der nachfolgenden Aufsätze, aus dem Bereiche einer dreißigjährigen Erfahrung und als Frucht reiflichen Nachdenkens und Forschens, diesen Gegenstand wieder aufzunehmen und etwa da anzuknüpfen, wo Savigny vor einem Vierteljahrhundert — damals drohenden und nun wohl verschwundenen Gefahren von oben gegenüber — die Feder ergriff und jenen denkwürdigen Aufsatz über „Wesen und Werth deutscher Universitäten“ schrieb. In jener Zeit waren es andere Bedrohungen und zum Theile andere Bedenken als heute. Wir nehmen zunächst Act von den Angriffen des freien Litteratenthums, wie sie vielfach in öffentlichen Blättern offen und versteckt, so auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (in den letzten Jahren z. B. in Artikeln von Dresden und Weimar aus) zur Sprache kamen, insbesondere aber von Besprechungen dieses Gegenstandes in den jüngsten Tagen von Darmstadt aus, mit besonderer Rücksicht auf Gießen, so wie in dem Aufsatz des letzten Julihefts der deutschen Vierteljahrsschrift, welche Artikel den kleineren deutschen Universitäten das schlimmste Horoskop stellten und ihnen die Berechtigung ihrer Existenz absprechen. Wir hatten daher auch zuerst als Ueberschrift unserer nachfolgenden Betrachtungen den Titel gewählt: „Die Rehrseite der Vorschläge zur Aufhebung der kleinen Universitäten und ihrer Verlegung in die Residenzen.“ Beim Niederschreiben stellte sich das Bedürfnis eines allgemeineren Standpunktes heraus, dem zufolge auch obige Ueberschrift gewählt wurde.

Knüpfen wir zuerst bei einem Ausspruche von Savigny in dem eben genannten Aufsätze an. Der berühmte Rechtslehrer sagt hier: „So vieles hat von jeher dahin gewirkt, uns Deutsche zu vereinzeln, daß es wohl nöthig scheinen mag, auf die noch übrigen, der gesammten Nation gemeinsamen Güter öfter unseren Blick zu richten, sowohl um uns ihres Besizes, der uns das frische Fortleben der Nation verbürgt, zu erfreuen, als um die Mittel ihrer Erhaltung zu erwägen.“

Diese Ansicht theilen wir noch heute und wollen sie näher begründen.

Gehen wir von einer Betrachtung der heutigen Universitäten nach ihrer concreten Erscheinung, nach ihren localen Verhältnissen und Bedingungen aus, so beginnen wir wohl — indem wir zunächst von den österreichischen Universitäten abstrahiren, da sich diese in ihren Einrichtungen und durch ihre jüngsten Vocationen erst in neuester Zeit den übrigen deutschen genähert haben — billig mit Preußen. Hier wird niemand je eine Universität für nahezu drei Millionen Einwohner zu viel finden. Entweder alte Stiftungen in den Erbländern oder in später erworbenen Landestheilen oder neu gegründet in den jüngst zugesessenen Provinzen, hat gerade jede derselben, mit Ausnahme Westphalen's und Posen's, eine eigene Hochschule und erkennt darin mit Befriedigung die Erfüllung eines Bedürfnisses, ja vielfach auch mit erlaubtem Stolge eine große Zierde. Aus diesem Grunde erhebt auch Münster im Namen Westphalen's immer von Zeit zu Zeit seine Stimme mit einer Art von Eifersucht (und wer wollte dies tadeln?), um seine aus zwei Facultäten bestehende Akademie in eine volle Hochschule verwandelt zu sehen. Ja der Achtung vor diesem Wunsche und der Rücksicht auf frühere Verhältnisse ist es wohl zuzuschreiben, daß man aus Courtoisie Münster in vielen Fällen noch heute unter den vollen preuß. Hochschulen aufführt.

In keinem Staate sind die Universitäten für die innere und äußere Entwicklung besser gelegen, als in Preußen. Ihre im Verhältniß zu Berlin meist excentrische Lage macht sie gerade für die Provinzen recht geschickt, deren jede, wie uns dünkt, für ihre Hochschule eine recht passende Stadt besitzt. Königsberg und Breslau sind deshalb im Osten Preußen's und Deutschland's, der uns nun durch die Schienenwege viel näher gerückt ist, zwei große und wichtige Sammelplätze wissenschaftlichen Lebens. Was aber Ostpreußen seine Universität war und ist, sagt uns jedes Blatt der deutschen Litteraturgeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Noch heute lesen wir jede Zeile gerne, die uns biographische Mittheilungen über Kant und Bessel, über Hamann und Hippel bringen, die, wenn sie auch nicht alle dem engeren Universitätskreise angehörten, doch ohne diesen nicht gedacht werden konnten. Trotz der immer geringen Frequenz Königsberg's als Universität ist diese Stadt gerade mit derselben und durch sie, durch den Wechselverkehr und die Berührung mit den Regierungscollegien, dem Adel der Provinz, dem Militair, den durchziehenden Fremden, auf der Heerstraße nach den Hauptstädten des russischen Reiches und der deutschen Ostseeprovinzen desselben, vor allen

anderen wichtig geworden zur Erhaltung deutscher Sitte auch in diesen. Auch fand zwischen Dorpat und Königsberg immer ein näherer Austausch von Lehrern statt.

Etwas ähnliches können wir von Greifswalde sagen, das abgesehen von seiner reichen an die Localität gebundenen Dotation, wodurch diese Universität zur wohlfeilsten des preussischen Staates wird, trotz der Kleinheit der Stadt dieselbe zu einem unschätzbaren Kleinode der Provinz Pommern macht. Wie Königsberg und Breslau die im äußersten Osten Deutschland's vorgeschobenen Warten deutscher Universitätsbildung dem sie umgrenzenden Slavismus gegenüber sind, so durfte Greifswalde nicht in der Ostseelinie von Moskau und Kiel fehlen, zugleich mit Königsberg den wissenschaftlichen Grenzfestungen, gegenüber dem stammverwandten, aber doch abgelösten skandinavischen Norden. Aber auch in der Vermittelung des wissenschaftlichen Verkehrs zwischen Schweden und Deutschland, in der Uebersetzung schwedischer Arbeiten in's Deutsche, die wir nicht entbehren können, hat Greifswalde eine nicht unwichtige Rolle eingenommen, wie dies namentlich für das Gebiet der Naturwissenschaften gilt. Wollte man aus Ostpreußen und Pommern die beiden Universitäten wegnehmen, eine tiefe Wunde würde man der gesammten Bildung dieser Provinzen schlagen, welche—wie Holstein—gerade durch ihre Entlegenheit und in ihrer Bedrohung durch fremde nationale Elemente, stets inniges Bedürfnis gefühlt haben, mit dem gesammten Deutschland in engster wissenschaftlicher Verbindung zu bleiben. Man gehe in diese Länder und man wird erfahren, daß dort viel mehr Kenntniß in der deutschen Litteratur und Theilnahme für dieselbe besteht, als in Altbayern oder am Ursprung der Donau.

Das Bedürfnis einer Universität für die Rheinlande und Westphalen hat in Bonn eine der am spätesten gegründeten deutschen Hochschulen geschaffen. Noch ist diese nicht so verwachsen mit dem übrigen Leben der Provinzen, für die sie zunächst gestiftet wurde, wie die beiden eben genannten Universitäten, was sich leicht erklären läßt. Sie wird es auch niemals in dem Maße werden, da die confessionellen Verhältnisse in ihrer paritätischen Spaltung einerseits, der bewegliche Geist der Bevölkerung, die Unruhe des Weltverkehrs an dem besuchtesten Theile des Rheinstromes andererseits und die Lage in einer der schönsten und sonnigsten Gegenden Deutschland's, an einer Heerstraße für alle Lustreisenden Europa's im directen Gegensatz stehen mit der Stille, Heimlichkeit und gemüthlichen winterlichen Abgeschlossenheit der beiden eben genannten Universitäten. Aber gerade dies giebt Bonn wieder einen eigenthümlichen, mit Heidelberg verwandten Charakter, und so bilden diese beiden Hochschulen am deutschen Ober- und Unterrhein, dem nahen Frankreich gegenüber und in der Nähe der besuchtesten Heilquellen Deutschland's, sowie in ihrer bequemen Verkehrslage mit Holland, Belgien und England, Anziehungspunkte zum wissenschaftlichen Austausch, wie sie nicht günstiger hätten gewählt werden können. Die Universität Bonn ist ganz aus Staatsmitteln neu dotirt worden und ist für Preußen nach Berlin die kostspieligste Hochschule. Aber hätte sie auch nur

Männern wie Niebuhr und E. M. Arndt, wie Dahlmann und D. F. Sahn, nach einem reichbewegten Leben zu einem Asyl für ihre Forschungen gedient, oder zur Wiege eines Geistes wie Johannes Müller's des Physiologen, über dessen frühen Heimgang vor kurzer Zeit die Todtenklage durch den Mund aller seiner Fachgenossen in ganz Deutschland ging, sie würde schon darum nicht zu theuer seyn. Jedenfalls ist Bonn für die reiche preussische Rheinprovinz das wichtigste Bildungscentrum.

Es bleibt nun noch Halle übrig, die Universität, welche vielleicht durch den Verkehrsumschwung der neueren Zeit, dadurch, daß Berlin und Leipzig ihr so nahe gerückt sind, am meisten gelitten hat, in den Augen vieler, selbst in denen der maßgebenden Kreise Berlin's, am ehesten unter den preussischen Hochschulen als überflüssig erscheint. Für Halle können wir allerdings nicht die Gründe geltend machen, die wir für Königsberg, Breslau, Greifswalde und Bonn aufgeführt haben. Denn obwohl diese Hochschule zunächst auch für eine besondere Provinz, die Provinz Sachsen gehört, welche an Einwohnerzahl dem Königreiche Sachsen gleich kommt, so würde doch deren Bedürfnis für Universitätsbildung durch Leipzig und Berlin leicht gedeckt werden. Hier zeigt sich aber so recht, wie der bloß in der Lage bedingte Maassstab nicht ausreicht, sondern der historische Charakter auch stets in Betracht kommt. Diesen hat Halle bis auf die neueste Zeit bewahrt. Die Universität trägt nicht bloß den Namen Halle-Wittenberg; in ihr lebt das protestantisch-theologische Element bis auf diese Stunde in kräftigem Wachsthum fort. Es ist heute noch die frequenteste theologische Facultät in Deutschland, der nur Erlangen in neueren Zeiten einigen Abbruch gethan hat. Früher waren drei Vierteltheile, jetzt sind noch mehr als zwei Dritteltheile aller Studirenden Theologen, und von den Zeiten der Stiftung her sind die theologischen Gegenstände und Kämpfe dem wissenschaftlichen Leben nur förderlich, wenn auch der Kirche nicht immer zum Segen gewesen, wobei man nur an die Namen A. H. Francke und Semmler, später an Schleiermacher, Gesenius und Wegscheiter, und jüngst an Guericke, Tholuck und Julius Müller zu erinnern braucht. Aber auch in den anderen Facultäten hat es nie an Männern von hervorragendem Geiste und von großem Einflusse auf ihre Zeit gefehlt. Der Jurist Thomafius, der die deutsche Sprache auf dem akademischen Ratheter eingeführt hat, die Aerzte Stahl, Fr. Hoffmann und Neil, das berühmte Anatomengeschlecht der Meckel, der Philosoph Christian Wolff und der große Philologe F. A. Wolff sind, um von Lebenden nicht weiter zu reden, glänzende Beispiele. So fügt sich also auch Halle als ein organisches, nicht wohl zu missendes Glied in den Nexus der preussischen Universitäten, unter denen Berlin, wie die größte und am reichsten dotirte Deutschland's, billig die mächtigen Vortheile und Vorzüge in Anspruch nimmt, die ihr die erste Stelle auch unter den deutschen Hochschulen geben, welche ihr als Mittelpunkt der Monarchie und größte Residenzstadt eines fast aus rein deutschen Elementen aufgebauten Staates zukommt.

Was man auch sagen mag und wie sehr man zugeben muß, daß der gegenwärtige Flor der preussischen Universitäten nicht mehr gleich ist dem in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, noch immer stehen die Hochschulen Preußen's würdig und geachtet da, ziehen frische Kräfte aus ganz Deutschland in Lehrern und Lernenden an sich, befruchten die Monarchie und ihre Glieder mit lebendigem Wachsen der Wissenschaft und können immer noch in vielen ihrer Einrichtungen als Vorbilder dienen. Dies verdanken sie aber gerade dem Umstande, daß sie in großen, mittleren und kleinen Städten angelegt, über alle Landestheile ausgebreitet, dem Provinzialbedürfnisse ebenso dienen, wie dem allgemeinen der Monarchie und durch Aufnahme und Abnahme von Lehrkräften aus dem übrigen Deutschland und an dasselbe, sowie durch Heranziehung von Studirenden aus diesem auch wieder dem gesammten Vaterlande zu gute kommen. Nie aber darf vergessen und nicht hoch genug kann es angeschlagen werden, wie die hohe Achtung der preussischen Regierung von der Wissenschaft, die zarte persönliche Behandlung der Universitätslehrer, einen allgemeinen höchst bedeutenden Einfluß auch auf die Hebung des Universitätswesens in anderen deutschen Staaten ausgeübt haben. —

Nach Preußen nimmt Bayern, wie an Umfang, so an Bedeutung auch für die Pflege von Kunst und Wissenschaft den ersten Rang ein, ja was die Kunst betrifft, so wird Niemand München den ersten Platz in Deutschland streitig machen dürfen. Für Bayern hat man öfters, wenigstens noch vor einigen Decennien, die drei dort bestehenden Hochschulen zu viel finden wollen; aber bei näherer Betrachtung läßt sich leicht zeigen, daß hier keine entbehrlich ist, und das sicherste Zeugniß für die Berechtigung ihres Bestehens ist die Thatfache, daß gerade in neuester Zeit alle drei in voller Blüthe stehen. Alle drei fügen sich auch als organische Glieder dem an schönen Städten und blühenden Provinzen so reichen bayrischen Staate zweckmäßig an. Ingolstadt war die frühere einzige bayrische und zwar rein katholische Universität; Landshut nahm schon protestantische Elemente in sich auf. Beide, in kleinen Städten gelegen, prägten ihren Charakter auch demgemäß aus. Als Bayern wuchs und sich fremde Landestheile eingefügt sah, als ihm Erlangen aus den mehr evangelischen fränkischen Fürstenthümern, Würzburg für das mehr katholische Unterfranken zufließ, war ein durch die Aufgaben der neueren Zeit sehr gerechtfertigter Gedanke König Ludwig's, Landshut aufzuheben oder vielmehr nach München zu verlegen, und die reichen Mittel der Hauptstadt, insbesondere die großen Sammlungen, die reiche Bibliothek, die Krankenanstalten, der Benützung der Universität zu öffnen, die Akademie der Wissenschaften zum großen Theil damit zu verschmelzen, und dadurch eine Hochschule ersten Ranges hervorzurufen, welche neuerdings unter König Mar II. durch zahlreiche Berufungen einen ganz neuen Aufschwung genommen hat, ohne jedoch im mindesten der Bedeutung Würzburg's und Erlangen's zu nahe zu treten, welche sich im Gegentheile seitdem erst wieder, insbesondere in der letzten Zeit, neu gehoben haben. Die Wichtigkeit Würzburg's für die medicinischen Wissenschaften, schon auf dem

Grunde reicher bischöflicher Stiftungen für Krankenpflege, die Erlangen's für die lutherische Theologie, hat sich durch erhöhten Zuwachs von Lehrern und Lernenden, und durch allgemeine Anerkennung der hervorragenden Leistungen in Lehre und Forschung überall hin geltend gemacht. Gegenwärtig spricht niemand mehr davon, daß eine der drei Universitäten in einem Staate von nur 4½ Millionen Einwohnern überflüssig sey, und eben so erhebt sich jetzt nirgends mehr eine Stimme, wie wohl früher, für eine Verlegung Erlangen's in eine größere Stadt, etwa nach Nürnberg.

Wir kommen zu den drei kleineren Königreichen, und wollen diese nach ihrer alphabetischen Ordnung auführen, um in keiner Weise eine Rangstreitigkeit zu veranlassen. Jedes derselben, Hannover, Sachsen und Württemberg, erhält zunächst für nahezu zwei Millionen Einwohner eine Hochschule.

Göttingen, später gegründet als seine älteren Schwestern Leipzig und Tübingen, war in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts durch eine Reihe von Umständen, welche nicht wiederkehren werden, die frequenteste deutsche Hochschule. Der Hauptgrund für die letztere Erscheinung lag in der ungemein eifrigen und gleichmäßigen Fürsorge der Regierung, zu einer Zeit, wo die politischen Verhältnisse Deutschland's und die ökonomische Lage der einzelnen Staaten den meisten übrigen Universitäten nicht günstig waren, in denen die Curatorien entweder allzuoft wechselten, oder es an Männern fehlte, welche mit Lust, Liebe, Energie und Geschick hinreichend begabt gewesen wären, um den Stürmen der Zeit die nöthigen Zuschüsse für die höheren Bildungszwecke abzurufen, während Göttingen selbst in der westphälischen Zeit mit Auszeichnung und Bevorzugung behandelt wurde, und Geldmittel zum Ausbau und zur Erweiterung seiner Institute erhielt. Obwohl in einer kleinen Stadt von kaum 12,000 Einwohnern gelegen, genügt dieselbe doch allen wesentlichen Anforderungen für alle vier Facultäten. Für eine Uebersiedelung nach der Residenz wüßten wir nicht den geringsten Grund anzuführen. Wenn Leipzig und Tübingen in den letzten Decennien eine etwas höhere Frequenz gehabt haben, so ist diese rein durch Landeskinder bedingt gewesen, deren Zahl in Hannover ungewöhnlich gering ist, weil sich nirgends mehr in Deutschland als hier die Jugend der gebildeten Stände anderen Berufszweigen zuwendet. Auch ist die vorschristmäßige Studienzeit in Hannover geringer, als in der Mehrzahl der anderen Staaten, ein Zwang zum Besuch der Landesuniversität besteht fast gar nicht (nur die Theologen sind für einen Theil ihrer Studienzeit gebunden), und Tübingen's Frequenz mit einer höheren Nummer hängt vorzüglich von seiner doppelten theologischen Facultät ab. Troßdem daß Leipzig und Tübingen in blühendem Zustande sich befinden und theils ansehnliches Vermögen, theils große Anstalten und Gebäude für Universitätszwecke besitzen, so ist doch in neueren Zeiten öfters von deren Verlegung die Rede gewesen, ja es bedurfte in Bezug auf Leipzig der officiellen Desavouirung des Gerüchts durch den Minister, daß von Seite der Regierung an eine Verlegung nach Dresden gedacht werde. So wie man aber die Schwierigkeiten näher in's Auge faßt,

die Vortheile und Nachtheile schärfer abwägt, welche bei einer solchen Verlegung in Betracht kommen, wird man finden, daß sich wenigstens in Betreff Tübingen's und Stuttgart's fast ganz dasselbe sagen läßt, was wir specieller bei Gießen und Marburg ausführen wollen. An eine Verlegung von Leipzig würde man wohl ernstlich nur dann zu denken geneigt seyn, wenn hier die Stadt die Universität fallen ließe. Dieser kann es allerdings am Ende gleich seyn, wo sie sich befindet—in Dresden oder in Leipzig, ja hier würden wir, wenn wir frei zu wählen hätten, allerdings der Residenz aus mehr als einem Grunde vielleicht den Vorzug geben, wie viel sich auch vom historischen Standpunkte für Leipzig sagen ließe, und wie sehr auch diese Stadt als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels und nach dem dort bestehenden würdigen, dem Gelehrtenstande geneigten Bürgerfinne, mehr als eine andere geeignet ist, in ihrem Schooße eine Hochschule zu pflegen.

Wie schwer es ist, einmal bestehende, durch alte Stiftungen oder durch historische Bedeutung oder confessionelle Verhältnisse und Gegensätze getragene Universitäten nach Willkür oder selbst klar abwägendem Ermessen aufzuheben, zeigt recht deutlich Baden, für dessen Bevölkerung eigentlich zwei Universitäten zu viel sind. Da hier von einer Aufhebung Heidelberg's bei seiner großen Geltung und Bedeutung nie die Rede seyn kann, so war und ist es immer Freiburg, das aufgehoben werden, oder in Heidelberg aufgehen sollte. Aber auch hier kommen Schwierigkeiten in Betracht, die zunächst in den paritätischen Verhältnissen des Landes liegen und die gerade in neueren Zeiten so viel besprochen wurden, daß wir uns der Erörterung überheben können. Was sonst zu sagen wäre, kann ebenfalls bei den beiden Hessen gesagt werden.

In einer der kleinsten Städte, und wenn wir die Gesamtbevölkerung der sächsisch-thüringischen Lande zusammennehmen, für etwa 700,000 Einwohner, also eine geringere Zahl als einem der beiden hessischen Staaten zukommt, ist die Universität Jena gegründet worden. Vier Fürsten theilen sich in ihre Unterhaltung, wenn schon Weimar bei weitem den meisten Antheil daran hat. Unter allen deutschen Universitäten besitzt Jena vielleicht die wenigsten Mittel, und insbesondere ist das Hauptinstitut jeder Universität, die Bibliothek, auffallend ärmlich dotirt. Aber gleichwohl, wer in ganz Deutschland möchte Angesichts der jüngstverklungenen dreihundertjährigen Stiftungsfeier die Aufhebung von Jena wünschen, wer möchte verkennen, daß auch diese Hochschule nicht bloß als ein Kleinod Thüringen's, sondern wirklich als ein bedeutendes und edles Element in der Kette acht germanischer Institutionen zu betrachten ist? Jena's ganze Geschichte von der ersten Gründung an bis auf die neueste Zeit spricht für diese Ansicht. Hätten solche Secularfeste keine andere Bedeutung, als daß sie uns den Werth des Besizes solcher gemeinsamen Güter wieder recht vor Augen führen, sie würden schon dadurch ihre Berechtigung beurfunden. Hier können wir uns besonders die Worte Savigny's aneignen, die er im obigen Aufsatze gebraucht, um die Schönheit dieses eigenthümlichsten und würdigsten der gemeinsamen deutschen Besitzthümer zu

bezeichnen. „Das zuverlässigste Zeugniß für den Werth der Universitäten“—sagt der berühmte Rechtslehrer—„lag stets und liegt noch jetzt in der Liebe und Dankbarkeit derjenigen, welche einen Theil ihrer Jugend in diesen Anstalten verlebten; denn wie entfernt sie auch nun durch Alter, Rang und Beschäftigung jenem Leben stehen mögen, fast immer werden sie nicht nur mit Freude daran zurückdenken, sondern auch dankbar erkennen, daß der wohlthätige Einfluß, den es auf ihre Bildung gehabt, durch kein anderes Mittel hätte völlig ersetzt werden können.“ Keine Universität in Deutschland hat vielleicht gerade diese besonderen Reize des idyllischen Stillebens der deutschen Studenten und Professoren, erhöht durch eine nicht großartige, aber sehr liebliche Umgegend, in solcher Eigenthümlichkeit bewahrt, als Jena, und jeder, der von dem Feste zurückgekehrt ist, wird die Wahrheit der Worte Savigny's nur bestätigen können. Es liegt aber in den Umständen und in der Entwicklung anderer Universitäten, daß Jena niemals mehr jene Frequenz erlangen wird, wie in früheren Zeiten.

Und sollte man etwa Angesichts dieser Erfahrung an die Aufhebung oder Verlegung von Kiel und Rostock denken, weil deren Mittel nicht bedeutend, deren Studentenzahl geringe ist? Wahrlich Holstein und Mecklenburg würde man eine reiche Lebensquelle, deren Adern auch mit denen anderer germanischer Verhältnisse zusammenhängen, abschneiden und nicht bloß diesen Ländern, sondern ganz Deutschland dadurch eine schwere Wunde schlagen.

Deutschland ist eben einmal politisch getheilt; es zerfällt in viele, nicht bloß der Souveränität, sondern auch der Volkseigenthümlichkeit nach gesonderte Staaten, welche am wenigsten der Geist der Unzufriedenheit, der gegenwärtig alle Stände durchdringt und der recht charakteristisch für unsere Zeit ist, vereinigen wird. Was man auch vom idealen Standpunkte oder von der immer vielfach verbreiteten politischen Anschauung aus dagegen haben mag, man wird sich eben einfach der Wirklichkeit fügen und aus der Noth eine Tugend machen müssen.

So also würde man, wenn es sich um Aufhebung auch nur einer der bestehenden neunzehn (oder mit Münster zwanzig) deutschen Universitäten handeln würde, in Verlegenheit seyn, dieselbe zu bezeichnen. Wir würden den Verlust auch der kleinsten zur Zeit beklagen, keine aufgeben und möchten, wären wir es im Stande, lieber das Anerbieten jenes reichen Bürgers von Basel machen, der sich bereit erklärte, diese Hochschule, welche kleiner ist als die kleinste deutsche, im Nothfall auf seine eigenen Kosten zu erhalten. Ja wir gehen so weit zu behaupten: die Staaten, welche eine Universität im Augenblicke besitzen (—wäre eine solche neu zu gründen, so würde sich die Sache anders stellen—) müßten sie als eine kleine Akademie der Wissenschaften zu erhalten suchen und dürften sie nicht verlegen, selbst für den Fall, daß sich an einer solchen Hochschule, wie fast in Basel, nicht viel mehr Zuhörer als Lehrer finden.

Diese Ansicht wollen wir in den nächsten Abschnitten zu begründen suchen.

II.

Gänzlich unbetheiligt bei der Frage: Was würde man gewinnen und was verlieren, wenn man Gießen nach Darmstadt, Marburg nach Cassel verlegte?—denn der Verfasser dieser Aufsätze ist weder ein Hesse, noch lebt er in Hessen—wollen wir dieselbe an die Spitze der folgenden Untersuchungen setzen. Wir wählen damit nur ein Beispiel, das auch auf die ähnliche Lage anderer kleinerer Universitäten angewendet werden kann. Um diese Frage gründlich beantworten zu können, müssen wir aber etwas weiter ausholen.

Selbst der Verfasser jener früher erwähnten Aufsätze in der Augsb. Allg. Ztg. giebt zu, daß für die theologische, juristische und einen Theil der philosophischen Facultät die Ausdehnung der Institute und Sammlungen, mit einziger Ausnahme der Bibliothek, nicht in Betracht kommt. Es sind fast ausschließlich die medicinischen und naturwissenschaftlichen Fächer, welche solcher Attribute bedürfen. Nun aber bestreiten wir, gegründet auf eigene und fremde Erfahrungen, daß, wenn man die richtigen Gesichtspunkte festhält, so große Ausgaben für Institute und Sammlungen nöthig sind. In der That ist aller Luxus von Naturalien- und Kunstsammlungen nicht nur überflüssig, sondern oft fast schädlich.

Dies gilt vor Allem von den botanischen Gärten, die fast überall sehr beträchtliche Summen in Anspruch nehmen, ohne den entsprechenden Nutzen zu schaffen. Wo die Mittel da sind, mag man kostbare Gewächshäuser erhalten und Palmen und andere tropische Pflanzen ziehen, wie dies kürzlich bei dem neuen Aufbau der Gewächshäuser in Göttingen mit einem Aufwande von 42,000 Thalern geschehen ist. Es ist immerhin etwas Hübsches, nothwendig für den Unterricht ist dies aber durchaus nicht. Dem etwaigen Mangel kann auf leichte Weise abgeholfen werden und wir rathen, hier das Beispiel Moskau's nachzuahmen, wo der Professor der Botanik mit einem Kunstgärtner einen Contract hat, der ihm die für seine Demonstrationen und Untersuchungen nöthigen tropischen Pflanzen gegen eine mäßige Vergütung liefert. Auch in der kleinsten deutschen Universitätsstadt wird sich ein Kunstgärtner finden, der im höchsten Falle für einige hundert Dollars Zuschuß jährlich ein warmes Haus einzurichten bereit seyn wird, das hinreicht, die für den Unterricht in der systematischen Botanik und Pflanzenphysiologie nöthigen Spezies zu liefern. Viele vortreffliche Forschungen sind in diesem Gebiete gerade auf den Universitäten der kleinsten Städte gemacht worden, und wer hat nicht Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß die Zier- und Luxuspflanzen, die seltenen Gewächse überhaupt gerade in den Treibhäusern mäßig begüterter Privatpersonen oft viel besser gehalten erscheinen, als in großen öffentlichen Anstalten? Außerdem sind jetzt durch die Eisenbahnen überall größere Städte mit Gewächshäusern und großen Handelsgärten so leicht zu erreichen, Verbindungen mit Kunstgärtnern so bequem herzustellen, daß ein thätiger Universitätslehrer der Botanik

nicht leicht für Demonstrationen und eigene Forschungen in Verlegenheit gerathen wird.

Wer die wahren Aufgaben für die Naturwissenschaften in der Gegenwart kennt, wird zugeben, daß alles, was Sammlung heißt, bei der neuesten Entwicklung der Wissenschaft im zweiten Range steht. Mehr oder weniger sind Sammlungen, wie in früheren Zeiten, wieder Raritätenkammern, Anhäufungen von Schaustücken für die Menge, werthlos oder von geringem Werthe für wahren Unterricht und eigentliche Forschung. Es ist daher gewiß kein Schaden, wenn in den zoologischen, zootomischen, mineralogischen und petrefactologischen Museen der eingerissene Luxus etwas beschränkt wird. Für den akademischen Unterricht lassen sich solche Sammlungen mit sehr mäßigen Mitteln genügend herstellen und unterhalten. Wer sich weiter darin orientiren, diese Fächer speciell studiren will, muß doch von Zeit zu Zeit auf die größeren Museen des Inlandes und Auslandes recurriren, Reisen in die Gebirge, an die Meeresküsten machen. Denn die Sammlungen sind doch eigentlich nur Leichenkammern, und auch aus den schönsten anatomischen Präparaten lernt niemand Anatomie; er muß selbst Hand anlegen und oft mehr unter dem Messer zerstoren als erhalten.

An die Stelle der Sammlungen sind die Laboratorien getreten; diese erfordern allerdings mehr Aufwand, als in früheren Zeiten. Die sonstigen physikalischen Cabinette verwandeln sich, wo sie wahrhaften Nutzen schaffen sollen, immer mehr in praktische Institute, und auch hier ist ein besonderer Reichtum an kostspieligen Instrumenten, so erwünscht und angenehm ein solcher seyn mag, nicht unbedingt nöthig. Das Göttinger physikalische Cabinet ist gar nicht reich an Apparaten und kann sich doch in Bezug auf den Unterricht und die Forschung mit jedem anderen Institute ähnlicher Art in Deutschland messen.

Die so allgemein verbreitete Cultur der Chemie hat allenthalben das Bedürfniß großer Erweiterungen und reichlicher Dotationen der chemischen Laboratorien nöthig gemacht. Was man hier zulegen mußte, würde in der That künftig da, wo die Fonds nicht zureichen wollen, an den zoologisch-zootomischen, mineralogisch-geognostischen Sammlungen und den botanischen Gärten erspart werden können. Wenn man hier den unmittelbaren Nutzen und die jetzigen Aufgaben der Wissenschaft vor Augen hat, wird man die Entwicklung der letzteren, die immer wieder dem Unterricht zu gut kommt, weit mehr fördern, wenn man den entsprechenden Lehrern und Vorstehern solcher Anstalten von Zeit zu Zeit die Mittel zu Reisen in größere Museen, an die Meeresküsten, in die geognostisch bedeutsamen Gegenden gewährt, was mit sehr mäßigen Summen erreicht werden kann.

Auch die Physiologie verlangt jetzt besondere Institute und Laboratorien. Hier ist die lokale Verbindung einerseits mit physikalischen Cabinetten, um Instrumente wechselseitig zu entlehnen, andererseits mit Thierarzneischulen, um an größeren Thieren experimentiren zu können, von Vortheil und Kosten

ersparend, und mit einiger Attention und einigem Geschick kann hier Manches auf wohlfeile Weise erreicht werden, und sollte man sich selbst zu Contracten mit Abbedern und Dekonomen verstehen. Wer die Wissenschaft wahrhaft liebt, wird hierin keine Entwürdigung sehen, und oft wird durch kleine Schwierigkeiten die Thätigkeit eher gesteigert, der Erfindungsgeist geschärft, und es ist eine alte Wahrheit: wer im Nothfalle mit der Feile nicht die Scheere ersetzen, mit der Scheere nicht feilen kann, soll das Experimentiren überhaupt aufgeben.

Größere Schwierigkeiten stellen sich allerdings in kleinen Städten der hinreichenden Herstellung von klinischen Anstalten und der Leichenlieferung für die anatomischen Theater entgegen. Indes ist auch hier durch Eifer, Beharrlichkeit und Mühe Vieles zu erreichen. —

Ein Institut allerdings verdient die Beachtung und zum Theil das Urtheil, welches jüngst in der Deutschen Vierteljahrschrift laut wurde. Aber obwohl wir Manches unterschreiben, was der geschätzte Verfasser dieses Aufsatzes sagt, in Allem können wir ihm nicht beistimmen.

Es scheint uns nicht billig, wenn der Verfasser, zum Theil, wie es scheint, aus dem Grunde, um den Werth der Residenzen und großen Städte für die Zukunft der deutschen Universitäten zu accentuiren, die Bibliotheken von Wien, München und Berlin allein für ausreichend beschaffen und dotirt hält. Oder sollte der Verfasser nicht wissen, daß mancher auswärtige Gelehrte aus der Bibliothek des kleinen Göttingen erhalten hatte, was er in jenen drei Städten vergebens suchte? Keine Bibliothek kann sich rühmen, alles Laufende anschaffen zu können, und Lücken finden sich überall.

Außerdem sind aber bei der Verkürzung der Wege durch die Eisenbahnen, bei der immer größer werdenden Liberalität der Bibliothekseinrichtungen und selbst der Versendung der Bücher an auswärtige Gelehrte, neue Erfahrmittel für die Unzureichtheit der einzelnen Büchersammlungen in Deutschland gegeben, welche in ihrer Gesamtheit doch bei weitem die gerühmten englischen und französischen centralisirten Bibliotheken übertreffen. In den Naturwissenschaften und in der Medicin concentrirten sich die bedeutendsten Arbeiten immer mehr in Gesellschaftschriften und Journalen, welche leichter zu beschaffen sind, als die älteren Quellen, die für die anderen Fächer von größerer Bedeutung sind, für die erstgenannten Wissenschaften aber häufig nicht einmal mehr historischen Werth haben.

Allerdings aber verdienen die Bibliotheken vor Allem die größte Aufmerksamkeit und Pflege von Seite der kleinen Universitäten, wie der Regierungen. Dies ist, wenn man uns den Ausdruck erlaubt, wenigstens für neuere Litteratur meist die partie honteuse der kleineren Hochschulen, wie z. B. Gießen, Marburg, Freiburg, Jena, Erlangen, Kiel und Rostock, und hier reichen die Dotationen nicht aus. Aber ein eifriger und die richtigen Mittel und Wege aufführender Bibliothekar kann hier mit ein paar tausend Thalern mehr, welche am Ende doch auch zu beschaffen seyn müssen und wozu überall die Stände der kleineren Staaten, um doch eine leidliche Bibliothek in ihrem Lande zu haben, gerne die

Hand bieten werden, sehr viel thun und durch geschickte Verbindungen im Ankauf lassen sich die Summen leicht verdoppeln. Denn allerdings sind es die litterarischen Hülfsmittel, welche dem Naturforscher, dem Archäologen, Historiker und Nationalökonom und am Ende jedem mit der Wissenschaft fortschreitenden Lehrer den Aufenthalt an einem Orte lieb machen, und da, wo sie in öffentlichen Bibliotheken sich finden, ihm selbst Ausgaben ersparen. Das hat Göttingen gezeigt, manchmal fast in einseitiger Weise, wo die frühe und stetige Fürsorge für einen reichen und gut benüzbaren Bücherschatz einen mächtigen Anziehungspunkt für alle Glieder einer Hochschule darbot und selbst noch darbietet.

So glauben wir denn gezeigt zu haben, daß der Reichthum von Sammlungen und der Luxus von Instituten keineswegs zur *conditio sine qua non* einer heutigen Universität gehören. Es bleiben nun für die zwei folgende Abschnitte noch einige andere Gesichtspunkte übrig. Hier wollen wir dann zugleich auseinander setzen, welche Bildungsaufgaben die Residenzen und größeren Städte, ohne Universitäten oder diesen gegenüber, für die geistige Ausbildung in der Gegenwart und nächsten Zukunft auszuführen haben.

III.

Schon früher, besonders aber in den letzten 25 Jahren, seit Savigny seinen Aufsatz schrieb, haben sich zweierlei, die moderne Bildung durchbringende Richtungen neben und außerhalb der Universitäten entwickelt und einen sehr großen Einfluß auf unsere Zeit und ihre Bildung, ja auf die gesammte Gesellschaft gewonnen—dies sind die Künste und die schöne Litteratur einerseits, und die technischen Fächer andererseits.

Zwar in den philosophischen Facultäten fast aller Universitäten hat es immer besondere Lehrstühle oder doch einzelne Männer gegeben, deren Aufgabe es war, vom Standpunkte der historischen oder philosophischen Betrachtung, als Kunstgeschichte und Aesthetik aus, jene Zweige der Litteratur und Kunst mit in den Kreis der Universitätsbildung hereinzuziehen. Sehr wenige Ausnahmefälle aber abgerechnet, kann man wohl sagen, daß diese Zweige auch in der neuesten Zeit niemals rechte Wurzel auf unseren Hochschulen gefaßt haben. Einerseits läßt sich nicht läugnen, daß die Fachgelehrten, welche doch vorzugsweise das Gros der Universitäten bilden, sich meist gleichgültig, oft sogar etwas feindselig gegen die schönwissenschaftliche Litteratur verhalten. Man betrachtet dieselbe als eine Domäne der belletristischen Journalistik und des freien Litteratenthums, welche ihrerseits nicht verfehlen, gleichfalls mit einer gewissen Schelsucht und zurückgegebenen Geringschätzung auf die Universitäten herabzusehen, und es fehlt nicht an offenen und versteckten Angriffen, unterstügt von der allgemeinen Unzufriedenheit und Raisonnirtheit unserer Zeit. Man betrachtet, wie früher vom politischen Standpunkte, die Universitäten als einseitige, hinter den Aufgaben der Zeit zurückgebliebene, der allgemeinen Weltbildung entfremdete, die nationale Entwicklung nicht fördernde Anstalten. Hier zu untersuchen,

wie viel oder wie wenig an diesen Vorwürfen gegründet ist oder nicht, würde uns zu weit führen. Daß etwas daran ist, wollen wir gerne von vorne herein zugeben. Nicht viele strengwissenschaftliche Männer haben Sinn und Interesse für Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Dichtkunst und Musik, obwohl gewiß auf jeder Universität eine kleine Anzahl angetroffen wird, welche auch für die freien Künste eine wahre Neigung und Theilnahme bewahrt haben.

Den hier öfter gehörten Vorwürfen gegenüber aber muß es offen und bestimmt ausgesprochen werden: die Universitäten würden nicht blos ihren Ursprung verläugnen, sie würden weniger die äußere, aber wohl die ganze innere Berechtigung ihrer Existenz gefährden, wenn sie in ihrem Schooße als Berufsaufgabe in größerer Ausdehnung pflegen wollten, was vielmehr jetzt einerseits Gemeingut der Nation (so die belletristische Litteratur) geworden, andererseits eigenen Anstalten, den Malerschulen, Kunstakademien, musikalischen Conservatorien und zum Theil den polytechnischen Hochschulen anheim gefallen ist. Die Universitäten würden sich verflachen, wenn sie in einer Zeit, wo die Theilung der Arbeit, die Concentration der Kräfte mehr als je nöthig geworden ist, sich in zu viele Richtungen zersplittern wollten. Aber allerdings sollten die Universitäten, selbst die kleinen, dasjenige von den schönen Wissenschaften pflegen und in sich aufnehmen, was als allgemeines historisches Bildungselement in den Kreis der Wissenschaft fällt, oder was die einzelnen Facultäten für ihre entsprechenden Berufskreise verwerten können und müssen.

Der Professor der Aesthetik, der Lehrer für die neuere Litteratur, der Archäolog werden es nicht versäumen dürfen, sich mit den Leistungen der modernen Künste bekannt zu machen und den Sinn der Studirenden darauf zu leiten. Es ist tief zu beklagen, daß entweder die Lehrer für diese Fächer oft nicht fähig sind, ein starkes und lebhaftes Interesse dafür hervorzurufen, so daß nur einzelne Studirende auf der Universität solche Vorlesungen besuchen, oder daß der Sinn der heutigen Universitätsjugend diesen Zweigen, ja selbst der Poesie der classischen Zeit, außerordentlich viel mehr abgewendet ist, als noch vor einigen Decennien. Dies hängt mit dem allgemeinen Realismus unserer Epoche zusammen, mit der Abkehr von allen und jeden idealen Bestrebungen, mit dem Nennen und Zagen nach äußeren Glücksgütern, mit dem Bedürfnisse, vor Allem den Prüfungen für Anstellungen zu genügen, in denen jetzt ein solcher Mechanismus die Oberhand gewonnen hat, daß bei neun Zehnthellen unserer Studirenden sich das Leben theilt zwischen den studentischen Vergnügungen und dem Einpaucken für die Prüfungen. Ist aber dies nicht der Fall, so ist es doch ein entgeisteter Naturdienst, ein Aufgehen in Mikrologien, in eine aller Wärme des Subjects entleidete sogenannte objective Geschichtsauffassung, oder in eine Zahlenstatistik, und, wenn es sich ja um politische Dinge handelt, in eine bloße Neigung, ein bloßes Schauffement entweder für eine absolutistische, konstitutionalistische oder demokratische Staatschablone. Nur selten und bei wenigen findet man eine höhere und würdigere Auffassung des zukünftigen Berufes und des eigenen Ichs im Verhältnisse zur Aufgabe des Lebens. Wie

sollten neben dieser meist rein auf das Brodstudium oder den vulgärsten Materialismus und Egoismus gerichteten Thätigkeit noch Sinn und Zeit übrig bleiben für Poesie und eine im Idealen ruhende Subjectivität, deren doch eigentlich die Jugend sich niemals entschlagen sollte und die wir immer fordern werden, auch wenn wir der Noth und Bitterkeit der äußeren Lage, der Schwierigkeit des Unterkommens alle Rechnung tragen.

Wir haben hier die Richtung der Zeit und ihre Gefahren vielleicht in etwas zu grellen Ausdrücken betont und wollen dieselben etwas limitiren. Offenbar ist die gegenwärtige extreme Richtung der naturgemäße Rückschlag von einer anderen Verirrung, der idealistischen, welche in der abgelaufenen Periode der Naturphilosophie und des Hegelianismus, sowie der Romantik ihre überall sichtbaren Gipfel erreicht hatte, und welche der Nation dieselben Gefahren brachte, nur nach einer anderen Seite hin. Diese gegenwärtige Epoche kann aber eben so wenig, als die eben besprochene es konnte, durch äußere Einrichtungen in ihrem inneren Gange wesentlich verändert oder abgekürzt werden, und es zeigt eine gänzliche Unkenntniß von den möglichen Leistungen einer Universität, wenn man glaubt—wie dies so vielfach unter den Litteraten verbreitet ist—man könne durch eine oder einige Professuren für schöne Litteratur den Geist der Jugend ändern oder dadurch bei unseren Studenten oder gar den Fachgelehrten eine Begeisterung und Theilnahme für die Künste einflößen. So wenig sich die Leute von orthodoxen Geistlichen ohne weiteres in das Reich Gottes hineinpredigen lassen, so wenig werden angestellte Litteraten unsere Studenten für das Reich der Poesie und schönen Litteratur gewinnen. Wäre dies möglich, so müßte dies durch die Uebersfluthung der jetzt überall, selbst in kleinen Landstädten verbreiteten und allenthalben zugänglichen belletristischen Litteratur und Journalistik geschehen. Aber diese giebt nur Unterhaltung, keine wahre Bildung. Wie sollte sie auch, da sie selbst alles ächten Gehaltes in der Mehrzahl der Productionen bar und ledig ist; wie könnte sie Begeisterung für etwas Ideales hervorrufen, da sie selber im besten Falle oft nur in ein realistisches „Soll und Haben“ aufgeht?

Alle allgemeinen Wissenschaften, mit Ausnahme eines Theiles der Naturwissenschaften, die Philosophie wie die Geschichte und Aesthetik laboriren auf den Universitäten—seltene Einzelfälle abgerechnet, wo ein besonders begabter Mann oder noch häufiger ein Tendenzprofessor, eine Zeitungsberühmtheit, mit pikanten Vorlesungen vorübergehend gute Geschäfte macht—an einer chronischen Schwindsucht der Auditorien, überall da, wo diese Vorlesungen nicht zu den obligaten gehören: deren Füllung würde plötzlich erfolgen—nicht etwa oder doch nur in geringem Maaße durch große Vortrefflichkeit der Vorträge, sondern durch einfache Vorschriften der Regierungsbehörden. Das ist das schlimme, daß man einzelne Fächer von oben durch Examina gefeit, und dadurch geradezu andern den Untergang bereitet hat. So trivial die Vergleichung ist, aber manche Vorlesung steht hier auf ganz gleicher Stufe mit der Pankelrüben-Zuckerfabrication, welche nur durch einen Schutzzoll gehalten werden kann, wenn sie nicht aufhören soll.

Wie die Sachen gegenwärtig stehen, ist gar nicht zu sagen, was etwa geschehen könnte, um eine Besserung dieser gewiß beklagenswerthen Richtung herbeizuführen. Äußere Einrichtungen können immer etwas, im großen Ganzen aber doch sehr wenig thun. Nur innere geschichtliche Veränderungen in der geistigen Entwicklung können hier helfen, und diese können keinen anderen Ausgang nehmen, als aus den Tiefen der Nation selber, unter Begünstigung großer äußerer, das ganze nationale Bewußtseyn der Völker durchdringender Ereignisse, welche zwar geahnt, aber nach der Beschränktheit auch der höchsten menschlichen Erkenntniß niemals in ihren speciellen Erscheinungen vorausgesehen, oder gar auf bestimmte Zeiten vorausberechnet, am allerwenigsten aber durch vorbereitete Handlungen Einzelner, oder durch sogenannte constituirende Versammlungen hervorgebracht werden. Wenn die Erfahrungen der letzten Zeit bis auf unsere Tage herab irgend etwas gelehrt haben, so haben sie dies gelehrt. Man muß eben auch hier wie überall Geduld üben, weder allzuviel klagen und sich in Pessimismus verlieren, noch allzuviel raisonniren oder gar aus der Haut fahren wollen. Epidemien vergehen ohne die Verdienste der Aerzte und unabhängig von der Einmischung der Polizei.

Wer Lust und Gelegenheit hatte, in die inneren Vorgänge der einzelnen Lebenskreise der deutschen Nation tiefer hereinzublicken, wird sich überzeugt haben, daß hier Dinge sich vorbereiten, von denen die meisten politischen Tagesblätter, welche fast alle nur die äußerste Oberfläche der Gesellschaft kennen, gar keine Ahnung haben. Alles wird davon abhängen, ob unserem deutschen Volke eine organische Weiterentwicklung gestattet ist, oder ob große Katastrophen eintreten, welche die angelegten Keime nicht zur Entfaltung kommen lassen. Gehen wir durch neue Revolutionen hindurch, was niemand weder bestimmt behaupten noch läugnen kann, so werden alle vorbereitenden Leistungen der gegenwärtigen und vielleicht auch der nächstfolgenden Geschlechter allerdings kaum sichtlich zu Tage kommen. Ist aber eine organische Entwicklung uns vorbehalten, und wir hoffen diese zuversichtlich, trotz aller intercurrenter Vorwärts- und Rückwärtsbewegungen, so wagen wir vorauszusagen—so sehr man dies vielleicht von manchen Seiten belächeln mag—daß in Deutschland Adel, Geistlichkeit, Gelehrtenstand (künftiger und nicht künftiger) und dasjenige höhere Bürgerthum, welches sich innerlich und äußerlich an die Entwicklung jener drei Stände anzuschließen vermag, und wozu wir den besseren Theil des Beamtenstandes eben so, wie die höher gebildeten und von einem Ernste des Lebens erfüllten Künstler, Handel- und Gewerbetreibenden rechnen—wie früher so auch künftig berufen sind, die wesentlichsten Factoren der Gestaltung des Lebens der Nation zu seyn. Sie werden es seyn, welche zwischen den Keulen des Absolutismus und der Bureaucratie einerseits, und dem Drängen des vulgären, geschwängten Liberalismus und der rohen Demokratie andererseits, den Durchgang zu einer neuen Zeit finden werden. Jene Classen aber sind es, denen die deutsche Universitätsbildung nach ihren allgemeinsten Beziehungen auch in gegenwärtiger Gestalt doch

vorzugsweise, direct oder indirect, zu Grunde liegt und die wir in zwei Männern gleichsam personificirt darstellen können. Diese sind Stein und Perthes, deren mit allem Reichthum weltgeschichtlicher Begebenheiten und individueller Gestaltung ausgeführte Biographien uns den Adel und das Bürgerthum deutscher Nation, zusammengefügt durch Geistlichkeit und Lehrstand, in der würdigsten Weise vorführen. Männer, wie Stein und Perthes, konnten in ihren Ansichten im Einzelnen oft zu weit gehen und irren. Aber die Bildung, Gesinnung und Thatkraft solcher Männer allein ist es, welchen eine Zukunft verheißen ist. Solche Persönlichkeiten in solchen Ständen allein bleiben der von den modernen Krebschäden am wenigsten angegriffene Kern der Nation, der einzige, der in sich ideale Richtungen und wahre Opfersähigkeit, ohne welche eine tiefer greifende Thätigkeit und Wirkung unmöglich ist, enthält, und der sich, wir wiederholen es, nur zu reinigen braucht von den ihm anklebenden und allerdings nicht ganz leicht löslichen Anhängseln—dem Junkerthum, dem Pfaffenstolz, dem Gelehrten dübel und dem Mammonsdiens, um nach wie vor eines sicheren Einflusses selbst auf die ihm widerstrebendsten Elemente der Gesellschaft gewiß zu seyn. Wo Adel der Gesinnung sich mit Adel der Geburt oder der persönlichen Leistung verbindet, wird allen diesen Ständen ein mächtiger Einfluß bleiben, der höchstens in einzelnen Epochen gewaltsamer Bewegung momentan zurückgebrängt werden kann.

Runmehr wird es uns möglich seyn, in einem vierten und letzten Abschnitte zur specielleren Beantwortung von Fragen überzugehen, welche eigentlich alle diese Aufsätze hervorgerufen haben.

(Schluß folgt.)

Die Evangelische Kirchenzeitung und der Umschwung der Dinge in Preußen.

(Schluß.)

Nach einer Lobeserhebung des Ministers von Raumer, die wir sehr natürlich finden, wendet sich das Vorwort zur Unionsache und bespricht die Amtsniederlegung des Pastor Feldner in Elberfeld und seinen Uebertritt zu den separirten Lutheranern, als das hier „bedeutendste Ereigniß“. Hauptschuld dabei liege auf den „Vertretern der unionistischen Richtung“, die „auch hier den ihr leider eigenthümlichen aggressiven unduldsamen Charakter“ bewährt habe. Zuerst wird das Verfahren der kirchlichen Behörden und des Unionszustandes in Rheinland und Westphalen, wo die residirte Kirchenordnung gleich in ihren ersten Paragraphen die principielle Abendmahlsgemeinschaft der lutherischen und reformirten Kirche proclamirte, kritisiert; sodann das Verhalten des

Pastor Feldner. Er ließ sich rufen in jene Gegend, deren kirchlichen Charakter er kennen konnte. Seinem Protest gegen die Abendmahlsgemeinschaft, da er Nichts fruchtete, folgte keine Absetzung vom Amte und es war „für die lutherische Ueberzeugung in den Rheinlanden ein Stücklein von neuem Rechtsboden, von Anerkennung ihrer unveräußerlichen Rechte gewonnen.“ Hier folgen die bemerkenswerthen Worte:

„Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf's dringendste vor dem Gedanken an Austritt zu warnen, welchen die bestehenden Verhältnisse so nahe legen und vielleicht in der Zukunft noch näher legen werden. Die Evangel. K.=Ztg. ist für die bestehende Kirche und für den christlichen Staat von Anfang an nicht in der Meinung in die Schranken getreten, daß diese Position eine unbedingt und unter allen Umständen haltbare sey. Im Gegentheil, sie hat stets erklärt, wer die in der Zeit vorhandenen und immer trauriger sich entwickelnden zerstörenden Mächte in's Auge fasse, dem müsse sich dies als sehr zweifelhaft darstellen. Für jetzt aber gelte es noch: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden.“ Man dürfe sich nicht verhehlen, daß mit der Volkskirche und mit dem christlichen Staate ungeheuer viel aufgegeben werde. Solchen Schritt dürfe man nur in der äußersten Noth und nur dann thun, wenn Gott selbst den Weg dazu auf's deutlichste zeige. Das stellten wir namentlich der lutherischen Separation entgegen. Jetzt führt manches darauf, daß die schwere Scheidung sich näher anbahnt. Das Verbleiben der Gläubigen und kirchlich Gesinnten in der größeren kirchlichen Gemeinschaft kann nur so lange geboten und erlaubt seyn, als es seinen Zweck erfüllt, als es ihnen möglich bleibt, ihre Bestimmung erfüllend, ein Salz der Erde zu seyn. Sie können nur so lange in der Gemeinschaft der Kirche verharren, als im Ganzen und Großen das sie befehlende Princip in derselben das herrschende ist und eine erziehende oder wenigstens hemmende und eindämmende Macht über die ihm entfremdeten ausübt. Wenn es dem Fürsten dieser Welt gelingen sollte, seinen jetzt schon deutlich erkennbaren Plan auszuführen, wenn die Kirche unter die Herrschaft der ihrem Geiste entfremdeten Majoritäten gebracht und diese Herrschaft wohl gar durch die Einführung einer demokratischen Kirchenverfassung förmlich sanctionirt würde; wenn die Massen in Bewegung gesetzt werden, sobald es die Beseitigung schlechter und die Einführung guter kirchlicher Ordnungen oder Bücher gilt, wie wir das in einem traurigen Beispiel so eben in Baden sehen, wo, schrecklich zu sagen, „das ganze Volk aus allen Enden“ sich gegen die vom Kirchenregimente ausgegangene Aufforderung erhebt: „Kommt, laßt uns knien und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat“; wenn man die Union in dem Sinne weiter führt, daß man die Geltung des kirchlichen Bekenntnisses förmlich antastet; wenn der Cäsaropapismus, dieses gefährliche Uebel, zur Herrschaft gelangen, wenn man daran denken sollte, an die Stelle von „Gottes Wort und Luther Lehr“ durch Decrete eine preussische, sachsen-gothaische u. Religion zu setzen, wenn solches Unwesen nicht bloß vorübergehend einbräche, wie mancher Orten im Jahre 1848, sondern zu bleibendem Bestehen gelangte: dann wissen wir,

was wir zu thun haben und wie wir daran sind. Jetzt aber ist dieser Zeitpunkt noch lange nicht gekommen, jetzt ist die Wirksamkeit für das Reich Gottes in der bestehenden Kirche noch entschieden die segensreichste, jetzt gilt es noch nicht, um dem Andrang von Außen widerstehen zu können, die kirchlich Gesinnten in eine geschlossene Schaar zu vereinigen. Jetzt muß jeder seinen Posten auf's Aeufferste verteidigen, und wenn man ihn vor die Thür setzen will, sich festhalten an jedem Anhaltspunkte. So wenig, wie es erlaubt ist, Concessionen zu machen, eben so wenig ist es jetzt an der Zeit, freiwillig zu gehen. Es würde das jetzt noch desertiren heißen, die Fahne verlassen, unter die uns unser Herr und Heiland gestellt hat, die Mittel muthwillig zerstören, durch die wir ihm Frucht schaffen können. Bei jeder Bresche, welche in den christlichen Staat gemacht wird, müssen wir uns in die Bresche hineinstellen, je lieber man uns aus der Kirche hinausdrängen möchte, desto thörichter wäre es, wenn wir den Gegnern, die sich gar wohl auf ihren Vortheil verstehen, zur Erfüllung ihres Wunsches behülfslich seyn wollten. Mit dem Gedanken, dereinst gehen zu müssen, müssen wir uns vertraut machen, aber wir dürfen unsere Kräfte nicht zersplittern, wir müssen zusammen entweder bleiben oder gehen. Das Zusammengehen aber kann nur dann erfolgen, wenn der Ruf Gottes viel deutlicher erfolgt, als dies jetzt der Fall ist. Uebrigens hat der Uebertritt zu den separirten Lutheranern auch noch das gegen sich, daß der Kirchenbegriff dieser letzteren ein solcher ist, in den wir uns nie würden finden können. Wenn man bei einer Conferenz von Pastoren, welche in Berlin bei Gelegenheit der Einweihung der separirt lutherischen Kirche gehalten wurde, zu dem Resultate gelangt ist, welches ebenso auch auf einer Erfurter Conferenz im Jahre 1854 und auf einer Conferenz in Rothenmoor in demselben Jahre gewonnen wurde, daß die lutherische Kirche, welche in Preußen nur bei dem Häuflein der Separirten zu finden, die Kirche schlechtthin sey, alle anderen sogenannten Kirchen, Aelterkirchen (dieselben Kirchen, deren Taufe die lutherische Kirche stets anerkannt hat!), so tönt es aus dem Innersten unseres Herzens dem entgegen: „O nein, o nein, o nein, mein Vaterland muß größer seyn,“ und wir fühlen, daß unser Geist in seinem Streben nach der wahren Katholizität, in seinem Festhalten an einem feineren, geistlicheren Begriffe der Kirche, deren Gebiet uns eben so weit ist, als das Christi unseres Herrn, doch in diesem wichtigen Punkte ein gar anderer ist, daß wir uns in solchem engen Hause nicht heimisch finden könnten.“

Kurz wird die Angelegenheit der Agende in Baden besprochen. Die neuesten Vorgänge dort haben gezeigt, in welche haltlose Lage die absorptive Union die Kirche und ihr Regiment bringt. Es werden allerdings durch die Einführung der neuen liturgischen Ordnung die Rechte des reformirten Elementes in der Union beeinträchtigt, wie Schenkel bemerkt habe. „Den an sich unberechtigten Angriffen der Welt, die ein Grauen hat vor allem, was nach Anbetung aussieht, die in Wahrheit keine Kirche kennt, sondern nur eine Schule der Moral, ist auf diese Weise ein legitimer Stützpunkt bereitet worden und sie hat ihren Vortheil so zu benutzen verstanden, daß die Gottesdienst-

ordnung ziemlich als gefallen zu betrachten ist. Man hätte besser gethan, sie ganz zurückzuziehen, als die Sache in das Belieben der Gemeinden zu stellen.“

Noch wird ein vom Ende vorigen Jahres sich datirender Beschluß des evangel. Oberkirchenrathes, betreffend die Einführung der Gemeindeordnung in den östlichen Provinzen Preußen's beurtheilt. Am Confessionsstande der Gemeinde werde Nichts geändert, was am meisten Bedürfniß gewesen wäre. Aber für die Gemeindefkirchenräthe müssen Wahlen gehalten werden und hier ist Hengstenberg von seiner alten Furcht vor jeder demokratischen Tendenz und ihrer Agitation in der Kirche ergriffen. Die neue Maafregel finde übrigens bei keiner Partei lebhaftes Sympathien.

Auch die Neue Evangelische Kirchenzeitung wird besprochen. Ihr Titel schon ist der alten Evangel. K.=Ztg. anstößig. Diese stand von Anfang an mit Herz und Mund innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands, dagegen das „neue unter ausländischen Einflüssen stehende Blatt stellt sich über diese Kirche, ja über alle Kirchen.“ An Bunsen's Bibelwerk wird jetzt auch beklagt, daß an die Stelle falscher Geistreichigkeit öde Langeweile getreten sey; offenbar lasse Bunsen seine „philologischen Gewissensräthe“ jetzt schalten und streue nur da und dort im Fortgang der Arbeit seine Gedanken nebenher ein.—Nachher wird der Rücktritt des Rationalisten Friß aus dem Predigtamt besprochen, sofern daran einige bedeutsame und günstige Zeichen kirchlichen Fortschrittes selbst unter dem Volke.

Ueber den deutschen evangelischen Kirchentag findet sich Folgendes: „Der evangelische Kirchentag steht jetzt an der Gränze einer Entscheidung. Der zeitherige Präsident hat in Folge seiner Berufung zu einer hohen mit dem Präsidium nicht verträglichen Stellung daselbe niedergelegt, ohne sich an einer Entscheidung über die Fortführung des Präsidiums zu betheiligen. Die fernere Gestaltung der Sache wird nun davon abhängen, wie sich in der nächsten Zukunft die kirchlichen Dinge in Preußen entwickeln werden. Wenn wirklich ausgeführt werden sollte, was der bereits berührte Artikel in der Allg. Ztg. in Aussicht stellt, wenn es wirklich dazu käme, daß man die „confessionell gerichteten Consistorialräthe“ auf Landpfarren versetzte etc. (und es cursiren mannichfache Gerüchte über nach dieser Seite hin schon getroffene Einleitungen und Vorbereitungen), so wäre es unnatürlich, wenn die unterdrückte Partei mit ihren Gegnern noch ferner tagen wollte. Möge Gott in Gnaden verhüten, daß ein solcher Miß entsche! Noch die letzte Versammlung in Hamburg hat sich als eine Segensquelle, namentlich für diese Stadt bewährt, deren tiefe kirchliche Versunkenheit bei Gelegenheit dieser Versammlung mehr wie je offenbar geworden. Die betreffenden Artikel mehrerer Hamburger Volksblätter trugen in jener Zeit einen so diabolischen Charakter, als ob sie für Sodom geschrieben wären. Die Vorträge bei der Hamburger Versammlung entsprachen fast alle ihrem Zwecke, die Verhandlungen hätten manchmal tiefer eindringend und allseitiger seyn können. So ließ sich in den Verhandlungen über specielle Seelsorge keine Stimme vernehmen, welche im Gegensatz gegen übertreibende oder

jedenfalls nur einseitig wahre Behauptungen, wie die Bengel's: „Privatbesuch thut mehr als öffentliches Zeugniß von der Kanzel,“ welche in den Referaten mit Beifall angeführt wurden, ausführte, daß der Geistliche vor allem seine Kraft auf die öffentliche Thätigkeit, auf die Herstellung schöner und anlockender Gottesdienste mit Einschluß der aus tiefer Concentration hervorgehenden Predigt, und auf die catechetische Unterweisung der Jugend zu verwenden habe, daß, wenn dieser Aufgabe wirklich genügt werde, sich daran von selbst eine reiche freiwillige Seelsorge anschließen werde, welche viel ertragreicher sey als die aufgedrungene. Es liegt in der Zeit eine Flucht vor der Vertiefung und Sammlung, eine Neigung, natürlich nur da, wo das Gewissen überhaupt angeregt ist, sich von der Verpflichtung mit ganzer Seele dem Einen nachzutrachten, was noth ist, durch die an sich sehr löbliche, aber dies Eine nimmer ersetzende Marthathätigkeit loszukaufen. Diese Gefahr hätte in's Auge gefaßt werden sollen. Das Hin- und Herlaufen in den Häusern hilft gar wenig, wenn die Kirche und die Confirmandenstube nicht das Rechte bietet. Die Hauptsache ist in der Kirche die Selbstdarstellung; wer dadurch nicht angezogen wird, mit dem wird in der Regel überhaupt nichts anzufangen seyn, wer in dieser Weise nicht zu wirken vermag, der wird in der Regel überhaupt nichts wirken können. Daß der auf dem Kirchentage empfohlenen Art von specieller Seelsorge alle Kraft des Geistlichen gehört, welche nach Erfüllung jener ersten Pflicht übrig bleibt, und daß die Schwachen und Kranken, die zur Kirche nicht kommen können, unter allen Umständen Gegenstand seiner zärtlichen Sorge seyn sollen, versteht sich von selbst. Aber das: non multa sed multum kann nicht nachdrücklich genug eingepreßt, das in die Tiefe gehen, auch der Wissenschaft, welche u. A. die so nothwendige und von Vielen so wenig gepflegte Gemeinschaft mit der Kirche aller Jahrhunderte vermittelt und uns in lebendige Verbindung mit ihren hervorragenden Geistern bringt, nicht in die Breite gehen, kann in einer oberflächlichen Zeit nicht dringend genug empfohlen werden.“ Die Einmischung des evangelischen Kirchentages in die Baumgarten'sche Sache hält Hengstenberg für verfehlt; die Versammlung sey viel zu gemischt und bei mangelndem Referat über die Fragepunkte und ohne vorhergehende Discussion zu einem Urtheil nicht befähigt gewesen; man habe, weil eigentlich gegen eine Regierung, kirchlich-revolutionär gehandelt.—Segensreich sey das Unternehmen, eine gute einheitliche Gestalt der luther. Bibelübersetzung herbeizuführen. Die hiefür aufgestellten Grundsätze verdienen alle Anerkennung. „Namentlich freuen wir uns, daß das antiquarische Interesse, welchem zu sehr sich hinzugeben Männern vom Fache so sehr nahe liegt, und dem, wie vielfach in der Gesangbuchsache, wo dadurch mehrfach unnützer Anstoß gegeben und die so nöthige Reformation wesentlich erschwert worden ist, so auch in der von der Stuttgarter Bibelanstalt besorgten Ausgabe der heiligen Schrift zu viel eingeräumt worden ist, hier so entschieden dem kirchlichen untergeordnet wird.“

Betreffend die bekannte Kranken-Deiung Pastor Löhle's sagt Hengstenberg, daß sie geradezu ein factischer Protest gegen die römische Lehre gewesen sey, daß man die Wiedereinführung des Brauches nicht rathen könne. Es handle sich Jac. 5, 14 betreffend der nur parenthetisch eingeführten Deiung nur um ein Symbol, offenbar werde aber Alles in's Gebet gesetzt. Löhle habe indessen nichts Schriftwidriges gethan, nur durch Publicirung zu sehr die öffentliche Meinung provocirt. Er gehöre aber zu den Leuten, denen man möglichst freien Spielraum zur Entfaltung ihrer Gaben lassen müsse; man solle sie nicht mit dem gewöhnlichen Maasstab messen und ihnen nicht gleich mit Verfügungen auf den Leib rücken. Auserwählte Rüstzeuge Gottes haben, wenn sie auch eine falsche Bahn einmal betreten, ihr Correctiv am heiligen Geist selbst.

Ausführlich bespricht Hengstenberg die Angelegenheit Dr. Baumgarten's, der, wenn wir nicht irren, in dem doppelten Verhältniß eines trefflichen Schülers und Freundes zu ihm stand. Es wird uns ein Einblick in das ganze geistige Wesen Baumgarten's, seine „zum Ausschweifen geneigte Phantasie, seine dem Dichten mehr als dem scharfen Denken zugewandte Eigenthümlichkeit“, in seinen Bildungsgang, in seine litterarische Thätigkeit gegeben. Er habe sich schon seit lange von der kirchlichen Wahrheit entfernt, Hofmann habe ihn angezogen wie auch Schleiermacher; dazu kamen seine eigenen schwärmerischen Vorstellungen. Es sey ein schwerer Mißgriff gewesen, daß die mecklenburgische Regierung ihn als Professor berufen habe. Er habe aber die Bedeutung der von ihm damals übernommenen Verpflichtungen gar nicht erkannt; sie banden ihn an sämtliche Symbole der lutherischen Kirche und die mecklenburgische Kirchenordnung. In der evidenten Abweichung davon liege das materielle Recht seiner nachherigen Absehung. War es passend, von diesem Rechte Gebrauch zu machen? „Die Evangel. K.-Ztg.“ hat stets den Gesichtspunkt geltend gemacht, daß, unter den eigenthümlichen Verhältnissen der Gegenwart nur gegen solche Lehrer einzuschreiten sey, welche die Grundlagen der Kirche wankend machen und ihre Grundlehren negiren, daß die theologische Wissenschaft, was die feineren Abweichungen und Differenzen betrifft, der freien Entwicklung zu überlassen und unter Obhut des Herrn zu stellen sey, der seine evangelische Kirche stets so wunderbar geleitet und geschützt hat und auch jetzt inmitten ihrer großen Gefahren, ihres schweren Kampfes mit Wind und Meer so sichtbar mit ihr ist, daß ein unvorsichtiges Eingreifen der Staatsgewalt den Proceß stören würde, der auf dem Gebiete der Theologie so unverkennbar vorgeht, daß der Geist der Verdampfung, der durch solches Einschreiten leicht über uns herbeigeführt werden könnte, schlimmer ist als alles Andere, indem er die Theologie unfähig macht, die ihr gestellte Aufgabe zu erfüllen, welche die ist, die falsche Wissenschaft auf ihrem eigenen Gebiete zu überwinden, daß auch die Gefahr hier droht, vor welcher der Herr warnt, mit dem Unkraute Weizen auszuraufen. Handelte es sich nun bei Dr. B. bloß um abweichende Lehren, so würden wir die oben gestellte Frage ohne Bedenken verneinen. Denn das

ist am Tage, daß die Negation bei ihm nicht bis zum Aeußersten fortschreitet, daß er neben großen und schweren Irrthümern auch große und wichtige Wahrheiten bekennt, deren Läugnung freilich die Consequenz seiner Irrthümer wäre. Aber hier kommt noch manches Andere in Betracht, was auch factisch weit mehr den Ausschlag gegeben hat als die Lehre. So der schonungslose aggressive Charakter, mit dem Dr. B. seine Irrthümer gegen die Lehre und Ordnung der Kirche geltend machte, wobei daran zu erinnern, daß selbst die Berliner Generalsynode solche aggressive Polemik für unzulässig erklärte. Wie kann dieselbe wohl weiter getrieben werden, als wenn Dr. B. Angesichts der nur leise carikirten kirchlichen Lehre von der Rechtfertigung ausruft: „Hinweg mit diesem Ruhepolster sittlicher Feigheit und Faulheit.“ Dann das turbulente Wesen, mit dem Dr. B. überall sich und seine Ansichten aufdrang, die Maas- und Taktlosigkeiten, die er beging, indem er z. B. einem Candidaten eine Aufgabe stellte, als deren Tendenz er selbst die bezeichnete, es solle die Berechtigung einer gewaltsamen Revolution nachgewiesen werden.“ Dazu kommen noch andere Anstöße. Hengstenberg faßt Baumgarten offenbar als einen barocken excentrischen Mann, der sich eben darum in seiner amtlichen Stellung unmöglich machte.

Ueber „die römische Kirche und unser Verhältniß zu ihr“ wird nur anstreifend verhandelt. Hengstenberg urtheilt über die Mortara-Angelegenheit, daß die römische Macht das Aufsehen nicht erwartet habe, das die Sache machte, und daß sie nachher nicht nachgeben wollte, um keine Schwäche zu zeigen. In solche Verlegenheit könne die evangelische Kirche nicht gerathen, denn sie trete mit ihren Satzungen dem Gebot der Eltern-Ehre nicht entgegen.—Kurz wird der Uebertritt des theologischen Docenten, Lic. Lämmer in Berlin zur römischen Kirche besprochen. Aeußerliche Motive lassen sich bei diesem geachteten jungen Mann keine denken. Er sey aber aus gemischter Ehe entsprungen; der heil. Schrift sey derselbe bei seinen besonderen theologischen Studien, da auch die Ausarbeitung einer Preisaufgabe ihn in eine fast einsiedlerische Gesellschaft mit römisch-kathol. theologischen Werken für längere Zeit gebracht habe, innerlich immer fremd geblieben. Nicht ohne einen Anfaß zum Jesuitismus habe aber L. in herzloser Weise seine bisherigen Verhältnisse gelöst.—Noch wird die katholische Schrift „Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung von J. E. Jörg“ an den Pranger gestellt. Hier finden sich die für Hengstenberg's eigene Stellung bedeutsamen Worte, in Entgegnung des Vorwurfs von veränderten theologischen und kirchlichen Stellungen. „Alle diese „Wandelungen“ existiren nur im Kopfe des Dr. Jörg und seiner rationalistischen Gewährsmänner. Das wenige zu Grunde liegende Wahre wurde in dem Vorworte von 1856 dargelegt. Es besteht zuerst darin, daß bei dem Herausgeber sich in späterer Zeit das Urtheil über die calvinische Abendmahlslehre und über das Verhältniß der reformirten Kirche zu derselben minder günstig gestaltet hat, was keine dogmatische „Wandelung“ ist, sondern nur ein Fortschritt in geschichtlicher Erkenntniß, dann darin, „daß wir unsere frühere Ansicht, wonach die zwischen den beiden Kirchen streitigen

Lehren in der Kirche freizugeben, wobei wir die Hoffnung hegten, daß die lutherische sich dann von selbst Bahn machen würde, aufgegeben haben und zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß der lutherischen Kirche ein äußerlich gesondertes Gebiet verbleiben muß.“ Außer diesen beiden Punkten, in denen die persönliche Entwicklung durch die der Zeit bedingt wurde, ist die Evangel. R.=Ztg. sich von Anfang an bis auf den heutigen Tag gleichgeblieben. Die reformirte Kirche in allen Ehren, so lange sie für sich wohnen bleibt und so lange sie ferner Hagenbach'sche „Vermittelungstheologie“ (die im vorigen Jahre von neuem laut geworden) aus ihrem Munde ausspeit, die bei allem subjectiven Wohlmeinen doch nicht minder gefährlich ist als Rumpf'scher Radicalismus, aber der Herausgeber ist nie activ „reformer“ gewesen; seit der großen Umwandlung, die der Herr von allen verlangt, die ihm angehören und die ihm in seiner Kirche dienen wollen, und die mit ihm unter schweren Kämpfen und Schmerzen vorgegangen, ehe er öffentlich auftrat, hat er sich mit voller Liebe der lutherischen Kirche zugewandt, ohne deshalb undankbar zu verschmähen, was ihm die reformirte Kirche in ihren ausgezeichnetsten Theologen, Calvin, Vitringa, Lampe, zu denen er noch bis auf den heutigen Tag eine herzliche Liebe hat, auf dem Gebiete der Schriftauslegung darbot. Der Herausgeber ist nie „Pietist“ gewesen. Die von Präf. v. Gerlach auf der Gnabauer Conferenz des J. 1856 (dessen Worte Dr. Jörg massiver aufgefaßt hat, als sie gemeint sind) geschilderte Phase in der Entwicklung des christlichen Lebens, die einen wesentlich pietistischen Charakter trug, obgleich der Keim der kirchlichen Richtung auch in ihr schon vorhanden war, wie schon daraus erhellt, daß sie von Anfang an ihr Augenmerk so sehr auf die Pastoren richtete, war nur von kurzer Dauer und gehört einer früheren Zeit an. Versöhnung des Pietismus mit der Kirchlichkeit, Abstreifung desjenigen, was den ersteren zum Pietisten macht, das war schon bei der ersten Gründung der Evangel. R.=Ztg. die klar bewußte Absicht. Der Prospectus vom J. 1827 zeigt dies deutlich, namentlich die schon früher ausgehobene Stelle. Der Herausgeber hat sich im Jahre 1840 vom Pietismus nicht „losgesagt“, wie man sich davon gleich überzeugen wird, wenn man das betreffende Vorwort ansehen will: er hat damals nur in Veranlassung der Erscheinung des Buches von Märklin entfaltet und concentrirt ausgesprochen, was schon früher überall zu Grunde lag. Er hat aber auch im Jahre 1840 und bis auf die neueste Zeit den Pietismus nur in seinen Einseitigkeiten und Ausschreitungen in seinem Gegensatz gegen die Kirchlichkeit bekämpft. Daß es eine Grundbedingung des Heiles der Kirche ist, daß der Pietismus seinem Kerne nach ihr erhalten bleibe, der wahre Pietismus, der mit der recht verstandenen Kirchlichkeit unzertrennlich verbunden ist: denn eine Richtung auf die Kirche, deren Haupt im Himmel ist, kann gar nicht ohne die Betonung lebendiger Frömmigkeit gedacht werden, nur in einer Kirche, deren Haupt ein sichtbares, wird der Zusammenhang ein loser; das ist noch fortwährend seine innigste Ueberzeugung und er kann die unvorsichtige Weise, in der jetzt Manche gegen den Pietismus vorgehen, nur ent-

schieden mißbilligen. „Eifriger Unionist“ ist der Herausgeber nie gewesen, wie Herr Jörg das selbst wissen würde, wenn er die älteren Jahrgänge der Evangel. R.=Ztg. ebenso aus eigener Anschauung kenne, wie die neuesten. Das Einzige, was dafür aus dem langen Laufe der Evangel. R.=Ztg. mit einigem Scheine angeführt werden kann, das Vorwort von 1844, das durch besondere Zeitverhältnisse, durch eine unzeitige Erregung hervorgerufen wurde, die der Herausgeber etwas lebhaft bekämpfte, enthält zugleich die Grundlagen zu einer sehr wirklichen Bekämpfung der Union, indem er nachweist, daß ihr die tiefere kirchenrechtliche Berechtigung mangelt. Die „eifrigen Unionisten“ waren von dem Herausgeber und seinen Freunden von Anfang an im Wesentlichen ebenso geschieden wie jetzt.“

Die große Erweckung in den Ver. Staaten nennt Hengstenberg „eines der wichtigsten Ereignisse des vergangenen Jahres“ und schließt sein Vorwort mit folgenden Bemerkungen. „Die dortigen „Erweckungen“ sind bei uns durch ihre eigene Schuld ziemlich in Mißcredit gekommen. Die ehrwürdigen Erinnerungen, die sich an sie aus dem vorigen Jahrhundert knüpfen, dessen großartige Erweckung sich durch ihre Früchte bewährte und durch lange Jahre einen segensreichen Einfluß ausübte, sind ziemlich in den Hintergrund gedrängt worden. Man hat das vielfach für unmittelbar göttlich ausgegeben, was offenbar ein Erzeugniß unreinen und vergifteten menschlichen Treibens „neuer Maafregeln“ war, was zuweilen sogar fast einen dämonischen Charakter annahm. Man wird aber die gegenwärtige Bewegung mit ihrem eigenen Maafstabe messen müssen. Sie unterscheidet sich von den früheren dadurch, daß sie sich als naturwüchsig darstellt, sich anschließt an eine große von Gott gesandte Noth, die den Amerikaner gerade an dem ihm empfindlichsten Punkte traf und wodurch die Seelen zu Gott als dem einigen Heilande geführt wurden, daß sie frei ist von jenen krampfhaften Bewegungen und widerlichen Verzerungen und sich nur in einem stillen Gebetsgeiste zeigt, daß sie sich gleichmäßig über das ganze Land, über alle christlichen Parteien ausdehnt und selbst auf die Juden Einfluß gewonnen hat.* Unter diesen Umständen dürfen wir wohl hoffen, daß die Bewegung, wie einst die ähnliche im vorigen Jahrhundert, dauernden Segen hinterlassen wird. Fällt es uns auf, daß die Berichte einen so gar eintönigen Charakter tragen, so daß man gleich viel von der Sache weiß, wenn man wenig und wenn man viel darüber liest, so dürfen wir nicht übersehen, daß das eben der allgemeine Charakter des Lebens in den Verein. Staaten ist, wo das Fehlen der geschichtlichen Erinnerungen und das öde demokratische Einerlei die Poesie gründlich zerstört hat. Können wir kein rechtes Herz gewinnen für eine solche „religiöse Epidemie“, denken wir an Terstegen's Wort: „wie die zarten Blumen willig sich entfalten,“ so müssen wir doch, wenn wir die verwilderten Massen, namentlich unserer Hauptstädte überschauen, gar

* In Bezug auf das Thatsächliche verweisen wir auf die eben in Basel erschienene kleine Schrift von Dr. C. U. Hahn: „Die große Erweckung in den Verein. Staaten.“

sehr wünschen, daß auch uns das Leben aus Gott, wenn auch nur in dieser freilich unvollkommenen Form nahe trete, und wir müssen uns schämen vor der anglo-amerikanischen Nationalität, in welcher trotzdem, daß sie nichts weniger als jugendfrisch ist, vielmehr Spuren der Abgelebtheit an sich trägt, namentlich in ihrem Bedürfnis nach Aufregung, noch die Keimkraft für eine solche Erweckung vorhanden ist, während unser Volk seiner Masse nach einem zweifach erstorbenen Baume gleicht.

Es ist uns verborgen, was das neue Jahr bringen wird, die Aussichten sind mannichfach trübe, aber das Eine steht uns fest wie Berge Gottes: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich.“

Die Sterbestunden Schleiermacher's.*

Der 12. Februar 1834 war Schleiermacher's Todestag. Er starb an einer Lungenentzündung. Ueber die letzten Tage und Stunden hat seine Wittwe, die ihn nur um sechs Jahre überlebte—sie starb im Jahre 1840—für die näheren Freunde einiges aufgezeichnet, von dem das folgende auch ein allgemeineres Interesse haben kann:

Schon seit zwölf Tagen litt der geliebte Vater an großer Heiserkeit und Husten, sah freilich heiter und klar, aber sehr blaß aus. So sehr wir uns beunruhigten und baten, mehr Rücksicht auf seine Gesundheit zu nehmen, so wies er doch alles mit der Versicherung zurück, daß er sich vollkommen wohl fühle, daß dies nur äußere Leiden seyen, die auf sein inneres Befinden gar keinen Einfluß hätten.

Am Donnerstag den 6. war der letzte Abend, der still und heiter im Familienkreise verlebte wurde. In der Nacht zum Freitag begann die Krankheit durch einen fürchterlichen Anfall von Schmerzen im ganzen Körper (einen vorübergehenden der Art hatte er schon in der vorigen Nacht gehabt, aber nichts davon erwähnt), so daß der liebe Vater aussprach, er könne nicht sagen, wo er Schmerzen habe, sondern nur, daß keine Faser in ihm sey, die nicht von Schmerz gerissen würde. Sein Aussehen war wie eines Sterbenden und er sprach sehr bestimmt seine Todesahnung aus. Ich hatte sogleich nach dem Arzt geschickt,

* Wir theilen dieses Fragment mit aus der in der Bücherschau angezeigten Briefsammlung, an deren Schluß wir es finden. Von diesem hier geschilderten Sterbesacrament des in so Vielem außerordentlichen Mannes war einst viel die Rede. Wie es sich damit verhielt, wird da in authentischer Weise erzählt.

Die Neb.

der den Zufall sehr gefährlich fand, durch dessen Hülfe jedoch dieser Zustand in wenigen Stunden beseitigt war und er ruhig und schmerzlos in seinem Bette lag.

Am Sonntag war eine Consultation von vier Ärzten. Die Entzündung hatte sich an diesem Tage mit Rapidität in wenig Stunden zum höchsten Grade entwickelt. Zwei Aderlässe wurden an einem Tage angewendet, von den Ärzten zwar noch Hoffnung gegeben, doch auf eine Weise, daß die Umstehenden wohl nicht im Zweifel bleiben konnten, wie die Sachen standen. Ich kam nicht von meinem Bette. Die im anstossenden Zimmer auf meinen Wink wartenden Kinder und Freunde besorgten alles, zur persönlichen Pflege war ich hinreichend und die höchste Stille mir geboten.

Ich habe sie so gewissenhaft gehalten, daß ich ihn zu keinem einzigen theuren Worte veranlaßt habe.

Er versicherte oft, er leide nicht so viel, als es wohl scheine. Seine Stimmung war während der ganzen Krankheit klare, milde Ruhe, pünktlicher Gehorsam gegen jede Anordnung, nie ein Laut der Klage oder Unzufriedenheit, immer gleich freundlich und geduldig, wenngleich ernst und nach innen gezogen.

Am Montag früh fand der Arzt den Puls und die Züge eines Sterbenden.

Hier folgen aus meiner Erinnerung die wenigen theuren Worte, die ich habe festhalten können. Einmal rief er mich an sein Bett und sagte: „Ich bin doch eigentlich in einem Zustand, der zwischen Bewußtseyn und Bewußtlosigkeit schwankt (er hatte nämlich Opium bekommen, der ihn viel schlummern machte), aber in meinem Innern verleve ich die göttlichsten Momente—ich muß die tiefsten speculativen Gedanken denken und die sind mir völlig eins mit den innigsten religiösen Empfindungen.“ Einmal hob er die Hand auf und sagte sehr feierlich: „Hier zünde eine Opferflamme an.“ Ein anderes Mal: „Den Kindern hinterlasse ich den Johanneischen Spruch: liebet euch untereinander.“ Wieder ein anderes Mal: „Die guten Kinder, welch' ein Segen Gottes sind sie uns.“ Ferner: „Ich trage dir auf, alle meine Freunde zu grüßen und ihnen zu sagen, wie innig lieb ich sie gehabt habe.“ „Wie freue ich mich auf die schönen Tage unserer silbernen Hochzeit, Hildchens Hochzeit—ich durchlebe sie jetzt schon ganz.“—„Ich wäre so gern noch bei Dir und den Kindern geblieben.“ Und, als ich meine Hoffnung aussprach: „Täusche Dich nicht, liebes Herz (mit der höchsten Innigkeit), es ist noch viel schweres zu überstehen.“—Auch verlangte er die Kinder zu sehen, doch, als ich ihn bat, ja alles bewegende zu vermeiden, stand er gleich davon ab und war damit zufrieden, daß jedes nur einmal in das Zimmer kommen sollte, etwas zu bringen. Er fragte einigemal, wer im Nebenzimmer sey, und als ich ihm die lieben Freunde nannte und sagte, sie sind mit den Kindern in stillem Gebet vereinigt, schien er sich daran zu freuen.

Am letzten Morgen stieg sein Leiden sichtbar. Er klagte über heftigen, inneren Brand und der erste und letzte Klagelaut drang aus seiner Brust: „Ach Herr, ich leide viel.“ Die vollen Todeszüge stellten sich ein, das Auge war gebrochen, sein Todeskampf gekämpft. Da legte er die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte, und fing an zu sprechen:

„Ich habe nie am todten Buchstaben gehangen und wir haben den Veröhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und sein Blut. Ich habe aber immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat.“*

Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge fingen an sich zu beleben, seine Stimme ward rein und stark. Er fragte mit priesterlicher Feierlichkeit: „Seyd Ihr auch eins mit mir in diesem Glauben, daß der Herr Jesus auch das Wasser in dem Wein gesegnet hat?“ worauf wir ein lautes Ja antworteten. „So laßt uns das Abendmahl nehmen, Euch den Wein und mir das Wasser“ sagte er sehr feierlich, aber „von G. † kann nicht die Rede seyn, schnell, schnell. Es stoße sich keiner an die Form.“ Nachdem das nöthige herbeigeholt war, während wir in feierlicher Stille mit ihm gewartet hatten, fing er an mit verklärten Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer Glanz, ja eine höhere Liebesgluth, mit der er uns anblickte, zurückgekehrt war, einige betende, einleitende Worte zu der feierlichen Handlung zu sprechen.—Darauf gab er zuerst mir, dann jedem Anwesenden und zuletzt sich selbst das Brod, indem er bei jedem die Einsetzungsworte laut sprach: „Nehmet hin und esset“ u. s. w.; ja so laut sprach er, daß alle Kinder, die horchend an der Thür des Nebenzimmers knieten, es deutlich hörten.

Ebenso reichte er den Wein mit den vollständig ausgesprochenen Einsetzungsworten, und zuletzt, nachdem er auch sich selbst wieder die Einsetzungsworte geredet hatte, das Wasser. Dann: „Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens.“ Nachdem er den Segen gesprochen, wandten sich seine Augen noch einmal mit voller Liebe zu mir—dann: „In dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir eins.“ Er legte sich auf das Kissen zurück. Noch ruhte die Verklärung auf ihm. Nach einigen Minuten sagte er: „Nun kann ich auch nicht mehr hier aushalten“ und dann: „Gebt mir eine andere Lage.“ Wir legten ihn auf die Seite. Er athmete einigemal auf; das Leben stand still. Unterdessen waren alle Kinder hereingetreten und umgaben knieend das Bett. Sein Auge schloß sich allmählich.—Wie schwach reicht jetzt selbst die Erinnerung an die Wirklichkeit dieser ungeheuren Augenblicke!

* Ihm war Wein ausdrücklich verboten worden—und bei den Juden wurde bekanntlich, wie im ganzen Alterthum, der Wein nur vermischt mit Wasser genossen.

† Dem Küsser.

Bücherschau.

Philosophie des Erlösungsplanes. Ein Buch für unsere Zeit von einem amerikanischen Bürger. Für das deutsche Publicum bearbeitet nach der neuesten englischen Ausgabe, und mit analysirten Fragen über jedes Capitel versehen, von Rev. W. Nash, D. D. Cincinnati 1859.

Ein Mann, der eine Zeit seines Lebens an dem göttlichen Ursprung der christlichen Religion gezweifelt hatte, kommt zu anderer Einsicht, wird offenbarungsgläubig und entdeckt, daß sich für den Glauben an die heilige Schrift als Gottes Wort, an die in ihr erzählten Wunder, an die Erlösung der Welt durch Christum sehr viele und wichtige Gründe anführen lassen und daß dieser Glaube, wenn man nur redlich zu Werke gehen will, dem Verstand keineswegs so große Hindernisse in den Weg legt, als Viele bei einer oberflächlichen Betrachtung oder gemäß ihren einmal gefaßten Vorurtheilen etwa meinen mögen. Das ist der Hauptinhalt dieses Buches; es weist zugleich nach, daß die göttliche Offenbarung des N. u. N. Bundes geradezu der Natur des Menschen und ihren Bedürfnissen auf's allerbeste sich anpasse und darin ein anderer starker Beweis für die Wahrheit des Glaubens sich finde. Die ganze Behandlungsart des Gegenstandes entspricht vie Imehr der englischen Denkweise in diesem Gebiete als der deutschen, was sich trotz der in mancher Hinsicht glücklichen Bearbeitung Dr. Nash's, die aber Mühe hat, einzelne englische Wendungen uns deutsch mundgerecht zu machen, nicht verbirgt. Daß der Glaube nicht Jedermanns Ding ist und Niemand anraisonsirt werden kann, etwa nach der Art einer geometrischen Beweisführung, das fühlt man lebendig beim Lesen des Büchleins und namentlich für den Deutschdenkenden erscheint das Geheimniß des Glaubens hier viel zu äußerlich, zu mechanisch, zu sehr vom Standpunkt einer Nützlichkeitensankalt aus betrachtet, für die sich allerdings sehr viele recht ordentliche Gründe beibringen lassen, aber der Glaube kommt damit noch nicht. Daß es dazu noch auf etwas ganz Anderes ankommt, das hat Dr. C. E. Stowe in einer sehr passenden Einleitung zum Buche auf schöne Weise in einem Gleichniß angedeutet. Solchen aber, deren Herz nicht ohne Eindruck der Kraft des Evangeliums geblieben ist, mag es dienen, mehr Licht zu gewinnen und über allerlei Steine des Anstoßes leichter hinweg zu kommen.

Nature and the Supernature as together constituting the one system of God.
By Horace Bushnell. New York, 1858.

Dieses Werk verdient eine gründliche Besprechung. Wir vermögen nur auf dasselbe mit ein Paar Zeilen aufmerksam zu machen und verweisen u. A. auf das von Dr. J. W. Nevins im „Mercersburg Review,“ April 1859, darüber Gesagte. Es ist auch dieses Buch ein Zeichen des steigenden Interesses, welches metaphysische, mit den Begriffen des religiösen Glaubens so oft sich berührende Fragen unter den Amerikanern finden und wie weit dieses speculative Interesse geht, mag man daraus abnehmen, daß dieses Buch trotz seiner 528 großen Octavseiten bereits vier Auflagen erlebt hat. Geht es so fort, wie wir aus der Aufnahme dieses Werkes und aus dem Erscheinen anderer verwandter, wie der von Gerhard, Breckenridge u. s. f. schließen mögen, so möchten wir fragen, was die Amerikaner uns Deutschen wegen unserer Neigung zu metaphysischen Studien oder Belustigungen noch werden vorzuwerfen haben. Die Sache ist aber nicht zufällig, sondern geht

aus dem Bedürfnis der Zeit hervor; sie entspricht jenem herrschenden Drange, über die Frage des Verhältnisses von Natur und Geist, Welt und Offenbarung, Natürlichem und Uebernatürlichem in's Reine zu kommen. Auszuweichen ist diesen Problemen nicht länger. Ihre Behandlung wird unerlässlich schon um des Kampfes willen, in welchen über Glauben und Unglauben unser Geschlecht verflochten ist. Die supernaturale Weltanschauung, wie sie im christlichen Glauben in religiöser Form sich darstellt, ist vielfach untergraben und viele Kräfte sind, bald mehr bald weniger klar des Ziels bewußt, im Werk, sie zu stürzen und einen wissenschaftlich gestützten, dem Zeitgeist entsprechenden Naturalismus an die Stelle zu setzen. Es wird Aufgabe des Forschens, zu fragen, was ist Natur, was ist das Uebernatürliche, wie ist jenes und dieses geschieden und was ergibt sich als das Resultat einer der Objectivität sich anschließenden Trennung beider Gebiete. Das ist namentlich der Haupt Gesichtspunkt, von welchem Bushnell in diesem Werke ausgeht und die eigenthümliche Weise, wie er Grenze zieht zwischen dem natürlichen Seyn als dem an stabile Gesetze unabänderlich und selbisch Gebundenen und zwischen dem Leben der Persönlichkeit ober des freien Geistes, als dem an sich über der starren Gesetzesnothwendigkeit stehenden Uebernatürlichen, gehört zu den interessantesten Seiten seiner Arbeit. Wir können mit derselben ungeschwächten Theilnahme allen seinen Argumentationen folgen, auch wenn wir oft eine gewisse Condensirung der Gedanken vermissen oder einzelnen Positionen des Verfassers nur den Werth origineller Hypothesen beilegen mögen. Aber der Ernst, mit dem er für die Realität einer übernatürlichen Ordnung der Dinge als für die unerlässliche Basis aller höchsten Realitäten dieser gegebenen Welt selbst kämpft, ist wohlthuend und ein tüchtiges Gegenmittel gegen die Zeitströmung in entgegengesetzter Richtung.

Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Zweiter Band. Von Schleiermacher's Anstellung in Halle, October 1804, bis an sein Lebensende, den 12. Februar 1834.

Zwischen die Briefe sind hier und da nur wenige den Zusammenhang der Vorfälle und Beziehungen erläuternde Bemerkungen eingeschoben. Außer den Briefen Schleiermacher's selbst ist die Correspondenz der Freunde mitgetheilt, und das Ganze bildet einen sehr interessanten Beitrag zur Lebensgeschichte des großen Theologen, dessen eigenthümliche Persönlichkeit aus seinen der Oeffentlichkeit anheimgegebenen Werken keineswegs erschlossen wird. Die uns hier vorgelegte Correspondenz gewinnt an Anziehung durch die engen Freundschafts- und Familienbände, in denen Schleiermacher zu den betheiligten Personen stand und wenn er als Mann der Wissenschaft uns oft nur zu sehr die schneidende Schärfe seines durchdringenden Verstandes bloßlegt, so redet hier viel mehr das Herz in wohlthuender Weise. Darum unterscheidet sich diese Brieffammlung auch von anderen, die uns mehr in den brieflichen Verkehr Schleiermacher's mit Gelehrten und Männern der Oeffentlichkeit blicken lassen.

Das Leben Dr. Martin Luther's für Sonntagschulen und Familien von J. Vogelbach. Philadelphia: im Verlag bei J. D. Wollenweber, 603 Nord 2te Straße, und bei Pastor S. R. Brobst, Allentown, Pa. 1859.

In einfacher, anziehender und wahrhaft erbaulicher Weise, die dem Leserkreis völlig entspricht, für welchen das Büchlein bestimmt ist, erzählt der Verfasser das Leben Luther's nach seinen bedeutendsten Momenten. Möge die Schrift namentlich auch der Jugend lieb werden und sie daraus lernen, auf welch' ernstestem Wege der große Mann von Gottes Gnaden wurde, was er geworden ist.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

September 1859.

No. 9.

Die Sonntagsfrage.

An verschiedenen Orten in der Nähe und Ferne ist in den letzten Monaten sehr viel darüber hin und her gesprochen und geschrieben worden, ob unsere amerikanische stricte Sonntagsfeier, die getragen ist durch Staatsgesetze * oder Municipalverordnungen sowohl, wie durch die bisher hierin herrschende öffentliche Meinung, in welcher jene Gesetze und Verordnungen wurzeln, ferner gelten und zu Recht bestehen, oder ob sie sammt den Gesetzen aufgegeben werden soll unter dem Einfluß eines anderen und freieren Geistes.

Zweierlei Ansichten treten sich hier entschieden gegenüber. Die stricte Richtung beruft sich einestheils auf das Sabbathgebot des alten Testaments, welches unter dem Scepter Christi seine Geltung keineswegs verloren habe, vielmehr erst durch das Evangelium recht belebt, in Geist und Wahrheit gehalten und eine reiche Segensquelle werden soll. Sie beruft sich auf die übereinstimmende Ansicht des religiösen und kirchlichen Theils unserer Bevölkerung, welche eine strenge Sabbathfeier unbedingt fordert und unerbittlich Jedem, der ihr sich entzieht, den Charakter wahrer Religiosität absprechen wird, was auch sonst

* Das betreffende Gesetz für Pennsylvanien vom Jahre 1794 lautet wie folgt:

An Act to Restrain People from labor on the First Day of the Week.—To the end that all people within this Province may, with the greater freedom, devote themselves to religious and pious exercises, *Be it enacted, &c.*, That, according to the example of the primitive Christians, and for the ease of creation, every first day of the week, commonly called Sunday, all people shall abstain from toil and labor, that whether masters, parents, children, servants or others, they may the better dispose themselves to read and hear the Holy Scriptures of truth at home, and frequent such meetings of religious worship abroad as may best suit their respective persuasions. And that no tradesman, artificer, workman, laborer, or other person whatsoever shall do or everise any worldly business or work of their ordinary callings, on the First Day, or any part thereof (work of necessity and charity only excepted) upon pain that every person so offending shall for every offence forfeit the sum of twenty shillings to the use of the poor of the place where the offence was committed, being thereof convicted before any Justice.

Kirchenfreund. 12r Jahrg. No. 9.

seine Vorzüge und Tugenden seyn möchten. Sie beruft sich auf das Herkommen, auf die längst in diesem Lande bestehende, geheiligte Sitte, die jenem ernst frommen Sinne entsprang, der mehr zur Förderung der Wohlfahrt dieses Welttheils beigetragen hat, als alle Günst der Verhältnisse oder alle Weisheit der Politiker. Sie beruft sich auf den unmittelbaren und unermesslichen Segen, den die strenge Sabbathfeier bringt, sofern sie dazu dient, dem Evangelium Bahn zu öffnen zu den Herzen der Alten und Jungen in Kirche und Sonntagschule und die Einzelnen unter heilsame Einflüsse bringt, denen sie sonst entzogen wären. Sie beruft sich auf das Bedürfnis der Ruhe, welches Menschen und Thiere empfinden, und dem das Sabbathgesetz so entspricht, daß es selbst um ökonomischer Gründe willen sich empfiehlt. Sie beruft sich endlich auf den Bildungszustand der Volksmassen in den Ländern, in welchen der Sonntag wesentlich nur als ein Tag weltlicher Lust und socialer Vergnügungen gefeiert werde und wo sich der Unfug der Entheiligung des Sabbaths überall kundgebe.

Die andere, die entgegengesetzte Ansicht, weist die Behauptung zurück, daß die jüdische Sabbathheiligung dem Christen zum Gesetz gemacht werden könne; sie verwirft die theologischen Argumente, die für die stricte Feier vorgebracht werden; sie glaubt, daß es rein die optionelle Sache des Einzelnen sey, ob und wie er Sabbath feiern wolle. Sie hält daher unsere strengen Sonntagsgesetze für einen im Widerspruch mit unseren Toleranzprincipien stehenden Gewissenszwang und für eine Inconsequenz in einem Verfassungssystem, welches jeden Einfluß religiöser oder kirchlicher Grundsätze auf die bürgerliche Gesetzgebung entschieden verwirft. Sie beruft sich auf die christliche oder auf die unchristliche Freiheit, den Sonntag zu einem Tage der Erholung zu machen und glaubt, daß ein freier Naturgenuss vielleicht selbst einen besseren Einfluss auf die Gestattung der Volksmassen namentlich in unseren großen Städten haben würde, als die gegenwärtige Beengung, unter deren Druck man Sonntag halte. Sie legt kein Gewicht auf die äußerliche religiöse Feier und verlangt, daß zwar den Einen das Recht ihres Gottesdienstes nicht genommen, den Andern aber ihr Recht zu freier Bewegung und socialer Vergnügung nicht verkürzt werde.

Es mag genügen, die beiden Gegensätze, die sich schroff hier gegenüber stehen, im Wesentlichen hiemit bezeichnet zu haben. Andere minder erhebliche Gründe auf beiden Seiten lassen sich unter die angeführten leicht subsumiren.

Aber die Parteien selbst müssen noch genauer in's Auge gefasst werden. Der Streit, an dem die öffentliche Presse des ganzen Landes Antheil nahm, war veranlaßt in New York durch den Versuch der Polizeibehörden, die Trinkhäuser auf Grund der Gesetze am Sonntag geschlossen zu halten, und in Philadelphia durch den Versuch, den die Directoren einer der Pferdebahnlinien der Stadt machten, ihre Wagen auch am Sonntag gehen zu lassen. Gerade diese Bahn führt in die Gegend der besuchtesten Vergnügungsorte der Stadt, wo sich öffentliche Anlagen, wo sich Parke, Biergärten, wo sich viele Gelegenheiten zu Wasserfahrten, Spaziergängen, Belustigungen der verschiedensten Art

am leichtesten darbieten. Es versteht sich, daß etwa in Deutschland oder Frankreich Jedermann es als ganz natürlich betrachtet hätte, daß die Eisenbahn die Menge der auf Erholung und Vergnügen Bedachten am Sonntag sowohl wie am Werktag an jene Orte aus der Stadt und dem Labyrinth der Häuser bringe. Ganz anders hier. Als die Wagen am Sabbath durch die Straßen rollten, da schien das Decorum der Stadt und des Tages verletzt. Zwar es fehlte nicht an solchen, die ihre Freude an dieser Neuerung und Störung der bisher herrschenden Sitte hatten und die durch den Genuß einer solchen Sonntagsfahrt ihre eigene Respectabilität selbst keineswegs gefährdet sahen. Dagegen ist wohl nicht zu behaupten, daß der einflussreichste, gebildetste und religiös gesinnte Theil der Stadtbürger angenehm durch den Anblick und den Lärm der Wagen sey überrascht worden. Wir vergessen nicht, daß der Mensch überall sehr durch Sitte und Gewohnheit beherrscht wird und daß sich hieraus, noch von anderen tieferen Gründen abgesehen, die erste Verstimmung sehr Vieler über diese Neuerung genügend erklärt.

Sofort theilte sich die Stadt, wir möchten sagen das Land in zwei Parteien über die Frage, ob der Sabbath, wie er zu halten sey. Denn die specielle Frage über die Wagen, die am Sonntag gingen, erweiterte sich alsobald zu einer Principienfrage. Man tritt hin und her in Versammlungen und in öffentlichen Blättern mit ziemlicher Animosität. Für Philadelphia nahm der eigentliche Anlaßpunkt bald einen wenigstens für den Augenblick entscheidenden Ausgang, sofern der oberste Gerichtshof auf Grund der alten, nie aufgehobenen pennsylvanischen Sonntagsgesetze das Fahren der Eisenbahnwagen für gesetzwidrig erklärte. Man muß zugeben, daß auf Grund derselben Gesetze Vieles, was sonst vor sich geht am Sonntag, consequenter Weise auch für gesetzwidrig sollte erklärt und bestraft werden. Eine nach der Gerichtsentscheidung gehaltene Massenversammlung, welcher Tausende anwohnten, erklärte sich dahin, daß jene alten Gesetze, als der Zeit und dem Zeitgeist völlig widersprechend, aufgehoben werden müssen auf dem Wege der Gesetzgebung.

Fassen wir jetzt die Parteien näher in's Auge, so zeigt sich an ihnen auf eigenthümliche Weise, wie die Dinge unter uns stehen.

Die eine Partei können wir als die religiös-conservative bezeichnen. Sie hält die strenge Feier des Sabbaths für eine heilige Christenpflicht. Sie will den Tag des Herrn als einen Tag des Aufhörens des Wochenlärms und der Werktagzerstreuung gefeiert wissen. Ihr kommt der Gedanke nicht, daß etwa für den Christen das Sabbathgesetz nicht mehr obligatorisch sey. Es gehört zu den theuersten Erinnerungen, daß die alten Väter dieses Landes dem Sonntag diese ernste Form gegeben haben, namentlich auch in diesem Stücke im schroffen und klarbewußten Gegensatz gegen die Entheiligung des Sabbaths, wie sie unter römischem Kirchenregiment sich findet. Die alten Sonntagsgesetze, die in den Codex der bürgerlichen Gesetzgebung aufgenommen sind, beweisen also trotz aller Trennung von Kirche und Staat, daß das Volk dieses Landes sich

ansah als christlich,* daß es einem auf biblischer, göttlicher Offenbarung ruhenden Geseze, obwohl es zunächst nur auf das religiöse und kirchliche Leben sich bezieht, sich auch in Beziehung auf die bürgerliche Landesverfassung beugte und daß es keinen Anstand nahm, in diesem Stücke die Freiheit der Einzelnen zu beschränken, in der Voraussetzung, daß diese Beschränkung der individuellen Freiheit völlig dem Willen und Geist des Volkes als einer Gesamtheit entspreche. So ganz wurde vorausgesetzt, daß das Volk dieses Landes ein bibelgläubiges, christliches Volk seyn werde und kein anderes und daß die Sonntagsgesetze die Freiheit desselben in keiner Weise beeinträchtigen werden. Diese Gesetze werden angesehen und angerufen eben jetzt wieder als unendlich segensreich. Sie tragen besonders dazu bei, daß das religiöse Leben an den Sonntagen kann gefördert werden, daß die herrschende Ruhe und Stille zur Sammlung und zum Nachdenken einladet, daß der Menge der Menschen nicht so viele Anlässe der Zerstreuung und des sinnlichen Vergnügens geboten werden. Sie sind es also, die eine Schutzmauer gegen viel sittliches Verderben bilden, die selbst dem in hohem Grade zu gute kommt, der selbst nicht religiös belebt, nicht kirchlich gesinnt ist, oder nicht stark genug ist, manchem Reiz der Sinnlichkeit, wenn er sich darbietet, zu widerstehen. Sie sind somit vom weitgreifendsten und besten Einfluß auf Jung und Alt, auf das Familienleben, auf die öffentliche Sittlichkeit. Sie sind auch nicht mehr als irgend ein anderes Gesetz ein Zwang für die Einzelnen. Sie sind wie jedes andere Gesetz auch der Ausdruck des freien, mit Freiheit sich selbst beschränkenden Volkswillens, vom Volke durch seine Vertreter in gesetzlicher Ordnung selbst gegeben.—Zu dieser Partei können wir die ganze Menge der protestantischen Gemeindeglieder rechnen, Alle, in denen der amerikanische Protestantismus, amerikanische Religiosität und ihre

* Es ist der Mühe werth, daran zu erinnern, wie weit das alte amerikanische Toleranzgesetz von religiöser Indifferenz ferne war:

The law concerning liberty of conscience.—Almighty God being only Lord of Conscience, Author of all divine knowledge, faith and worship, who can only enlighten the minds and convince the understandings of people, in due reverence to His sovereignty over the souls of mankind, and the better to unite the Queen's Christian subjects in interest and affection, *Be it enacted*, by John Evans, Esq., (by the Queen's Royal approbation, Lieutenant-Governor under William Penn, Esq., absolute proprietor and Governor-in-Chief of the Province of Pennsylvania and Counties annexed, by and with the advice and consent of the freemen of the said Province, in General Assembly met, and by the authority of the same) That no person now, or at any time hereafter, dwelling or residing within this Province, who shall profess faith in God the Father, and in Jesus Christ, his only Son, and in the Holy Spirit, one God, blessed for evermore, and shall acknowledge the Holy Scriptures of the Old and New Testament, to be given by Divine inspiration; and when lawfully required, shall profess and declare that they live peaceably under the civil government, shall in any case be molested or prejudiced for his or her conscientious persuasion; nor shall he or she be at any time compelled to frequent or maintain any religious worship, place or ministry whatsoever, contrary to his or her mind, but shall freely and fully enjoy his or her Christian liberties in all respects, without molestation or interruption.

Principien Leben und Trieb haben. Es giebt Ausnahmen, aber sie sind numerisch unbedeutend.

Die andere Partei, welche einer freieren Ansicht vom Sonntag huldigen will, besteht aus einer Varietät von Elementen. Hier finden sich Leute zusammen, die sonst durch Grundsätze und Praxis ziemlich weit getrennt sind. Selbst einzelne im Uebrigen für strict geltende amerikanische protestantische Geistliche gehen wenigstens so weit, daß sie die bürgerliche Gesetzgebung für den Sonntag für verfehlt erklären und, den Grundsatz festhaltend, daß Christi Reich nicht von dieser Welt sey, jede Beihülfe staatlicher Geseze und des Arms der Polizei zur Aufrechthaltung der Sabbathheiligung entschieden verwerfen. Die Zahl dieser Männer ist indessen nicht bedeutend. Auch einige Quäker haben sich durch ihre Denuncirung unserer Sonntagsgesetze und unserer Sonntagsfeier sehr bemerklich gemacht. Wie weit diese „Freunde“ als Ausdruck der Ansicht des ganzen Ordens anzusehen sind, vermögen wir nicht zu sagen. Doch haben wir Grund zu glauben, daß sie mehr nur jene Faction der ganzen Classe repräsentiren, welche die alten Landmarken in Bekenntniß und Praxis zum Theil längst verlassen hat und einem radikalen Progressivismus huldigt, der sich in allerlei extremen Theorien und socialen Experimenten erlustigt. Indessen bilden diese Vereinzelt selbst wieder einen seltsamen Contrast zu dem gesellschaftlichen Boden, auf dem sie wurzeln und zu der Menge, an die sie nur um der Sabbathagitation willen näher herangerückt sind und mit der sie sonst in sehr Vielem keineswegs harmoniren. Nun aber diese Menge selbst, welche sich freut, wenn unsere Sonntagsgesetze stürzen—aus welchen Elementen besteht sie? Man hat uns gesagt, daß dieselbe im Wesentlichen aus den fremden Nationalitäten zusammengefeßt sey, also aus den Eingewanderten. Gewiß dürfen wir annehmen, daß die meisten Eingewanderten sich einen anderen Sonntag wünschen, als den sie in Amerika finden. Sie sind den europäischen Sonntag gewöhnt. Sie sind es gewöhnt, den Tag weltlichem Vergnügen zu weihen. Sie hatten einst an diesem Tage ihre Landpartien, ihre Schützenübungen, ihre Militairparaden, ihre Tanzbelustigungen, ihre Schmausereien, ihre Opern und Lustspiele.* Ganz anders in Amerika. Da schließt man ihnen selbst das

* Wir geben hier zum Beleg ein Bruchstück aus dem New Yorker Demokrat vom 30. Mai d. J. Es dient zugleich als Commentar zu dem nachher über die Presse, die unter den Eingewanderten circulirt, zu Bemerkenden.

Der Tag des Herrn.—Wie die Frösche im Sumpfe von Zeit zu Zeit die Köpfe emporstrecken, und durch ihr melodisches Gequacke die lauschenden Lüfte erquicken, um dann wieder in ihr wässerig sumpfiges Element zurückzusinken, so recken auch die Sonntagsheiligen ab und zu aus dem Sumpfe ihres Kirchenglaubens die Köpfe in die Welt hinein und quaken: „Heiligt den Sabbath! Schändet nicht den Tag des Herrn!“ Ein solches Froschconcert ist am Freitag Nachmittag vor den Polizeicommissairen aufgeführt worden, denen eine Delegation von Froschköpfen ein Memorandum überreichte, in welchem feierlichst gegen den Verkauf von berausenden Getränken am Sonntag protestirt und die Aufrechthaltung und Durchführung der Sonntagsgesetze verlangt wird. Die „Times“ nennt unter den Delegaten auch zwei deutsche Frösche, Moller und Richter, doch sollen noch mehrere

Wirthshaus vor der Nase zu und statt seiner öffnen sich die Kirchen überall und laden ein zum Genuß einer Predigt, zum Beten und Singen. Aber gerade daran finden verhältnißmäßig nur sehr wenige von ihnen ihre Lust. Die Katholiken etwa, wenn sie mit ihrer Kirche noch auf vertraulichem Fuße stehen, machen wohl eine Sonntagsmesse mit, auch wohl mehr, wenn's ihnen Ernst mit der Kirchlichkeit ist. Allein das verderbt ihnen darum den Spaß nicht, daneben kann ja ein Besuch in einem Wirthshaus oder öffentlichen Garten mit einem guten Trunk und einem anständigen Kartenspiel recht wohl bestehen—hat's ja der Priester seiner Zeit im Vaterland auch so gemacht! Und unsere Protestanten—nun, die sich unter ihnen zu den Aufgeklärten zählen—ihrer ist Legio und die amerikanische Lust wirkt gewaltig auf die Entwicklung der Geister—, die fragen ja vollends nicht nach der Kirche und Gottesdienst, aus Fünftigen mag etwa Einer noch am Gottesdienst seinen stetigen Antheil nehmen, beinahe Alle sind völlig indifferent gegen die Religion oder hassen die sittlichen Schranken, in welche das Christenthum sie leiten will sammt Bibel und Glaube,

dabei gewesen sein. Am Sonnabend kam uns eine deutsche Petition zu, die Unterschriften zu obigem Zwecke zusammen sammeln soll. Folgender Passus diene zur Charakteristik derselben. (Hier folgt der Schluß der Petition.)

Das geht über die Frösche!

Doch, ihr Herren des Sabbaths, ein Wort im Ernste! Warum sind die Kneipen, und zwar die gemeinsten, am Sonntag überfüllt? Warum sind die Verbrechen am Sonntag häufiger als an andern Tagen? Stehen nicht dieselben Kneipen, dieselben Theater auch an jedem andern Tage offen?

Ihr selbst tragt die Schuld daran mit euren versteinerten Sonntagsgesetzen. Der Arbeiter, der die Woche hindurch sich schwer abgemüht hat, will einen Tag der Erholung haben; und diese Erholung wird ihm hier abgeschnitten; es ist nicht jeder Mensch so stockfischartig, daß er seine Erholung sich aus dem Galsbader eines Schwarzrockes oder aus dem brünstigen Gebetbüchlein holen könnte. Die enge Werkstatt verlangt den Gegensatz der freien Natur, der Zwang der Arbeit drängt zur Ungebundenheit. Gut denn; so gebt diesem natürlichen Drange eine freie Richtung, und der Sonntag wird ein Tag der Freude, nicht des Lasters werden.

Haben die deutschen Herren, welche die Petition entworfen haben, jemals einen deutschen Sonntag gesehen? Haben sie gesehen, wie in frohem Gewühle sich alles zu den Thoren hinausdrängt? Zu Fuße und zu Wagen, zu Wasser und zu Land. Hier wird getanzt und gespielt, gefeiert und gesungen, und die Polizei steht müßig, sie hat nichts zu thun; denn die gebotene Freiheit der Erholung ist die sicherste Schranke gegen die Uebertretung.

Dahin wird und muß es auch hier kommen, trotz allem Quaken der Wassermänner; jeder Tag bringt Fortschritt in dieser Beziehung und alles harmonische Musciren aus den Sumpfsgegenden ist „für die Nase“. Mag es hier und da, wo der pfäffische Einfluß noch überwiegend ist, gelingen, für eine Weile die Vernunft zurückzubringen,—aber sich dergleichen Träumen in New York hinzugeben, ist lächerlich. Wir haben Sommergärten und Sommertheater, aber noch lange nicht genug. Dampfboote und Eisenbahnen müssen Sonntags erst Tausende hinaustragen in's Freie; Musik und Tanz unter grünen Bäumen müssen ertönen, wohin man sich wendet, überall Lust und Leben und Freude, und dann ihr Herren Wassersimpel, steckt eure Nasen in die Schnappspelunken, die eurer frommes Herz jetzt so erzittern machen; ihr werdet sie leer finden; aber nicht früher.

und ihre Weltbetrachtung und Lebensauffassung ist in dem Motto enthalten: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Nebenher geht ein maßloser Stolz der vermeintlichen Bildung. Wer nicht denkt wie diese Leute, oder nicht lebt wie sie, ist ein Dummkopf oder ein Heuchler. Für das Christenthum haben sie keine Achtung, und Freiheit ist ihnen das Recht, die Welt nach ihren tollen Vorstellungen zu reconstituiren und zu thun, was die Willkür ihnen eingeht. Eine intolerantere Menschenklasse giebt es nicht und das Pfaffenthum des antichristlichen Priesterordens der Ungläubigen würde schrecklichere Scenen herbeiführen als alle Inquisitionen und Herenprozesse. Die nun dieser Richtung sich zu Dienst begeben, müssen an unserer gesetzlich bestehenden Sonntagsordnung ein gewaltiges Aergerniß nehmen. Sie sind es besonders auch, in deren Händen die unter unseren fremden Nationalitäten, unter den Eingewanderten besonders cursirende Presse liegt. Natürlich thun sie ihr Bestes, um die amerikanische Sonntagsheiligung gehässig oder lächerlich zu machen. Sie finden an ihr nichts Gutes; ihr Kern, die Religion, ist ihnen Null und sie sehen eine Zwangsmaßregel darin, für deren Aufrechterhaltung Niemand mehr arbeite als die Prediger, die gerade durch Sonntagsarbeit für ihren Lebensunterhalt sorgen. Damit besonders stimmten auch einige Quäkern überein und es war ergötzlich zu beobachten, wie viel Haß und Bitterkeit bei dieser Gelegenheit in öffentlichen Blättern und Volkreden gegen den Stand der Prediger als eine wahre Classe von Bigoten oder Uebelthätern an den Tag kam. Selbst manche englische Blätter sehen sich durch ihre präsumtive Unparteilichkeit verpflichtet,—namentlich die, die recht im breiten Volksboden, im unteren Stratum der Gesellschaft wurzeln,—Artikel voll bösen Blutes wider die Geistlichen, die rechten Repräsentanten der frommen Engherzigkeit, ihre Spalten zu öffnen. Vergessen dürfen wir nicht, daß namentlich die Masse unserer Eingewanderten und auch die, die keineswegs irreligiös oder antichristlich seyn wollen, mit dem amerikanischen, stricten Sabbath keine Sympathie haben. Allerdings leben sehr Viele von ihnen eben dahin, ohne über die Verschiedenheit der Grundsätze der alten und der neuen Welt in diesem wie in manchem anderen Punkte klar zu werden. Sie gehen nicht recht ein in die Denkart des protestantischen Amerikanerthums. Sie nehmen oft manches Schlimme von Letterem auf, ohne das Bessere sich anzueignen. Sie tragen sich in mancher Hinsicht mit anderen Begriffen von Freiheit, von Recht, von Kirche und Religiosität, von Erlaubtem oder Unerlaubtem, von dem was respectabel oder entwürdigend ist. Gewiß haben sie in Manchem, woran sie sich stoßen, nicht Unrecht. Gewiß wäre es unbillig, von ihnen zu fordern, sie sollen mit ihrem Eintritt in die neue Welt nur kurzweg so Vieles, was ihnen in der alten Heimath angewöhnt war, verwerfen und wegwerfen. Gewiß kann man ihnen auch nicht verargen, wenn sie beim Anblick so enormer Uebelstände der neuen Welt und der großartigen Lumpereien, mit denen das Leben derselben behangen ist, auch nicht sobald Alles für Gold halten, was da glänzt. Allein so lange sie sich gegenüber unseren amerikanischen Gesetzen und Sitten

passiv verhalten, tritt der Contrast des Geistes nicht an's Licht und die außerordentliche Absorptionskraft unseres Volkes neutralisirt um so leichter die sich mehr passiv verhaltenden fremden Elemente. Aber eben auch der Widerspruch gegen die Sabbathgesetze, den besonders die unter den Eingewanderten circulirende Presse erhebt, ist eines der Zeichen, daß das fremde Element sich mit einem passiven Verhalten immer weniger begnügen will. Ob es auf einem anderen Wege zu Einfluß kommen wird, lassen wir jetzt dahin gestellt. Wie der würdige Theil der englisch-amerikanischen Presse über die unter unseren Eingewanderten dormalen sich leider sehr breit machenden reconstruirenden Tendenzen ausspricht, mag man aus folgendem dem Journal of Commerce (New York) vom 5. Juni entnommenen Artikel ersehen.*

„Deutsche Ideen und Eigenthümlichkeiten.—Die Ideen und Eigenthümlichkeiten der Yankees (Yankee notions) sind sprüchwörtlich geworden. Es giebt aber ebensowohl deutsche Ideen und Eigenthümlichkeiten. Einige darunter sind gut, andere liegen in der Mitte zwischen gut und schlecht, noch andere sind entschieden schlecht. Wenn dieselben sich zu etwas wirklich Bösem gestalten, so müssen sie bekämpft werden, sowohl zum Besten derer, die sie hegen, als um des öffentlichen Wohles willen.

„Die warme Freiheitsliebe, welche allezeit den deutschen Stammgenossen eigen gewesen ist, macht sie für Amerika wohlgeegnet. Der Fleiß und die Sparsamkeit, die sich gewöhnlich unter ihnen finden, läßt uns in ihnen einen willkommenen Zuwachs unserer Bevölkerung erblicken. Unter guten Einflüssen, besonders wenn sie unter der amerikanischen Bevölkerung gehörig vertheilt sind, so daß der Strom ihres Lebens sich mit dem unseren eint, werden sie unsere schätzbarsten Bürger, und verdienen, was ihnen auch zu Theil wird, große Achtung.

„Wenn sie jedoch sich massenweise zusammendrängen und die schlechtesten Eigenthümlichkeiten und Vorurtheile ihres Stammes beibehalten, wenn überdies eine zweifelsüchtige Presse und rothrepublikanische Redner mit all' ihrem Groll gegen die europäische Reaction von 1849, dazu die Schenkfäle und Sonntagstheater mit ihren steten Versuchungen zu Armuth und Verderben alle schlechten Elemente, die sich unter den Deutschen finden, in erhöhte Thätigkeit und Kraft setzen, so werden dieselben ganz andere Leute, auf die hinfert kein Verlaß mehr ist. Der Unterschied der Sprache, der sie von den bildenden, heilsamen Einflüssen fernhält, welche beständig auf die englisch redende Bevölkerung einwirken, macht die Gefahr um so größer.

„Der östliche Theil unserer Stadt nimmt mit raschen Schritten einen deutschen Charakter an. Die eilfte und siebenzehnte nebst noch einigen anderen

* Es bedarf kaum der Bemerkung, daß auch besonders die religiöse und kirchliche deutsche Presse ihre Stimme gegen die radicalen Tendenzen, die unter der Masse der Landsleute cursirt, auch in Beziehung auf die Sonntagsfrage erhebt. Siehe z. B. den vor trefflichen Artikel: *Sauftag, Schabbas oder Sonntag?* im „Lutherischen Herold“ vom 15. Juli d. J.

Wards enthalten bereits mehr Deutsche als die meisten größeren Städte Deutschlands selbst. Es wird deshalb für uns immer wichtiger, die unter ihnen herrschenden Ansichten zu kennen und ihr Verhältniß zu unseren Gesetzen und Gewohnheiten zu erörtern. Es ist schon von vorne herein zu erwarten, daß wir einerseits Manches von ihnen lernen, andererseits ihnen einige wichtige Lehren geben können.

„Unsere beiderseitigen Ansichten vom Sonntag gehen jedenfalls weit auseinander. Uns ist der Sonntag ein gottesdienstlicher, der Ruhe und Andacht gewidmeter Tag. Die gewöhnlichen Geschäfte stehen still, die sonst üblichen Vergnügungen werden bei Seite gesetzt. Wir bestimmen Einen Tag unter sieben zu körperlicher Rast und geistiger Erhebung. Unsere Gesetze nöthigen den Arbeitgeber, das allgemeine Anrecht der arbeitenden Classen auf diese Gabe des Himmels zu ehren. Und nicht nur das, sie gehen noch einen Schritt weiter und verhindern, ebenfalls im Interesse des Armen, daß sein sauer verdienster Wochenlohn in die Tasche des Wirthes gehe, und sein einziger Ruhetag ihm, seiner Familie und seiner weiteren Umgebung ein Fluch werde. Bei den Deutschen hier zu Lande ist dagegen der Sonntag ein Tag des sinnlichen Genusses, der Tag für Picnics, Excursionen zu Wasser und zu Lande, öffentliche Spiele, lärmende Musik, Tanz, Theater-Vorstellungen, Alles im Geleit ganzer Ströme Lagerbier oder noch stärkeren Getränkes, je nachdem der Magen und der Geldbeutel es zuläßt.

„Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, die Nichtigkeit dieser zwei so verschiedenartigen Auffassungen des Sonntags näher zu erörtern. Eine einzige Stelle aus einem hiesigen deutschen Blatte wird zeigen, daß wir die Sache richtig dargestellt haben. Der „Demokrat“ vom vorigen Sonnabend sagt: „Wir haben Sommergärten und Sommertheater; aber noch lange nicht genug. Dampfboote und Eisenbahnen müssen Sonntags erst Tausende hinausstragen in's Freie; Musik und Tanz unter grünen Bäumen müssen ertönen, wohin man sich wendet; überall Lust und Leben und Freude, und dann, Ihr Herren Wassersimpel, steckt Eure Nasen in die Schnappsspelunken, die Euer frommes Herz jetzt so erzittern machen, Ihr werdet sie leer finden; aber nicht früher.“

„Es will uns bedünken, das hier angegebene Mittel, die Schnappsspelunken leer zu machen, würde dazu dienen, andere Anstalten von gleicher Tendenz um so mehr zu füllen; nur daß dieselbe weiter ab in die Vorstädte hinausrücken und unseren Nachbarn längs des Hudson-Flusses und der Bay eine kleine Probe eines nach dem Motto „Immer lustig!“ gefeierten New Yorker deutschen Sonntags gewähren würden. So viel aber ist gewiß, daß ein gedrängtvolltes Lagerbier-Theater in der Bowery oder vierten Straße allen anderen unreinen, schlecht gelüfteten, die Gesundheit verderbenden Orten in der Welt den Rang abläuft. Der Vorwand, dem Salbader eines Schwarzrockes oder eines brünstigen Gebetbüchleins zu entgehen, um an solchen Orten „Erholung“ zu finden, ist daher ein ebenso handgreiflicher Unsinn, als wenn Jemand vom Broadway

hinweg nach Cherrystraße eilen würde, in der Absicht, dort eine reinlichere Straße anzutreffen.

„Doch, die Frage nach der Richtigkeit dieser Ansichten bei Seite—welche Ansicht soll bei uns gelten? Welche hat geschichtlich sich so bewährt, daß sie gerechte Ansprüche auf Geltung hat? Es ist jedenfalls gewiß, daß der Versuch, den wir ein bis zwei Jahrhunderte lang mit unserem amerikanischen Sonntag gemacht haben, die Anhänglichkeit unseres Volkes an die wesentlichen Grundlagen dieser wohlthätigen Einrichtung nicht geschwächt hat. Wir haben noch keine Ursache gefunden, seinen heilsamen Einfluß auf Körper und Geist, auf die Sittlichkeit und das öffentliche Wohl in Zweifel zu ziehen, und in Folge dessen ihn zu beseitigen. Unser nationales Leben ist so gediehen und so erstarkt, daß es Millionen Menschen aus den Ländern, in denen am Sonntag „Luft und Leben und Freude“ herrscht, hierher gezogen hat. Auch ist uns nicht bekannt, daß man unter Muff und Tanz, die im Schatten grüner Bäume ertönen, die Bahn zur ersehnten Freiheit in jenen Ländern mit Erfolg eingeschlagen hätte. Wir verweisen hierbei auf eine Stelle in Hallam, welche dahin lautet, daß die Politik despotischer Herrscher allezeit darauf gerichtet gewesen sey, die Lust an Vergnügungen und Genüssen in den Völkern zu befördern, weil das sie vom Nachdenken über politische und Religions-Fragen abhalte und sie in solcher Weise aufheitere, daß sie ihren Druck nicht fühlen. Es scheint demnach, daß, wenn eine freie Regierungsform bei uns fortbestehen soll, es sicherer ist, sich an den Ankerplatz zu halten, den die einzigen freien Völker auf Erden zuverlässig befunden haben, als in See zu gehen und Lagerbier zur Schiffsladung, den Sonntag zum Abfahrtstag und das Verderben zum Ziel der Fahrt zu erwählen.“

Aber es wäre ein Irrthum zu denken, daß unsere eingeborenen Amerikaner überhaupt von einer Abschaffung unserer Sonntagsgesetze Nichts wissen wollten. Wir erwähnten bereits oben Einzelner, die sich auf die Seite der Freien stellten. Diese stehen aber nicht vereinzelt. Wir vernahmen Stimmen beinahe aus allen Classen unserer Eingeborenen, die sich gegen die bestehende Sonntagsordnung erklärten. Namentlich mußte gerade auch von dieser Seite die Bitterkeit auf-fallen, mit der die Geistlichkeit, der Spott, mit dem kirchliche Religiosität überhaupt behandelt wurde. Jedenfalls fand der Versuch, die Sabbatthgesetze fallen zu lassen, eine nicht unbedeutende Sympathie unter dem amerikanischen Volke. Wir wundern uns darüber nicht. Wir sehen daran nur, daß viele Indifferenz gegen Religion eben auch auf diesem Boden sich findet. Wir wissen, daß aus fünf Amerikanern durchschnittlich vielleicht Einer ein regelmäßiges Kirchenglied ist und sein religiöses Interesse also auch gesellschaftlich mehr bethätigt. Aber neben diesem Factum ist es gerade eine eigenthümliche Erscheinung, daß unsere strengen Sonntagsordnungen so lange bestanden haben und man hat daran einen Beweis von dem weitgreifenden Einfluß, den die strictere Religiosität in diesem Volke genießt. Ob dies und wie lange es so bleiben wird, das muß die Zukunft lehren.

(Schluß folgt.)

Bericht über die diesjährige Versammlung der evang.-lutherischen Generalsynode in Pittsburgh.

(Eingesandt von Pastor H. Borchard, Dayton, Ohio.)

Am 17. Mai verließen wir Dayton und reisten über Columbus durch den fruchtbarsten Theil des Staates Ohio nach Steubenville und von dort längs den romantischen Ufern des Ohio nach dem in Kohlenrauch gehüllten Pittsburgh. Dort kamen wir nach fünfzehntündiger Reise an und wurden von dem englisch-lutherischen Pastor Dr. Kraut auf's freundlichste empfangen. Später folgten wir der freundlichen Einladung des deutsch-lutherischen Pastors Herrn Robert Neumann und verlebten in dessen Hause während der Generalsynode höchst interessante und gemüthliche Tage und können nicht genug die wahrhaft christliche Gastfreundschaft dieses Hauses rühmen. Bruder Neumann war, wie manchen Lesern bekannt seyn wird, der Gehülfe G. H. Lauff's in China, wo er zugleich mit seiner frommen und liebenswürdigen Gattin fünf Jahre als Missionair gearbeitet hat. So hatten wir denn hier die günstigste Gelegenheit, die Verhältnisse dieses großen Reiches, das nunmehr der Mission geöffnet ist, durch Augenzeugen kennen zu lernen. Noch an demselben Abende trafen die Delegaten von Nord und Süd, von Ost und West ein. Dort begrüßte uns ein Bruder aus Texas, dort kam ein Anderer aus Canada, dort brachte uns Einer Nachrichten von Iowa und wieder ein Anderer aus der Mitte der Sklavenstaaten. Gewiß zu dem, was Jedem den Besuch der Generalsynode interessant und werthvoll macht, gehört dieses, daß wir hier mit den Brüdern aus den entferntesten Theilen der Vereinigten Staaten zusammenkommen und erfrischt und neugestärkt in unser Arbeitsfeld zurückkehren mit der freudigen Ueberzeugung, daß die lutherische Kirche hier zu Lande eine immer kräftigere und einflußreichere Stellung gewinnt und immer weiter sich ausbreitet; und wer ein Gesamtbild von der lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten nach ihren verschiedenen Richtungen und Thätigkeiten gewinnen will, dem bietet die Generalsynode ein solches dar.

Am Donnerstag den 19. Mai, Vormittags 10 Uhr, wurde die neunzehnte Versammlung der Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten in der englisch-lutherischen Kirche des Pastor Kraut eröffnet. Zugewen waren 160 Delegaten, zur Hälfte Geistliche, zur Hälfte Laien, und etwa 87 Gäste, die später als beratthende Glieder aufgenommen wurden. Professor Dr. Harkney an der Illinois-Universität in Springfield, Ill., hielt über den Text Jes. 16, 22 „aus dem Kleinsten sollen Tausend werden“ die Eröffnungsrede und sprach über den Zweck und die Aufgabe der Generalsynode. Diese Rede zeigt so sehr die Anschauungsweise der einflußreicheren amerikani-

lutherischen Geistlichen, daß ich nicht umhin kann, dieselbe ausführlicher mitzutheilen.—Der Redner gab zuerst einen kurzen Abriss der Geschichte der Generalsynode, um zu zeigen, wie dieselbe sich aus einem kleinen Anfange unter dem Segen des Herrn zu einem großen und einflußreichen Körper entwickelt habe. Am 22. October 1820 vereinigten sich 11 Geistliche und einige Laien in Hagerstown in Maryland, und legten den Grund der Generalsynode. Damals waren in den Vereinigten Staaten nur 170 lutherische Geistliche, 5 Districtsynoden und 25,000 Communicanten. Heute nach 39 Jahren vereinigt die Generalsynode in sich 25 Districtsynoden, 800 Geistliche, 1400 Gemeinden und 150,000 Communicanten. Ihr Zweck ist es, auf dem Grunde der Augsburgischen Confession Glaube und Liebe in der lutherischen Kirche zu befördern, alle verschiedenen Richtungen und Nationalitäten der lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten in sich zu vereinigen und das leitende Organ für alle praktisch-christlichen Bestrebungen zu bilden. Die Generalsynode schließt viele verschiedene Richtungen in sich; da ist brüderliche Liebe nothwendig, und wer hier hergekommen mit Streitsucht im Herzen, dem gäbe er den Rath mit dem nächsten Eisenbahnzuge wieder abzureisen. Wir brauchen ein gemeinschaftliches Band der Vereinigung; und dieses ist nächst dem Worte Gottes das ehrwürdige Bekenntniß unserer Väter; an diesem lasset uns festhalten; lasset es unberührt dastehen; denn wollt ihr erst dem einen und dann dem anderen gestatten, diesen Zweig und dann jenen abzuheben, so behaltet ihr zuletzt vielleicht auch nicht einmal den Stumpf übrig. Nur die Vereinigung macht uns stark, durch Trennung und Zersplitterung werden wir ein Raub der Secten und Insecten. Doch sey die Generalsynode nicht eine Vereinigung von Allem Möglichen, sondern nur solche könnten ihre Mitglieder seyn, die mit den Grundlehren der Augsburgischen Confession übereinstimmen. Nicht mehr werde verlangt und nicht weniger—denn die Generalsynode wolle Vereinigung, nicht Einheit (union, not unity). Sie verlange nicht, daß Alle in allen Stücken genau dasselbe glauben. Einheit erzeugt Papstthum und Tyrannei, Rom habe Ströme von Blut vergossen, um Alle dahin zu bringen, daß sie in einerlei Weise denken, oder vielmehr dahin zu bringen, daß sie gar nicht denken; aber was die römische Kirche erreicht habe, sey dieses, daß sie ein großartiges System der Sklaverei ausgebildet und der Menschheit aufgezwungen habe.

Die Generalsynode will ferner alle verschiedene Nationalitäten in sich vereinigen. In ihr sind fünf Nationen vertreten; die englische, deutsche, schwedische, norwegische und dänische. Wir dürfen nicht verlangen, daß die Fremden ihre heimatliche Sprache und Sitten gleich aufgeben, die ihnen theuer seit den Tagen der Kindheit. Und hier hielt der Redner dem Knownothingismus gegenüber, der auch manchem englisch-lutherischen Geistlichen nicht ganz fehlt, eine Lobrede der deutschen Nation. Das deutsche Volk sey die Mutter, die deutsche Sprache die classische Sprache der lutherischen Kirche. Das dürfte auch die lutherische Kirche in Amerika nicht vergessen. Auch möge der Herr Amerikaner (Mr. American) sich nicht einbilden, daß bei ihm allein Alles Gute

zu finden, und in Deutschland Alles schlecht sey. Eben so wenig aber solle sich der Deutsche mit seiner Nationalität abschließen wollen. Auch die Deutschen müssen nicht vergessen, daß sie nicht mehr in Europa, sondern in Amerika leben. Es kann hier keine deutsche, norwegische, schwedische Nationalität für sich bestehen, sondern nur eine Nationalität und das ist die amerikanische. Keine europäische Nationalität erhält sich hier lange, „Amerika hat ein großes Maul, das alle Nationalitäten verschlingt.“ (Diese Worte citirte der Redner in deutscher Sprache und legte sie, wenn ich nicht irre, Krummacher in den Mund.) Es sollte hier auch keine rein deutsche Synode und keine rein deutsche Universität gebildet werden, es ist dieses nachtheilig und erzeugt Einseitigkeit; in der Verschmelzung und dem gegenseitigen Aufeinanderwirken beider Nationalitäten liegt das Heil. Es sey nicht nöthig, daß die Deutschen ihre Sprache und Sitten aufgeben, aber es ist ihre Pflicht, sich mit der englischen Sprache bekannt zu machen und, in Amerika lebend, sich zu amerikanisiren.

Die Aufgabe der Generalsynode ist es Drittens, die Centralbehörde für alle wohlthätigen Bestrebungen zu bilden. Mit der Generalsynode verbunden und unter ihrer Aufsicht „stehen sechs Gesellschaften“. Die Gesellschaft für äußere Mission, für innere Mission, für Erziehung, für Kirchenbauten, für Bücherverlag und die historische Gesellschaft. Hier ist ein großes Gebiet der Thätigkeit. Aber unsere Gemeinden lassen es an dem rechten Eifer und an der rechten Thätigkeit fehlen. Unsere lutherische Kirche zählt 150,000 Communicanten und trägt jährlich doch nur \$35,000 zu mildthätigen Zwecken bei. Das giebt auf jedes Glied nur einen Vierteltaler. Es muß jedoch bemerkt werden, daß dieses nur die Geldsumme ist, welche in die Casse der Generalsynode geflossen. Jede einzelne Synode hat gleichfalls in ihrem District für dieselben Zwecke besondere Casen. Die Statistik der Generalsynode von 1857 zeigt, daß in den 25 Districtsynoden zusammen die Summe von ungefähr \$144,000 für milde Zwecke verausgabt worden ist.—Der Redner schloß mit einer kräftigen Ansprache, daß auch diese Versammlung dazu förderlich seyn möge, den Eifer und die Liebe zu unserer Kirche in allen Gliedern zu beleben und daß wir unter dem Segen des Herrn auf unserem allerheiligsten Glauben die lutherische Kirche in den Vereinigten Staaten immer kräftiger erbauen.

Ich habe diese Rede nur aus dem Gedächtniß und nach kurzen Notizen mitgetheilt. Die Generalsynode hat aber beschlossen, dieselbe in deutscher und englischer Sprache zu veröffentlichen, und ist es sehr zu wünschen, daß die deutschen Geistlichen es sich angelegen seyn lassen, diese Rede unter der deutschen Bevölkerung zu verbreiten. Ueberhaupt scheint es mir von großer Wichtigkeit zu seyn, daß wir deutschen Geistlichen die Theilnahme für die Generalsynode unter dem deutschen Theile unserer Kirche in jeder Weise befördern, denn nur in dem Maasse, als die deutsche Bevölkerung in der Generalsynode vertreten ist, ist es möglich, den deutschen Einfluß in derselben geltend zu machen.

Nach dem Schlusse der Rede wurde die Versammlung zur Ordnung gerufen und 25 Synoden waren durch Delegaten vertreten. Die Namen der

Synoden zugleich mit der Anzahl der dazu gehörigen Geistlichen und Gemeinden sind:

1. Synode von Maryland . . .	12	Geistliche, 22	Gemeinden,
2. Synode von Westpennsylvanien . .	40	" 76	"
3. Synode von Südcarolina . . .	38	" 53	"
4. Hartwicksynode (New York) . . .	25	" 33	"
5. Synode von Nordcarolina . . .	17	" 28	"
6. New York Ministerium . . .	59	" 55	"
7. Synode von Virginien . . .	26	" 55	"
8. Alleghansynode (Pa.) . . .	31	" 93	"
9. Synode von Ostpennsylvanien . .	50	" 91	"
10. Miamisynode (D.) . . .	24	" 31	"
11. Westliche Ohiosynode . . .	29	" 69	"
12. Wittenbergsynode von Ohio . . .	24	" 31	"
13. Synode von Illinois . . .	29	" 45	"
14. Synode vom westlichen Virginien .	18	" 30	"
15. Olive-Branchsynode (Ind.) . . .	18	" 35	"
16. Synode von Pennsylvanien . . .	99	" 258	"
17. Synode vom nördlichen Illinois . .	50	" 80	"
18. Pittsburgsynode . . .	42	" 110	"
19. Synode von Texas . . .	12	" 17	"
20. Englische Synode von Ohio . . .	13	" 36	"
21. Synode von Kentucky . . .	9	" 11	"
22. Centralsynode von Pennsylvanien .	21	" 72	"
23. Synode vom nördlichen Indiana . .	17	" 30	"
24. Synode vom südlichen Illinois . .	9	" 14	"
25. Synode von Iowa . . .	16	" 36	"

745 Geistl., 1539 Gemeinden.

Die Melancthonsynode.—In der Nachmittagsstunde wurde zur Wahl neuer Beamter geschritten. Gewählt wurde: Ehrw. Dr. Schäffer von Germantown (Pa.) zum Präsidenten, Ehrw. Professor Stöver aus Gettysburg (Pa.) zum Secretair, und Hon. V. S. Michler aus Easton (Pa.) zum Schatzmeister. Dr. Schäffer ist ein Mann von einnehmendem, würdevollem Aeußeren, der sich namentlich auch durch seinen Entwurf einer Geschichte der lutherischen Kirche dieses Landes, der leider noch nicht bis zur Gegenwart vollendet ist, Verdienst erworben hat.

Der erste Gegenstand, der zur Verhandlung kam, war die Aufnahme einer neuen Synode, der Melancthonsynode, und der Streit darüber nahm zwei Tage in Anspruch. Die Melancthonsynode hatte sich aus der Marylandsynode gebildet und am 1. December 1857 bei einer Convention in Middletown organisiert. Die Constitution der Generalsynode schreibt vor, daß sich eine neue Synode aus einer anderen nur bilden darf mit der Erlaubniß der älteren Synode; zweitens daß sie bestimmte geographische Gränzen angeben muß und drittens, daß sie den Glaubensgrund der Generalsynode anerkennen muß. Am ersten Tage drehte sich der Streit hauptsächlich nur um die beiden ersten mehr formalen Punkte, und erst am zweiten Tage ging die Debatte auf den

Kern des Streites ein, indem Dr. Mann sich gegen die Aufnahme dieser Synode erklärte, weil dieselbe die Augsburgische Confession nicht vollständig anerkenne. Die Melancthonsynode sprach zwar ihre fundamentale Uebereinstimmung mit der Augsburgischen Confession der Bestimmung der Generalsynode gemäß aus, erklärte sich dann aber gegen bestimmte irrtümliche Lehren besonders in Betreff des heiligen Abendmahles, der Taufe und der Privatbeichte, gleichviel ob dieselben in der Augsburgischen Confession enthalten seyen oder nicht. Ihr Lehrformular lautet wörtlich wie folgt:

1. Wir glauben, daß die heiligen Schriften alten und neuen Testaments das Wort Gottes seyen und die alleinige Richtschnur für unseren Glauben und Leben.

2. Wir glauben, daß die Fundamentallehren des Wortes Gottes im Wesentlichen richtig in den Lehrartikeln der Augsburgischen Confession gelehrt sind und erklären als solche Fundamentallehren: 1) die göttliche Eingebung, Autorität und Zulänglichkeit der heiligen Schrift; 2) die Einheit Gottes und die Dreiheit der Personen in dem göttlichen Wesen; 3) die Gottheit unseres Herrn Jesu Christi; 4) die gänzliche Verderbtheit der menschlichen Natur in Folge des Sündenfalles; 5) die Menschwerdung des Sohnes Gottes und sein Erlösungswerk für die sündige Menschheit; 6) die Nothwendigkeit von Buße und Glauben; 7) die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben allein; 8) das Werk des heiligen Geistes in der Bekehrung und Heiligung des Sünders; 9) das Recht und die Pflicht des eigenen Urtheils in Erklärung der heil. Schrift; 10) die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Leibes, das Weltgericht durch Jesum Christum mit der ewigen Seligkeit der Gerechten und der ewigen Verdammniß der Ungerechten; 11) die göttliche Einsetzung des christlichen Predigamtes und die Verbindlichkeit und Dauer der Stiftungen der heiligen Taufe und des heiligen Abendmahles.—Während wir nun hiemit unsere Ueberzeugung aussprechen und es bekennen, daß die Grundlehren der Augsburgischen Confession im Wesentlichen richtig sind, so glaubten wir es uns selbst und der evangelischen Wahrheit schuldig zu seyn, es eben so bestimmt und ausdrücklich zu erklären, daß wir folgende Irrthümer, welche nach der Ansicht einiger in der Augsburgischen Confession enthalten seyn sollen; verwerfen und nicht bekennen, nämlich 1) die Billigung der Ceremonie der Messe; 2) die Privatbeichte und Absolution; 3) die Leugnung der göttlichen Verpflichtung des christlichen Sabbaths; 4) Taufwiedergeburt; 5) die reale Gegenwart des Leibes und Blutes unseres Herrn und Heilandes im heiligen Abendmahle.

Mit Ausnahme dieser Lehren, sie mögen nun in der Augsburgischen Confession enthalten seyn oder nicht, glauben wir und halten wir fest an der ganzen Augsburgischen Confession mit all' den großen Lehren der Reformation.—Mit diesen klar ausgesprochenen Grundsätzen trat die Melancthonsynode vor die Generalsynode. Auffallend ist die Formel: „ob in der Augsburgischen Confession enthalten oder nicht,“ denn man muß von jeder lutherischen Synode

wohl erwarten, daß sie weiß, was in der Augsburgerischen Confession enthalten ist oder nicht. Sind jene Irrthümer nun in der Augsburgerischen Confession nicht enthalten, so war es nicht nöthig, sie zu verwerfen; sind sie aber nach der Ansicht der Melancthonynode in der Augsburgerischen Confession enthalten, warum es nicht geradezu aussprechen? Diejenigen jedoch, welche mit der Plattformbewegung bekannt sind, werden sich auch über diese an sich sehr auffallende Formel nicht wundern. Die Plattform behauptete, daß in der Augsburgerischen Confession die leibliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl, die Taufe als Wiedergeburt und die Privatbeichte gelehrt würden, und eben deshalb verwarf sie diese Lehren und ihre Anhänger hielten eine neue Plattform für nothwendig. Dem gegenüber erklärten mehrere angesehene amerikanische Geistliche, welche Freunde dieses Symbols sind, daß diese Lehren in der Weise, wie sie von der Plattform dargestellt sind, in der Augsburgerischen Confession nicht enthalten sind, und meinten, auf diese Weise das Bekenntniß zu vertheidigen. Da nun die ganze Plattformbewegung nicht gegen die römische Kirchenlehre, sondern gegen die altlutherische Lehre gerichtet ist, so dreht sich der Streit, wie unbestimmt und unwissenschaftlich er auch auf beiden Seiten oft geführt worden ist, doch im Wesentlichen darum, ob die altlutherische Lehre vom heil. Abendmahl und von der Taufe in der Augsburgerischen Confession enthalten ist oder nicht. Und da kann wohl Keiner, der die reformatorischen Schriften kennt, leugnen, daß, wenn wir fragen, was war die Anschauung Luther's und aller derer, welche die Augsburgerische Confession unterzeichnet haben, die Altlutheraner im Wesentlichen das Richtige lehren, und daß die altlutherische Auffassung die der Augsburgerischen Confession sey. Die Streitfrage, die vor der Generalsynode zur Entscheidung lag, war demnach diese: Die Melancthonynode verwirft die Lehren vom heiligen Abendmahl und von der Taufe, wie sie in der Augsburgerischen Confession enthalten sind; darf dieselbe dennoch aufgenommen werden oder nicht? In Beziehung auf diese Frage nun zeigten sich innerhalb der Generalsynode viele verschiedene Richtungen. Die Einen, nahezu alle deutschen Geistlichen und sämmtliche Delegaten der alten pennsylvanischen Synode, waren ganz entschieden gegen die Aufnahme der Melancthonynode, eben weil dieselbe die Augsburgerische Confession nicht vollständig anerkenne. Andere, vertreten durch Dr. Krauth und Reynolds erklärten, das was die Augsburgerische Confession als fundamental lehre, das müsse von der lutherischen Kirche als fundamental anerkannt werden und keine Synode dürfe in ihrer Constitution solche Artikel verwerfen; doch suchte diese Richtung einen vermittelnden Ausweg. Diesen gegenüber erklärte eine andere Partei, vertreten durch Dr. Kurz und Sprecher, daß die Generalsynode nur fundamentale Uebereinstimmung mit der Augsburgerischen Confession verlange, daß sie aber Abweichungen in der Entwicklung der einzelnen Lehren gestatte. Es könne nicht geleugnet werden, daß ein großer Theil der Mitglieder der Generalsynode an die leibliche Gegenwart des Herrn im Sacramente und an die Taufwiedergeburt nicht glaube, und daß wenn eine

Synode abweichende Meinungen habe, so sey es ihre Pflicht, solche nicht für sich zu behalten, sondern sie auszusprechen. Eine vierte Partei endlich, vertreten durch Prof. Springer, war der Ansicht, daß die Generalsynode nach ihrer Constitution sich eben so wenig in die einzelnen Lehrbestimmungen, als in die einzelnen Verfassungsbestimmungen der einzelnen Synoden zu mischen habe, sondern wenn eine Synode mit den allgemeinen Bestimmungen der Constitution der Generalsynode übereinstimme, so sey sie aufzunehmen, sie möge nun im Einzelnen der altlutherischen oder der freieren Richtung der lutherischen Kirche angehören. Dieser Streit wurde am Nachmittage des zweiten Tages durch eine Art von Compromiß beendet, indem der folgende Antrag des Pastors Dr. Krauth angenommen wurde: „Wir nehmen die Melancthonynode herzlich auf und ersuchen die Brüder der Synode freundlichst, in amtlicher Weise und mit einer Bestimmtheit, die jeden Zweifel entfernt, ihre Anhänglichkeit an die Grundsätze auszusprechen, welche die Generalsynode in Bezug auf Gründung von Distriktsynoden bestimmt hat, und wir bitten sie brüderlich, es in Betracht zu ziehen, ob es nicht zur Förderung der gegenseitigen Liebe und des Zweckes, zu dem wir verbunden sind, beitragen möchte, wenn sie aus ihrem Lehrformular den Paragraphen entfernen würden, der eine Beziehung auf gewisse angebliche Irrthümer der Augsb. Confession enthält.“

So wurde dieser Streit durch einen Compromiß beendet. Compromisse sind aber unbefriedigend in der Politik und noch mehr in der Kirche. Der eigentliche Kern der Streitfrage: die Stellung der Generalsynode zur Augsburgerischen Confession blieb unentschieden. Dieser Streit aber ist für die Zukunft der Generalsynode von großer Vorbedeutung. Er zeigte, daß in derselben drei Parteien, eine strenge, eine gemäßigte und eine antisymbolische Partei, die jedoch alle drei erst in der Entwicklung sind und mit ihren Konsequenzen noch nicht hervortreten. Sollte es nicht noch zur Zeit gelingen, die verschiedenen Richtungen auf einem festen, gemeinsamen Grunde zu vereinigen, so ist die Gefahr sehr groß, daß die Generalsynode dasselbe Schicksal erfahren wird, wie die presbyterianische General-Versammlung, sie wird zerspalten. Es läßt sich nicht leugnen, daß es der Generalsynode an einem klar bestimmten Lehrgrunde fehlt; vor Allem darüber, was sie in der Augsburgerischen Confession als fundamental ansieht und was nicht. Es wurde während der Verhandlungen die Ansicht ausgesprochen, daß der Unterschied von fundamental und nicht fundamental sich nicht auf das Symbol, sondern auf das Wort Gottes beziehe und so könnte es nach der Ausdrucksweise der Constitution der Generalsynode scheinen. Da dieselbe aber die heilige Schrift als das inspirirte Wort Gottes anerkennt, so läßt sich dieser Unterschied nicht auf das Wort Gottes anwenden. Denn alle Lehren des Wortes Gottes sind fundamental. Eben so wenig läßt sich dieser Unterschied in das Symbol hineinbringen: wie Dr. Krauth behauptete, was die Augsburgerische Confession als fundamental lehre, müsse von der lutherischen Kirche als fundamental angesehen werden. Denn nehmen wir den Ausdruck fundamental in dem Sinne von Princip, aus dem

Alles andere abgeleitet wird, so erkennt die lutherische Kirche nur zwei Principien an, das formale des Wortes Gottes als der Erkenntnisquelle religiöser Wahrheit, und das materiale der Rechtfertigung aus dem Glauben. Nehmen wir aber das Wort fundamental in dem Sinne von „wesentlich“, so sind gewiß alle Lehrartikel der Augsburgerischen Confession von den Verfassern derselben als wesentlich angesehen worden, denn sie wollten eben nur die wesentlichen Stücke ihres Glaubens bekennen. Der Unterschied von fundamental und nicht fundamental läßt sich nur anwenden auf ein Symbol, insofern dasselbe der charakteristische Ausdruck einer besondern Kirchengemeinschaft ist. Und so genommen ist fundamental Alles, was die vollkommene Mitgliedschaft einer Kirche constituiert, nicht fundamental das, worin ein Mitglied abweichende Ansichten haben kann und dennoch als volles Mitglied anerkannt wird. In Beziehung nun auf die Augsburgerische Confession hat es in unserer Kirche immer zwei Parteien gegeben. Die Einen verlangen unbedingte Verpflichtung zu den Bekenntnissen und diese Partei wird in den Vereinigten Staaten durch die Ohio-, Missouri- und Buffalo-Synode vertreten. Dieselben nehmen kein Mitglied auf, welches nicht unbedingt jeden Lehrartikel der Bekenntnisschriften anerkennt, und schließen jedes Mitglied aus, das sich einer Abweichung schuldig macht. Sie erkennen daher die lutherische Generalsynode gar nicht als eine lutherische Synode an und erlauben deshalb keinem Geistlichen derselben, auf ihren Kanzeln zu predigen. Die andere Partei verlangt nur bedingte Verpflichtung zum Bekenntniß. Es wird gefordert, daß jedes Mitglied mit den Principien der Augsburgerischen Confession übereinstimme, aber es wird innerhalb der Schriftforschung Freiheit und Verschiedenheit in der Entwicklung der einzelnen Lehren gestattet. Und dieses ist der Standpunkt der Generalsynode, sowohl ihrer Constitution als der Ansicht der Mehrzahl ihrer Mitglieder nach. Dieselbe verlangt fundamentale Uebereinstimmung mit der Augsburgerischen Confession, gestattet ihren Mitgliedern aber Freiheit und Verschiedenheit in den einzelnen Lehren. Dieser Standpunkt bringt die Gefahr mit sich, daß die gestattete Freiheit dahin umschlagen kann, daß das Fundament des Bekenntnisses über den Haufen gestürzt wird. Es ist daher die Pflicht der Generalsynode, sich darüber klar auszusprechen, was sie als fundamental in der Augsburgerischen Confession ansieht und was nicht, damit jeder weiß, wie er daran ist. Und in dieser Beziehung können besonders die deutschen Geistlichen segensreich wirken, da sie eine größere dogmatische Ausbildung und die Erfahrung der deutschen Streitigkeiten vor den Amerikanern voraus haben. Die deutschen Brüder scheinen keineswegs das Unmögliche erstreben zu wollen, die Generalsynode zu einer altlutherischen Synode nach Art der Missouri- oder Ohio-Synode zu machen, denn dadurch würden sie dieselbe sprengen, sondern sie mögen dahin wirken, daß die Generalsynode einen Standpunkt gewinne, der enge genug ist, um diejenigen auszuschließen, welche geradezu nicht lutherisch sind, und weit genug, um auch die freiere Richtung der evangelisch-lutherischen Kirche in sich aufnehmen zu können.

Zum Schluß theile ich noch das Urtheil einer politischen Zeitung über die Verhandlungen betreffs der Melancthon-Synode mit. Es ist immer erfreulich zu sehen, daß die amerikanischen Zeitungen für kirchliche Versammlungen Theilnahme zeigen und die Thätigkeit derselben anerkennen; während die deutschen Zeitungen sich im besten Falle um die kirchlichen Angelegenheiten gar nicht kümmern, oder wenn sie es thun, nicht anders als mit Spott darüber reden, wie die „Illustrierte Welt“ in No. 8 in Beziehung auf die Generalsynode es gethan hat. Die „Pittsburger Gazette“, beiläufig die älteste politische Zeitung Pittsburg's, die schon im Jahre 1786 gegründet, spricht sich folgendermaßen über die Generalsynode aus: „Die Verhandlungen über die Zulassung der Melancthon-Synode waren für diejenigen, welche mit der Disciplin und den Lehren der lutherischen Kirche unbekannt sind, von hohem Interesse. Der Streit betraf die großen Fragen, welche die religiöse Welt, seitdem den Glauben Gedankenfreiheit gestattet ist, bewegt haben. Diese Verhandlung bewies, daß in der lutherischen Versammlung christliche Freiheit des Gedankens und ein Geist der Liebe und Milde walte, welche unsere Bewunderung in Anspruch nahm. Auch traten bei dieser Gelegenheit Streiter auf, welche zeigten, daß es der lutherischen Kirche nicht an tüchtigen Rednern und scharfen Denkern fehle. Bei aller Verschiedenheit des Standpunktes jedoch bewiesen alle Redner die liebevollste Gesinnung und die größte Freundlichkeit gegen einander. Das ganze System und die Disciplin der lutherischen Kirche scheint durchdrungen zu seyn von dem deutschen Geiste, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, in welchem Luther kämpfte und Melancthon schrieb.“

(Schluß folgt.)

Deutsche Universitäts-Verhältnisse in der Gegenwart, vom nationalen Standpunkt.

(Schluß.)

IV.

Was würde, um bei der Frage direct anzuknüpfen, welche zunächst die Veranlassung zu gegenwärtigen Bemerkungen gegeben hat, bei der Verlegung der Universität Gießen nach Darmstadt wesentlich verändert und gewonnen oder verloren werden?

Die Universität würde also von einer Stadt mit 10,000 Einwohnern in eine mit 30,000 kommen, aus einer Provinzialstadt, die außerdem von Beamten und einer nicht unbeträchtlichen Handel und Gewerbe treibenden Bürgerschaft bewohnt wird, in eine Stadt von mittlerer Größe, dem Sitz des Hofes, der Regierungsbehörden, einiger Kunst- und Naturaliensammlungen von aner-

kanntem Werthe und einer nicht unansehnlichen Bibliothek. Letzteres würde man, nach unseren Auseinandersetzungen in den früheren Artikeln, als den Hauptvortheil, ja vielleicht als den einzigen betrachten können. Alle Anstalten in Gießen genügen vollkommen für den Unterricht nicht bloß der Universität eines kleinen Staates, sondern für die gewöhnliche Ausbildung in jedem Fache, so weit die Universität eine solche zu besorgen hat, und ebenso für das eigene Forschen und Fortschreiten der Lehrer. Daß für die theuersten Fächer, für die Naturwissenschaften, die Anstalten im Allgemeinen entschieden genügen müssen, zeigt die Thatfache, daß es möglich war, für die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaft Lehrer von auswärtigen Universitäten zu berufen, andere für immer oder für eine lange Reihe von Jahren festzuhalten. Selbst in der Geschichte der Chemie wird die frühere Wirksamkeit jenes berühmten Lehrers dieser Wissenschaft während seines dortigen Aufenthaltes von größerer Bedeutung seyn, als die spätere; schon aus dem einfachen Grunde, weil jene über ein Vierteljahrhundert seiner besten Manneskraft umfaßt. So vermochte also auch eine kleine Universität die vollen Mittel für die ausgezeichnetsten Leistungen zu gewähren. Die Lehrer der Naturwissenschaft aber, welche sich von Gießen nach München und Berlin übergesiedelt haben, wären sicher nicht in Darmstadt geblieben, falls man die Universität dahin verlegt haben würde. Ebensovienig wie in Gießen würde sich den Bestrebungen des Bischofs von Mainz gegenüber die katholisch-theologische Facultät in Darmstadt haben erhalten lassen.

Wir geben zu, daß für die medicinischen Fächer, für die Naturwissenschaften, für einige andere Branchen der philosophischen Facultät und für das gesammte litterarische Bedürfniß in Darmstadt allerdings größere Hülfsmittel mit verhältnißmäßig geringeren Kosten zu beschaffen seyn würden. Aber mehr Anziehung für Ausländer, eine größere Frequenz würde Darmstadt, zumal bei der Nähe von Heidelberg, Würzburg und Bonn, schwerlich erreicht haben. Was sollte auch Darmstadt für besondere Anziehungskräfte haben, wenn selbst München mit seinen ungeheuren Kunstschätzen, seinen reichen litterarischen Hülfsmitteln und den glänzenden Berufungen in den letzten Jahren keine vermehrte Frequenz an Ausländern erlangt hat, so daß diese Hochschule in dieser Beziehung unter den deutschen Universitäten erst die neunte Stelle einnimmt? Die Anziehungskraft für Ausländer ist vielmehr ein Resultat sehr vieler, oft schwer erkennbarer Factoren. Wenn man hier geschichtlich der Sache nachgeht, so sind, was man kaum glauben sollte, nur ausnahmsweise einzelne Männer die Hauptfactoren, am häufigsten alte von den Vätern überkommene Gewohnheiten, eine gewisse, öfters, aber nicht immer, durch die Schönheit der Gegend bedingte Lage, besondere einmal im Auge stehende Einrichtungen und Anstalten, bestimmte Zeitrichtungen, im geringsten Grade der wohlfeilere Aufenthalt. Daher sind es gewöhnlich auch nur einzelne Facultäten, welche oft eine längere Reihe von Jahren Anziehungspunkte bilden. Als Beispiele können hier dienen Erlangen, wo die Theologen, Heidelberg, wo die Juristen, Würzburg, wo die Mediciner unter den Ausländern so vorwiegend die Mehr-

zahl bilden, daß die übrigen Facultäten zusammen dagegen weit zurückstehen. In vielen Fällen ist die Frequenz für einen rationellen Calcul ganz unzugänglich. Man kann nach der bloßen Zahl der Ausländer auch nicht entfernt den Werth einer Universität oder doch nur unter besonderen Cautelen bestimmen. Insoferne ist diese allerdings zu berücksichtigen, als jedenfalls die Zahl der Ausländer von einem sehr bedenklichen Momente der Frequenz, dem des directen oder indirecten (durch Prüfungen bedingten) Zwangs frei ist, den einige deutsche Staaten für die Landesuniversitäten eingeführt haben.

Eine allgemeine Durchführung der Verlegung der kleinen Landesuniversitäten in die Residenzen der mittleren und kleinen Staaten würde allerdings die Mehrzahl der Universitäten in kleinen Städten treffen und es könnten auf diese Weise zunächst Göttingen, Tübingen, Gießen, Marburg nach Hannover, Stuttgart, Darmstadt und Cassel verlegt werden. Bei anderen würden theils alte Stiftungen, theils natürliche Landesverhältnisse (wie bei Erlangen, Freiburg, Jena und Kiel) entgegenstehen. Wägen wir nun die Nachtheile und Vorthelle zwischen kleinen Provinzialstädten und Residenzen gegen einander ab.

Das Leben in einer großen Stadt hat immer einen eigenthümlichen Einfluß und Werth für die ganze Zukunft eines jungen Mannes, der den Studien obliegt, die wir nicht geringe anschlagen. Die Richtigkeit des Ausspruches des Verfassers jenes Aufsatzes in der deutschen Vierteljahrschrift: „Die Studierenden finden in Berlin und München Bildungsmittel und Lebensannehmlichkeiten, welche kleine und stille Landstädtchen nicht zu gewähren vermögen,“ kann keinem Zweifel unterworfen seyn. Jene Kleinlichkeiten, welche dem auf den kleineren Universitäten einmal eingewurzelten Verbindungswesen anleben und vielen jüngeren Leuten, neben einem gewissen unverkennbaren Nutzen, hauptsächlich dem des gegenseitigen Abreibens, oft recht schädlich werden, können in diesem Maaße niemals in großen Städten Fuß fassen. Der Reichtum an großen Bildungsmitteln, Kunstschätzen, vorübergehenden bedeutsamen Eindrücken, wie Versammlungen, Ausstellungen, Productionen, Festen der verschiedensten Art ist nicht geringe zu achten, ebensowenig als die Gelegenheit, verschiedene Gesellschaftskreise zu besuchen. Wo große Städte zugleich der Mittelpunkt eines größeren Staatslebens sind, wird auch dieses auf empfängliche Naturen seinen Einfluß nicht verfehlen. Daher können, um doch einmal von Oestreich zu reden, Wien, dann Berlin, auch selbst München als Universitätsorte eigenthümliche Vorzüge haben, ja auch von Dresden als Durchgangspunkt und Aufenthaltsort vieler Fremden, als einer Metropole der Künste und einer Residenz von besonderer Annehmlichkeit, würde in diesem Sinne gesprochen werden können, aber kaum von anderen Städten dritten Ranges, die sofort in Betracht kommen würden. Das eigentliche vorherrschende Element aller mittleren Residenzstädte ist einerseits das höfliche, andererseits das bureaukratische, Elemente, welche gewiß am allerwenigsten bei den Anforderungen einer Universität in Betracht kommen. Außerdem sind ohne Frage die Gefahren in sittlicher Hinsicht in den Residenzen, wie in den größeren Städten bedeutender. Für die wichtigsten

Momente halten wir aber zwei Umstände, welche theils Lehrende, theils Lernende betreffen. Für jene sind es die fast unvermeidlichen Verbindungen und Cumulationen von mehreren Aemtern oder von Anforderungen der verschiedensten Art, welche außerhalb des Lehr- und Forschungsberufes an die Docenten gemacht worden. Hierzu kommt weiter, daß an dem Regierungssitze nothwendig die obersten Curatelbehörden in unmittelbarer Berührung mit der Universität sind, sich daher Coterien, Verwandtschaftsverhältnisse, Connerionen, unberufene Einmischung und Zuflüsterung aller Art, als einmal unvermeidliche Accidenzen unserer gesellschaftlichen Zustände, viel mehr geltend machen müssen, als in der Entfernung. Man beobachte die Verhältnisse, so wird man finden, daß auch die besten und selbstständigsten Minister und Curatoren, wenn sie mehrere Universitäten zu beaufsichtigen haben, für die Berufungen, Anstellungen u. s. w. in der Hauptstadt am meisten von indirecten Einmischungen und Nebenwegen zu leiden und hier am wenigsten freie Hand haben, was doch bei einer Universitätsverwaltung sonst die erste Bedingung ist. Bei einem schriftlichen Verkehr, in der Entfernung, und sey dieselbe noch so gering, machen sich solche Verhältnisse viel weniger geltend.

Was aber die Studirenden betrifft, so ist ein Hauptvortheil des Universitätslebens, welcher besonders der nationalen Entwicklung zu gute kommt, der einer Mischung verschiedener Stände und Unterthanen verschiedener Staaten, der wechselseitige nähere Verkehr sowohl unter einander, als mit den Professoren und deren Familien und an öffentlichen Orten. Dies ist eines der auf andere Weise nicht herstellbaren Verhältnisse, welche wir allen denjenigen entgegenhalten, die da glauben, die Universitätsbildung ließe sich in unserer Zeit auch auf andere Weise ersetzen. Dieses zu allen Zeiten wichtig gewesene Verhältniß ist es doppelt in der Gegenwart, wo trotz der mehr gleichmäßigen Bildung der Stände die Separation und Exklusivität des Adels seit 1848 eher stärker als geringer geworden ist, und gewiß nicht zum Segen der deutschen Zukunft. An kleinen Universitäten verkehren Prinzen und Grafen mit bürgerlichen, berühren sich mit allen gebildeten Ständen im geselligen Leben und lernen auf diese Weise andere Kreise der Gesellschaft kennen, wie niemals später, und in einem Lebensalter, wo das rein Menschliche sich noch am meisten geltend macht. Wie lose auch hier im Allgemeinen die Verbindungen geknüpft werden, so erzählt uns doch jedes Blatt unserer deutschen Geschichte von dem Einflusse mancher auf den Universitäten angeknüpften Fäden für die Leitung der Begebenheiten in den Einzelstaaten und den Gang der Dinge.

Wie sehr aber auch den Universitäten und ihren Lehrern zu wünschen ist, daß sie von kleinstädtischem und spießbürgerlichem Wesen frei bleiben und ihre Theilnahme von den außer ihnen liegenden Kreisen der Kirche, des Staates und der Litteratur nicht allzu sehr abschließen mögen, immerhin wird es ihre Aufgabe seyn, sich in die strengsten wissenschaftlichen Probleme zu vertiefen, jeder Verflachung entgegenzuarbeiten und die reine Wissenschaft durch Forschung und Lehre gleichmäßig auszubilden und fortzupflanzen. Diese Auf-

gabe wird ihnen immer bleiben, sowie es auch gewiß ist, daß die wichtigsten und schwierigsten Lehrstellen an Schulen und technischen Anstalten, insbesondere auch in den Naturwissenschaften, also gerade in den angewandten Fächern, ihre Besetzungen doch immer direct oder indirect von den Universitäten erhalten werden. Ist die Mathematik mehr oder weniger die Grundlage aller Naturwissenschaften—und dies ist sie gewiß—so werden die Universitäten immer auch die Mutteranstalten und Erzieherinnen aller weiteren Unterrichtsinstitute seyn und bleiben, denn die Pflege und Fortbildung der höheren Mathematik ist nur auf Universitäten und an Akademien der Wissenschaften—bei einer freien Stellung und viel freier Zeit—möglich.

In Bezug auf die Theilnahme der Universitäten an der Geschichte und Entwicklung der freien Künste bedürfen dieselben keiner Museen, Gemäldesammlungen u. s. w., sondern vielmehr solcher Anstalten, welche die schönsten und besten Kunstwerke aller Zeiten in Nachbildungen besitzen, die für den Unterricht in solcher Auswahl zusammen zu stellen sind, wie sich natürlich die Originale nirgends zusammenfinden. Man dotire zu dem Endzweck die Bibliotheken besser zur Anschaffung von Galleriewerken, man gründe akademische Sammlungen von Kupferstichen und Gypsabgüssen, von Münzen und Gemmen in Nachbildungen; dies wird auch der kleinsten Universität möglich werden. So hat der Eifer einiger Männer in Jena eine Sammlung von Gypsabgüssen plastischer Kunstwerke geschaffen, welche völlig genügt. Große Kunstkenner haben aber die erste Anregung zu ihren Studien oft bei der sorgfältigen Betrachtung guter Kupferstiche bekommen, und ein sehr bekannter, ausgezeichnete Kunstschriftsteller, von Rumohr, erzählt in anmuthiger Weise, wie ihm die Gelegenheit, die akademische Kupferstichsammlung in Göttingen öfters mit Muße durchzusehen, seine spätere Laufbahn geöffnet habe.

Residenzen und große Städte sind berufen, Schulen und Akademien für die Künste herzustellen, denn sie liefern die Käufer, die Bauherren, die Gönner der Künstler, ohne welche diese nicht bestehen können. Ebenso finden hier die höheren Gewerbeschulen, die polytechnischen Institute ihre natürliche Heimath, da in ihnen technische Gewerbe nothwendig in größerer Ausdehnung und Concurrenz bestehen, welche zum Unterricht der Zöglinge wie zur Ausbildung eines reicheren Geschmacks recht eigentlich jenen Schulen und Anstalten sich organisch anreihen. Das Gleiche gilt von den Handelsakademien, die sich überall für den höheren Kaufmannsstand zu erheben anfangen und durch Anstellung von Lehrern in der Handelswissenschaft, der Nationalökonomie und Finanzwissenschaft u. s. w. auch hier den Universitäten parallel gehen, ohne mit ihnen zu concurriren. Gewiß wäre es aber weit zweckmäßiger, z. B. in Hamburg eine recht reich dotirte und vielseitig gegliederte Handelsakademie, wie sie kürzlich in Wien gegründet wurde, herzustellen, als, wie vor nicht langer Zeit vorgeschlagen worden ist und gewiß mit recht wenig Begründung, eine Universität daselbst zu errichten, welche ihre Zöglinge fast ganz aus anderen Staaten zu entnehmen hätte. Hamburg besitzt schon durch seine in dieser

Hinsicht einzige Commerzbibliothek, als ein Centralarchiv für das zu solchen Forschungen nöthige statistische Material, ein Attribut, wie es nirgends weiter in Deutschland besteht.

So möge im gesammten deutschen Vaterlande jeder Staat das thun und einrichten, was ihm seiner Lage, Größe und Geschichte nach zukommt, und noch heute können wir mit Savigny sagen, daß Reichthum und Mannigfaltigkeit der deutschen Entwicklung wesentlich mehr darauf beruht, daß eben die Universitäten Deutschland's gerade theils in großen Hauptstädten und Residenzen, theils in Mittelstädten und kleinen Provinzialstädten sich befinden, von denen jede ihren eigenthümlichen Charakter hat und eigenthümliche Vorzüge zeigt.

Auch den Einwurf können wir nicht gelten lassen, daß die kleinen Universitäten ihre Docenten auf die Dauer nicht fest zu halten vermöchten, und man es den betreffenden Staaten nicht zumuthen dürfe, für andere größere Hochschulen die Erziehungskosten ihrer Professoren zu tragen. Gewiß aber erhalten die kleinen Universitäten ebenso viele und mehr Lehrer aus der Classe der Privatdocenten und außerordentlichen Professoren der größeren, als sie dahin an ordentlichen Professoren abgaben, und selbst wenn sie große und bedeutende Männer auch nur groß gezogen und eine Zeit lang besessen haben, sollte dies nicht auch eine erfreuliche und verdienstvolle Aufgabe seyn? Hat doch in dem deutschen Staatenbunde jeder Einzelstaat auch darin seinen Werth und seine Bedeutung, daß er als dienendes Glied im Ganzen und für das Ganze wirkt. Auch haben die kleinen Universitäten gerade darin einen Vortheil, daß sie ausgezeichnete Männer in ihrer jugendlich frischen Lehrkraft besitzen und sie oft erst dann abgeben, wenn die Lehrlust nicht mehr die Hauptsache ist.

Betrachten wir noch einmal zum Schlusse unsere Universitäten vom allgemeinsten Standpunkt, in ihrer wechselgeschichtlichen Bedeutung, nach der unversessenen Entwicklung der Wissenschaft und in ihrer Stellung zu dem Ringen der deutschen Nation nach staatlicher und kirchlicher Gestaltung im Innern und zur politischen Machtstellung nach Außen.

Hier können die Naturwissenschaften, so groß ihre Fortschritte auch sind und wie hoch man dieselben auch anschlagen möge, doch nur als diejenigen Zweige des Wissens betrachtet werden, welche ohne eigentlich nationales Element nach ihrem kosmopolitischen Charakter den Universitäten nichts besonderes und auszeichnendes geben können. Die allgemeine Gültigkeit der Naturgesetze, der rein objective, jeder subjectiven Färbung entbehrende Werth naturwissenschaftlicher Entdeckungen macht die Forschungen auf diesem Gebiete, zumal bei der Leichtigkeit der Mittheilung in der heutigen Zeit, sofort zu gemeinsamen Gütern und Werthen für alle Völker. Hier überall haben die deutschen Universitäten ein reiches Contingent zu den allgemeinen Leistungen geliefert. Die elektrische Telegraphie kann recht als das Symbol dieser Leistungen gelten und das amerikanische Kabel mit seiner unteroceanischen Kurve (trotzdem daß es sich nicht als dauernd haltbar erwiesen hat) als der Triumphbogen der modernen

Naturwissenschaft. Die Forschungen deutscher Universitätslehrer haben zur Ausführung dieses großen Denkmals menschlichen Scharffsinns im neunzehnten Jahrhundert die Fundamente geliefert. Ein deutscher Professor (Richenberg) war es, welcher die Idee aussprach, ein anderer deutscher Professor (der Anatom Summerring) machte die ersten praktischen Versuche, um den elektrischen Strom für die Telegraphie zu verwenden, und drei andere deutsche Professoren, Gauss und Weber in Göttingen und Steinheil in München waren es, welche der ganzen jetzigen Telegraphie ihre wissenschaftliche Grundlage gaben. So hat überall die von Deutschen, insbesondere auf Universitäten gepflegte Naturwissenschaft mit dem den Deutschen eigenthümlichen Geist, Scharfsinn und Fleiß tief eingegriffen in die Entwicklung aller Naturwissenschaften — der Astronomie, der Physik und Chemie, Geologie und Mineralogie, Zoologie und Botanik bis zur Physiologie. Auf den deutschen Universitäten lebten und leben die größten Mathematiker der Neuzeit. Wären nicht die zahlreichen Laboratorien und Experimental-Institute, welche an der Stelle großer Museen den Werth der Universitäten erhöhen, an so vielen Punkten vorhanden gewesen, so würden die zahlreichen Leistungen nicht möglich geworden seyn, welche Deutschland dem Auslande gegenüber eine so Achtung gebietende Stellung im Felde der Naturwissenschaften gegeben haben. Insoferne aber Künste und Gewerbe, Handel und Agricultur in ihrer Blüthe von den Fortschritten der Naturwissenschaften mit bedingt werden, die Wohlfahrt der Völker erhöhen, die politische Macht dadurch indirect fördern helfen, hängen selbst die entlegensten theoretischen Forschungen in dem Gebiete der Naturwissenschaften auf den deutschen Hochschulen mit den größten weltgeschichtlichen Erscheinungen zusammen. Würden aber die neunzehn deutschen Universitäten auf sechs bis acht reducirt, wie es jüngst vorgeschlagen wurde, sie würden dann, wenn auch mit größeren Hülfsmitteln versehen, schwerlich ein Aequivalent bieten für die zwölf aufgehobenen, abgesehen davon, daß für ganze große Länderstrecken eine Reihe sehr wichtiger Bildungscentren verschwinden würde, in denen die schwierigsten, auf mathematischem Boden entsprossenen und aus zeitraubenden Experimenten hervorkeimenden Fundamental-Untersuchungen zu gewinnen sind, welche jeder Technik vorangehen müssen.

Wie unendlich viel wichtiger aber sind die Universitäten für die anderen großen geistigen Richtungen des Völkerlebens, für die humanistischen und ethischen, für die fortschreitende Erkenntniß in den historischen und sprachlichen, in den philosophisch-theologischen Wissenschaften, welchen letzteren freilich eine junge, von der materialistischen Richtung der Zeit in überschwänglicher Ueberhebung fortgerissene Welt von Naturforschern die Berechtigung, ja sogar die Existenz bestreiten will, und deren Gott allein der „Stoff“ mit einer völligen Negation alles für sich seyenden Geistigen ist. Vergebens ruft der greise Nestor der Naturwissenschaft an der Schwelle des neunzigsten Lebensjahres diesem jungen Titanengeschlecht, das den Himmel schon erstürmt zu haben glaubt, zu: „Man kann an die wechselnde Fesselung und

Entfesselung der Stoffe glauben, ohne darum das höhere Geistige des thierisch belebten Organismus in Zweifel zu ziehen.“ Sie halten diese Aeußerung für eine der Alterschwäche entflammte, und doch ist es ein Wort so recht zu seiner Zeit, das die volle Gedankenschärfe des hochbetagten Mannes bezeugt. Mit diesem Geschlechte von Naturforschern den ernstesten und würdigsten Kampf zu führen, sind recht eigentlich die Universitäten berufen, und sie können es nur aus den Kreisen, welche nicht die Erscheinungen und Geseze der Natur, sondern die Phänomenologie des Geistes, nach dem ganzen Reichtume seiner Entfaltung in dem geschichtlichen Leben der Völker, zu ihren Aufgaben gewählt haben.

Mächtiger als je, allgemeiner und ernster, heftiger und tiefgreifender sind jene seit Anbeginn der Geschichte der denkenden Wesen entwickelten Gegenstände—jene großen Fragen von der Nothwendigkeit und Freiheit, von der Selbstständigkeit der Seele, von Wissen und Glauben, von Materie und Geist in den Vordergrund der wissenschaftlichen Besprechungen getreten, und zwar diesmal viel mehr in Deutschland, als in England und Frankreich, welche im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert sich vorzugsweise in diesen Kämpfen bewegt haben.

Es ist eine ungeheure Kurzsichtigkeit gewöhnlicher Menschen und selbst mancher begabter und bedeutender Männer, in den kirchlichen und theologischen Bewegungen der Gegenwart nichts als ein leidiges Schulgezänke sehen zu wollen, und es ist wenig würdig, darüber zu lachen, zu spotten oder zu schimpfen, wie es in dem größten Theile der deutschen Tagespresse üblich ist. Diese Presse, welche meint, den wahren Geist der Nation zu repräsentiren und in dem Besitze des Horoskops für die künftige Gestaltung der deutschen Verhältnisse, ja der ganzen Welt zu seyn, hat keine Ahnung von dem, was von ihr, ungekannt und unbeachtet, in den Tiefen der Nation vorgeht; was die Herzen nicht der meisten, aber der ernstesten, opferfähigsten und beharrlichsten Männer bewegt; was, wie alles Große und Bedeutende, eine unscheinbare, weil zunächst in die Tiefe gerichtete, aber mächtige Keimkraft hat. Nicht alle, aber viele dieser Wurzeln sind auch in den Boden der deutschen Universitäten und gerade nicht immer der größten versenkt, aber freilich auch sonst an vielen einsamen und unscheinbaren Punkten verbreitet. Wenn einst diese Keime sich entfalten werden, dann wird man sich von dieser Thatsache überzeugen und wahrnehmen, daß die Erscheinungen, welche in jüngster Zeit zu Berlin und Heidelberg, zu Rostock und Erlangen, zu Halle und Jena, zu Gotha und München in sehr verschiedenem Ausdruck auf theologischem Gebiete zu Tage getreten sind und mehr oder weniger großes Aufsehen auch in der Tagespresse erregten, nur einige Gasexplosionen aus den Ventilen waren, die zu einer inneren, verborgenen vulkanischen Thätigkeit führen, in denen sich die brennenden Fragen vorbereiten und die ein anderes Centralfeuer haben, aus dem sie sich nähren, als das der materialistischen Naturwissenschaft, und ganz andere Kräfte, als die Jünger dieser letzteren in ihrer Selbstüberhebung sich einzubilden vermessen.

Wir wollen hier weder dem Pietismus, noch dem Nationalismus, noch einem auf die Spitze getriebenen Confessionalismus unsern Beifall geben, oder gar die Signatur der Zukunft verheißen. Aber eine Ermahnung mag hier an die ernstesten Zeitgenossen noch gerichtet werden, an diejenigen, welche den Werth der Universitäten weder über- noch unterschätzen, jedenfalls aber in denselben theure nationale Güter sehen, deren Umformung immer nur mit größter Besonnenheit behandelt werden soll. Darum sagen wir: seht in dem Nationalismus der Jenenser, dem gemäßigten Lutherthum der Erlanger, dem überstrengen der Rostocker, in der Unionstheologie der Hallenser, dem Melancthonianismus der Göttinger, der reformirten Richtung der Heidelberger, der speculativen Theologie der Tübinger, mit den Augen eines tiefer sehenden Forschers nicht eitles Gezänke bornirter Pfaffen, wie der flache, alles nivellirende Theil der Tagespresse, sondern Symptome—ihren einzelnen Erscheinungen nach bald erfreulich, bald unerfreulich—eines um den Kern ethischer Weltanschauung mächtig ringenden Geschlechts deutscher Forscher. Wie bedenklich vielen auch auf kirchlichem Boden die Richtung erscheinen mag, die ein Hallenser Theologe nach Gotha verpflanzt hat, sie hat kein frivoles Element, das einzige, das wir auf religiösem Boden vom Grunde aus verfolgen müssen; auch diese Richtung gehört in die Gegensätze, welche mit den Waffen des Geistes ausgekämpft werden müssen. Wie gefährlich nach der andern Seite die Repristinationsversuche erscheinen mögen, die kirchlichen Bekenntnisse des sechszehnten Jahrhunderts vollständig und nach allen Seiten wieder zur Geltung zu bringen, hier möge man am wenigsten Anstoß an den ernstesten Männern nehmen, welche sich in die Geschichte der Reformation mehr instinktmäßig als bewußt versenkt haben. Denn unter ihnen sind reichbegabte Naturen, Künstler wie Cornelius und Overbeck vergleichbar, die aus den unfruchtbaren Akademien und Modelhallen der Kunst ihrer Jugendzeit an die alten Bilder des Giotto, Fiesole und Orcagna herangetreten sind, aus deren formbeengten, aber geistigen Gestalten zuerst wieder den Sinn für eine lebendige Kunstentwicklung auffanden und sich von da zu freien Schöpfungen erhoben haben, in denen das Rechte auch wieder große und neue Formen gefunden hat.

Noch ist nicht das geringste Zeichen vorhanden, daß sich auch nur eine der zwanzig deutschen Hochschulen überlebt hätte. Oder wollte man—um es noch einmal zu wiederholen—etwa Kiel missen vom nationalen Standpunkte, oder Jena nach dem frischen Eindrucke seines letzten Jubiläums? Laßt unsere Hochschulen, wie sie sind, pflegt sie zu einer inneren Fortbildung jede nach dem Maaße ihrer Stellung und ihres Vermögens. Laßt sie mitringen in den großen innern Bewegungen und den angebrochenen mächtigen Kämpfen zwischen den Wissenschaften der Natur und des Geistes, deren jede ihre volle Berechtigung hat, vorausgesetzt, daß sie die andere acht.

Unser Volk aber ist (und in ihm sind es auch unsere Hochschulen) vor anderen Völkern berufen, eine Abklärung der geistigen Nahrung zu vermitteln, von welcher gewiß zum großen Theile die künftige Weltanschauung der gebildeten Völker, mithin das ganze Geschick der Menschheit abhängig ist.

Tischendorf's neue Auffindungen.

Dresden.—Professor Tischendorf hat von Kairo aus an den königlich sächsischen Cultusminister v. Falkenstein die Nachricht gelangen lassen, daß ihm auf seiner in kaiserlich russischem Auftrag unternommenen Reise ein wichtiger litterarischer Fund geworden. Die wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung enthält den Wortlaut des an den Minister gerichteten Schreibens. Es geht daraus hervor, daß Professor Tischendorf in einem der dortigen Klöster eine uralte griechische Bibelhandschrift aufgefunden hat, die nicht nur mit dem berühmten Codex Vaticanus, den neuerlichst Angelo Mai veröffentlicht hat, als völlig ebenbürtig rivalisirt, sondern ihn sogar durch mehrere Eigenschaften an Wichtigkeit für die christliche Wissenschaft noch übertrifft. Tischendorf setzt die Handschrift zuversichtlich in's vierte Jahrhundert. Sie besteht aus 346 sehr großen feinen Pergamentblättern, ist auf jedem einzelnen Blatt in vier Textcolumnen geschrieben und größtentheils trefflich erhalten. Nur die zahlreichen alten Correcturen bieten besondere Schwierigkeiten dar. Außer sehr beträchtlichen Theilen des alten Testaments, z. B. dem größten Theile der großen und kleinen Propheten, dem Psalter, dem Buch Hiob, Jesus Sirach, der Weisheit Salomo's, und anderen sogenannten alttestamentlichen Apokryphen, oder vielmehr Hagiographen, enthält die Handschrift das ganze neue Testament, ohne daß ihr ein einziges Blättchen fehlt. Hierauf legt Tischendorf das größte Gewicht, indem er anführt, daß keine einzige der vom vierten bis zum neunten Jahrhundert verfaßten und auf unsere Zeit gekommenen Bibelhandschriften, weder der Codex Vaticanus zu Rom, noch der Codex Alexandrinus zu London, den vollständigen Text des neuen Testaments enthält. Von ganz besonderem Belang ist hiebei die Offenbarung Johannis, die im vaticanischen Codex gänzlich fehlt, und nur durch drei alte Handschriften, den Codex Alexandrinus, den sehr lückenhaften Codex Ephraemi zu Paris und eine vaticanische Handschrift aus dem achten Jahrhundert den gelehrten Kritikern dargeboten ist. Tischendorf weist der jetzt aufgefundenen Handschrift unbedingt den ersten Rang an unter allen Autoritäten für den Originaltext des neuen Testaments. Zu diesem so kostbaren Inhalt der Handschrift kommen aber auch noch zwei andere Bestandtheile, deren Auffindung gar wohl allein hinreichen würde, die neue Reise zu einer erfolgreichen zu machen. Diese zwei anderen Bestandtheile sind nämlich denjenigen Schriften angehörig, welche die Kirche der ersten Jahrhunderte sehr geneigt war, in den Kanon, in die Zahl ihrer heiligen Schriften, aufzunehmen. Eben deshalb hat sie auch der Schreiber der uralten Handschrift an den Schluß der Apokalypse angereiht. Die eine dieser wenigen Schriften ist der Lehrbrief des Barnabas, d. h. jenes Freundes und Begleiters des Apostels Paulus, dem das betreffende Schriftstück von Männern, wie Clemens Alexandrinus, entschieden zugeschrieben wird. Sollte

diese Annahme auch ein Irrthum seyn, so kann doch kein Zweifel darüber seyn, daß der Brief schon um's Ende des ersten christlichen Jahrhunderts verfaßt sey. Diesen Brief nun, bisher nur aus neueren griechischen Handschriften, denen sämmtlich die ersten fünf Capitel fehlen, und aus einer alten oft unverständlichen corrupten lateinischen Uebersetzung geschöpft, hat Tischendorf gleichfalls in der Handschrift des vierten Jahrhunderts vollständig aufgefunden. Und desgleichen in einem Hest von 52 Textcolumnen den ersten Theil von der neuerdings vielgenannten, aus dem zweiten Jahrhundert stammenden apokalyptischen Schrift, dem Hirten des Hermas. Dieser Fund ist auch deshalb von besonderer Bedeutung, weil sich nach ihm das Urtheil über den von Simonides nach Leipzig theils in seiner eigenen auf dem Athos gemachten Abschrift, theils auf drei Papierblättern aus dem fünfzehnten oder vierzehnten Jahrhundert gebrachten griechischen Text feststellt. Tischendorf schreibt darüber: „Ich freue mich, mittheilen zu können, daß der Leipziger Text nicht aus mittelalterlichen Studien, sondern aus dem alten Originaltext hergestossen ist. Meine entgegen-gesetzte frühere Behauptung hat sich aber insofern bewährt, als der Leipziger Text an vielen Corruptionen, und auch an solchen leidet, die ohne Zweifel aus mittelalterlicher Benützung des lateinischen Textes stammen.“ Zuletzt sagt Tischendorf in seinem Schreiben: im Vertrauen auf die dem Unternehmen zugewandte hohe Gunst des Kaisers glaube er schon jetzt der gelehrten Welt die baldigste und des Objects würdigste Veröffentlichung der Handschrift nach seiner eigenhändigen „veinlich genauen und sorgsam revidirten Abschrift von den sämmtlichen 132,000 Columnenzeilen“ in Aussicht stellen zu dürfen. „Die vaticanische Handschrift kannte man seit drei Jahrhunderten, bevor vielgehegten Wünschen durch ihre Herausgabe genügt wurde. Vielleicht bedarf's statt jener Jahrhunderte nur eben so vieler Jahre, um die christliche Litteratur mit der jetzt aufgefundenen, einer ihrer kostbarsten Urkunden, zu bereichern.“ (Mugab. Allg. Ztg.)

Bücherschau.

Dr. Philipp Nicolai's Leben und Lieder. Nach den Quellen von C. Curge. Halle 1859.

Hand in Hand mit den deutschen hymnologischen Forschungen der Gegenwart gehen die Biographien der bedeutendsten Liederdichter. Sie tragen viel dazu bei, uns die Zeiten, in denen diese Helben des Gesanges ihre Gaben dem Heiligthum der Kirche und dem Dienst der Gemeinde weihen, besser verstehen zu lassen, sie ergänzen uns die kirchengeschichtlichen Arbeiten und gewähren höchst bedeutsame Blicke namentlich in die Kulturzustände und den religiösen Geist der Zeiten. So ist uns auch diese Arbeit über Philipp Nicolai willkommen. Sie ist zwar etwas trocken gehalten, was doch trotz der vom Verfasser angestrebten Gründlichkeit nicht gerade nothwendig gewesen wäre und man erwartet vom Biographen

doch etwas mehr als bloße Excerpte aus litterarischen Quellen. Freilich war auch Philipp Nicolai in die unerquicklichen theologischen Streitigkeiten jener Zeit tief verflochten, aber sein Lutherthum war doch bei ihm keineswegs nur ein dogmatisches Stiefenpferd, sondern eine Hergenssache und verbunden mit einem zarten Mysticismus, den man einem Liede „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ recht wohl abfühlt und der ebenso kräftig aus der schönen, erbaulichen Schrift Nicolai's, dem „Freudenspiegel des ewigen Lebens“ uns entgegentritt. Noch sey erwähnt, daß Curge—und auf sehr starke Gründe hin—die Ansicht ausspricht, daß jener herrliche Kirchengesang „Wie schön leuchtet—“ nicht, wie man meistens annimmt, Uebersetzung eines Liedes weltlicher Liebe sey, sondern daß vielmehr das letztere dem geistlichen Liede nachgebildet sey.

Kirchenchronik.

Nordamerika.—Pastor H. W. Beecher denkt, es wäre sehr schön, wenn auf den Kanzeln unserer Kirche frische Blumen beim Gottesdienst ständen. Die Römischen schmücken längst auf diese Weise ihre Altäre und Kirchen.

Pastor Bellows, der im vorigen Jahre die Theate in Schutz nahm, ist jetzt mit dem Plane herausgerückt, eine allgemeine christliche Kirche auf breiterster Bekenntnissbasis zu gründen. Er wünscht auch einen großen Reichthum schöner Formen des Gottesdienstes einzuführen, ohne das protestantische Bekenntniß wesentlich zu ändern. Der Mann lebt in New York und ist ein Unitarier.

Im Church Journal wird aus einem Artikel im Protestant Episcopal Quarterly Review über die Uebersetzung des Prayer Book in's Deutsche unter Anderem auch Folgendes betreffend die Missionsarbeit unter den Deutschen gesagt: „Die Missionsarbeit unter den Deutschen ist verketet mit großen und zahllosen Schwierigkeiten. Sollten wir es nicht als Pflicht erkennen, denen, welche zu diesem schweren Werke beordert sind, ihre Mühe möglichst leicht zu machen? Ist es nicht genug, daß sie einen bei andern Nationen gar nicht anzutreffenden Grad von Gleichgültigkeit oder vielmehr Widerwillen gegen das Christenthum bekämpfen sollen? Heben wir noch folgende Thatsachen hervor. Die Deutschen sind förmlich stolz darauf, daß ihrer fünf oder sechs Millionen in diesem Lande sich finden. Sie haben unter sich als Mittel zur Erhaltung ihrer besondern Nationalität mehr als zweihundert deutsche Journale und Zeitungen. Sie unterhalten viele Privat- und Parochialschulen. Sie haben unter sich öffentliche und geheime Verbindungen, welche dienen, deutsches Gefühl rege zu halten und die Amerikanisirung zu verhindern. Man muß es als Glied der Kirche betrauern, daß Irreligiosität und gemeine Sinnlichkeit als deutsche Eigenthümlichkeiten gelten; daß die meisten ihrer öffentlichen Blätter von Juden oder Ungläubigen redigirt werden und daß diese so wie manche geheimen Verbindungen ausdrücklich darauf ausgehen, das Christenthum zu untergraben; daß die meisten ihrer Privatschulen den Religionsunterricht grundsätzlich ausschließen und daß durch den Einfluß der unter ihnen circulirenden religiösen Blätter die geringe Zahl der Gläubigen unter ihnen fortwährend aufgefördert wird, ihren vaterländischen Nationalismus festzuhalten, und daß man sie warnt vor amerikanischen Secten u. s. f.—Die Kirche hat Missionen unter den Afrikanern und Chinesen. Sie sollte die Masse der Heiden vor ihren eigenen Thoren übersehen?“

Von Seiten der bischöflichen Methodisten hören wir, daß das Werk unter den Deutschen einen überaus günstigen Fortgang hat und daß man es bereits als nothwendig erkennt, einen Generalagenten zur allgemeinen Leitung dieses ausgedehnten Arbeitsfeldes anzustellen.

Irland.—Man hört, daß im Norden Irland's eine Periode ausgebreiteter religiöser Erweckung eingetreten, ähnlich dem, was wir vor Kurzem in Amerika erlebten. Die Sache nahm ihren Anfang durch eine Beisund einiger frommer junger Männer. Bald wurden Gebetsversammlungen beinahe in allen Städten und Dörfern gehalten und der Einfluß dieses neuerwachten geistlichen Lebens sey überall auf höchst erfreuliche Weise zu verspüren. Namentlich finden auch Versammlungen unter freiem Himmel statt, die oft von Tausenden besucht werden. Es sollen aber viel mehr Symptome gewaltfamer Aufregung bei diesen Erweckungen wahrgenommen werden, als dies in Amerika der Fall war.

Badische Rheingränge.—Unter dieser Ueberschrift finden wir in der Prot. R.-Ztg. vom 23. Juli folgende Mittheilung. „Für heute gestatten Sie mir nur einige Blicke über den Rhein, wo die politische Regung in jeden Verfehr dringt. Manche Verbindung mit Frankreich ist bereits unterbrochen, mindestens gefährdet, und was die nächste Zukunft bringt, wissen wir nicht. Hinter wissenschaftlichen und künstlerischen Beziehungen treiben oft egoistische Privatwede, reiner vielleicht ist der religiöse und kirchliche Verfehr zwischen beiden Rheinufern. Jemehr sich der katholische Clerus an Rom gehängt hat, um so übereinstimmender ist sein dormaliges Auftreten. Wenn Professor Alban Stolz in Freiburg ein in vielen Tausend Exemplaren verbreitetes Flugblatt „der Kreuzzug wider den Wältschen,“ also direct gegen die Person des Kaisers, in die Welt hat fliegen lassen, so möchte unter dem römehnden Clerus im Elsaß, in Lothringen und weiter nach dem Süden zu, der Kreuzzug gegen die in Napoleon fleischgewordene Revolution das Lösungswort eines großen Theils der Geistlichkeit geworden seyn. Das scheint denn auch die französische Regierung zu wissen. Denn nicht wenige Geistliche haben sich durch ihre lebhaften Aeußerungen compromittirt, und, wenn auch die Sache mit der in Frankreich jetzt in allen Polizeimaafregeln herrschenden Stille abgemacht wird, so verlautet doch viel von aufgefängenen Briefen des Erzbischofs von Nanzig und von Arrestationen bloßgestellter Geistlichen. Umgekehrt hofft ein Theil der Protestanten viel von dem Kriege in Italien für eine Lähmung der päpstlichen Macht, beziehungsweise für eine größere kirchliche Freiheit im Innern Frankreich's. About's Schrift la question Romaine wurde zwar verboten, doch erst, als eine Menge Exemplare abgesetzt waren. Diese Lectüre hat eine gewaltige Wirkung hervorgerufen. Man verspricht sich daher wohl Reformen im Kirchenstaat, aber schwerlich recht durchgreifende. Möglich wäre sogar, daß nach der Beendigung dieser Angelegenheit dem katholischen Clerus Frankreich's Zugeständnisse zu Ungunsten der Protestanten gemacht würden und daß diese Zugeständnisse mit weiter gehenden Combinationen in Verbindung träten. Allgemein ist der Glaube unter den Protestanten Frankreich's verbreitet, daß jenes Decret, welches die Erlaubniß zur Gründung neuer protestantischen Gemeinden vom Staatsrath abhängig machte, in den wohlwollendsten Absichten von dem Kaiser selbst gegeben worden sey. In der That scheinen die Protestanten vom Staatsrath eine größere Unparteilichkeit als von den Präfecten erwartet zu haben. Einzelne Autorisationen wurden bis jetzt verweigert, während andere, früherhin bedeutenden Verationen unterworfenene neue, aus Convertiten bestehende Gemeinden, ungeführt fortbauern. Es werden durchschnittlich alle Jahr 6—8 neue evangelische Gemeinden in Frankreich gegründet und Kirchen mit reichlichen Subventionen der Regierung erbaut. Dennoch, während in Paris die Anzahl der Protestanten bedeutend wächst, möchte in manchen Landgemeinden eine bedeutende Verminderung durch Fortziehen der ihr Glück in den größeren Städten suchenden jungen Leute entstanden seyn. In den größeren Städten fehlt es an Theologen und Predigern. Auch sind dort die protestantischen Schulen dadurch überfüllt, daß viele katholische Eltern

sie den katholischen Schulen vorziehen. Am meisten sollen die Geistlichen in Algier fehlen, wo aus Mangel einer nöthigen Erbauung die Eltern der niedrigsten Classe ihre Kinder der sie reichlicher bedenkenden katholischen Kirche zuführen. Die wenigen dort fungirenden protestantischen Geistlichen stehen bei den Behörden, besonders bei den Militärbehörden in großem Ansehen. Mehr als an Geistlichen mangelt es in Afrika an Schulen, um welche sich überall in Frankreich, noch mehr als um die Kirchen, die Protestanten zu sammeln pflegen. Leider wird unter den jetzigen Zeitumständen jenem Mangel nicht abgeholfen werden können, da die anderweitigen Opfer, die der Krieg erheischt, die Ausgaben für kirchliche Zwecke zu schmälern scheinen. Gerade wie bei uns in Baden. Noch wurde ich auf ein merkwürdiges Buch, habe ich den Namen recht behalten, von Pécaut, das unter dem Titel *le Christ et la conscience* herausgekommen ist, aufmerksam gemacht. Da es mit Lebhaftigkeit von einem jungen Geistlichen geschrieben und in den Resultaten an Strauß' Leben Jesu erinnern soll, so wird es drüben in Frankreich nicht verfehlen, großes Aufsehen zu machen und eine bittere Polemik hervorzurufen. In wie weit es geeignet seyn wird, dem starren Dogmatismus mit Erfolg entgegenzutreten oder umgekehrt eine wissenschaftliche Behandlung zu verdächtigen, kann ich nach der oberflächlichen mündlichen Mittheilung über das Buch nicht sagen. Indessen steht fest, daß ein „Zusammenplagen der Geister“ bevorsteht, und daß kein Krieg, wie sehr er immer das Interesse der Völker beanspruche, diese religiösen Discussionen gänzlich abschneiden wird. Der Protestantismus schreitet schon seit dem Erscheinen der Pietisten immer auf dem Wege der Individualisirung, die in seinem Wesen und in seinen Geschichten begründet ist, voran. Ein Kirchenzwang, wie er bis zu einer lächerlichen Ohnmacht neuerdings im Schooße des Protestantismus versucht worden, kann mit dem Princip freier Forschung nicht übereinstimmen. Welcherlei Oscillationen immerhin unser Kirchenleben ausgekostet sey, ein sichtbarer Fortschritt zu Gunsten der individuellen freien Entwicklung zeigt sich selbst in den eifrigsten Vertretern der katholischen Partei.“

Oestreich.—Die Oestreichische Ztg. urtheilt von ihrem Standpunkt über die bekannte Napoleonische Idee vom Ehrenpräsidium des Papstes bei der italienischen Staatenconföderation also: „Wir haben stets daran gezweifelt, ob der Papst den Vorzug annehmen, ob er in die Conföderation treten werde; man liest jetzt, daß er diesen Ehrenposten ablehne und wir begreifen wohl, daß er dazu hinreichende Gründe habe. Der Papst muß, um unabhängiges Haupt der katholischen Kirche zu seyn, auch souverain seyn; aber er verlöre diese selbe Unabhängigkeit, wenn er das Haupt einer Macht wäre, die über eine große Armee gebietet. Er muß in den Welthändeln neutral seyn, darf nicht durch die Gewalt der Verhältnisse und der Politik in den Strudel der Zerrwürfnisse hineingezogen werden. Würde Rom neben dem Hirtenstab noch ein gutes Schwert schwingen, hätte der Souverain von Rom einige Hunderttausende Bayonette zu Gebote, so würde dadurch nicht bloß der Bestand der protestantischen Staaten, sondern auch die Unabhängigkeit aller katholischen Länder in Gefahr schweben, und der römischen Kirche würden eine Unzahl Feinde erscheinen, die sie Alle auf Tod und Leben bekämpfen würden. Der Papst als faktischer Leiter eines Bundes von 25 Millionen Menschen ist von Gefahr für das europäische Gleichgewicht und die Ruhe der Kirche; der Papst, als Schattenpräsident, der nur als Strohmann die Handlungen Anderer mit seinem erhabenen Namen decken und ihre Anordnungen unterschreiben soll, ist in seiner hohen Würde verletzt, in seinem erhabenen Amte gebrüht, in seiner Stellung unhaltbar. Es wäre damit außerkirchlichen Gewalten das Recht eingeräumt, die Kirche zu ihren Zwecken zu mißbrauchen, ja ihnen die Möglichkeit gegeben, sie dazu moralisch zu nöthigen. In Rom, wo der seine politische Takt niemals schelte, muß man nicht bloß diese Bedenken wohl fühlen, sondern auch in Erwägung ziehen, daß damit die ganze weltliche Herrschaft des Papstes in Frage gestellt ist. Leicht wäre es dann bei irgend einem Anlasse möglich, dem kirchlichen Oberhirten, der unparteiisch bleiben will, unter irgend einem Vorwande die weltliche Macht zu sequestriren, und an Lust dazu wird es Seitens Sardinien's nie fehlen.“

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

October 1859.

No. 10.

Die Sonntagsfrage.

(Schluß.)

Treten wir der Frage über die Sabbathfeier überhaupt näher, so handelt es sich vor Allem um das Tribunal der Entscheidung.

Wir wissen, daß vom Standpunkt amerikanisch-protestantischer Frömmigkeit und Theologie aus hierüber keine Zweifel obwalten können. Die puritanische Tradition besteht hier auch in diesem Punkte zu vollem Rechte und sie hält fest, daß das alttestamentliche Gesetz auch in dieser Hinsicht für uns Christen seine volle Geltung habe. Wir müssen anerkennen, daß allerdings auch der Puritanismus diesem Princip nicht buchstäblich treu blieb, indem er der kirchlichen Tradition hierin folgte und statt des alttestamentlichen Sabbath den Sonntag als den Tag des Herrn stehen ließ. Indessen ist dies eine Freiheit, für welche sich gerade die neutestamentlichen paulinischen Stellen über den Sabbath, die man so gerne gegen den Grundsatz einer strikten Feier des heil. Tages benützt, anführen lassen. Diese Stellen bekämpfen eine abergläubische, zu eitler Werkgerechtigkeit in jüdischer Weise dienende Feier gewisser Tage, aber gar nicht die rechte und auch strikte Feier im Geiste und in der Wahrheit. Röm. 14, 5. 6. Gal. 4, 10. Col. 2, 16. Nur im Punkte des Tages ist somit die puritanische Auffassung dem Buchstaben des alttestamentlichen Gesetzes nicht gerecht geworden. Daß sie sich damit so wenig als mit der strikten Observanz des Sonntags im Widerspruche mit dem Neuen Testamente befinde, dagegen fehlen die Beweise. Wir fragen, ob es denen, die sich so gern auf die evangelische Freiheit gegen die ernste Sonntagsfeier berufen, überhaupt um einen geistlichen Sonntag zu thun ist? Daß schon die älteste Christenheit den Sabbath für die Feier fallen lassen konnte und dafür den Sonntag wählte, ist uns Zeugniß genug, zu erkennen, wie sehr sie sich des Unterschiedes des alttestamentlichen und des neutestamentlichen Standpunktes in diesem Stücke bewußt war. Ganz richtig sagt man vom freieren evangelischen Standpunkte aus, es kommt auf den Geist des Gesetzes an und darum ist es gleichgültig, ob man den Samstag oder den Sonntag feiert, sey es nur ein Tag aus sieben.

Niemand denkt also, wir wünschen mit einer kleinen Fraction der Christenheit den Samstag als Sabbath zu restituiren. Nein, die Kirche hat entschieden in ihren uralten Tagen, und die der Tradition sonst so erzehrenden Puritaner sind selbst in diesem Stücke der kirchlichen Tradition gefolgt und haben wohl daran gethan. Wenn sie aber in Beziehung auf ihre stricte Sonntagsheiligung nicht der Tradition folgten, so haben sie wieder daran wohl gethan. Denn Nichts kann ihnen mehr zur Ehre gereichen, als daß sie mit der fleischlichen Sonntagsfeier, wie sie die römische Kirche duldet und wie sie sich von ihr forterbt in andere Gebiete, selbst der protestantischen Kirche, entschieden gebrochen haben. Darin liegt eben das Bedeutungsvolle der Sache.

Fragen wir also nach dem Tribunal, welches entschieden hat, so können wir sagen, es war ein mächtiger, ernster, gottesfürchtiger Geist, dem das Gesetz des Höchsten eine schlagende Realität war. Diese Leute wollten wahrhaft Gott dienen und darum sollte der Sonntag ein Tag der Ruhe und Stille, ein Tag des Aufhörens weltlicher Mühe und fleischlicher Lüste seyn, ein Tag der Sammlung, der Buße, des Gebetes, des Vernehmens des Willens und Rathes Gottes, ein Tag dem Heil der unsterblichen Seele vor andern gewidmet, ein Tag des Gerichtes durch Wort und Geist zum Leben, das vom ewigen Gericht hilft. Es mag auf dem Standpunkte Derer, die sonst überall die Tradition verwarfen und auf den stricten Bibelsbuchstaben zurückgingen, eine Anomalie bleiben, daß sie den Sonntag statt des Sabbath's stehen ließen. Aber daß das Gebot der Feier je eines heiligen Tages aus sieben unter den zehn ewigen, allgemein geltenden Sittengeboten sich findet, das war ihnen genug, um den von der Christenheit recipirten Sonntag im Gehorsam gegen göttlichen Befehl mit strenger Feier zu halten.

In dieser Auffassung des Sabbath's lag und liegt ein sittlicher Ernst, ein religiöses Feuer, in dem die Schlacken der irdischen Lust und Bequemlichkeitsliebe sich verzehren konnten. Es lag ein Ernstmachen mit dem Factum göttlicher Offenbarung und ihrer Requisition an den Menschen darin, darunter sich eine gewaltige Kraft, groß zur Selbstverleugnung und Selbstbeschränkung wie zur That und Ueberwindung aller Schwierigkeiten des Lebens barg. Von da aus ging der Impuls zur Größe unseres Landes, und daß wir weiter schritten oder schreiten werden, ist seine Nachwirkung.

Wenn doch die Leute, die so bald bereit sind, Frömmigkeit und ernste Gottesfurcht zum Spott zu machen und so bald über Fanatismus klagen oder Heuchelei wittern, sich auch herbeilassen wollten, vorerst genauer zu prüfen und zu fragen, ob sie der Welt je zu Segen werden mögen, wie jene ernsten Gestalten mit dem verleugnenden Sinne, mit dem Eifer um die Ehre Zebaoth's, mit ihrer weltbestiegenden, thatbestiegelten Glaubenskraft. Wir unsers Theils geben gern ein Duzend und viel mehr von unsern blasirten, ästhetisirenden, renom-mirenden Freiheitswindbeutel gegen Einen von den alten puritanischen Kraftmännern, die freilich vom modernen Blatthobel verschont geblieben sind, aber die durch und durch hartes, zähes Holz sind, daran kein Wurm nagt.

Also aus jenem ernsten, tiefstittlichen, religiös bis zum Fanatismus erregten Geiste ging die puritanische Sonntagsfeier hervor. Dort ist ihr Quell. Jener Geist fand sich getragen vom Machtwort des Gottesgesetzes und schloß sich ihm an. Er konnte sich allerdings im Wesentlichen mit ihm völlig einverstanden ansehen und er griff durch, wo es auch hierin galt, zur Ehre Gottes böse Sitte abzuthun und Gutes zur Geltung zu bringen.*

Man nennt gerne diese Feier unevangelisch. Man klagt, daß sie der christlichen Freiheit widerstreite. Man beruft sich gar gerne, wo es bequem fällt, auf diese Freiheit. Viel weniger gerne, wo es oft sehr unbequem ist, auf die christliche Pflicht. Allein wir wüßten in der That nicht, was man gerade vom Standpunkte evangelischer und christlicher Freiheit aus gegen eine strictere Sonntagsfeier sagen kann. Gerade eine Sache der Freiheit ist es ja, strict zu feiern, weil man so feiern will. Zugegeben, daß man aus dem Halten des Buchstabens, aus der stricten Form, aus dem äußerlichen Verhalten zu viel machen, das Innere vergessen kann, wo ist dann eine Bürgschaft, daß das Innere, die wahre geistige Feier kommt oder kommen muß, wo man die strictere Form des Sabbathhaltens verwirft? Um was ist es denn Denen zu thun, die die gesetzlichen Schranken des Sabbath's niederreißen wollen?

Es sind auch in diesem Streite über den Sonntag und die Sonntagsgesetze, der jetzt die Geister bewegt, die Worte großer Richter der Kirche hervorgezogen worden, namentlich auch auf die Reformatoren hat man sich bezogen, um durch sie unsere strictere Haltung und die Gesetze des Sonntags bestreiten zu lassen.

Das ist ein völlig vergebliches Bemühen. Die Reformatoren sind darin einig, daß allerdings der sehr irren würde, der dächte, es ist genug, am Sonntag Gott zu dienen mit äußerlichen Werken, oder der etwa durch ein äußerliches Halten der Sonntage oder Festtage oder ein äußerliches Mitmachen irgend gottesdienstlicher Handlungen irgend ein Verdienst in Gottes Augen meint gewinnen zu können. Aber sie sind auch darin ganz einig und haben es namentlich durch ihre eigene Praxis bestätigt, daß der Sonntag soll heilig gehalten werden, und ebenso sind sie darin einig, daß man an ihm Gottes Wort lesen und lernen, die Predigt hören, kurz Alles thun soll, was meine und meines Nebenmenschen Erbauung fördern kann. Es bedarf sehr wenig Einsicht, daß wenn der Sonntag dazu dienen soll, so muß auch Alles an ihm damit möglichst in Einklang gebracht werden, ja, es erscheint sogar als nothwendig, daß eine heilsame Disciplin Alles fern halte, was Zerstreuung fördern, die Seelen um den nöthigen Ernst bringen, kurz was dem hohen bedeutungsvollen Zweck des heiligen Tages hindernd oder störend in den Weg treten könnte.

* Als das Schiff Mayflower im Jahre 1620 nach einer Reise von drei Monaten mit den Pilgrimfathers in Plymouth im December anlandete, da waren die 102 Colonisten, Männer, Weiber und Kinder, noch ohne irgend ein Obdach am Lande und mußten in größter Eile Hütten errichten. Dennoch wurde gleich der erste Sonntag in stricter Feier gehalten.

Ueberhaupt glauben wir sagen zu müssen, daß eine strictere Sonntagsfeier in der Consequenz positiver protestantischer Principien liegt, trotz aller evangelischen Freiheit. Der Protestantismus legt allerdings auf äußerliche Form und äußerliches frommes Werk keinen Werth. Aber er verlangt um so mehr das Innere, den rechten Geist, That und Wahrheit. So in der Sonntagsheiligung. Wir sollen nicht etwa ein Hochamt mitmachen, etliche Ave Maria's, Pater noster und dergleichen herbeten, dem Priester eine Beichtformel vorsagen, uns absolviren lassen, mit Weihwasser bestreiken oder bekreuzen. Diese Dinge kann man sehr leicht abmachen und die Geistesarbeit dabei ist nicht groß. Damit begnügen wir uns nicht. Wir fordern ernste Einfuhr in uns selbst, Sammlung des Gemüthes, Prüfung des eigenen Ich, Beugung im Geständniß unserer Sündhaftigkeit, dankbares, von geistlicher Freude getragenes Aufnehmen des evangelischen Trostes, ein ernstes Aufmerken auf Wort und Predigt, eine persönliche, nur durch Meditation zu erzielende nachhaltige Application des Vernommenen, kurz lauter Dinge, zusammen mit vielem Andern ganz geeignet, den Menschen ernst zu stimmen, von der Welt und ihrer Arbeit und Eitelkeit abzuziehen, sein Leben nicht auswärts auf die Oberfläche zu werfen, sondern vielmehr es zu vertiefen. Dazu eben dient eine strictere Sonntagsfeier viel besser als eine laxere.

Man wird sagen, daß diese Sammlung, Vertiefung und Erhebung des Geistes nicht komme mit der äußeren Form oder Geseßlichkeit. Wir wissen das. Wird sie etwa kommen, wenn man den Zaun niederreißt, dem Weltgeist alle Mauern öffnet, dem Leichtsinn jede Schranke nimmt, den fleischlichen Gelüsten jeden Reiz oder jede Gelegenheit bietet? Es wird gerade dazu ein großer Schritt gethan werden, wenn man unsere noch bestehenden Sonntagsgesetze vollends stürzt. Wir wissen uns von aller fanatischen Engherzigkeit frei, aber das ist uns auch gewiß, daß selbst für die, welche Sabbath noch nicht recht zu feiern wissen, die „Perle der Tage“ noch nicht schätzen, eine disciplinarische Maaßregel des Tages nicht minder nöthig als segensreich ist. Man muß namentlich mit Beziehung auf unsere amerikanischen Verhältnisse erkennen, wie bedeutungsvoll es ist, daß wir unsere Sonntagsgesetze haben. Redet nicht von den Gesezen als etwas vielleicht Euch zum Aergern vom Papier des Statutenbuchs geduldig Getragenem. Vergesst nicht, das Volk, dies freieste Volk unter dem Himmel, hat sie gemacht, hat sie sich selbst auferlegt. Kein Volk ist thätiger, rastloser, aber gerade ihm erschien der Ruhetag heilsam und nöthig. Kein Volk ist mehr sein selbst Herr, aber gerade dies Volk weiß sich in der Freiheit selbst zu beschränken. Das ist das Geheimniß seines Fortschritts und seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Kein Volk ist weltkluger, das saget ihr ihm selbst nach, und dies Volk hält an seinem Sabbath fest, der euch Weltkinder nun solche Thorheit, und euch Aufgeklärten ein solches Aergerniß ist. Saget nicht, daß es eben die Geseze sind, die da noch stehen und einen Rest entschundener, finsterner Zeiten bilden. Nein, die Geseze sind Nichts, namentlich in Amerika Nichts, wenn sie nicht dem Geiste des Volkes correspondiren. Der trägt

und hält sie heute noch, mit ihm stehen und fallen sie, ja, mit ihm steht und fällt noch Vieles, mit ihm der sociale Bau der Neuen Welt, die nur an diesem Geiste einen Strebefeiler gegen so viel Verderbliches und Zerstörendes erkennt, das sie von innen benagt, von außen in Wogen bestürmt.

Gegenüber den Angriffen, welche unsere gesetzliche Sonntagsordnung demalen erleiden muß, können wir nur einfach die der Praxis des Lebens angehörende Frage erheben: Wem schaden denn unsere Sonntagsgesetze? Gewiß wenn man die Schädlichkeit einer bestehenden Sitte oder Verordnung anerkennen muß, dann wird es Pflicht, sie abzuschaffen und kein Alter, kein Herkommen, kein Vorurtheil soll sie gegen das Loos des Verschwindens bewahren. Zugegeben, daß sie Vielen beengend und drückend erscheinen, so ist das ebenfalls kein Grund sie abzuschaffen. Es ist die Natur aller Geseze, daß sie eine nach Umständen sehr unwillkommene Schranke bilden. Allein gerade darin liegt ihre Bedeutung und ihr Segen, und sie werden eben dadurch selbst denen am meisten heilsam, die sich durch sie mehr oder weniger beengt finden.

Allein daß unsere Sonntagsgesetze und unsere strictere Sonntagsfeier schädlich seyn sollen, eben davon hat uns noch Niemand überzeugen können. Wir wissen recht wohl, daß namentlich in unseren großen Städten sich eine Classe der Bewohner bitter beschwert, daß durch diese bestehenden Geseze ihrem Gewerbe ein sehr bedeutender Nachtheil erwachse. Wir glauben, daß die Beschwerden dieser Classe gegründet sind. Allein das Wohl eines Gemeinwesens kann nicht um des pecuniären Vortheils einer einzelnen Classe willen preisgegeben werden. Es möchten viele andere Gewerbe kommen und dieselben Klagen vorbringen; ja es ist kaum ein Gesez zu erlassen, das nicht für diesen oder jenen Theil der Bevölkerung einen gewissen Nachtheil mit sich brächte.

Indessen kommt besonders für unsere großen Städte ein Punkt in Betracht, der auch von Seiten Vieler, die sonst sehr zu Gunsten der strengen Sabbathfeier sind, mehr und mehr gewürdigt wird. Der Sonntag hat unleugbar die doppelte Seite der religiösen Feier und der leiblichen Erholung und Ruhe. Beides in geeigneter Weise zu verbinden, ist das rechte Halten des Tages. Nun haben wir eine große Anzahl von Mitbürgern, denen die Erholung und Ruhe des Sonntags allerdings nicht besonders Noth thut, denn sie arbeiten sich die Woche über nicht eben müde. Sie mögen auch ihre Sorgen haben, aber nebenher genießen sie viele Annehmlichkeiten des Lebens und sie treten in den Sonntag nicht ein mit jenem Bedürfniß der leiblichen Erholung und des Ausruhens. Die allgemeine Stille des Tages wirkt an sich wohlthätig auf sie ein und die Beschäftigung mit Gedanken, die etwa einem ganz anderen Ideenkreis angehören, als der ist, womit sie sich die Woche über abgeben, wirkt stimulierend auf sie ein und ohne sonst Genuß oder Erholung zu suchen, finden sie sich wohlthunend angeregt und befriedigt. Sie gehen mit Interesse in die Kirche, die Predigt zieht sie in einen bestimmten Gedanktenkreis hinein, der nach irgend einer Seite hin ihren Reiz bietet, und zu Hause ist es vielleicht besonders eine Lectüre, die ihnen die Stunden verflüßt, oder sie sind mehr theilhaftig an diesem

oder jenem Zweige des Gemeindeflebens, an Sonntagschulen, Bibelclassen und dergleichen mehr, kurz der Sonntag steht da im auffallendsten Contrast der Form, gewiß sehr oft auch des Inhaltes gegen andere Tage und sie empfinden den heilsamen Einfluß dieses Verhältnisses.

Aber daneben steht in unseren großen Städten eine andere Classe und zwar bei weitem die zahlreichste, die bringt ihre Tage unter wesentlich verschiedenen Lebensbedingungen hin. Das sind die Arbeiter, die vom Montag bis Samstag Kopf und Hand und Arm und Fuß anwenden, um für sich und die Ihrigen von Woche zu Woche zu sorgen. Sie wohnen zu Tausenden und Zehntausenden um uns her in ihren Courts und Alleys oder sie sind oft zu suchen Mann, Weib und Kinder vielleicht in Eine Stube zusammengebrängt, vielleicht in einem Dachraum oder gar im Erdgeschoß—da bringen sie ihre Tage hin. Wohl und gut, wenn der Mann Arbeit hat und—um seinen Lohn nicht betrogen wird; wohl und gut, wenn keine Krankheit eintritt, keine Theuerung der Lebensmittel, kein money-panic, keine Störung der industriellen Unternehmungen. Für diese Leute kommt auch ein Tag, den man Sonntag heißt. Vielleicht sie ruhen auch. Aber was bietet er ihnen? Doch nicht, was ihr Reichen im Luxus eurer Häuser, ja selbst eurer Gotteshäuser genießt. Es ist Nichts leichter, als von diesen Tausenden und Zehntausenden der Geplagten fordern, sie sollen Sonntag halten wie ihr, sollen sich der Ruhe ergeben, fleißig die Kirche besuchen, sich stille halten, gute Bücher lesen und so fort. Aber es ist unbillig, den mächtigen Unterschied der Lebensstellung, der Umstände, selbst der ganzen intellectuellen und conventionellen Bildung zu vergessen. Wir wollen hier die alte Klage nicht wieder erheben, daß unsere meisten Kirchen wahrlich keine Kirchen für die Armen sind, daß eben im Zusammenhange damit die evangelische Predigt die Massen nicht erreiche. Aber das sagen wir, daß wie die Dinge sind, gerade die arbeitende Bevölkerung ganz naturgemäß den Sonntag theilweise mehr ansieht als einen Tag der Erholung. Weit entfernt sind wir, zu sagen, daß die Theilnahme an gottesdienstlicher Feier nicht eine viel tiefergehende, viel belebendere Erquickung darbiete, als alle leibliche Erholung und Ruhe. Gleichwohl nehmen wir keinen Anstand, zu fordern, daß denen, die zu harter Arbeit die Woche über gebunden sind, die des Genusses wenig haben, der Sonntag auch als ein Tag leiblicher Erholung nicht verkürzt werde, und um so weniger, je mehr die Strenge und Einförmigkeit des Werktagsberufes oder der Mangel an sonstigem Lebensgenuß dazu auffordert. Wir wollen ja nicht in rigoristische Schärfe fallen. Wir evangelische Christen wissen, daß sie an sich in Gottes Augen ganz unverdientlich ist, daß sie an sich auch den Menschen nicht besser macht. Sind denn die Massen unserer arbeitenden Bevölkerung durch den bloßen Sonntagsrigorismus religiöser geworden? Bringt der sie etwa der Kirche und dem kirchlichen Leben näher? Wir können das nicht bezagen, so viel wir ihm auch in mancher anderer Hinsicht gute Wirkung zuschreiben. Wir glauben aber, sehr Viele, denen die Sonntagsfeier auch eine sehr wichtige Angelegenheit ist, sind darin mit uns einverstanden, daß man

nicht sobald scheel sehen sollte auf diejenigen, die am Sonntag besonders auch das Bedürfniß körperlicher Erholung in einer dem evangelischen Geiste nicht widersprechende Weise zu befriedigen suchen.* Wir wünschen die sabbathliche Stille in unseren Städten bewahrt zu sehen. Wir wollen gerade diese Stille, diesen schlagenden Contrast gegen den babylonischen Werktagswirrwarr und Lärm, als eine der großen, wohlthuerndsten Segnungen unserer Sonntagsfeier betrachten und danken eben darin dem Schutze der Gesetze. Aber wir wollten wahrlich, unsere Bevölkerung, besonders die arbeitenden Classen, dürften sich am Sonntag der Erholung auch in erheiterndem, belebendem Naturgenuß erfreuen. Wir werden Keinem, der die Woche über der Tage Last und Hitze trägt, vielleicht den schweren Hammer schwingt oder vom Morgen bis zum Abend an der Maschine im Fabriksaal steht, es verargen, wenn er mit Weib und Kind einen Sonntagsgang durch Wald und Flur macht. Wir glauben gar nicht, daß er damit oder daneben den Tag des Herrn entehren oder verachten muß. Ja, unsere Sonntagsgesetze sind auch gar nicht dagegen; die muß man nicht beschuldigen, wenn wir eine Bevölkerung haben, die verschrumpft oder unzufrieden mit einem schweren Lebensloos ihre Tage hinbringt oder gar zum Theil in Ausschweifungen Erfaß sucht, nein, sondern die Macht der Umstände, abgesehen von dem, was vom Bösen überhaupt in dem Menschenherzen ist und sich zeigt. Ja, die Umstände, die Gewalt der Verhältnisse, die lassen sich mit Gesetzen nicht so leicht ändern. Große Städte—denn die kommen da besonders in Betracht—sind riesenhafte Gefängnisse selbst ohne Mauern

* Wir erinnern hier an eine Stelle aus Wilh. von Humboldt's Briefen an eine Freundin 1850, Bd. I, p. 282 f. „Ich theile ganz Ihre Meinung, daß die Einrichtung bestimmter Ruhetage, selbst wenn sie gar nicht mit religiöser Feier zusammenhänge, eine für jeden, der ein menschenfreundliches, auf alle Classen der Gesellschaft gerichtetes Gemüth hat, höchst erfreuliche und wirklich erquickende Idee ist. Es giebt nichts so Selbstsüßes und Herzloses, als wenn Vornehme und Reiche mit Mißfallen, oder wenigstens mit einem gewissen verschmähenden Ekel auf Sonn- und Feiertage zurückblicken. Selbst die Wahl des siebenten Tages ist gewiß die weiseste, welche hätte gefunden werden können. So willkürlich es scheint und bis auf einen Punkt auch seyn mag, die Arbeit um einen Tag zu verkürzen oder zu verlängern, so bin ich überzeugt, daß die sechs Tage gerade das wahre, den Menschen in ihren physischen Kräften und in ihrem Beharren in einförmiger Beschäftigung angemessene Maas ist. Es liegt noch etwas Humanes auch darin, daß die zur Arbeit dem Menschen behülfflichen Thiere diese Ruhe mit genießen. Die Periode wiederkehrender Ruhe über die Maas zu verlängern, würde eben so unhuman als thöricht seyn. Ich habe dies sogar einmal an einem Beispiel in der Erfahrung gesehen. Da ich in der Revolutionszeit einige Jahre in Paris war, so habe ich dort es erlebt, daß man auch diese Einrichtung, sich an die göttliche Einsetzung nicht haltend, dem trocknen und hölzernen Decimalsystem untergeordnet hatte. Der zehnte Tag erst war es, was wir einen Sonntag nennen, und alle gewöhnliche Betriebsamkeit ging neun Tage lang fort. Wenn dies eigentlich sichtbar viel zu viel war, so wurde von mehreren, so viel es die Polizeigesetze erlaubten, der Sonntag zugleich mit gefeiert, und so entstand wieder zu vieler Müßiggang. So schwankt man immer zwischen zwei Ueßern, wie man sich von dem regelmäßigen und geordneten Mittelwege entfernt.“

und Thore. Bringet noch so viele Verkehrsmittel selbst am Sonntag in Gang, so werdet ihr unter günstigsten Umständen nur einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von der massenhaften Bevölkerung Gelegenheit geben, dem Labyrinth der Straßen zu entkommen hinaus in die freie Natur. Es handelt sich dabei, wenn die Sache besonders etwas Stetiges, Gewöhnliches werden soll, namentlich für ganze Familien um den Punkt der Kosten, der dem Armen ohnehin den Genuß so vieler Freiheiten verdirbt. Hier kommt gar nicht, wenn man ehrlich der Sache auf den Grund geht, eine Anklage gegen die Sonntagsgesetze an den Tag, sondern jene enormen, nach vielen Seiten hin sich offenbarenden Uebelstände der Anhäufung von Zehntausenden und Hunderttausenden auf einem kleinen Punkt, in Einer Stadt, da sie sich zusammengedrängen, und wo selbst Tausende, die gar keine Handarbeiter sind, eben doch auch ihr Leben in einer Art von freiwilliger Gefangenschaft hinbringen. Es ist verglichen mit dem Leben auf dem Lande ein relativ unnatürliches, künstliches Daseyn und die Folgen des Verhältnisses zeigen sich in den abnormen Sittenzuständen der Weltstädte. Da läßt sich mit Gesehen, wie liberal sie auch seyn mögen, keineswegs helfen.

Es ist uns nicht entgangen, daß wir hier die Sache von der vortheilhaftesten Seite aus aufgefaßt haben. Wir können uns eine Sabbathfeier denken, welche dem Gottesdienst sein Recht läßt, aber auch den Genuß der Natur und die leibliche Erholung mit der Weihe des Tages in Einklang bringt. Wir können uns das denken und wir glauben, daß es sich in einzelnen Fällen so findet. Allein das ist auch Alles, was wir hier sagen wollen, und nicht mehr. Vielmehr ist es über allen Zweifel gewiß, daß die Sachlage eine völlig andere würde, wenn unsere Sonntagsgesetze fallen und die Schranken hinweggenommen würden, die den Tag des Herrn von anderen Tagen scheiden. Die Frage wäre, was sich die Menge der Menschen dann erlauben würde. Um die Stille des Sabbath's wäre es geschehen; die Vergnügungssüchtigen würden auf das religiöse Gefühl der Uebrigen gewiß wenig Rücksicht nehmen, die Trinkhäuser würden frei ihre Pforten öffnen, wo jetzt nur wie heimlich die Stammgäste durch's Hinterpfortchen sich einschleichen; wir würden Musik und Tanz, Paraden und Lustpartien, Freischießen und Theater bekommen. Das wäre es nun gerade, was die lustigen Brüder sich wünschen. Da würde der Sonntag der rechte Welttag, darnach sie sich sehnen. Die Religion ist ihnen ja wenig, der Gottesdienst eine Schwachheit, das Beten ein Aberglaube, die Predigt ein altes Märlein und der ganze ernst und still gehaltene Sabbath eine verwünschte Langeweile. Sie sagen uns, wenn unser amerikanisches Volk vergnügter, lebensfroher wäre, da wäre es ein besseres Volk. Wir geben das gerne zu, daß es an dem Elemente der gemüthlichen Geselligkeit hier leider sehr fehlt. Unser Volk findet sein Vergnügen nur zu sehr in der Theilnahme an oft zweifelhaften Sensationen, im Excitement des politischen und religiösen Parteigetreibes, in endlosen, oft kleinlichen und unwürdigen Intriguen; und bössere Zungen, die in's Gesicht freundlich, hinten her giftig und falsch sind, kann man kaum anderswo finden. Solchen begegnet man nur zu oft auch in Kreisen, die für

fromm gelten wollen. Viel Herzensrohheit bei äußerlicher Glätte und Bildung. Aber das Mittel der Cur ist sehr bedenklich. Wir fürchten, aus der Europäisierung unserer Sonntage—Schottland und auch England ausgenommen—dürfte sich unter dem freien Himmel Amerika's das Lustspiel sehr oft tragisch enden und wenig Gutes dabei erzielt werden. Welch' eine Ehre für die alte Welt, daß so manche ihrer allzeit durstigen, gar das Lagerbier* als ein Civilisationsmittel uns anpreisenden Ueberlinge vollends als die Repräsentanten der europäischen höheren Bildung in Amerika angesehen seyn wollen! Nein, wir wissen, daß Manches, das dem deutschen Volkaboden im alten Vaterlande entsprossen ist, dort sein Recht, dort unter so total veränderten Zuständen seine schöne, gemüthliche Seite hat. Allein es gehen unleugbar furchtbare Krebschäden daneben her und eines ist am anderen. Vollends aber dergleichen Dinge auf amerikanischen Boden verpflanzt, das widert uns wehmüthig an und namentlich die Nachäffung deutscher Volksfestlichkeiten, Sonntagsgemüthlichkeiten auf diesem trockenen, von Volksthümlichkeit der gemüthlichen Art so ganz fernen amerikanischen Felde gemahnt uns immer an eine Partie Affen, die unter tropischer Sonne im dichten Laubdach der riesigen Brodfruchtbäume oder unter Palmen ihre weichen Sprünge machten und sich drolligst amüsirten und die nun daselbe auf polarischen Eisfeldern probiren wollen. Die Armen! Und nun meinen die Guten gar noch, die polarischen Eisbären werden auch mitspringen und mittanzen und es werde eine unendliche Gemüthlichkeit losbrechen! Ein deutsches Volksfest auf amerikanischem Boden erinnert uns immer an jenen nordischen Sommer, von welchem H. Heine sagt, er sey gar kein rechter Sommer, sondern eigentlich nur ein „grün angestrichener Winter“. Nein, es geht Manches herrlich im Thiergarten zu Berlin oder im Wiener Wurstelprater oder auf der Münchner Theresienwiese, aber in Amerika—nun, das deutsche edelste Wesen wird gewiß seine Wirkung auch haben, wo ihm solcher Spielraum gegönnt ist, aber wenn es sie haben will mit Niedertretung der ernstesten Sonntagsfeier, oder überhaupt mit Verachtung der Religion und der Kirche, oder mit Entfaltung jener für das Familienleben so verderblichen Genußsucht, mit einer leichtfertigen Betrachtung des Daseyns, dann fürchten wir, wird weder der deutsche Einfluß gesegnet seyn, noch der deutsche Name an Achtung und Werthschätzung gewinnen.

Wenn wir irgendwo bei einem intelligenten und civilisirten Volke eine gefegliche Ordnung, eine das ganze Volksleben umfassende Sitte finden, so dürfen wir uns voraus versichert halten, daß dieser Ordnung und Sitte eine

* Ein Volksredner sagte neulich auf einem Turnfeste in Cincinnati: „Wir Deutsche mögen so viel Bier trinken, so viel hummeln als wir wollen—der Capitalstock unseres Verstandes, unseres Charakters ist so groß, daß wir bei allem guten Willen nicht verbummeln können.“ Siehe die New Yorker Illustrierten Familienblätter, Juli 13, 1859, wo diese dem Deutschen unter der Form eines Complimentes erwiesene Schmach zurückgewiesen wird. Welcher Amerikaner würde es wagen, Aehnliches vor einer anständigen Versammlung seiner Landsleute zu sagen?

Wahrheit, eine bedeutsame Erkenntniß zu Grunde liegt und daß wir es nicht mit etwas nur Zufälligem, sondern mit einer aus dem Bedürfniß, aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangenen volksthümlichen Erscheinung zu thun haben. So verhält es sich auch mit unserer amerikanischen, auf der puritanischen Ansicht von Christenthum ruhenden Sonntagsfeier. Der Angloamerikaner ist ein Mann des Gesetzes. Auch an seiner Frömmigkeit tritt prominent hervor der Charakter des Gesetzlichen. Das Evangelium selbst faßt er wesentlich auf als nova lex. Er fällt leicht in Abnormitäten, wo er statt Gesetzesgehorsam ein Innerliches, nämlich Leben sehen will, und eben auch das Leben der Befehrung condensirt sich bei ihm so gerne wieder auf gewisse Gesetlichkeiten, Pflichterfüllungen, Enthaltksamkeit u. s. f. Er bindet auch die Freiheit an's Gesetz. Aber gerade darin liegt in Beziehung auf alle socialen und politischen Zustände der größte und bedeutungsvollste Zug seines Charakters. Nur dadurch wird bürgerliche Freiheit und Selbstregierung des Volkes eine Möglichkeit. Und auch die Freiheit des Sabbaths hat er an das Gesetz gebunden und noch viel mehr als an das Gesetz des Statutenbuches hat er sie gebunden an das Gesetz der Sitte. Wer um die Heilighaltung des Sabbaths Nichts giebt, über den hat die Stimme aller Gebildeten des Landes schon ihr Urtheil gesprochen.

Es ist wahr, dies gesetzliche Halten des Sabbaths hat oft wenig religiösen Werth gehabt. Es ist oft geradezu Heuchelei; in einem Lande, wo es für respectabel gilt, religiös zu seyn und an frommer Sitte zu halten, macht Mancher mit seinem Kirchgehen und seinen frommen Geberden Capital. Auch trifft es wohl allzuoft, daß zwischen dem anscheinenden Heiligungsernst am Sonntag und zwischen dem Leben und Wandeln und Handeln im Uebrigen ein schmälicher Widerspruch an's Licht kommt. Dadurch wird der Religion unendlich viel Schaden zugefügt und viel Anstoß gegeben. Namentlich der Deutsche kann einen Sabbducäer mit mehr Geduld tragen als einen Phariseer, und er ärgert sich gewaltig über den Amerikaner, bei dem er im Handel und Wandel so oft das gerade Gegentheil von dem findet, wozu derselbe sich sonst so fromm und berebt bekennt. Und zu leugnen ist nicht, daß bei Vielen unserer Frommen ihre Sabbathsfeier ein solches Hauptstück ausmacht, daß sie für Anderes beinahe stumpf sind und es mit ihrem Stiefenpferde bis zum Fanatismus treiben, ja, rundweg bis zum Absurden und Lächerlichen.

Allein man muß das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Das thun aber in diesem Falle namentlich viele unserer deutschen Landsleute, und wir können uns nicht darüber wundern. Für sie hat die Religion ja alle Bedeutung für das Daseyn des Menschen verloren. Sie sehen im Christenthum überhaupt nur Pfaffenthum, nur einen monströsen Betrug. Der Einfluß der Religion auf Herz und Leben ist ihnen etwas Verhaßtes. Sie glauben auch nicht oder geben doch vor nicht zu glauben, daß irgend intelligente Menschen noch an mehr als Natur und Welt glauben können und die große Classe der gebildeten Amerikaner, Geistliche und Laien, erscheint ihnen als eine Bruderschaft von Schelnheiligen, die sich der Religion bedienen, um das Volk am Gängelbände

zu führen. Man muß die maasslosen Invectiven lesen, welche in dieser Richtung eine Art von stehenden Paragraphen, von Ceterum censeo in vielen unserer deutschen Tagesblätter bilden, und man wird sich leicht überzeugen, daß es sich hier um den ausgesprochensten Haß gegen Christus und Christen handelt. Allerdings erweckt der, der so gerne Andere der Heuchelei, der Unredlichkeit, der schlechten Absichten beschuldigt, durchaus kein günstiges Vorurtheil für sich selbst.

Da aber ist natürlich keine ruhige Prüfung unserer Verhältnisse und namentlich auch der Stellung des Christenthums und der Kirche zu unserem ganzen nationalen Daseyn zu erwarten. Und doch—wer kann denn überhaupt nur auch annähernd ein Verständniß unseres amerikanischen nationalen Lebens gewinnen, ohne daß er in der Religiosität des Volkes einen der mächtigsten Factoren unserer Geschichte, unseres Fortschrittes, unserer universalen Bedeutung erkennt? Selbst der unkirchliche, persönlich des tieferen religiösen Interesses bare Amerikaner hütet sich wohl, wenn er nicht bereits sittlich und social haltungslos geworden ist, leichtfertig von Religion zu reden oder die Nothwendigkeit eines positiven Glaubensbekenntnisses in Zweifel zu ziehen. Schon sein gesellschaftlicher Tact bewahrt ihn, das, was Anderen ein so theures Gut ihres Herzens und Lebens ist, bespötteln zu wollen. Er erkennt nicht, was auch seine Ansichten im Uebrigen seyn mögen, daß ohne das Band und die Zucht der Religion unser öffentliches Wesen in die Länge nicht bestehen könnte. Darum bei aller Tendenz des Fortschrittes und bei allem Eifer für die Freiheit ist er im Punkte der Religion wesentlich conservativ und wenn er auch am Bau des Staates und Gesellschaft nach oben rüttelt und ändert und nie ruht noch fertig ist, so hütet er sich wohl, die alte heilige Grundlage, die religiöse Ueberzeugung mit frivoler Hand antasten zu wollen.

Unermesslich aber ist in diesem Lande allerdings der Einfluß der Religiosität. Er ist es, gerade weil die Religion nicht Gesetz des Staates, sondern Sitte des Volkes, also trotz all' seiner Fehler ein wesentliches Stück am nationalen Leben ist. Wenn Gesetze und Verfassungen das Knochengerüste am Leib der Nation sind, so bildet die Religion ihr Nervensystem. Sie ist die innerste Lebenskraft, ohne deren Bethätigung der Leib schon längst abgestorben wäre. Und wahrlich—Leben ist in dieser protestantischen Religiosität unseres Landes trotz ihrem puritanischen Beigeschmack, ja sogar durch ihn. In Staatskirchen bleibt das religiöse Leben unter dem Banne weltlicher Oberherrschaft, es wird in den maschinenartigen Gang seiner stetigen Functionen gebunden, ängstlich überwacht, führt ein passives Daseyn und sinkt zu einer Formalität herab. Ganz anders bei uns, wo die Kirche auf sich selbst gewiesen ist, aus eigenen Mitteln leben muß und eben darum recht sich mächtig rührt, weil sie nicht an die Mauer des Staates sich anlehnen kann. Die Staaten Europa's haben der Kirche ihren Unterhalt angewiesen und sie gewissermaßen in den Pensionszustand versetzt, wo man hofft, daß sie sich ruhig und anständig benehmen wird. Es meinen aber Viele, sie sey ihre Kosten nicht werth. Ganz anders bei uns,

wo sie ebenbürtig neben dem Staate steht und keine Schranke ihrer Thätigkeit kennt, so weit nur ihre Kräfte reichen. Eben deshalb hat sie hier einen wesentlich aggressiven Charakter. Sie nimmt ernstlich den Kampf mit jedem Feinde auf, wo irgend sie die Waffen dazu findet. Sie ist die stete Agitation in unserem öffentlichen Leben, indem sie seine Phasen unter den absoluten Gesichtspunkt der göttlichen Wahrheit und des göttlichen Willens stellt. Sie greift die Schäden des Volkes, der Zeit, die Mißbräuche und Sünden der Welt mit einem Eifer an, der nur durch das Bewußtseyn von Recht und Pflicht getragen ist. Sie ist darin allerdings oft einseitig, aber sie ist auch energisch und weiß, daß sie nur auf diesem Wege ihre sociale Aufgabe zu lösen vermag. Sie nimmt den Kampf mit der Schlechtigkeit und Gottlosigkeit der Welt in vollem Ernste auf, und um so dankbarer sollte man der Kirche gerade auch für diesen Dienst seyn in einem Lande, in welchem es mit der Präventivjustiz so heillos bestellt ist. Freilich vermag die Kirche keineswegs zu leisten, was zu leisten wäre, aber was würde aus uns, wenn ihr Einfluß vollends fiel? Das allein deutet uns an, daß wir uns nicht wundern können, daß unser Volk, so weit es religiös ist, auch willig ist, die bedeutende Last der Erhaltung der Kirche und Gemeinde mit all' ihren Anstalten und Unternehmungen durch das großartigste Freiwilligkeitssystem zu tragen und daß es stets zu neuen Opfern bereit ist, die Interessen der Kirche und Religiosität zu fördern. Natürlich vergessen wir neben dem socialen Einfluß der Kirche ihren sonstigen unendlich reichen Segen für Herz und Leben der Einzelnen nicht. Sie ist ein Ferment in unserem ganzen Daseyn, dem wir es allein zu verdanken haben, daß wir nicht in völlige Fäulniß und Zerrüttung übergehen. Das Wort vom Kreuz, so Viele es auch verachten, bleibt das Salz, das die Welt vor völliger Corruption noch bewahrt.

Nun gebt uns statt unserer bisherigen Sonntage, wie sie waren nach längst bestehender, geheiligter Sitte, etwa die Sonntage, wie Frankreich oder Deutschland sie feiert, und unserer amerikanischen protestantischen Kirche ist der rechte Arm abgehauen; sie wird gelähmt und ihre Kraft ist gebrochen. Wir sagen damit deutlich genug, daß wir auf eine stricte Sabbathfeier an sich keinen abergläubischen Werth legen. Aber wir wissen auch, das eben jene Sabbathfeier ein allerwesentlichstes Mittel ist, wodurch die Kirche ihr Leben kräftigst bethätigen und Segen spenden kann. Der Ernst des Amtes, das die Kirche führt, drückt sich doch gewiß naturgemäß im Ernst des Tages aus, an dem sie es ganz hauptsächlich führt. Die jenen Ernst des Amtes der Kirche nicht wollen, die wollen auch keinen ersten Sabbath. Die, die Nichts danach fragen, ob die Menschen besser oder schlechter werden, ob Gott oder Teufel in der Welt herrscht, die fragen auch am Sonntag nur nach dem, was das Fleisch gelüftet. Aber ihr Leichtsinns macht an der Welt so wenig Etwas besser, als ihre albernen Phrasen, mit denen sie von der Naturgüte und Allvortrefflichkeit des Menschengeschlechtes peroriren und mit denen sie doch im Laufe jedes Tages nach ihrem eigenen Urtheil, das sie bei jedem gegebenen Anlaß fällen, wieder und wieder in Widerspruch kommen. Wer es mit der Frage der Sonntagsfeier in diesem

unserem Lande leicht nimmt, der hat nie darüber nachgedacht, welchen mächtigen Einfluß der Sonntag auf unser ganzes nationales Leben äußert und daß darum ohne mächtige Folgen an ihm, wie er bisher gehalten wurde, nicht geändert werden kann. Man möchte sagen, es wird doch nicht an solchen Stücken liegen, ob etwa Stadteisenbahnen ihre Wagen auch am Sonntag fahren lassen oder nicht und dergleichen mehr. Aber wir geben zu bedenken, daß Eines zum Anderen führt und daß namentlich die sabbathliche Stille ein Gut ist, darin als in lieblicher Folie viel Anderes, Edles und Gutes geborgen ist. Es wäre traurig, wenn alle die ernsten Rücksichten auf öffentlichen Gottesdienst, Sonntagschulen, Privatandacht und Alles, was wesentlich mit unserem Sonntag verknüpft ist, von denen, die am Ende auf dem Wege der Gesetzgebung über die Frage zu entscheiden haben, hintangesezt würde. In großen Städten läßt sich eine leicht bewegliche, von allerlei Demagogen mißbrauchte Volksmasse leicht zu Schritten in der Uebereilung hinreißen, die man bald genug zu bereuen Ursache findet. Da war es ein erfreuliches Zeichen gerade der letzten Monate, daß in St. Louis eine entschiedene, starke Majorität des Volkes selbst zu Gunsten der stricte Sonntagsfeier durch Abstimmung sich aussprach. Vom Landvolk ohnehin erwarten wir auch in diesem Stücke eine conservative Haltung.

An diesem Sonntagsstreit, so gering er an sich zu seyn scheinen mag, stellen sich die divergirenden Richtungen heraus, die um die Herrschaft kämpfen. Freigeister gab es auch in Amerika genug schon im vorigen Jahrhundert. Aber wäre ein öffentlicher und massenhafter Angriff gegen die stricte Sitte der Sonntagsfeier damals möglich gewesen? Jetzt ist eine progressive Partei in's Feld getreten, die mit dem Alten auch in Zucht und Sitte wie in den ersten Principien der ganzen Lebensanschauung brechen und auf einer neuen theoretischen Basis den Bau der Gesellschaft aufführen und nach neuen Grundsätzen sie weiter leiten will. Viele laufen mit und wissen nicht, was sie thun. Die alten Bande sollen sich lösen, eine neue Ordnung der Dinge soll kommen. Auch in der Bekämpfung unserer alten Sonntagsfeier verkennen wir dieses „Vorwärts um jeden Preis“ nicht. Was mit der Kirche und dem religiösen Leben verknüpft ist, daran wird ja am meisten und zuerst gerüttelt. Welch' ein Zeichen der Zeit, daß so Viele nicht mehr wissen, was sie dem Werk der Kirche zu danken haben in unserem ganzen socialen Daseyn mit all' seinen Lichtseiten; daß sie nicht ahnen, was sie zu fürchten hätten, wenn die Völker den Grabgesang über der Kirche anstimmen können und die Sonntagsglocken nicht mehr durch die Lüfte schallen!

Philadelphia, im Juli 1859.

W. J. M.

Bericht über die diesjährige Versammlung der evang.-lutherischen Generalsynode in Pittsburgh.

(Eingefandt von Pastor H. Borchard, Dayton, Ohio.)

(Fortsetzung.)

Die Publications-Gesellschaft.—Am Donnerstag Abend fand die Jahresfeier der lutherischen Publications-Gesellschaft statt. Der Zweck derselben ist es, die Kirche mit einer zweckmäßigen lutherischen Litteratur zu versehen, indem sie theils Uebersetzungen deutscher Werke, theils Originalwerke in englischer Sprache, aber eben sowohl auch in deutscher Sprache herausgibt. Der Reinertrag wird für die mildthätigen Zwecke der Generalsynode verwendet. Alle andern Denominationen wie die Presbyterianer, Reformirten, Methodisten, Vereinigte Brüder u. s. w. haben solche Verlagehandlungen und dieselben wirken nicht nur wohlthätig durch die Herausgabe der jeder Kirche eigenthümlichen Litteratur, sondern bringen der Kirche auch eine beträchtliche Summe für die Mission und andere wohlthätige Zwecke ein. Die Publications-Gesellschaft der lutherischen Kirche besteht erst seit vier Jahren, und man kann daher noch keine großen Leistungen von ihr erwarten. Ein großer Fortschritt ist aber dadurch gemacht, daß die Gesellschaft ein eigenes Haus für \$10,000 gekauft hat und wer jetzt nach Philadelphia kommt, sieht dort in der neunten Straße ein stattliches Haus, das der lutherischen Kirche gehört, und in welchem die classischen Werke derselben veröffentlicht werden sollen. Unter den letzten Büchern, die herausgegeben sind, erwähnt der Bericht besonders „Bogachy's goldenes Schatzkästlein,“ übersetzt von Rev. Dr. C. W. Schäffer.

Von diesem Andachtsbüchlein, das im letzten December im Drucke erschienen, sind schon zwei Auflagen vergriffen und der Berichtersteller macht hiezu folgende Bemerkung: „Der schnelle Verkauf dieses kleinen Buches beweist erstens, daß die lutherische Kirche in Amerika jedes Bemühen, die Litteratur der Mutterkirche in der englischen Sprache wiederzugeben, zu schätzen weiß, und daß sie solche treue Uebersetzungen den verstümmelten Bearbeitungen, welche andere ähnliche Gesellschaften oder Individuen geliefert haben, bei Weitem vorzieht; zweitens, daß praktische und Andachtsbücher eher als polemische und Lehrschriften eine weite Verbreitung finden und einen erbaulichen Einfluß auf die Gemeinde ausüben. „„Vater Keller dachte wohl kaum, welch' ein reicher Schatz dieses kleine Büchlein für mich werden würde, als er es in unser Haus brachte,““ sagte eine Dame, die kürzlich zum Herrn bekehrt wurde und durch das Lesen des Goldenen Schatzkästleins in ihrem Schmerze über schweren Verlust reichlich getröstet wurde. Solche Thatfachen beweisen den bleibenden Segen, der durch Verbreitung solcher Schriften gewirkt wird.“

Außer diesem genannten Werke finden sich im Cataloge auch: Das Leben Luther's, Melancthon's, Arndt's, Catharina von Bora, das blinde Mädchen von Wittenberg u. A. Ferner giebt die Gesellschaft ein lutherisches Familienblatt (Lutheran Home Journal), ein lutherisches Gesangbuch und ein Niederbuch für Sonntagschulen heraus. Die Kosten für dieses Unternehmen werden durch freiwillige Beiträge gedeckt. Besonders hat sich Vater Keller als Generalagent durch seine uneigennütige und unermüdete Thätigkeit große Verdienste um diese Gesellschaft erworben. Er reist im Lande umher, legt den lutherischen Gemeinden die Theilnahme für dieses Unternehmen an's Herz und sammelt Beiträge. Im vorigen Jahre hat er \$4,442 collectirt. Die Einnahmen für verkaufte Bücher betragen in dem gedruckten vorigen Jahre \$5,519, doch hat sich das Geschäft in diesem Jahre schon sehr gehoben, indem in den vier Monaten seit Januar für mehr als \$4,000 Bücher verkauft sind.

Dies ist die kurze Geschichte der Publications-Gesellschaft und ihrer Thätigkeit. Die Wichtigkeit derselben war der Gegenstand interessanter Ansprachen in der Abendversammlung. Zuerst sprach Professor Springer von Illinois über die Macht der Presse. Für keine bessere Sache könne sie benutzt werden als für die Sache Jesu. Alle Welt liebt zu lesen; wie wichtig die Lectüre, das wüßten selbst die Missionäre unter den Wilden; darum übersehten sie die Bibel und Tractate in die Sprache der Heiden. Unsere Mutterkirche in Deutschland hat eine reiche Litteratur, „Jung-Amerika“ soll sie kennen lernen. Andere Denominationen haben die Werke unserer lutherischen Kirche übersetzt, aber die Meisten, welche sie lesen, wissen nicht woher sie stammen. Die englische Sprache ist heutzutage die Weltsprache; die Aufgabe dieser Gesellschaft ist es, die deutschen Werke in's Englische zu übertragen.

Pastor Fink stellte die Wichtigkeit dieser Gesellschaft von einer andern Seite dar. Unsere Kirche ist hier zu Lande nicht so bekannt, als es seyn sollte. Es läßt sich nicht leugnen, daß einige der anderen Denominationen mit einer gewissen Geringschätzung auf unsere Kirche herabsehen, eben weil sie dieselbe nicht kennen. Als ich vor neun Jahren, so erzählte der Redner, von Pittsburgh nach St. Louis reiste, traf ich mit zwei Presbyterianer-Geistlichen zusammen; die fragten mich, zu welcher Kirche ich gehöre, und als ich erwiderte: „zur lutherischen“, so fragten sie mich, was das für eine Kirche sey und was sie glaube? und ob sie bei der Taufe das Untertauchen anwende? Ich fragte sie darauf, welche Kirchengeschichte sie studirt hätten; sie antworteten: „Mosheim“; aber sie wußten nicht, daß Mosheim ein Lutheraner war. Als ich kürzlich in Philadelphia war, sah ich an einem schönen dreißtückigen Hause ein schönes großes Schild, und mein Herz schlug vor Freude, denn darauf stand: „Lutherisches Publicationshaus“. O wenn Alle die rechte Liebe zur lutherischen Kirche hätten, so würde ich nicht vergeblich zum Schlusse von einem sehr wichtigen Gegenstande reden, nämlich—vom Gelde. Der Redner sprach nicht vergeblich; eine reichliche Collecte wurde erhoben. Möchten doch alle deutschen Brüder, auch da wo Vater Keller nicht hin kommen kann, ihren Gemeinden die Theil-

nahme für die Publications-Gesellschaft recht lebendig an's Herz legen. Denn zur großen Freude muß es uns gereichen, daß die Theilnahme für deutsche Sprache und Literatur immer mehr unter den Amerikanern zunimmt, und eine Pflicht ist es, die wir unserer heimatlichen Kirche schuldig sind, so viel wir vermögen, dahin zu wirken, daß die reiche Literatur unserer Mutterkirche in diesem Lande sowohl in deutscher als englischer Sprache verbreitet werde.

Die afrikanische Mission. — Das Interessanteste in den Verhandlungen der Sonnabend-Sigung war die afrikanische Mission. Die Seele dieses Unternehmens ist Pastor Morris Officer, der alle seine Kraft und Zeit, seine Liebe und Thätigkeit diesem Werke gewidmet und dabei mit all' den Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hat, welche derartige Unternehmungen im Anfange immer begleiten. Pastor Officer ist ein junger Mann, der im Wittenberg-College in Springfield, D., ausgebildet worden ist. Frühe fühlte er eine lebendige Theilnahme für die afrikanische Race und da er nur wenig Anklang in der lutherischen Kirche fand, wandte er sich an den Board der amerikanischen Missions-Gesellschaft und diese sandte ihn nach West-Afrika, um die dortigen Verhältnisse zu erforschen. Als er nach einjährigem Aufenthalte von dort zurückkehrte, legte er dieses Unternehmen der Generalsynode bei ihrer Versammlung in Dayton im Jahre 1855 vor und diese ernannte eine besondere Committee für die afrikanische Mission. Diese Committee beauftragte Pastor Officer, die Gemeinden zu besuchen, sie mit dem Unternehmen bekannt zu machen und Beiträge zu sammeln; und empfahl dann der Generalsynode bei ihrer Sitzung in Reading im Jahre 1857, eine Mission unter den Heiden innerhalb der Republik Liberia zu gründen. Diese Committee beauftragte nun bei der diesjährigen Versammlung die Gründung einer Missionschule in West-Afrika, in welcher Schwarze unter Leitung eines weißen Mannes zu Missionären ausgebildet werden sollten, und hierüber entspann sich eine lebhafte Debatte, bei der die Einen sich gegen dieses Unternehmen aussprachen, weil die Kraft der Generalsynode durch die indische Mission vollständig in Anspruch genommen werde; die Andern aber hervorhoben, daß die afrikanische Race noch größere Ansprüche als die übrigen Heiden an die christlichen Völker hätten, weil diese sich durch den Sklavenhandel schwer an Afrika versündigt hätten. Ähnliche Beweggründe waren es auch, welche im Jahre 1822 die Amerikanische Colonisations-Gesellschaft in's Leben riefen, die den Zweck hat, freigelassene Neger nach Afrika überzusiedeln. Im Jahre 1847 wurde die im westlichen Afrika gegründete Negercolonie unter dem Namen Republik von Liberia als unabhängiger Staat erklärt. Die Verfassung ist der der Vereinigten Staaten nachgebildet. Ein Senat und Congress hat die gesetzgebende Gewalt, ein Präsident steht an der Spitze. Besonders hat sich Stephan A. Benson, ein Neger, der im Jahre 1822 mit seinen Eltern aus Maryland ausgewanderte, als Präsident ausgezeichnet und in allen Angelegenheiten der Republik eine bedeutende Rolle gespielt. Auch zeigen seine Proclamationen und Erlasse, von denen mehrere in den hiesigen Blättern abgedruckt sind, einen

Mann von gebildetem Geiste, der das populäre Vorurtheil widerlegt, daß die afrikanische Race nicht bildungsfähig sey. Die Republik ist in drei Counties eingetheilt: Monsurabo, Grand Bassa und Sinoe; die Bevölkerung beträgt 7000 eingewanderte und 150,000 eingeborne Neger. Der Handel mit den Vereinigten Staaten wird mit jedem Jahre bedeutender, und schon ist ein eigenes Commissions- und Expeditionshaus für Liberia in der Stadt New York eingerichtet. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Palmöl, Ingwer, Pfeffer, Kamwood, Arrowroot, Bienenwachs, Elfenbein und Baumwolle. Das Klima ist für die Weißen tödtlich; die eingewanderten Neger aber acclimatistren sich schnell. Die Wesleyan Missions-Gesellschaft in England hat vom Jahre 1811 bis 1850 117 Missionäre ausgesandt; von diesen starben 23 in den ersten sechs Monaten, 54 innerhalb der ersten vier Jahre nach ihrer Ankunft. Die Londoner Missions-Gesellschaft hat vom Jahre 1806 bis 1835 109 Missionäre ausgesandt, von diesen starben 30 im ersten Jahre nach ihrer Ankunft, 14 kehrten mit zerstörter Gesundheit in die Heimath zurück und im Jahre 1835 blieben nur noch 3 Arbeiter in dem Felde übrig. An der Neger-Expedition der Engländer im Jahre 1841 nahmen 190 Weiße und 108 Schwarze Theil; in vier Monaten starben 40 Weiße, während von den Schwarzen, obwohl sie größeren Strapazen ausgesetzt waren, als die übrigen, keiner starb. Diese Thatfachen beweisen, daß die Mission in West-Afrika kaum durch Weiße betrieben werden kann, sondern hauptsächlich schwarzen Missionären übertragen werden muß. Daher ist es von der größten Wichtigkeit, eine Missionschule für schwarze Missionäre einzurichten; und der geeignetste Punkt dazu ist Liberia. Die übrigen Denominationen der Vereinigten Staaten sind dort schon thätig gewesen und haben in den verschiedensten Theilen jenes Landes Missionschulen und Kirchen angelegt. So ist in der Hauptstadt Monrovia eine Methodistens-, Presbyterianers-, Baptisten- und Episcopalkirche; eine Academie der Methodisten und eine Hochschule der Presbyterianer. Auch die Pflicht der lutherischen Kirche ist es, dieses Werk in die Hand zu nehmen und von dieser Pflicht suchte Pastor Officer die Versammlung zu überzeugen. Der Handel in Menschenfleisch schreit um Mache gen Himmel, und uns liegt es ob, die Sünde unserer Vorfahren zu sühnen. Kein besseres Mittel zur Unterdrückung des Sklavenhandels giebt es, als Missionsstationen längs der Westküste von Afrika anzulegen; Cape Monsurabo, Cape Mount und Little Bassa, die gegenwärtig zur Republik gehören, waren früher berühmte Sklavenmärkte. Keine andere Mission verspricht so große Erfolge wie diese; denn keinen größeren Triumph kann das Evangelium feiern, als wenn an jenen Stätten, wo Christen so großer Sünde sich schuldig gemacht, christliche Kirchen erbaut werden; keinen größeren Sieg können die Amerikaner feiern, als wenn da, wo bisher Sklaverei geherrscht hat, freie christliche Republiken gegründet werden. Obwohl nun jeder Menschenfreund das innigste Interesse für die afrikanische Race fühlen muß, so fand diese Angelegenheit dennoch nicht die allgemeine Theilnahme, die zu erwarten stand. Prof. Reynolds war der Ansicht, daß die lutherische Kirche sowohl als

Kirche, als was ihre Mitglieder betrifft, kein so großes Interesse an Afrika habe, wie die andern Denominationen; denn sie hätte sich stets von dem Sklavenhandel fern gehalten und auch unsere Brüder im Süden hätten nichts oder wenig mit der Sklaverei zu thun. Man möge daher die ganze Angelegenheit der Verwaltungs-Committee für auswärtige Mission überlassen, mit der Vollmacht, eine solche Mission einzurichten oder auch nicht. Dem trat Dr. Krauth entgegen und zeigte, daß die lutherische Kirche ein großes historisches Interesse an dieser Mission habe; die lutherische Kirche sey die erste gewesen, die den Afrikanern das Evangelium gepredigt; und längs der Küste von Afrika zeugen unzählige Gräber von unsern lutherischen Brüdern, die dort in dem Kampfe für den Herrn gefallen. Erfreulich war es auch, daß die Geistlichen des Südens an dieser Debatte Theil nahmen und sich zu Gunsten dieser Mission aussprachen. Denn für einen, der im Süden lebt, ist es sehr mißlich, über Sklaverei zu reden, da es mit der Rede- und Pressfreiheit, wie Jedermann weiß, im Süden sehr schlecht bestellt ist. „Als ein Diener Gottes,“ so sprach Pastor Karn aus Savannah in Georgien, „als ein Gegner des Sklavenhandels und als ein Freund Afrika's halte er es für seine Pflicht, für diese Mission das Wort zu ergreifen und er hoffe, die lutherische Kirche werde nicht aufhören zu arbeiten an der Erfüllung des prophetischen Wortes, Ps. 68, 32: Aethiopien wird seine Hände ausstrecken zu Gott.“ Es wurde darauf beschlossen, daß die Committee für die afrikanische Mission, bestehend aus: Dr. Sprecher, Harkey, Morris, Pastor Harrison und Martin, in diesem Werke fortfahren, jedoch bei der Gründung der Mission und bei der Auswahl des Ortes keinen entscheidenden Schritt thun sollten ohne Mitwirkung der Verwaltungs-Committees für auswärtige Mission.

Die einheimische Mission.—Am Sonnabend Abend fand die Jahresfeier der einheimischen Missions-Gesellschaft statt. Dieselbe wurde bei der Zusammenkunft der Generalsynode in Philadelphia im Jahre 1845 gegründet. Ihr Zweck ist es, in Gegenden, wo noch keine lutherischen Gemeinden sind, solche zu gründen; und wo schwache Gemeinden sind, dieselben zu unterstützen. Besonders bietet sich im Westen ein großes Arbeitsfeld unter der Fremdenbevölkerung dar. Besteigen wir die Höhen der Alleghanies und blicken herunter längs den Ufern des Ohio durch das große Thal des Mississippi, so finden wir hier eine deutsche Bevölkerung von wenigstens 1½ Mill., von welcher die größere Hälfte durch Geburt und Erziehung der evangel. Kirche angehört. Es ist sehr schwer, die Anzahl der Deutschen im Westen zu bestimmen, da der öffentliche Census dieselben nicht besonders zählt. Doch möchte die folgende Berechnung der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Die Bevölkerung in den folgenden acht Staaten: Ohio, Michigan, Indiana, Illinois, Wisconsin, Iowa, Minnesota, Missouri beträgt zusammen 6,680,992. Nach verschiedenen Angaben kann man das deutsche Element in diesen Staaten, nach denen sich die deutsche Einwanderung besonders hingezogen hat, auf 28 Procent berechnen; dieses würde für den Westen 1,870,652 Deutsche ergeben. Nimmt man nun hinzu,

daß die Gesamt-Einwanderung in den letzten acht Jahren von 1851 bis 1858 nach amtlichen Berichten 2,568,809 Seelen betrug und daß diese zu einem sehr großen Theile deutsch war und sich besonders nach dem Westen wandte; vergleicht man ferner die Angabe in Berghaus' physikalischem Atlas, wonach das deutsche Element in den Vereinigten Staaten 5,232,000 Seelen beträgt, so dürfte die oben angegebene Zahl ziemlich richtig seyn. Welch' ein großes Missionsfeld bietet sich hier der lutherischen Kirche dar, bedeutend sowohl durch die Zahl als durch die Gestalt der deutschen Bevölkerung. Hier gilt es den Kampf mit dem einheimischen Heidenthume, das religiös tiefer steht und gewiß noch viel schwerer zu überwinden ist, als die Heiden in der Ferne. Leider hat die Generalsynode dieses Missionsfeld bisher sehr vernachlässigt, während andere Denominationen, wie die Methodisten und Albrechtsleute, dort unermüdlich thätig sind, deutsche Gemeinden zu gründen. Es scheint aber, als wenn die Generalsynode jetzt mehr zu dem Bewußtseyn ihrer Pflicht kommt und als ob die amerikanischen Brüder jetzt ein größeres und aufrichtigeres Interesse an der deutschen Bevölkerung nehmen, als es in früheren Jahren der Fall war. Die einheimische Missions-Gesellschaft hat in den beiden letzten Jahren 67 Missionäre ausgesendet; wie viele darunter deutsch predigten, wissen wir nicht. Es sind in dieser Zeit 24 Gemeinden gegründet, 20 Gotteshäuser erbaut und dafür \$5417 verausgabt worden. Außerdem übt jede einzelne Synode in ihrem District eine ähnliche Thätigkeit; so hat das New Yorker Ministerium 6 Missionäre im Staate New York; und die Pittsburgher Synode 14 Missionäre in Pennsylvanien und Canada unter ihrer Aufsicht—über das, was die einzelnen Synoden gethan haben, fehlt es an statistischen Angaben. Die einheimische Missions-Gesellschaft ist nicht im Stande, die Anforderungen, welche an dieselbe gemacht werden, zu befriedigen, weil es ihr an Männern und vor Allem an Geld fehlt; und so lange die einzelnen Synoden nicht mehr centralisirt werden, läßt sich nichts Großes erwarten. Im deutschen Interesse ist es nothwendig, daß eine besondere stehende Committee für das deutsche Werk im Westen ernannt wird, mit einem besonderen Fond, der ausschließlich für die deutschen Gemeinden verwendet wird.

In der Abendversammlung richteten mehrere Redner in lebendigen Ansprachen die Aufmerksamkeit besonders auf den Westen. Zuerst sprach Prof. Welfer vom Central-College in Desmoins, Iowa: „Der Westen ist das große Schlachtfeld der Menschheit; dorthin strömt vor Allem die Fremdenbevölkerung, dort feiert die römische Kirche ihre heidnischen Feste und der faule Mund des Unglaubens erhebt seine stolze Rede. Dort aber findet ihr auch fromme und ernstgesinnte Männer, welche mit Aufopferung für die Wahrheit kämpfen. Ueber den weiten und freien Ebenen erglänzt hell die Sonne; nicht Berge und Klüfte sperren und engen uns ein; nicht sitzen wir dort eingeklemmt wie in einem Mehlsack, sondern frei erheben wir unser Haupt und sehen über uns den klaren Himmel und die blauen Wolken. (Der Redner spielte mit jenem derben Vergleiche darauf an, daß Pittsburgh eingeengt im tiefen Thale

des Alleghany-Gebirges liegt und daß man vor Rauch den Himmel kaum sehen kann.) Dort nun arbeiten 15 lutherische Geistliche in 35 Gemeinden. Es ging uns im Ganzen recht gut," fuhr der Redner fort, „wir bauten Kirchen und sammelten Gemeinden. Da kam die Geldkrisis des letzten Jahres, die Ernte schlug fehl, unsere Leute hatten Nichts zu essen und wir noch weniger; wir litten große Noth. Kürzlich besuchte ich einen Geistlichen, der hatte kein Brod im Hause und seine Frau und Kinder waren beinahe ohne Kleidung. Ich rieth ihm, sich an die Generalsynode zu wenden, aber er sagte mir, er habe kein Geld, um den Brief zu bezahlen. Dieser Pastor hatte auch nicht einmal drei Cents im Hause! Die meisten Geistlichen haben mehrere Gemeinden zu versorgen und müssen sich außerdem ihren Lebensunterhalt mit Arbeit verdienen. Der eine pflügt, der andere arbeitet in einer Werkstat, der dritte ist Gehülfe in irgend einem Geschäfte. Aber diese Schwierigkeiten entmuthigen uns nicht. Wenn die Soldaten Napoleon über die Alpen folgten, wie sollten wir nicht unserem großen Könige über alle Berge der Noth nachfolgen. Wir wissen, wir könnten im Osten bessere Stellen haben, aber wie könnten wir unseren Posten aufgeben? Wer würde hingehen und unsern Gemeinden das Brod des Lebens brechen. Wir beten und halten an und getrösten uns mit der Verheißung unseres großen Hauptes: Wer ausharret bis an's Ende, dem will ich die Krone des Lebens geben.“ Darauf sprach Prof. Harkney über die Verhältnisse im Staate Illinois mit besonderer Rücksicht auf die scandinavische und deutsche Bevölkerung. „Mit der Illinois Universität in Springfield ist jetzt eine Professur für schwedische Sprache und Litteratur verbunden; dieselbe hat keinen eignen Fond, sondern wird durch jährliche freiwillige Beiträge erhalten. Diese Professur ist von großer Wichtigkeit, denn die Anzahl der Scandinavier in Illinois, Iowa, Wisconsin und Minnesota beträgt mindestens 100,000. Die methodistische Missions-Gesellschaft hat unter den Scandinaviern 30 Missionäre, 13 Hülfsmissionäre, 9 Schulen, jedoch nur 920 Kirchenglieder und 211 Schüler. Der Methodismus ist nicht im Stande, großen Einfluß unter der scandinavischen Bevölkerung zu gewinnen. Die lutherische Kirche hat dagegen nur 35 schwedische und norwegische Geistliche, aber 120 Gemeinden und 17,000 Communicanten. Seitdem Pastor Esbjorn die Professur in Springfield übernommen hat, bereiten sich dort jetzt 8 Norweger, 5 Schweden, 3 Dänen zum geistlichen Amte vor.

Noch bedenkenwerther ist das Werk unter der deutschen Bevölkerung im Westen. Es wird zwar in Springfield Unterricht in der deutschen Sprache erteilt, aber es fehlen die Mittel, um eine deutsche Professur zu gründen. Andere Denominationen sind hier sehr thätig. Die Methodisten haben 200 Geistliche unter der deutschen Bevölkerung. Es thut mir oft in der tiefsten Seele leid, zu sehen, daß andere Denominationen das große Werk in die Hand nehmen, welches unserer Kirche obliegt. Ich bin überzeugt, daß wenn wir die Geldmittel hätten, welche die Methodisten im Westen anwenden, so könnten wir den ganzen Westen bekehren. Wir sind willig und thun, was wir können, aber man darf nicht

erwarten, daß einzelne Pioniere auch bei der größten Selbstverleugnung und Aufopferung im Stande sind, dies große Werk zu vollenden, wenn sie nicht von der ganzen Kirche unterstützt werden. Die Pflicht der ganzen Kirche ist es, alle ihre Kräfte zu vereinigen und ihre inbrünstigen Gebete zu dem zu wenden, der verheißt hat: Ich bleibe bei euch bis an der Welt Ende.“

Die Gesellschaft für auswärtige Mission.—Während die einheimische Mission unsere Aufmerksamkeit auf den Westen Amerika's hinlenkte, so richteten die Berathungen der Synode am Montag unsere Blicke nach dem fernen Osten, nach Indien, auf welches Land die amerikanisch-lutherische Kirche ihr Missions-thätigkeit bis jetzt hauptsächlich beschränkt hat. Die auswärtige Missions-Gesellschaft der evangelisch-lutherischen Kirche in den Vereinigten Staaten wurde im Jahre 1837 in Hagerstown in Maryland gegründet und verdankt ihren Ursprung den Deutschen, und führte daher auch anfangs den Namen „Deutsche auswärtige Missions-Gesellschaft“. Die Missionsbeiträge in den ersten Jahren wurden zur Unterstützung deutscher Missionäre, nämlich des Dr. Rhenius und Güglaff's verwendet. Erst im Jahre 1841 beschloß die Gesellschaft, eine eigene Mission unter den Telugu-Indiern zu gründen und sandte im Jahre 1845 ihren ersten Missionär, Walther Gunn, dorthin ab, der bis zu seinem Tode, am 4. Juli 1851, der Missionsstation in Guntoor vorstand. Eine erweiterte Wirksamkeit erhielt diese Gesellschaft im Jahre 1850, in welchem sie das Missionsfeld der norddeutschen Missions-Gesellschaft auf deren Anerbieten übernahm, weil derselben die Mittel fehlten, das Werk fortzusetzen. Zugleich traten in Folge dessen drei deutsche Missionäre jener Gesellschaft mit der amerikanischen in Verbindung, A. F. Heise, C. W. Grönning und Ballette, von denen der letztere jedoch bald nach Deutschland zurückkehrte. Im nächsten Jahre wurden zwei neue Missionäre nach Indien gesandt: Wilhelm J. Cutter, von Geburt ein Deutscher und Katholik, der in Amerika befehrt wurde, und Wilhelm C. Snyder, gebürtig aus New Jersey und früher Lehrer am Hartwid-Seminar. So hatte denn die lutherische Kirche im Jahre 1853 5 Missionäre in Indien und diese bildeten unter dem Vorstehe von C. F. Heyer die erste evangelisch-lutherische Synode von Indien, welche ihre erste Sitzung am 30. Januar desselbigen Jahres in Guntoor hielt. Die Gesellschaft hat gegenwärtig drei Missionsstationen unter den Telugu-Indern: Palnand, Guntoor und Rajahmundry; sie hatte während der beiden letzten Jahre 4 Missionäre, Elias Unangst, Adam Long, Snyder und Heise; 4 weibliche Missionäre, nämlich die Frauen der genannten Brüder; 2 eingeborene Catecheten, 3 eingeborene Colporteur; 110 Communicanten, 21 Schulen, 22 Lehrer, 485 Schüler, 1 Sonntagschule und 4 junge Eingeborene, die sich für das geistliche Amt vorbereiten. Die Einnahmen der Gesellschaft betrugen während der beiden letzten Jahre \$11,876, die Ausgaben \$11,677. Von den ursprünglichen Gründern der Telugu-Mission ist nur noch Heise auf dem Arbeitsfelde geblieben. Kurz vor der Sitzung der Generalsynode traf die Trauer-Nachricht ein, daß Bruder Snyder am 4. März d. J. plötzlich an der

Cholera gestorben. Grönning ist nach Deutschland, Cutter nach Amerika zurückgekehrt. Auch Hoyer, der die Station Palnaud gegründet und sich durch seine erfolgreiche Thätigkeit um die dortige Mission große Verdienste erworben hat, ist durch Gesundheitsrücksichten genöthigt worden, dieses schwierige Arbeitsfeld zu verlassen und arbeitet jetzt in St. Paul, Minnesota. Die Station Palnaud ist dadurch unbeseht geblieben. Die Verhandlungen über die indische Mission berührten zwei wichtige Punkte; zuerst die Unterstützung der Hinterbliebenen verstorbenen Missionäre. Gewiß können Missionäre erwarten, daß wenn sie mit Aufopferung aller persönlichen und heimathlichen Interessen in die Heidenwelt gehen und einem frühen Tode unterliegen, daß dann die Kirche, welche sie ausendet, für ihre Familie sorgen werde; und zu den ersten Pflichten jeder Missions-Gesellschaft gehört es, eine Missions-Wittwencasse zu bilden. Die Frau des verstorbenen Missionär Gunn, welche zuerst an der Seite ihres Mannes und dann noch vier Jahre nach dessen Tode mit der größten Anerkennung der Committee in dem Missionsfelde gearbeitet hatte, war nach Amerika zurückgekehrt. Ich erinnere mich noch des tiefen Eindruckes, den es auf die Versammlung machte, als Frau Gunn mit ihren Kindern bei der Sitzung der Generalsynode in Dayton im Jahre 1854 eingeführt wurde. Die Missions-Gesellschaft beschloß damals einstimmig, „daß wir es als ein heiliges Vermächtniß des Bruder Gunn ansehen und die heilige Verpflichtung übernehmen, für die Wittve und die Kinder desselben Sorge zu tragen“; und in der diesjährigen Versammlung wurde der Antrag der Committee einfach angenommen, „das Verhältniß mit Frau Gunn aufzulösen“, d. h. sich nicht weiter um sie und ihre Kinder zu kümmern.

Der zweite Punkt betraf das Kastenwesen und unser Verhältniß zur Leipziger Mission. Missionär Dohs vom Tamul-Lande, der bisher unter der Leipziger Gesellschaft gestanden, hatte an unsere Gesellschaft den Antrag gestellt, in deren Missionsdienst zu treten, weil die Leipziger Gesellschaft den eingeborenen Christen die Beobachtung der Kasten-Unterschiede gestatte, während alle übrigen Denominationen verlangen, daß die Eingeborenen, sobald sie Christen werden, die Kaste aufgeben. Dr. Pohlmann sprach vom amerikanischen Standpunkte aus gegen das Kastenwesen und verwarf die Praxis der Leipziger Gesellschaft entschieden. Auch die Leipziger Gesellschaft ist gegen die groben Mißbräuche des Kastenwesens und verbietet dasselbe z. B. bei der Feier des Abendmahles gänzlich; sie betrachtet jedoch die Kasten-Unterschiede in Indien wie die Stände-Unterschiede in Deutschland. Das Leipziger Directorium erklärt der Denkschrift gegenüber, welche Missionär Dohs demselben im Jahre 1857 eingereicht, „daß das Kastenwesen ein National-Institut, welches erst, wenn die Kirche in Indien eine Nationalkirche geworden sey, den befriedigenden Umschwung erfahren könne. Es muß dahin kommen, daß die Christenlehre Meisterin und die Stammesehre (die ja ihre Stätte in der tamulischen Welt ebensogut behalten mag, wie die Adelslehre in Deutschland) Magd wird u. s. w.“ Obwohl nun die Committee sowohl als auch die Versammlung entschieden gegen das Kasten-

wesen ist und die Ansicht des Missionär Dohs billigt, so wurde dennoch beschlossen, den Antrag desselben zuvörderst der Beurtheilung des Bruder Heise zu überlassen, weil sowohl die Ausdehnung des Missionsgebietes als auch die Rücksicht gegen eine andere lutherische Missions-Gesellschaft große Vorsicht erfordere. Während die Verhandlungen am Vormittage mehr geschäftsmäßig betrieben wurden, so sprachen die Redner in der Abendversammlung mit jener heiligen Begeisterung, mit welcher die Sache der Mission jeden Christen erfüllen muß. Das Telugu-Land ist der lutherischen Kirche Amerika's anvertraut. Dieses stark bevölkerte und mit vielen großen Städten und unzähligen Dörfern übersäete Land liegt 30 Meilen von Madras entfernt und umfaßt ein Gebiet von 67,000 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 7 Mill. Seelen. Hier hat unsere Kirche nach jahrelangen und mühevollen Kämpfen endlich festen Fuß gefaßt; aber es fehlt an Arbeitern. Wo bisher 5 Missionäre arbeiteten, wären mindestens 20 Missionäre nothwendig, und dieses würde eine Geldsumme von \$15,000 erfordern; und dieses Geld könnte leicht aufgebracht werden, wenn jeder der 150,000 Communicanten nur 10 Cents jährlich zur Mission beitragen wollte. Während in der Stadt New York jährlich für Theater und Oper \$1,500,000, und in Großbritannien von den arbeitenden Classen \$250,000,000 für Tabak und Branntwein ausgegeben werden, so haben selbst Christen, wo die ewige Liebe, um ewige Seelen zu erlösen, milde Gaben fordert, kaum \$1 übrig. Lauter als je tönt aus Indien der Ruf zu uns: „Kommt und helft uns!“

(Schluß folgt.)

Ein Stück Wittenberger Geschichte aus dem Jahre 1813 (Mai) bis 1814 (Januar).

Vortrag im evangelischen Verein am 21. März 1859 gehalten
von Dr. C. J. Nisch.

Seit jüngster Erregung der Kriegsfrage hat sich unter den Vaterlandsfreunden vielfach das Gedächtniß der letzten großen Zeit vaterländischer Geschichte mit erregen müssen. Es ist löblich und heilsam, daß dies geschehe. Gedenket an die vorigen Zeiten, in welchen ihr, erleuchtet, erduldet habt einen großen Kampf des Leidens. Die Zahl derer, welche sie im Mannesalter gesehen und mit Bewußtseyn und Umsicht bestanden, mindert sich schon beträchtlich. Jeder unter diesen hat sie doch nur von bestimmtem Standorte aus und in einem begrenzten Erfahrungskreise mit gesehen, erlitten und bestanden. Was mich betrifft, ich habe sie als Geistlicher, kampfs- und waffenlos, wenn schon in anderem Sinne weder ohne Kampf noch ohne Waffen,

und zwar in der von feindlichen Freunden besetzten Elbfestung Wittenberg bestanden. Also ein Stück Geschichte Wittenberg's aus dem Jahre 1813 und 14, vornehmlich nach dem Gesichtspunkte des evangelischen Predigers beabsichtige ich vorzutragen, und in meinem Alter kann es mich nicht allzusehr in Verlegenheit setzen, hin und wieder von mir, nämlich von meiner Amtsführung oder häuslichen Erfahrung binnen jenen zehn Monaten Erwähnung thun zu müssen.

Wittenberg—wie es scheint von den weißen sandigen Anhöhen, die ihm nahe liegen, also genannt—ist klein, hat aber viel Geschichte, besonders viel Kriegsgeschichte. Im geistlichen Sinne ist jetzt nicht davon zu reden. Man hätte dem römischen Prälaten wohl antworten können, der die Reformation löblich fand, nur daß es unendlich sey, sie von Wittenberg annehmen zu sollen. Allein als wohlgeschützter und wohlgelegener Elbübergang hat die Stadt schon drei Jahrhunderte lang vor der Reformation eine bedeutende Geschichte. In den Kriegen und Fehden, die umher an der sächsischen und anhalt'schen Elbe geführt werden, ist sie jedesmal eine begehrte und belagerte, aber nie eroberte Jungfrau, eine Bethulia. Seit Moritz von Sachsen sie einnimmt, ist es anders. Karl V. besichtigt sie. Karl VII. sucht sie heim. Friedrich der Große achtet ihrer erst, seit sie von Hülsen gegen die Reichsarmee vertheidigt hat. Napoleon ersieht sie auf den ersten Blick zum Waffenplatz, und so ist sie Sühne für Sachsen geworden. Dylängst habe ich in einem militairischen Werke die Eroberung Wittenberg's im Jahre 1814 zu den größten Waffenthaten der preussischen Artillerie gerechnet gefunden. Meine Erzählung geht vom vollendeten Rückzug der französischen Armee und der ersten Einschließung Wittenberg's, welche nur einen Schreckschuß zur Folge hatte, aus, und reicht durch den Waffenstillstand, dessen Schluß, zu einem zweiten strengeren Festungskrieg im September, seit der Schlacht von Leipzig zur eigentlichen Belagerung in den späten Monaten bis zum Sturme in der Nacht vom 13.–14. Januar 1814. Ich beschreibe die Zustände gesteigerter Trübsal, die politischen und religiösen Stimmungen und das kirchliche Leben.

Wittenberg hatte seit October 1806 sich für Sachsen in Erduldung und Verpflegung französischer Durchzüge seiner Lage wegen opfern müssen. Die Zahl der verpflegten Truppen, welche ich angegeben finde, ist zwar zu groß, als daß ich sie erwähnen möchte. Soviel ist sicher, daß die Einwohner hätten endlich die Stadt schon vor 1813 nach und nach verlassen müssen, hätte nicht der sächsische Minister Graf v. Hohenthal eine Ausgleichungscasse gestiftet, zu welcher das ganze Land mitsteuern mußte, um die leidenden Plätze auf der Kriegsstraße reichlich zu unterstützen. Nun trafen die letzten Führer des französischen Rückzuges ein. Der Vicekönig von Italien, der freundlichere unter den zeitweiligen Gewaltthabern der Stadt und Gegend, traf Anfang März ein; man erholte sich von vielem französisch hören und reden an dem Wohlklang der italienischen Unterredungen unter seinem Gefolge; der widerwärtigste, der Marschall Davoust, den wir schon 1806 kennen gelernt, rauschte draußen

vorüber, doch nicht ohne seine Schreden bis in die Stadt herein fühlen zu lassen. Endlich ging auch der milde und billigere Grenier ab. Wichtiger war, daß wir nunmehr, da schon die Arrièren von den Kosaken beunruhigt wurden, die Russen und Preußen herannahen, hoffen durften, die Fremden von der Elbe vertrieben zu sehen. Es war anders beschlossen. Der Rath des Marschalls Victor, Wittenberg nun zu besetzen, wurde mit Eile ausgeführt und eine französische Besatzung in die Stadt gelegt. Die Bestürzung nahm zu, als die Verbündeten von verschiedenen Seiten sich der Festung näherten. Der russische Obergeneral verlangte einen besseren Elbübergang als Roslau und somit die Eroberung Wittenberg's. So kam es schon am ersten Osterfeiertage, als wir eben zum Gottesdienste versammelt waren, zu einer plötzlichen und heftigen Beschießung von preussisch-russischer Seite. Ich führte meinen Vater, den Pfarrer der Stadt, der so eben hatte die Kanzel besteigen wollen, nach Hause, und wir passirten, um in sein Zimmer zu kommen, die Linie einer so eben in die Wand gedrunghenen Kanonentugel, in deren nachgelassene Staubbülle wir noch eintreten mußten. Mein Vater hatte als neunjähriger Knabe die Schreden der Belagerung von 1760 erlebt; die immer noch übrigen übergrüntten Brandstätten von 1760 hatten unseren Knabenspielen zum Tummulplage gedient, nun konnten wir anderen Ruinen entgegensehen. Darauf hatte man allerdings noch einige Monate zu warten. Die jetzigen Belagerer kannten die innere Lage nicht, ein solcher Schreckschuß machte auf die Belagerten, die zur Uebergabe aufgefordert wurden, keinen Eindruck, man hatte auch kein Mittel, der Unternehmung Folge zu geben. Die Einwohner stellten sich nun ihre Zukunft vor. Die Universität wanderte nach einem kleinen überelb'schen Städtchen aus, um dort wenigstens die Facultäts- und Prüfungsgeschäfte in einiger Ruhe fortzusetzen, an Zuzug von Studirenden war nicht mehr zu denken. Sie kehrte niemals zurück. Wittenberg gehörte zu den deutschen Städten, welche seit Jahrhunderten an der Universität gleichsam Alles hatten. Doch sah man den Bürgern noch keine Zeichen von leidenschaftlicher Verzagttheit an. Die gottesdienstlichen Versammlungen füllten sich mehr als sonst. Die Stadt schien sich auf eine künftige Trübsal mit Gott in Stand setzen zu wollen, denn ich erinnere mich nicht, zahlreichere Communionen des Sonntags und des Freitags in Wittenberg gesehen zu haben, als damals in der schönen Festzeit von Ostern bis über das Pfingstfest hinaus, im Jahre 1813. Wiederholt wurde beim Gottesdienste das Lied Paul Flemming's gesungen, „In allen meinen Thaten“, und mit besonderer Zueignung der Vers:

„Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverbroffen,
An mein Verhängniß geh'n.“

Was uns zunächst bevorstand, war doch überraschend genug, und das Weß davon hielt den Sommer an. Die Belagerung verwandelte sich für eine kurze Zeit in eine Beobachtung, während der Zusammenstoß der Verbündeten mit Napoleon bei Lützen sich näherte; dies und der baldfolgende unheimliche

Waffenstillstand gab dem nunmehrigen französischen Gouverneur General Lapoye volle Freiheit, sowohl die Bauten, als die Verwüstungen fortzusetzen, die zur vollen Instandsetzung des Plazes erforderlich schienen. Der erste Schritt zur Zerstörung der Vorstädte bis auf 900 Schritte von den Wällen war schon im April erfolgt. Es ist ja eine bekannte und unvermeidliche Nothwendigkeit, daß der noch so schön und reich oder noch so dürftig eingerichtete Vorstädter einer nahe bedrohten Festung sein heimatlich Haus räumen und den Flammen überlassen muß. Es fragt sich nur zunächst, wie viel Zeit und Besinnung man ihm läßt, und ob mit möglichster Schonung verfahren wird. Die 24 Stunden Zeit, die man zur Räumung bewilligte, wurde wenigstens bei fortgesetzten Abbrennungen kaum innegehalten. Die Polen hatten Mitleid mit den oft noch überraschten Bewohnern, die Franzosen verfahren herrischer. Schmerzlich war, daß das schonungslosere Verfahren von zwei deutschen Unterbefehlshabern ausging. Auch nach der am 13. Mai völlig gelösten Blockade und während des Waffenstillstandes folgte eine Beunruhigung oder auch Demüthigung der andern. Die Hoffnung auf den Tag der Freiheit war sehr herabgestimmt; die Pietät gegen den Landesherrn hatte nicht aufgehört, war jedoch durch seine erneute Allianz mit Frankreich schwer getroffen. Die Allianz wurde von den Franzosen mehr zum Vorwande gesteigerter Anforderungen benutzt, wie als ein Grund zur Verschonung angewandt. Man traute auch unseren Gesinnungen nicht. Wenn ich als Freitagsprediger die Kanzel bestieg, sah ich damals zur Rechten einen Adjutanten des polnischen Generals sitzen, der Deutsch verstand und einen deutschen Namen führte. Er schrieb sich hin und wieder Bemerkungen auf. Folgen davon habe ich allerdings keine verspürt. Der feine, höfliche Mann wollte mich offenbar nur einschüchtern und hindern, daß ich die Verhältnisse des Landes nicht zu unsanft berühren möchte.

Im Juli besichtigte Napoleon die Elbfestungen und namentlich Wittenberg, ich sah ihn auf dem Schimmel die Wälle hin und her bereiten, und das Gefolge von seiner Eile oft zurückbleiben. Die Demüthigung, die wir da erfuhren, bestand zunächst in der Forderung einer feierlichen Begrüßung des Kaisers. In der That wollte und mußte die Behörde der Stadt eine Bitte um Erleichterung vorbringen. Ein sonst achtbarer und geschätzter Mann, der jedoch für Napoleon's europäischen Beruf noch immer schwärmte, brachte eine Anzahl von Töchtern der Stadt und eine Auserwählte dazu, an der Spitze der Behörden den furchtbaren Ankömmling mit französischer Anrede grüßen zu wollen. Der Kaiser war klüger und verbat sich jeden Empfang. Als ihm jedoch die Bitte um Erleichterung bei kurzem Aufenthalte auf dem Schlosse vortragen worden war, rief er dem Berthier zu: Wie? die Stadt hat so lange Zeit die Garnisonen ernährt? Und auf Bejahung dictirte er auf der Stelle den Befehl, daß die Strafcontributionen an Naturalien von Bremen und Hamburg her für's Erste nach Wittenberg dirigirt werden sollten. Wochenlang sahen wir dann die Getreidefuhrer ankommen, aber die Bürger haben meines Wissens, ausge-

nommen daß einige Säcke Mehl ihnen zu hohen Preisen abgelassen wurden, kein Körnchen davon genossen; die gefüllten Magazine fielen seiner Zeit der Eroberung zu.

Das Napoleonsfest trat ein. Der Umstand, daß die polnische Legion einen Feldpriester hatte, (der ja sonst in der französischen Armee nicht vorkam) bewog den französischen Gouverneur, eine kirchliche Feier zu verordnen, und die Behörden dazu einzuladen. Antheil an der Messe konnte uns ja nicht angesonnen werden, der alte Pater aber, der beim Dr. Heubner in Quartier lag, belehrte uns, es sey keine eigentliche Messe, sondern nur ein *salvo fac imperatorem*, und bei diesen Worten, so setzte er schallhaft hinzu, dürften wir ja nur an unsern König denken. Er kannte unsere Gesinnung. Da wurden wir denn doch Zeugen von dem unsere altehrwürdige Kirche erfüllenden *vive l'empereur*, welches der General mitten in der kirchlichen Handlung ausbrachte, und wozu Trommel und präsentirtes Gewehr den Chor hergaben.

Endlich entlud sich die Schwüle des Waffenstillstandes im Wetter einer Reihe von Schlachten. Sie wurden von der Raxbach her bis Wartburg immer entscheidender für Deutschland's und der Verbündeten Sieg über Napoleon, der so lange als möglich zögerte, auch nun das gequälte Sachsen aus seinen Händen zu lassen. Die Luft ward reiner und die Hoffnung leuchtete heller auf. Daran hatten wir doch auch in der Festung einen Theil, aber wir blieben noch zwiefach mit gefangen. Die zweite Einschließung der Stadt erfolgte. Die zweite Beschießung drohte und ließ nicht lange auf sich warten. Die Abgebrannten, draußen oder hereingeflüchtet, nahmen Theilnahme und Verwendung in Anspruch, die eingeschleppte Seuche ließ sich merken und fand an den Lazarethten ihre Nahrung. Auswanderungen und die damit verbundenen Abschiede und Trennungen der Familienglieder beschwerten die Herzen, für die Bleibenden, etwa 4000 von 6–7000 aber erhöhte und vervielfältigte sich die Gefahr des Leibes und Lebens täglich.

Der um die Mitte September im großen Maasstabe organisirte Angriff auf die Stadt, ein bald bei Tag, bald bei Nacht von den Batterien herausbrechender Hagel ließ in Kurzem die Erfahrung machen, daß es auf der Oberfläche in der Stadt, so lange eine Beschießung währte, eine gesicherte schützende Stelle nicht mehr gab. Man lebte, wen sein Beruf nicht auf die Straße trieb, oder in den oberen Stocken festhielt, lebte in den Kellern. Wer nur in großen Festungen eine schwere und lange Belagerung ausgehalten hat, kann sich schwerlich einen Begriff von der Lage der Bewohner einer so kleinen machen, als Wittenberg war. Selbst in seiner Länge wurde es von den Kugeln der nächsten Batterien fast ganz durchdrungen; die Bomben, Granaten und Raketen hatten ohnehin überall freien Fall. Gewölbte Gebäude waren in großer Anzahl nicht vorhanden, oder, wie die Kirchen beide zu militairischen Zwecken in Beschlag genommen, und eben auch darum das erwählteste Ziel des Wurfgeschützes. Sogar von einer Büchsenkugel wurde eine Frau auf dem Markte getroffen. Diese Gewöhnung an einen solchen Zustand machte im Ganzen

nicht furchtsamer, sondern muthiger; das haben wir in vielen Beispielen erfahren. Der gesunde Mensch hat einen reichen Fonds von Widerstandskraft, und eine erzwungene Abmüßigung von vorigen Berufsgeschäften fordert diese Kraft noch mehr heraus. Man löschte unter dem Kugelregen gar viele schon prasselnde Dächer. Ich saß im Keller, meinen Eltern Gesellschaft zu leisten. Da hörten wir eine Wurfkugel in's Dach unserer Superintendentur schlagen, und ich eilte auf den Boden. Ich empfand Brandgeruch ohne Feuer zu sehen. Ohne recht zu wissen was ich that, ergriff ich ein Beil und riß eine Diele auf; da glühte schon darunter alles Holzwerk, und ich konnte aus dem nahen Wasserbehälter eine Feuersbrunst im Entstehen löschen. Freilich brannten manche Reihen Wohnhäuser in den vom Wurfgeschütz betroffenen Gegenden nieder, aber die Bürger setzten den Feuersbrünsten Grenzen, und kamen an vielen Stellen zuvor. Wir hatten einige furchtbar schöne Schauspiele. Vor Mitternacht in einer der Septembernächte entzündete sich vom Wurfgeschütz das Haupt des Thurmes der Schlosskirche, wir sahen eine Zeit lang den Thurm in voller schöner Gliederung aller Säulen und Absätze kupferroth glühen, bis er plötzlich in sich zusammen stürzte, und doch noch nebenstehende Gebäude unter seinen Trümmern begrub. Um die Stadtkirche zu schützen, um welche sich, obwohl sie Magazin war, weder die Besatzung noch irgend Jemand kümmerte, bettelten wir Geistlichen, Heubner und ich (die einzigen noch übrigen) uns des Abends auf Wache in die Sakristei. Die Bürger waren sonst allenthalben genug beschäftigt. Einst ruhten wir auf den wollenen Decken, nachdem wir hatten einen Diener einige Stunden lang Wasser tragen lassen, da begann um 10 Uhr eine Beschießung der Stadt. Wir traten vor die Thür, es war eine sehr sternhelle Nacht. Da stiegen die congreveschen Raketen vom Horizonte wie feurige Drachen auf. Die eine fuhr über die Stadt hinweg, eine andere veränderte mitten im Fluge ihre Richtung, was uns damals unverständlich war, eine dritte aber schien gerade uns zur Beute zu erzielen. Sie fuhr in's Kirchendach. Damals sagte man, wenn die Rakete einmal ihr brennendes Material ausgespieen, so wäre es nicht mehr zu löschen. Aber so sehr es auch prasselte an einigen Dachsparren, wir löschten den Brand mit Wasser ohne Mühe, und hatten noch Zeit, in Heubner's naher Wohnung daselbe zu thun.

In dieser Lage regte sich das Verlangen nach Stärkung durch Gemeinschaft des Gebetes sehr lebhaft. Heubner hielt in seinem Hause bei offener Zimmer- und Hausthüre Abendgebet. Auch auf der Flur und den Treppen, bis vor die Hausthüre lagen die Betenden auf den Knien. Bald nachdem dies begonnen hatte, ging er einst seiner Gewohnheit nach der Elbe zu in's Freie—denn man durfte auf dieser Seite sogar durch den Brückenkopf gehen—da er sich zu weit wagte, ward er von den preussischen Posten aufgehoben, im Hauptquartier sehr freundlich aufgenommen, von einem Parlamentair an's Festungsthor begleitet, aber ungeachtet meiner dringenden Vorstellung nicht eingelassen. Der Gouverneur erklärte mir einfach, den Grundsat zu befolgen, laß jeden hinaus, niemanden herein. Nun war ich allein übrig. Auswandern

ließ man meine älteren und fränklichen Collegen, auch die Schullehrer, gern. Ich blieb nicht lange allein. Wittenberg wurde noch einmal entsetzt und ohne Parlamentair kehrte Heubner zu seiner Heerde zurück.

Napoleon wollte in den ersten Octobertagen offenbar die schlesische Armee nöthigen, zum Schutze Berlin's zurückzuweichen, oder doch noch den Versuch machen, einen Schlag auf Preußen auszuführen. Kurz Regnier, zugleich Führer der sächsischen Truppen, stürzte auf Wittenberg, drängte die Belagerer von der Stadt weg, machte auch bei Coswig etwa 1700 Preußen, Russen, Schweden zu Gefangenen; aber nicht Blücher, nicht Bülow wich, sondern allein Tauenzien zog sich nach dem Brandenburgischen zur Vertheidigung der Grenze und der Hauptstadt zurück.

Um den Rückweg nach Frankreich nicht abgeschnitten zu sehen, mußte der Kaiser den Plan auf Berlin aufgeben, und zog sich nach Leipzig. So wurde die dritte Einschließung Wittenberg's möglich. Nach der Schlacht bei Leipzig wußte man ja, die Elbstellungen mußten fallen, denn wer sollte sie entsetzen? Aber wann mußten sie fallen? Man wußte auch, das französische Kriegsgefeß erlaubte vor geschlossener Bresche keine Uebergabe. Wir hatten eine sehr entfernte Aussicht auf ein Ende, und doch oftmals eine nahe, vor dem Tage der Freiheit das menschliche zu erleiden. Der General Tauenzien hatte nicht Mittel genug, Torgau und Wittenberg zugleich mit voller Energie zu belagern. So mußte er erst Torgau in Angriff nehmen, welches erst Mitte December fiel.

Bis dahin gab es für uns nur einige wenige nächtliche Alarmirungen. Wir hatten hinreichend Ruhe, um unsere Lage zu bedenken und durch zu empfinden, um den verbündeten Heeren unsere Wünsche nachzusenden und nach unseren Ausgewanderten uns zu sehnen. Die langen Abende der späten Monate gaben zu davon erfüllten Monologen und Dialogen desto mehr Raum, da wir um Licht und Del zu sparen, nicht leicht vor sieben Uhr anzündeten. Manches Andere gereichte zur Verinnigung des Lebens und zur Gemüths-erhebung. Aber die Adventszeit wirkte bei den kirchlich Gesinnten mit solcher Trübsal zusammen eine ganz eigenthümliche Erleuchtung der Seele. Der einfallende sächsische Bußtag ergänzte dergleichen Stimmung. Wir hatten ja mit Gottes Hülfe uns einen ordentlichen Gottesdienst in meines Vaters und meinem academischen Hörsaale bei der Superintendentur eingerichtet. Kirchen und Schulen, alle öffentlichen Gebäude waren Lazarethe, Kasernen, Gefängnisse oder gar kleine Festungen geworden. Aber auf demselben Ratheder, wo ich im März die Vorlesung geschlossen, durfte ich jetzt, wechselnd mit Heubner, predigen. Des Sonntags Vor- und Nachmittags hielten wir da, wenn nicht auch Communion, doch Predigt, Gebet und Gesang. Auf dem untern Ratheder pflanzte sich der Cantor mit einem kleinen Chor an, denn wir hielten womöglich den ganzen sächsischen Gebrauch ab. Der Raum war voll, er faßte einige hundert Besucher. Unser Küster sagte: „Jetzt kommen auch die Atheisten zum Gottesdienste.“—Andächtiger und durch das Wort bewegbarere Versammlungen habe ich nicht gesehen. Da fasten wir denn mit dem Adventsthema manche

zeitgemäße Trostrede und Vermahnung zusammen, als: das Ende eines Dinges ist besser als sein Anfang, ein geduldiger Geist ist besser als ein hoher Geist. Pred. Sal. 7. Es ist noch eine Ruh' vorhanden dem Volke Gottes. Fasse dich auf's Schlimmste und hoffe das Beste. Es ist köstlich einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage. (Vergl. meine Predigten aus der Belagerung Wittenb. 1815.)

Was die dafür sehr empfänglichen Zustände anlangt, wie sie der Zeitraum mit sich brachte, so will ich nur vom Standorte meines Berufs darauf kommen, und die von da aus gemachten Beobachtungen kann ich vertreten. Die geistliche Amtsführung hatte manches Außerordentliche, und war doch von anderen häuslichen und patriotischen Pflichten nicht zu trennen. Die Knaben, ohne Schule und Lehrer, trieben Unfug auf den Straßen. Wir sammelten sie, so lange noch Classenräume verfügbar waren, und hielten wenigstens zwei Stunden des Morgens. Die Zucht aufrecht zu erhalten durch bloße Worte, war schwierig. Ein Candidat, der noch andere Mittel in Anwendung brachte, hatte es leichter.

Kamen wir aus der Schule heim, so mußten mehrere Stunden auf den Besuch von Kranken und Sterbenden verwandt werden. Das Petechialfieber verbreitete sich unter den Armen mehr und mehr. Man fand hin und wieder die ganze Familie darnieder liegen. Im Ganzen genasen wenige. Bei so häufiger Möglichkeit, diese Kranken zu sehen, sahen wir es ihnen am Gesichte an, ob sie davon kommen würden. Hunger und Seuche wohnten bei einander. Ich ging zu der Zeit, wo Seel- und Leibsorge ebenso bei einander bleiben mußten, nicht aus, ohne die Taschen mit gebadenem Obst oder dergleichen vollzustopfen und ein Brod unter den Priesterrock zu nehmen. Der Küster that auch so. Unterwegs geschah es wohl, daß eine Bombe auf den Boden fiel; da mußte man sich niederwerfen, um von den Stücken der zerspringenden Kugel nicht getroffen zu werden. Es war bei so großer Anzahl halb zerstörter Wohnungen nicht zu verwundern, daß man zuweilen über zerbrochene Stiegen zu den Kranken hinauf gelangte, aber gleich einem Engel erschien ihnen der Geistliche. Ueber die Gräuel, die in dem Lazareth zu schauen waren, mußte man sich mit dem gerührten Danke der besuchten Sterbenden trösten. Wir haben auch römischen Katholiken das heilige Abendmahl auf ihr rufendes Verlangen nach evangelischem Gebrauche gereicht; den Kelch zu trinken dünkte ihnen köstlich.

Nun aber ist einer Sorge zu gedenken, welche die Gefangenen, größtentheils Preußen, in Anspruch nahmen. Die Gemelnen wurden, etwa 900 an der Zahl, nachdem sie eine Woche lang in dem leeren Provianthause eingesperrt und leiblich versorgt worden waren, frei gelassen. Das französische Gouvernement konnte nicht daran denken, sie länger nähren zu wollen. Nicht so leicht wollte man etwa 80 Unterofficiere in Freiheit setzen. Sie wurden im großen Schulhause gefangen gehalten; jedoch in der Mittagsstunde war ihnen gestattet, auf dem Kirchhofplatze sich frei zu bewegen. Um diese Tageszeit pflegte ich

vom Umgange in der Gemeinde zurückzukehren, und stand dann gewöhnlich diese Schaar in ihrer Freistunde auf dem Platze zerstreut. Während ein Freund einen Karren voll Tabak und andere Erquickungen für sie herzubachte, mischte ich mich in ihre Gespräche. Meistens waren es Leute aus der Landwehr, Männer von reiferen Jahren; sie nahmen ernste und aufmunternde Worte dankbar an, folgten mir auch wohl in meinen Hausflur und brachten besondere Anliegen an. Auch sie entließ der General Lapoyne nach kurzer Zeit. Anders stand es mit vierzig und einigen preussischen Officieren, die sich geweigert, auf den Kriegsdienst gegen Frankreich zu verzichten. Während man ihre Mitgefangenen, Schweden und Russen, französischer Seits mit Freundlichkeit überhäufte, — „Was thut's,“ sagte mir ein Franzose, „mit diesem ganzen Kriege, künftig werden beide, der Kaiser der Franzosen und der Kaiser aller Russen, von Paris und Petersburg bis an den Rhein herrschen,“ — während man besonders die Russen hegte und pflegte, ließ man die Preußen die Bitterkeit ihrer Lage recht empfinden. Sie befanden sich in einem weiten Souterrain des Schlosses. Wir ließen ihnen sonst, was wir vermochten, zur Erleichterung zukommen, und dies hinderten die französischen Wachen nicht. Damals waren in Wittenberg alle europäischen christlichen Nationen, wenigstens in den Hauptstämmen vertreten. Was die Romanen betrifft, so gab es zwei Portugiesen, welche eine kleine Cavallerie-Abtheilung führten, unter der Artillerie Spanier, unter den Beamten Italiener, die Franzosen nicht zu erwähnen. Wir mit den Preußen und Schweden stellten die Germanen, die Slaven erschienen in den Russen und Polen. Zu den Germanen zählten nun noch ein Bataillon Holländer, dem Ansehen nach die einzigen an Gesundheit und Stärke unter den Militairs, die noch lange aushalten konnten. Gerade aber dieser Gäste Gegenwart mußte dem französischen Gouvernement täglich bedenklicher werden. Sie hatten aus dem preussischen Hauptquartier Nachricht vom Einmarsche der Bülow'schen Armee in ihr Vaterland und den darnach eingetretenen Veränderungen. Nun wurde ihnen Wittenberg zu eng. Man traute ihnen zu, was das Gerücht sagte, sie gingen damit um, die Festung den Belagerern zu überliefern. Dem kam der Franzose zuvor und stellte ihnen frei, heraus zu gehen oder im Dienste Frankreich's zu beharren. Die Mehrzahl wählte das erste, aber noch in der Nacht des Sturmes gab es einige von ihren Officieren in der Stadt, welche vorgezogen, das Schicksal der Besatzung zu theilen.

Die Nationen suchten und flohen sich. Im Namen Frankreich's vertheilte ein Deutscher die Stadt, der aber in seinen Namen eine französische Vocalisirung eingebracht hatte. Im Namen Preußen's belagerte uns ein Chevalier, der von Stettin aus übergegangen war, und sich so germanisirte, daß er deutsche Worte in's Französische mischte und sie doch nur nach seiner Muttersprache formirt in den Satz aufzunehmen wußte. Il wartera, sprach er, auf eine Ordonanz wissend.

Ich kehre zu den gefangenen Preußen zurück. Eins steht mir noch lebhaft vor der Seele. Das Weihnachtsfest nahte; sie waren mehrentheils Familien-

väter, Landwehr-Officiere; ihr ungewisses Geschick, der Gedanke an Familie und Vaterland, der Verlust ihrer Theilnahme an dem Kriegszuge; die Gefahr, den Leiden des Gefängnisses zu erliegen, oder wenn der Sturm mißlingen würde: das Weh von dem Allen lag ernst auf ihren dennoch fassungsvollen Gesichtern, als ich vor ihnen mich zeigte, um der an mich gelangten Einladung zufolge am ersten Festmorgen unter ihnen Gottesdienst zu halten und das heilige Abendmahl auszutheilen. Wir hatten wenig Geräthe am Orte, konnten aber doch einen anständigen Communiontisch aufstellen. Oben durch die Fensterlücken staunten französische Gesichter auf uns herab. Sie fasten das nicht, und es verdroß sie, daß Preußen einen solchen Trost-Fonds haben sollten. Ich predigte aus einem Siegesliede Ps. 118, daß der Tag des Welt- heils auch für Gefangene ein Fest sey; da er uns die Freiheit des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe neu fühlen lasse. Wir sangen (dazu hatte ich einen Cantor mitgebracht), wir beteten und communicirten. Dieses vollendete die erkennbare Nührung und Erbauung der Herzen. Die Burschen der Officiere waren mit ihnen wie im Gesichte so im Troste vereint. Zuerst trat ein Major heran. Sein Name war v. N.; ich weiß nur, daß er als Commandant von Minden gestorben ist. Ausgenommen zwei bourbonistisch gesinnte Franzosen (es gab solche und sie verhehlten ihre Gesinnung gegen Deutsche eben nicht ängstlich) habe ich keinen gekannt, der auf christlichen Glauben und religiöse Uebung etwas gegeben hätte. Der Oberkriegscommissair in der Superintendentur, mit dem ich speiste, weil wir auch die Mittel zu einem Mittagessen nur gemeinsam beschaffen konnten, pflegte, wenn das Tischgespräch auf Religion kam, zu sagen: Herr Pastor, das ist Metaphysik. Da er aber zuweilen die Providenz einmischte, wenn er die neuesten Gesichte Frankreich's beklagte, so katechisirte ich ihn darüber, was denn dies Wort ihm bedeute.

Kurz nach dem Feste trat in der Nacht vom 28. zum 29. December die engste Belagerung und Beschießung ein. Die Geschütze ruheten nun fast nicht mehr und in der sechszehnten Nacht wurde der Sturm unternommen. Der Widerstand war gebrochen. Der Herr sendete einen Frost, der so zunahm, daß die Belagerer zwar, da sie die Erde nicht mehr zu bearbeiten im Stande waren, unter großen Gefahren und Opfern vordrangen, aber dagegen eine Ueberbrückung der Stadtgräben erlangten, die ihnen den Wall auf allen Punkten sehr zugänglich machte. Der Feind hatte weder Macht noch Muth, die vier stürmenden Colonnen abzuwehren. Wie gefährdet und ruhelos wurden nun erst bis dahin den Einwohnern ihre Tage und Nächte! Und doch am Neujahrstage, als wir Geistliche in den noch leeren Hörsaal traten, ob etwa Jemand zum Gottesdienste sich einfände, erschien erst ein Handwerker, dann ein schüchternes Mädchen, bald aber füllte sich noch der ganze Raum. Merk- würdiger Weise ruhte der auf dem Kirchenplatz und durch die Straßen tobende Krieg ein wenig, so lange die Predigt Heubner's währte, als ich aber, auf der ihm gegenüber befindlichen Altarseite eben aufstand, um den Segen zu sprechen, und dazu die Versammlung sich wandte, und gerade in dem Augenblicke, als

ich die Hand erhob, um nach dortiger Sitte das Zeichen des Kreuzes zu machen, bligte die dicht vor dem Fenster niederfallende Bombe. Niemand ward verletzt; erschüttert und doch gefaßt gingen die Leute und nicht Alle eben im schnellen Lauf nach ihren Wohnungen.

An demselben Morgen wurde nach dortiger Sitte zum Neujahr'sgruß ein Gedicht in die Häuser getragen. Da es die Lage und Stimmung erkennen läßt, ohne sonst auf Bedeutung Anspruch zu haben, will ich einige Strophen mittheilen.

Sturmverkündigend und krieggebärend
Stieg das Gottesjahr zu uns herauf,
Ungeheures zeugend und ernährend
Ging es seinen zürnend schweren Lauf.
Dringet, rief der große Herr der Zeiten
Allen Geistern seines Jornes zu,
Dringet ein in's Reich der Eitelkeiten
Und durchschauert seine feige Ruh.
Donnert Rache in des Frevels Ohren
Blipet Helle in der Lüge List,
Aber rettet, was vom Geist geboren,
Aber heiligt, was heilig ist.
Also ernst wie Gottes heil'ge Wetter
Zog das Jahr durch's weite Zeitenthor.
Trau'st du Christ dem herrlichen Erretter?
Sing' ihm Lob zuvor im höhern Chor.
Zwar noch hallet seines Donners Schelten
In dem neuerwachten Jahre nach,
Und das Prüfen, Züchtigen, Vergelten
Währet immer und der Herr ist wach.
Zwar noch wandeln seines Willens Boten
Wehe rufend vor uns auf und ab,
Schürzen fester des Geschickes Knoten,
Reifen drohend auf ein off'nes Grab.
Drohend spannt sich noch des Todes Bogen,
Und der Pfeil, der durch die Lüste schiffet,
Kommt an's lebenswarne Herz geflogen,
Denn der unsichtbare Jäger trifft.
Ach! auf Gräber, ach auf Trümmer thauen
Unsre reich gefall'nen Thränen noch,
Denn der Herr will Zion nimmer bauen,
Noch nicht brechen seiner Heil'gen Joch.
Endlich, endlich wird er liebend eilen,
Wach' und bet', das Maas der Zeit ist voll etc.

In der dreizehnten Nacht ward, wie gesagt, die Vertheidigung stumm; das französische Officiercorps zog sich in die Citadelle, nachdem sie am 6. noch mit Gesang und Spiel sich ergötzt und über meiner Wohnung beim Oberkriegs- commissair eine Art Scherz mit ihrem nahen Geschick getrieben hatten.

Nach erobertem Wall fand noch etwa eine Stunde lang ein Kleingewehr- feuer vor einzelnen inneren Fortificationen statt. Plünderung der Einwohner

war verboten, Nachsuchung in den Häusern nach französischen Officieren und ihrem Eigenthum gestattet. Daß das Gestattete hin und wieder in das Verbotene überging, ließ sich wohl kaum vermeiden. Des Nachts 3 Uhr marschirte eine Mannschaft von etwa 20 Soldaten in meinen Hausflur und forderte, einen Gefreiten an der Spitze, mich auf, die Reichthümer des Obercommissairs (Ordonnateur en chef), der hier gewohnt, auszuliefern. Diese hatte derselbe in die Citadelle mit sich genommen. Zurückgelassenes, wie Wagen und Pferde, war von früheren Beutemachern schon abgeholt. Der Gefreite bezweifelte meine Aussage darüber. Ich sagte: „Glauben Sie mir, ich bin Prediger und werde Sie nicht täuschen.“ Antwort: „Ja es giebt Geistliche, vor denen man Respect haben muß, aber auch andere.“ Ich wandte einfach dieselbe Alternative auf den Soldatenstand an; worauf er commandirte: „rechts um! — abmarschirt!“

Mir haben die Eroberer kein anderes Leid gethan, als daß sie in den nachbarlichen Casernen, ich weiß nicht wodurch gereizt, die letzten noch nicht gefangenen Feinde niederstachen, bei deren Geschrei ich, zum ersten Male in der ganzen Zeit, die Fassung verlor.

Eine Stunde später etwa wurde ich zum General v. Dobschütz gerufen, der die Belagerung commandirt hatte. Neben ihm stand der nun befreite Major v. N., und ich empfing eben im Namen derer, die Theilnahme an den Gefangenen geübt hatten, freundliche Anerkennung, als ich heim gerufen wurde, man plündere in der Superintendentur. Ich eilte, mit einem mich gütig begleitenden Adjutanten, zur treuen Schwester, welche mir haushielt, zu gelangen. Wir schritten auf dem Markte an Leichen im Morgen-Mondlicht vorüber und kamen bald zur Stelle. Was wir aber fanden, waren zwei ehrliche Pommern, welche sich auf das Handwerk der Plünderung offenbar schlecht verstanden; sie hatten, der eine nach einer Tabakspfeife, der andere nach einer Dose gegriffen, und man hätte vermuthen können, sie thäten es nur ex officio.

Wir athmeten auf. Am nächsten Sonntage feierte man in jenem Hörsaale ein herzliches Dankfest. Prüfungsvolles gab es noch vieles. Ich begegnete einem würdigen Mitgliede vom Magistrate, welches mit großer Entschiedenheit dem General Lapoype die letzte Aufnahme des Vorraths von Lebensmitteln in den Bürgerhäusern, mindestens jede Theilnahme daran abgeschlagen hatte, und wünschte ihm Glück zu ruhigeren Tagen. Ruhe ist im Grabe, antwortete er. Er überlebte nicht lange. Die Sterblichkeit nahm noch zu. Als die Schneedecke verschwand, sahen wir erst, unter welchen Ruinen wir wohnten. Nach und nach entzweiten sich auch wohl wieder sächsische und preußische Gefühle. Unsere Anhänglichkeit an den angestammten Landesherrn wurde von unseren Befreiern etwas zu empfindlich aufgenommen. Ich wurde übel darüber angesehen, daß ich einen unbewaffneten französischen Beamten, den ich kannte und schätzte, beim General Lauenzien von der Gefangenschaft losgebeten und in Berlin als Goldarbeiter untergebracht hatte; denn, entgegnete mir ein H. v. H., das sey noch sehr zu bezweifeln, ob man deutscherseits einem Franzosen Menschenliebe schuldig sey.

Diese Spannung löste sich bis zum Huldigungstage im August 1815 mehr und mehr. An diesem Tage fand eine Art Versöhnung auf Anlaß folgender noch längere Zeit gesungener Strophen aus dem Huldigungsliebe der Bürger statt:

Brüder, bezwingt den Schmerz,
Zum Fürsten faßt ein Herz,
Den Gott uns gab;
Von Ost nach Westen hin
Heißt viel Volk Vater ihn,
Milb' ist und rechter Sinn
Sein Herrscherstab.

König, wir weih'n uns Dir,
Herzog, Dir folgen wir,
Neu ist der Schwur.
Alt ist die Sachsentreu,
Ewig vor Gott die Scheu,
Gottesfurcht, Bürgertreu,
Eins gilt's uns nur.

Den König Friedrich Wilhelm III. verehrten Alle. Da nun der König im Jahre 1817 auf drei Tage zum Jubiläum der Reformation mit seinem ganzen Hause nach Wittenberg kam, allen Feierlichkeiten beiwohnte, und in Luther's Hause eine Pflanzschule für's Predigtamt stiftete, wurde der Anfang einer neuen Aera der Stadt versiegelt.

Das Studium der classischen Sprachen.

(Eingefandt von Prof. R. an —College.)

Wenn in unserer materialistischen und berechnenden Zeit das Studium der classischen Sprachen von Latium und Hellas in unsern höheren und niederen Lehranstalten beibehalten wird, so müssen sich wohl gewichtige Gründe hiefür anführen lassen. Das: Cui bono? muß sich befriedigend beantworten lassen. Im alten Vaterlande, zumal in Deutschland, kommt diese Frage gar nicht vor, indem dort Niemand an der Nothwendigkeit des Verständnisses dieser Sprachen zu gelehrter Bildung auch nur im entferntesten zweifelt. Aber hier zu Lande ist das anders; an die absolute Nothwendigkeit dieser Art Studien glaubt kaum Jemand, und nicht blos Juristen, Gesetzgeber, Staatsmänner, Mediciner, sondern auch Hoch- und Ehrwürdige fungiren und genießen den Ruf höchster Tüchtigkeit, ohne ein Wörtchen Latein oder Griechisch zu verstehen. Und es ist deshalb ganz natürlich, daß der selbst nicht wissenschaftlich gebildete Vater sich diese Frage oft wiederholt: „Warum soll ich meinen Sohn vier bis sechs Jahre Latein oder Griechisch lernen lassen, da Andere recht gut in der Welt fortkommen ohne einige Kenntniß dieser Sprachen?“ zumal die Sache mit vielen Kosten verbunden ist. Unter diesen Umständen ist es wirklich ein Wunder, daß dieses Studium so vielseitig betrieben wird. Andere Wissenschaften, die noch obendrein mit dem gewaltigen Dollar in enger Verbindung stehen, werden meistens in einem Semester abgefertigt; aber an der Erlernung

von Sprachen, die Niemand mehr spricht, Jahre lang arbeiten, ohne daß sich irgend ein merklicher Gewinn davon absehen ließe, das ist beinahe unaussprechlich. Wir wiederholen es, daß unter so bewandten Umständen diese Sprachen noch studirt werden, ist eine überraschende Erscheinung. Es ist nun in diesen Zeilen unsere Absicht keineswegs, den Gründen dieser Erscheinung nachzuspüren, so gewichtig oder gewichtslos sie immerhin seyn mögen. Es war einmal eine Zeit in Deutschland, wo man es nicht für entehrend, ja sogar für nützlich und nöthig fand, Bücher zu schreiben über die Zweckmäßigkeit des evangelischen Predigtamtes; daß sowohl die Schreiber solcher Bücher, als auch diejenigen ihrer Leser, die sie für nöthig hielten, des evangelischen Predigtamtes leicht hätten entbehren können, nehmen wir als eine ausgemachte Sache an—und so auch wohl im vorliegenden Falle. Doch wollen wir eines Grundes gedenken, warum viele Eltern ihre Kinder besonders Latein lernen lassen, und warum namentlich unsere Academien und Collegien das Lesen der Classiker zu einer *conditio sine qua non* machen. Und dieser gewichtige Grund ist die Mode. Weil die Kinder anderer Eltern Latein lernen, sollen auch ihre Kinder es lernen; weil alle anderen Anstalten das Studium der Classiker in ihrem Course haben, will sich keine herausnehmen, es aus dem ihrigen wegzulassen. Aber so viele Schüler dieser Grund auch immer den classischen Studien zuführen möge, so müssen wir ihn doch als das wahre Kreuz derselben beklagen. Daß Gründlichkeit in der Erlernung mit diesem Grunde für ihre Erlernung schlechterdings unvereinbar ist, patet per se, wie ein Mathematiker sagen würde. Und das Resultat bestätigt diese Ansicht vollkommen. Nicht allein unter den vielen Studirten, sondern auch unter wirklichen Lehrern und Professoren dieser Sprachen sind derjenigen, die ihre Gedanken in genießbarem Latein mittheilen und griechische Texte kritisch bearbeiten können, few and far between, like angels visits. Allein wenn auch die Mode es ist, die so viele Knaben und Jünglinge zu so gelehrten Tironen macht, so ist sie doch nur der indirecte, nicht directe Grund der in Frage stehenden Erscheinung, und es ist der Mühe werth, wenn nicht gerade auf die directen Gründe, so doch auf die Art und Weise, wie das Studium der classischen Sprachen betrieben wird, etwas näher einzugehen.

Der Knabe geht in einer längeren oder kürzeren Zeit über Etymologie, in den meisten Fällen ohne einige Uebungen über Declination oder Conjugation, und dann fängt er an, Classiker zu lesen, gewöhnlich den Cäsar, und die Regeln der Syntax ebenso mechanisch und geistlos auswendig zu lernen. Und damit ja recht viel—multa, sed non multum—erlernt werde, wird bald mit Virgil angefangen, und Fälle sind nicht selten, daß schon im zweiten Jahre Tacitus und Horaz abgefertigt werden. Kein Wunder, wenn der langsame und unbeholfene Deutsche über solche Riesen-Fortschritte in Staunen geräth und in seine Gleichbegabung mit dem Amerikaner die ernstesten Zweifel setzt. Aber diese Zweifel schwinden und Staunen ganz anderer Art folgt, wenn er gelegentlich lateinische Reden anhört oder versucht wird, mit einem Professor der alten Sprachen einige Worte Latein zu sprechen. So wenigstens ging es

mir; ich lehrte einige Jahre Deutsch und diente als Lückenbüßer in einem vielbesuchten Seminar; zwei junge Männer, die wahrhaft eiserner Fleiß charakterisirte, lasen Horaz, und ihre tägliche, selbst auferlegte Lectüre betrug fünf volle Seiten; allein am Schlusse des Semesters hielt der eine derselben eine lateinische Rede von ungefähr zehn Minuten, an der er und der regelmäßige Professor volle vier Wochen gearbeitet hatten, worin selbst Verstöße als *gaudeo, vos esse conventus*, nicht die grellsten waren. Sowohl diese Erscheinung, als nun jahrelanges Lehren dieser Sprachen an Collegien hat mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die ziemlich allgemein befolgte Methode der Erlernung dieser Sprachen mangelhaft ist und an radikalen Gebrechen leidet.

Als einige dieser Hauptgebrechen möchte ich die folgenden anführen. Was ich schon oben bemerkt, daß die classischen Sprachen von Vielen nur for fashion's sake gelernt und gelehrt werden, muß hier wiederholt und als das Hauptgebrechen angeführt werden. Weder der Lehrer, noch der Schüler ist sich eines Zieles bewußt; man geht deshalb auf's Geradewohl zu Werke, und die Bekanntschaft mit irgend einem Theile der Sprache gilt als eine Errungenschaft, soviel auch immerhin fehlen mag an einer gründlichen Kenntniß der Sprache, oder auch an einer Basis, auf welcher der Studirende unabhängig sich weiter ausbilden könnte. Wenn der Graduat eine gehörige Anzahl von Bruchstücken verschiedener Classiker gelesen hat und nun mit Hülfe eines Wörterbuchs eine wörtliche Uebersetzung lateinischer oder griechischer Stellen machen kann, so ist das non plus ultra erreicht; an das Schreiben lateinischer Aufsätze, an die Fertigkeit, seine Gedanken in genießbarem Latein auszudrücken, wird nur selten gedacht.

Diesem vagen Ziele ist nun auch die ganze Unterrichtsmethode angepaßt. Mit den Grammatiken, sowohl den lateinischen als griechischen, ist es erbärmlich bestellt. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß ein Student die ganze Anzahl lateinischer und griechischer Grammatiken, die in englischer Sprache existiren—Uebersetzungen deutscher Werke abgerechnet—auswendig kennen und doch von beiden Sprachen blutwenig verstehen möchte. Was die Etymologie angeht, so sind die Regeln höchst mechanisch zusammengesetzt, ohne Geist und inneres Leben, in der griechischen Grammatik oft falsch; aber mit der Syntax ist es noch trauriger bestellt. Weder die Grundidee, die einem Casus, Modus oder Tempus zu Grunde liegt, wird erörtert, noch eine Zusammenstellung der zusammen gehörigen Erscheinungen versucht. Ueber den Acc. cum Inf., welche Construction bekanntlich in gründlichen Grammatiken eine so bedeutende Rolle spielt, sagt eine viel gebrauchte lateinische Grammatik: "The infinitive has its subject in the acc." Ein anderes Textbuch, meines Wissens das einzige, welches auf Uebersetzungen von der Mutter in die zu erlernende classische Sprache berechnet ist, verbreitet sich auf einer großen Anzahl von Seiten über die Uebersetzung der englischen Partikel "that, implied or expressed", ohne es dem Studenten möglich zu machen, in Uebersetzungen von seiner Muttersprache in's Lateinische mit diesem "that"

zu Streiche zu kommen, ob er den Acc. cum Inf., ut, ut non, ne, quin, quominus, quod gebrauchen soll. Und doch enthält dieses Textbuch alles nöthige Material zu einer erschöpfenden Abhandlung über diesen Gegenstand; allein die Materialien sind ohne Geist, ohne Leben, als bloße Fragmente eines Skeletons an einander gereiht. So ist es auch im Griechischen. Hier ist es um die Formenlehre noch schlechter bestellt, als im Lateinischen, und die Folge davon ist, daß die Zahl selbst der vorgerückten Studenten, die jedes noun richtig decliniren und jedes regelmäßige Verbum richtig inflectiren können, verhältnißmäßig gering ist. Nun mit diesen mechanischen Regeln oberflächlich bekannt, begiebt sich der Studirende an das Lesen der Classiker. Und wie werden die Classiker gelesen? Im Sturmschritt, unter beständiger Anwendung des steam-principle. Man nimmt nicht die leichtesten Classiker, etwa Cornelius Nepos und Xenophon's Anabasis, zuerst in die Hand, sondern Cäsar, Cicero, Livius, Tacitus, Virgil, Horaz, Juvenal, Persius; im Griechischen fängt man gewöhnlich mit dem Neuen Testamente an, dessen hellenistisches Idiom so sehr vom ächten Atticismus abweicht, geht dann zu Herodotus und Thucydides über, als wenn beide im nämlichen Dialekte geschrieben hätten, und schließt mit Plato, Aristoteles und Demosthenes die Reihen der Prosaisker, während Homer, Euripides, Sophokles und Aeschylus die Phalanx der Poeten bilden. Und wie werden diese Autoren gelesen? Daß sie oft im Originale gelesen werden von Schülern, die keiner englischen Uebersetzung Gerechtigkeit widerfahren lassen könnten, ist Thatsache, und die nothwendige Folge davon ist, daß der Lehrer selbst beim besten Willen die Lectüre des Autors nicht interessant machen kann. Auf Real-Erklärungen, als Geographie, Geschichte, Archäologie, Mythologie u. s. w. kann er sich gar nicht einlassen; ebensowenig auf die Hervorhebung der Eigenheiten und Schönheiten des Schriftstellers; selbst die verschiedenen Arten von Figuren müssen unbeachtet übergangen werden. Statt dessen fragt der Lehrer, in welchem Kasus ist dieses noun? und erhält vielleicht zur Antwort: "In the dative, being governed by the impersonal verb, because "impersonal verbs govern the dative." Dieses letzte ist wirklich eine der stehenden Regeln in unseren Grammatiken, wiewohl sie so fehlerhaft ist, als sie wohl seyn kann. Wohl theils um diesem Uebelstande abzuhelpen, theils um anderer Ursachen willen sind erfahrene Schulmänner, wie Dr. Anthon, der durch fleißiges Lesen deutscher Classiker-Ausgaben mit dem Stande deutscher Philologie sich ziemlich vertraut gemacht hat, daran gegangen, solche Ausgaben von Classikern den Schülern in die Hände zu geben, die letztere in den Stand setzen, in das Verständniß ihres Authors einzugehen. Aber wie sind diese Ausgaben bestellt? Anthon's Ausgabe der sechs ersten Bücher der Iliade enthält nicht bloß eine Uebersetzung einer jeden nur einigermaßen schwierigen Stelle, sondern auch ein glossary, worin jedes Hauptwort und jedes Zeitwort vollkommen definiert wird, i. e. Zeit, Modus u. s. w. auf das Kleinste angegeben wird, und wenn ungefähr ein Wort zweimal vorkommt, so wird mit Genauigkeit auf Seite und Zeile verwiesen, damit der Herr Studio es ja recht bald in aller Gemüthlichkeit

finden könne. Und diese Methode hält Dr. Anthon nicht allein für unschädlich, sondern für die einzig richtige, die ein gründliches Verständniß der Classiker ermöglige! Ja, wenn das Studium der Classiker nur Gedächtnissache wäre, so möchte diese Methode noch angehen, wiewohl durch die beständigen Referenzen auch hier der Sporn zur Uebung und folglich zur Stärkung des Gedächtnisses hinweggenommen wäre. Allein dies ist durchaus nicht der Fall; alle Geisteskräfte sollen geübt, der Verstand gestärkt, das Urtheil berichtigt werden, und anstatt mit Dr. Anthon übereinzustimmen, fühlen wir uns nothgedrungen, gerade das Gegentheil von ihm zu behaupten und zu erklären, daß wer solche Eisesbrücken folgerichtig braucht, nie ein tüchtiger Sprachkenner wird, und aller Vortheile verlustig geht, welche ein gründliches Studium dieser unerreichten Muster des Alterthums in einem so hohen Grade zu gewähren geeignet ist.

Aus dem Gefagten erhellt zur Genüge, daß das Studium der alten classischen Sprachen sich noch in seiner Kindheit befindet und ein weites, weites Feld zur Bearbeitung darbietet. Vor allem thun uns gründliche, nur die Resultate gründlicher Forschungen zusammenfassende, Grammatiken Noth; dann müssen die grammatischen Regeln mit Beispielen zur Uebung begleitet, und endlich muß mehr Umsicht in der Auswahl der zu lesenden Classiker gebraucht werden. Ehe aber dieses erreicht werden kann, muß die öffentliche Meinung berichtigt und die Kenntniß des classischen Alterthums als Bildungselement richtiger gewürdigt werden. Was dem Menschen das Heiligste und Ehrwürdigste ist oder seyn sollte, das Ideale, Philosophie, Geschichte, Theologie, sind mit der Kenntniß des classischen Alterthums so innig verwoben, daß sie mit demselben stehen oder fallen müssen. Es ist wahr, in Deutschland hat ein Hyperidealismus zum krassesten Materialismus geführt; allein wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist man in diesem Lande auch auf dem Wege, der zu demselben Ziele führt, wiewohl von der entgegengesetzten Richtung her; die Welt der Sichtbarkeit, das Naturganze wird mit eisernem Fleiße und Gründlichkeit durchforscht, während man auf dem Gebiete der speculativen Philosophie und der Theologie sich lange Zeit ganz ruhig verhielt und die Tradition Alles beherrscht. Daß deutscher Fleiß und deutsche Gediegenheit auch auf diesem Felde eine Mission hat, daran hege ich keinen Zweifel mehr, und wenn diese Zeilen auf irgend eine Weise anregend, Winke gebend wirken sollten, so würde sich für überflüssig belohnt halten

der Verfasser.

Kirchenchronik.

Baseler Missions-Gesellschaft. — Bei der Jahresfeier meldet Inspector Josenhans: Die Einnahme des Jahres 1858 ist die größte seit Bestehen der Baseler Mission. Sie beträgt 642,000 Fres., worunter 200,000 Legat von Merian. Im Dienste der Gesellschaft stehen jetzt 70 Missionäre, 31 Frauen, 82 Nationalgehilfen, 11 eingeborne ordinierte Lehrer. Von den großartigen neuen Missionsgebäuden wird das Knabeninstitut bereits bewohnt und das Missionshaus steht schon unter Dach. Alle Gemeinden außer einer sind gewachsen, so daß die Gesamtzahl der bekehrten Heiden jetzt 4719 beträgt. Missionär Gumbert entwickelte darauf die Schwierigkeiten der indischen Mission, die nicht sowohl in dem Haß, als in der gänzlichen Erschlaffung des indischen Volkes liegen. Dennoch lasse sich jetzt ein kräftiger Fortgang der Mission in Indien hoffen. Die Revolution habe in den vielen ermordeten christlichen Märtyrern einen reichen „Samen der Kirche“ ausgestreut, und unter den englischen Officieren und Soldaten fänden sich besonders in der Präsidentschaft Madras, die „der Sitz der Pietisten“ genannt wird, immer mehr Mitarbeiter an der Mission, die durch ihr freudiges Zeugniß von Christo oft manche Missionäre beschämen. Spät am Abend dieses Tages fand die feierliche Einweihung des neuen vierstöckigen, einfach und geschmackvoll erbauten Missionshauses durch Pfarrer Kündig statt.

Oesterreich. — Die „Prot. K.-Z.“ meldet: Die Erfüllung der kaiserlichen Zusage an die Protestanten Oesterreich's für Gewährung ihrer kirchlichen und bürgerlichen Rechte läßt lange auf sich warten und dürfte schwerlich in entsprechendem Umfange eintreten. Rom und in dessen Auftrage der österreichische Episkopat stemmt sich mit aller Entschiedenheit dagegen und zwar hauptsächlich aus einem Motive, das in den öffentlichen Besprechungen der Tagesliteratur noch gar nicht berührt wurde. Der Episkopat sieht nämlich voraus, daß nach eingetretener Gleichberechtigung der Protestanten ein Uebertritt der Katholiken zum Protestantismus in großem Umfange statthaben wird. Dies ist das wichtigste Motiv, welches leider noch zur Zeit auch für die Regierung maßgebend ist, und wir sind in der Lage, unsere Angabe auf das Allerbestimmteste verbürgen zu können. Wo immer der politische Katholizismus zur Geltung gelangt, da wird er zum Fluch der Kirche und der Staaten!

Baden. — Ueber die Convention mit dem Papste (denn der Ausdruck Concordat wird von der Curie im Verhältniß zu einem nicht römisch-katholischen Fürsten nicht gebraucht) schreibt der Schwäbische Mercur: Zu den wichtigsten und für die katholische Curatgeistlichkeit bedeutendsten Angelegenheiten des mit Rom abgeschlossenen Concordats gehört die Besetzung der etwa 500 erledigten Pfarrstellen. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit sieht man der Besetzung derselben entgegen; bis jetzt deutet weder ein Ausschreiben dieser Stellen, noch etwas Anderes auf eine sofortige Besetzung derselben hin. Eine andere sehr erhebliche Sache ist die Auszahlung, beziehungsweise Rückvergütung der von den vacanten Pfarreien eingezogenen und in einem Intercalarfond aufgesammelten Gefälle, da der Geistliche nur als Pfarrverwalter mit einer Tagesgebühr von 1 fl. 30 fr. angestellt war und so ältere Männer Jahre lang um diese Gebühr Pfarreien versahen, welche 2000 fl. und darüber eintragen. Daß diese zurückgelegten Gefälle ihnen jetzt nachbezahlt werden, ist die Hoffnung der Geistlichen. Uebrigens muß während fünf Jahre der fragliche Fonds eine bedeutende Höhe erreicht haben. — Das Concordat soll vor seiner Einführung den Kammern vorgelegt werden.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

November 1859.

No. 11.

Johann Christoph Friedrich Schiller.

Am 11.* November 1759 wurde Schiller geboren. Ein Jahrhundert ist hingegangen und der Name Schiller glänzt am Himmel der Litteratur, ein Stern erster Größe, viele andere mit seinen Strahlen verdunkelnd. An ihn ist bleibend, wie sonst an wenige, der Aufschwung der deutschen Litteratur während der zwei letzten Generationen geknüpft und unberechenbar ist der Einfluß, den Schiller's Genius auf die gesammte Bildung der Deutschen ausgeübt hat.

Große geschichtliche Namen bringen uns auf's Lebendigste den Fortschritt der Zeiten, den Umschwung der Dinge, die Kämpfe und das Streben des Geistes zum Bewußtseyn. Sie lassen uns zugleich fühlen die Macht, welche einzelne ausgezeichnete Individuen, wie Könige mit dem Scepter im Reich der Ideen waltend, auf Mitwelt und Nachwelt ausüben; wir empfinden in der Erinnerung an die von ihnen ausgegangene Wirkung die Herrscherwürde der Intelligenz, die Gewalt der Gedanken, und wir werden unwillkürlich durch Bande der Dankbarkeit an diejenigen geknüpft, die nicht etwa auf gewaltsamen Wegen erschütternd auf den Gang weltgeschichtlicher Ereignisse einwirkten, sondern durch die stille und doch so tiefgehende Wirkung des Wortes und des Gedankens auf uns und die Welt, geistig anregend, die Bildung fördernd ihr Uebergewicht beurkundeten.

Wir mögen in vielen und in sehr wesentlichen Punkten uns von dem gefeierten Dichtersfürsten, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, geschieden wissen, wir mögen selbst mit Schmerz an die tiefe Kluft denken, die seine und unsere Weltanschauung in den entschiedensten Punkten trennt, aber, so weit wir an höherer litterarischer Bildung eines Antheils uns bewußt werden, haben wir Alle in jüngeren Jahren mehr oder minder unter dem Einfluß des

* Wir können von dem Streite, ob am 10. oder 11., hier füglich absehen. Der Ansicht, daß es der 11. sey, ist auch der gründlichste, eingehendste Biograph Schiller's, R. Hoffmeister, beigetreten in Folge der überzeugenden actenmäßigen Mittheilungen Gustav Schwab's in dessen so anziehend geschriebenem Leben Schiller's. S. Schiller's Leben für den weitem Kreis seiner Leser von R. Hoffmeister, ergänzt und herausgegeben von Heinrich Viehoff, Thl. I, 1846.

Schiller'schen Genius gestanden und die jugendliche Begeisterung, mit der wir dem Fluge seiner Phantasie folgten oder dem Klange seiner kristallinen Sprache lauschten, hat in uns nicht nur den Sinn des Schönen geweckt, nicht nur die ästhetische Seite an uns belebt und gebildet, nicht nur eine Fülle geistigen Genusses uns gewährt, sondern wir haben Ideen und Anschauungen aufgenommen, die, so Vieles auch später sich abklären oder umgestalten mußte, ein Ferment im Gang unserer Entwicklung wurden und der Einfluß war nicht bloß ein flüchtiges ästhetisches Schwelgen, sondern er zieht sich durch unser ganzes Wesen, unsere gesammte Bildung hindurch. Keiner war mehr und ist mehr der Liebling der strebsamen deutschen Jugend als Schiller und kein anderer vermag in ihr ein stärkeres Bewußtseyn des litterarischen Glanzes des Vaterlandes zu wecken als er.

Näher fühlen wir uns Schiller auch um der Kürze der Zeit willen, die ihn von uns trennt. Es ist wenig mehr als ein halbes Jahrhundert hingegangen, seit die Kunde seines Hinscheidens durch Deutschland drang. Es leben ihrer noch Viele, die wir seine Zeitgenossen, wie unsere Zeitgenossen nennen können. Das macht uns die Glanzperiode der deutschen Nationallitteratur, die an die Namen eines Göthe, Schiller, Klopstock, Lessing, Herder, J. V. Fr. Richter u. A. geknüpft ist, in eigenthümlicher Weise bedeutsam. Die Weltbetrachtung, auf der ein Shakespeare oder ein Racine oder ein Cervantes stand, liegt uns schon unendlich ferner, als die der deutschen Classiker. Wir haben oft Mühe, ein genügendes Verständniß der Dichtungen jener Fremden, viel mehr des ganzes Geistes der Zeit, durch den auch sie beherrscht wurden, zu gewinnen. Wie viel näher ist uns die große Periode unserer deutschen Litteratur gerückt, wie viel unmittelbarer, nachhaltiger der Einfluß, den sie auf uns äußert.

Und doch—wie mächtig der Umschwung der Dinge während der letzten hundert Jahre! Der siebenjährige Krieg tobte und Friedrich II. erwarb sich blutige Vorbeeren, als der kleine Schiller dort zu Marbach in seiner Wiege lag. Noch ging das alte heilige römisch-deutsche Reich den alten Gang und Wer hätte gedacht, daß es dem Ende seiner Tage so nahe sey? Aber es wehte bereits ein fremder unheimlicher Geist durch die Welt. Französische Fribolität drang ein in die Kreise der Gebildeten, J. J. Rousseau predigte in poetischer Beredsamkeit dem verbildeten Geschlecht ein bedenkliches Evangelium der reinen Natürlichkeit, Voltaire schmeichelte in Sansoucy und spottete über daselbe und über viel größere Dinge; bald trat Joseph II. als Revolutionär auf den Thron der Habsburger, dem Papste sandte man die Jesuiten nach Hause und er selbst verkannte für eine Zeit seine treuesten Söhne; England eroberte ein neues Reich in Ostindien, da es im Kampfe gegen die Freiheit in der neuen Welt erlag und in Frankreich sammelte sich Zündstoff für das Gewitter, dessen Blitze den Bau des Staates von der Spitze bis zum Fundament erschütterten und die Völker Europa's von Lissabon bis Moskau in Brand setzten. Das war die Zeit, in der Schiller dem Leben entgegenwuchs. Ueberall die Vorzeichen der Umwälzung, der Drang einer neuen Epoche, die unter gewaltigen Wehen in die

Welt trat; überall scharfe Gegensätze, für die es keine Lösung zu geben schien. Das Alte und das Neue stand unvermittelt neben einander. Die französische Republik hat Schiller zu ihrem Ehrenbürger gemacht. Franz II. als römischer Kaiser hat ihn in den Adelsstand des Reiches erhoben.* Charakteristischer Widerspruch, bezeichnend für die Zeit und ihre Katastrophen.

Man hat das letzte Jahrhundert als eine Zeit der Charakterlosigkeit, der Seelenlosigkeit tief heruntergesetzt. Namentlich hat Thomas Carlyle es sich zum Geschäft gemacht, es an den Pranger zu stellen. Es war das Jahrhundert des Zersehens, in welchem nicht zufällig die Chemie ihre weitgreifendsten Entdeckungen machte, Kant die Kritik der reinen Vernunft schrieb und in Frankreich der morsche Staat aus den Fugen ging. Die Welt war in einer culturgeschichtlichen Mauserung begriffen und das ist ein Zustand der allgemeinen Verstimmung. Es war eine Zeit ohne Schwung und ohne Glauben, weil ohne Festigkeit der Grundsätze und ohne ein neues, klares, ideales Ziel. Vom alten Bau war vollends die Tünche und Schminke gefallen. Wilde Kräfte, des zerrißenen Gängelbandes los geworden, warfen im Uebermuth rohe Bausteine planlos zusammen und die Welt sollte sich neu daraus und besser gestalten. So gestalteten sich die Verhältnisse besonders in Frankreich, wo der Katholizismus unter den Gebildeten als eine fortgesetzte Lüge, die Sittenlosigkeit als anständiges Geständniß galt. Die Zerrüttung des Staatshaushaltes war die Folge dieses Zustandes, die schwache Decke, die noch den Bau getragen, war längst unterhöhlt und mit ihrem Zusammenbrechen öffnete der Vulkan seine Esse und warf seine Laven aus. An Sympathien mit den Revolutionsgelüsten hatte es in Deutschland nicht gefehlt, so wenig als an Anlässen dazu. Aber die Verhältnisse waren andere, der gesammte Nationalgeist ein anderer. Eine Revolution des Staates war in Deutschland nicht möglich, aber eine Revolution des Volksgeistes begann damals und sie geht heute noch fort. Es ist ein ganz anderes Bewußtseyn, von dem die Nation heute getragen ist. Und mächtiger und tiefer hat in den letzten hundert Jahren Niemand auf die Deutschen gewirkt als ihre Dichter. Sie sprachen zum Gemüthe und regten es in seiner Tiefe an. Sie weckten ein Gefühl seiner geistigen Kraft, sie haben mehr patriotischen Stolz in den Deutschen geweckt als irgend andere Helden. Das ist grunddeutsch, daß die Sänger unserem Volke die Fackel trugen und für sie giebt es im Bewußtseyn des Volkes kein Nord oder Süd, West oder Ost, sie sind eben Deutsche. An dieser ruhigeren Umgestaltung des vaterländischen Geistes und Lebens hat Keiner größeren Antheil als Schiller.

* Senes geschah, obwohl sogar Schiller's Name dabei grundfalsch geschrieben war, am 26. August 1792 durch die Nationalversammlung. Mit ihm wurde das republikanische Bürgerrecht auch ertheilt an Thomas Payne, Joseph Priestley, Wilh. Wilberforce, Joachim Heinrich Campe, M. Pestalozzi, Klopstock, Kosciuszko und Georg Washington. Seltsame Gesellschaft! Die Acten hiezu hat Gustav Schwab ermittelt. Die Erhebung in den Adelsstand geschah am 7. September 1802. Das Adelsdiplom s. in Frickr. Cast's historisch-genealog. Adelsbuch des Königreichs Württemberg.

Wenn jene Periode des Zersehens, des Kritizismus die der Aufklärung genannt wird, so besagt das an sich nur, daß der traditionelle Dogmatismus der scheinbar unbefangenen Reflexion, dem baren Verstandesurtheil weichen mußte. Dieses Verstandesurtheil warf sich auf als die supreme Richterin aller Erkenntniß, als die absolute Vernunft. Was sich dem Ellenmaß des Verstandes nicht anpassen wollte, mußte verloren seyn und wäre es das Unendliche selbst gewesen. Und doch war in den „vernünftigen Gedanken“, die damals als eine litterarische Schwemme über Alles, Gott und Welt, sich ergossen, nicht mehr Vernunft, als Fettsaugen auf einer Spitalsuppe. Der Verstand kann mit hausbakenen Wissen das Höchste herabziehen und überall die Rechenexempel seines platten Widerspruchsgeistes hinstellen, es giebt für ihn nichts Großes, er vernimmt nicht die ewigen Mächte, er weiß von keiner Idealität und behandelt die größten Factoren der Weltgeschichte mit oberflächlicher Willkühr. Dieser Tendenz des Spottens und Spöttelns bot jene Zeit nur allzuviel Material. So viel Herkömmliches in Religion und Sitte, Kirche und Staat wollte sich noch halten, leere gespenstische Schatten für die Meisten, daraus die Seele, das Leben längst entflohen war. Man sollte noch ehren und verehren, woran man keinen Glauben mehr hatte und doch war es ein vergebliches Streben, an die Stelle der gesunkenen Größen Größeres zu setzen. Rousseau sprach als ein Apostel der Menschlichkeit und schickte seine eigenen Kinder in's Findelhaus. Voltaire errang im Calas'schen Proceß einen Triumph des Rechts und der Gerechtigkeit, aber welches Unrecht that er am Heiligen und Göttlichen! Die Encyclopädisten vindicirten sich das Recht des Priesterthums und seiner Weißen im Dienst der Natur und doch war ihnen der Mensch nur ein Stück Fleisch mit seltsamen Phänomenen. Auf das Princip der Natürlichkeit gründete Basedow seine Erziehungsprincipien und machte eine Caricatur aus einer Wahrheit. Lessing zankte sich mit „Pastor Böze“, schalt auf die Orthodoxen, ohne selbst mit den Orthodoxen etwas gemein zu haben, wollte lieber den ungestillten Drang nach Wissen als das Wissen selbst und starb ohne etwas Gewisses. Das war das Jahrhundert, in welchem neben der Freigeisterei und Aufklärung her die Betrügereien des vielgefeierten Cagliostro gingen, in welchem der Mesmerismus auf bisher ungeahnte Kräfte und Tiefen des psychischen Lebens hinwies und Joseph II. zum wahren Spott mit seinen eigenen Aufklärungstendenzen die Gottesleugner mit gesetzlichen Stockprügeln heimsuchte, ein „Postulat der praktischen Vernunft“. Und das war auch die Zeit, in welcher die glühende Seele Zinzendorf's „nur Eine Passion kannte, nämlich Jesus“, in welcher ein Bengel das Nahen des tausendjährigen Reiches zu verspüren glaubte, ein Klopstock den Messias besang und ein Gellert das Bild kindlich-einfältigen Glaubens, christlich-edeln Lebens der leichtsinnigen Welt darstellte. Aus diesen Gegensätzen heraus lebte die deutsche Litteratur auf und ihre Helden sind von denselben nach verschiedenen Seiten berührt worden. Schiller war mächtig von ihnen ergriffen. In Goethe's Seele spiegelten sie sich mannigfaltiger ab, aber er wußte seine Persönlichkeit davon frei zu

halten und stand in seiner Weise über ihnen. Beide haben dem flachen Verstandesregiment, das Alles zu nivelliren drohte, und einer Scheinnatürlichkeit mit genialer Kraft die ideale Wahrheit im Kunstgebilde der Dichtung gegenübergestellt, der Nation aus einem schlaffen Conventionalismus herausgeholfen und die antike classische Anschauung mit dem Geiste der Neuzeit vermählt.

Der Proceß, durch welchen die Zeit hindurch ging und noch hindurch geht, wurde besonders für Schiller selbst die ernsteste Schule und er rang sich aus ihm heraus als Dichter, aber ohne eine abgerundete, ihr selbst befriedigende Weltanschauung zu gewinnen. Seine Seele kam aus dem Streite um die Wahrheit nicht hinaus, und wenn Goethe von sich sagte, daß er von sehr wenigen seiner vielen Lebenstage rühmen könne, daß sie wahrhaft glücklich gewesen, so galt das noch viel mehr von Schiller, der auch äußerlich weniger begünstigt und innerlich gar nicht angethan war, sich die Dinge zurecht zu legen. Und doch schrieb er schon 1783 an Frau von Wolzogen: „Es war eine Zeit, wo mich die Hoffnung eines unsterblichen Ruhmes so gut, als ein Gallaleid ein Frauenzimmer, geküßelt hat. Jetzt ist mir Alles gleich—wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu leben.“

Ein Blick auf den äußeren und inneren Entwicklungsengang Schiller's lehrt, wie so ganz von verschiedenartigen Seiten her Ansichten, Persönlichkeiten, Verhältnisse im entgegengesetzten Sinne auf ihn einwirkten und er an einer Zwiespaltigkeit seines eigenen Wesens so tief litt, daß selbst der dichterische Genius in ihm dadurch Noth leiden mußte. Aus dem Elternhause, wo fromme alte Sitte noch gekolten hatte, tritt er 1773 in die herzogliche Militärschule. An bedeutsamen Umgebungen hatte es nicht gefehlt schon in der frühesten Jugend. Von Marbach waren die Eltern nach Lorch gezogen; dort lag gegenüber der Hohenstaufen und im Kloster bei Lorch selbst wandelte man zwischen den Gräbern des alten Kaiserhauses. Diesen Stellen bewahrte Schiller stets ein besonders freundliches Andenken. Ein Geistlicher des Ortes, Moser, schwebte Schiller stets vor als ein Ideal ächter, kindlicher Frömmigkeit und wahrer Pastoralwürde und zwischen die Notheiten der „Mäurer“ hinein hat er ihm aus innerer Achtung ein Denkmal gesetzt. In Ludwigsburg und auf der Solitude lebte der Jüngling im Anblick fürstlicher Pracht, und Kunstgenüsse verschiedener Art, wie nur eine solche Umgebung sie gewähren konnte, mußten anregend und befruchtend auf seine Phantasie einwirken. Seinem eigenen Wunsche, den er damals mit Vorliebe hegte, entgegen mußte er in die Militärschule eintreten. Das Schicksal seines Lebens war entschieden. Hier machte er umsonst Versuche, der Jurisprudenz Reize abzugewinnen. Es war für ihn labor improbus. Später in der Akademie zu Stuttgart griff er zur Medicin, aber auch dieser Schritt geschah invita Minerva. Schiller war nicht zum Fachmenschen geboren. Das war aber eine Zeit des jugendlichen Währens und Brausens und gerade dem strengen Reglement, der gemessenen und aufgezwungenen Steifheit des Lehrinstituts gegenüber regte sich gewaltig

der Drang nach Freiheit. Auf den inneren Menschen wirkten die Umgebungen schlimm genug. Eine große Anzahl junger Köpfe lebte da zusammen, darunter waren viele höchst begabte. Es war keine Familie, vielmehr eine Kaserne. Alle haßten die pedantische Zucht, unter der Keiner mehr leiden mußte, als der zu Geniefreiheit von Haus aus gestempelte Schiller. Auf das Gemüth wurde wenig gewirkt, der innere Mensch ging leer aus, wo Alles, selbst Beten und Tellerwechseln, auf endloses Commando ging. Die heilsamen Einflüsse des Familienlebens waren abgeschnitten und viel Nothheit machte sich breit. Die jungen Leute wußten wohl genug, daß der Herzog, der ihnen so Vieles verbot, sich selbst Alles erlaubt hatte. Man wurde erbittert und brach innerlich mit Vielem, was unter erwärmender Pflege sittlichen Halt, dem ganzen Leben bleibenden Gehalt hätte geben können. In Schiller wachte dem Druck gegenüber sein Selbst auf bis zum Troste. Die einseitige Strenge und Ueberwachung führte von selbst zur Lüge und jugendlichen Rachestreichen. Die deutschen Dichter waren in der Akademie verboten. Um so größer der Reiz und Genuß, sie zu lesen. Die Religion war ein tägliches Paradesstück und man exercirte es durch. Aber die seelenlose Formalität machte sie den leichtsinnigen Jünglingen zur Last. Daneben fand sich Schiller von Rousseau, von Lessing, von Göthe's Werther und Götz mächtig angezogen. Alles wirkte zusammen, den Drang der Freiheit zu wecken und dem tausendfachen Zwang gegenüber die Natur und Natürlichkeit zu stellen. Und die Ideen der Freiheit, des natürlichen Menschenrechtes lagen ja damals in der Atmosphäre, obwohl sie nur jenseits des Meeres eine Heimstätte schon damals gefunden hatten. Die französische Revolution sollte kommen. Sie spielte schon in vielen jugendlichen Köpfen ihr Vorspiel. Man brach innerlich mit der conventionellen Sitte, man fand den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn Mephistopheles sagt: „Es schleppen sich Gesetz und Rechte als eine ew'ge Krankheit fort“, man sah der Ungerechtigkeit so viel in allen Verhältnissen zwischen Herrschern und Unterthanen, den Menschen heruntergewürdigt, und Recht und Gesetz mußte die Hand dazu bieten. Zu dem Allem konnte Schiller sich nicht etwa bloß passiv oder kritisch verhalten. Es gewann in seiner Seele Gestalt und fand Leiblichkeit in den „Räubern“, die einem jugendlichen Geschlecht, dem Derbheit für Kraft gilt, völlig entsprachen und jedenfalls leuchtende Funken genialen Feuers sprühten. Es war ein Vulkan, der in ungestümtem Ausbruch grobe Schladen auswirft.

Aber mit dieser Zerfallenheit mit der Welt, neben diesem Streben, dem Bestehenden den Krieg auf Leben und Tod zu erklären und bei der unversehrten Ansicht, daß der Mensch gut wäre, würden ihn die Umstände nicht schlecht machen, würde das Unrecht unter dem Trugschein des Rechts ihn nicht entwürdigen, litt Schiller an innerer Zerfallenheit. Noch in den ersten Jahren der Akademie ringt er um das Gut seines Glaubens, Luther's Bibelübersetzung zieht ihn noch immer an, und ob auch das sprachliche Interesse mit unterläuft, so ist er noch religiös angeregt und so frühe treibt ihn der Gedanke an, Moses episch zu verherrlichen. Das Klopstock'sche Pathos empfand er noch in

voller Stärke, heilige Schauer überwältigten oft, namentlich bei feierlichem Gottesdienst, seine Seele, und die Lust, dem geistlichen Stande sich zu widmen, tauchte wieder auf. Aber die Zweifel, die von allen Seiten den alten frommen Glauben wie Bogenspiet umdrängten, bedrängten auch Schiller's Seele. Leicht wurde es ihm dabei nicht; er konnte nicht eben hübsch ordentlich liegen lassen, was ihm nicht paßte, wie Göthe, der mit dem Untergang des Glaubens doch nur ein ästhetisches und praktisches Mitleiden hatte. Schiller war in der Tiefe seines Wesens ein unendlich ernstlicher Mensch als Göthe, und die Grundstimmung des Mannes, der der Freude Jubelhymne gesungen hat, war tragisch. Wir haben aus der akademischen Zeit noch ein Sonntagsmorgengebet Schiller's vom Jahre 1776 oder 1777, wo er aus der Noth seiner Seele heraus spricht: „Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein; oft ängstete sich mein Herz, Gott! du weißt es, und rang nach himmlischer Erleuchtung von dir. Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten rast und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da stehe ich und schwanke oft im Sturme und ach! das schwankende Rohr würde zerknicken, wenn du es nicht emporhieltest, mächtiger Erhalter deiner Geschöpfe, Vater derer, die dich suchen. Ach, mein Gott! so erhalte mein Herz in Ruhe, daß es fähig sey, dich, o Gott! und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt.“*

Der Erfolg der „Räuber“ entschied Schiller's Bestimmung für die dramatische Dichtung. Das entsprach völlig seiner Natur, die stets Wirklichkeit und Ideen in ihrem Widerspruche sich gegenüber stellte. Die „Bretter, die die Welt bedeuten“, geben Raum, die Contraste in der Gestalt des Lebens, in vielfacher Verwickelung zur lebendigsten Anschauung zu bringen. Die Reflexion, das kritische Verhalten gegen Zustände und Nothstände kann da zu Recht kommen. Die ideale Vorstellung verkörpert sich im Helden. So sehen wir das in „Fiesco“, der ein politisches Heldenthum, aber leider in Gestalt eines moralisch haltungslosen Genies verherrlicht; in „Cabale und Liebe“, darin viel wilde Gluth, aber aus dem Boden gegebener Wirklichkeit flammt.

Als Schiller von Stuttgart 1782 nach Mannheim zog, brach er nicht nur gewaltsam mit seinen äußeren Verhältnissen, er hatte auch innerlich mit Vielem, das ihm die Heimath gegeben, bereits gebrochen. Er zürnte poetisch dem Unrecht, darunter die Welt seufzt, aber er selbst war innerlich locker und lose geworden und eben darin lag ein Widerspruch, an welchem Schiller selbst schwer litt. Er setzte sich hinaus über Begriffe der Tugend und Reinheit, die ihm nur conventionelle Sache zu seyn schienen. Der Schiffbruch des Glaubens hatte das Sinken der sittlichen Persönlichkeit zur Folge; ein chaotischer Zustand, an dem es für Schiller selbst in die Länge nichts Befriedigendes gab und er kehrte aus diesen Verirrungen zurück, ohne das verlorene Gut des Glaubens

* S. Hoffmeister's Nachlese zu Schiller's Werken IV, p. 28 ff.

seiner Jugend wieder zu finden* Aber mit dem sittlichen Charakter läuterte sich auch sein Kunstsin. Edele Frauen mußten einen veredelnden Einfluß auf ihn äußern und er dankte es dem Geschlechte in der herrlichen poetischen Gabe „Würde der Frauen“. Wollten wir sagen, was Schiller's Religion damals war, wir müßten das Schöne, die Kunst nennen† und nebenbei Ideale von Staatsverfassungen und Zuständen der Gesellschaft überhaupt, für die er und viele Jüngere der Zeit schwärmten. „Marquis Posa“ im „Don Carlos“ stellt uns ein solches Ideal hin, der Kosmopolitiker gegenüber dem Despoten. Aber im Hintergrunde dieses Kosmopolitismus stehen Abstractionen, die überall an der gegebenen Wirklichkeit ihre Hohlheit offenbaren. Posa ist eben doch ein liebenswürdiger Schwärmer. Wer vergift das aber nicht über der Fülle der Phantasie und über der glänzenden Form, mit der uns das Drama bestrickt? Der Fortschritt lag jedoch darin, daß im „Don Carlos“ der Dichter nicht mehr nur über die Mißstände des öffentlichen und Privatlebens sein zürnendes Gericht ergehen läßt, wie besonders in den „Räubern“ und „Catale und Liebe“, sondern daß er construiert, aufbaut.

Unter mannigfaltigem Wechsel seines Aufenthaltsortes und unter Verührung mit der größeren Welt und vielen bedeutenden Persönlichkeiten war Schiller in eine neue, mildere Phase seines Entwicklungsganges eingetreten. Eine übersprudelnde Naturkraft hatte in exaltirter Weise sich stürmisch gegen die gegebenen Zustände der Welt verhalten. Die Fülle der Kraft ersetzte aber nicht den Mangel des edleren Maasses und eines tieferen Gehaltes. Der Dichter erlitt aber auch mannigfachen unangenehmen Druck der Verhältnisse, die er sich selbst gestaltet hatte. Er wurde selbst ungewiß, wohin er sich wenden sollte; nach der Flucht aus Stuttgart war er sogar mit dem Gedanken umgegangen, nach Amerika überzusiedeln.‡ Dazu sollte es nicht kommen. Unthätiger Ruhe konnte Schiller sich auch nicht hingeben. Aus dieser Periode haben wir aber als bedeutendste dichterische Arbeit nur den „Geisterseher“ zu nennen, worin mit ergreifender Lebendigkeit die Schwäche der Seele aufgedeckt wird, durch einen ungeläuterten Drang nach Erkenntniß dem Aberglauben selbst bei sonstiger hoher Bildung anheimzufallen. Zugleich züchtigt Schiller die Umtriebe der Jesuiten an den Höfen. Tied nannte das Buch „den Torso eines vortrefflichen Romans“. Es ist aus zeitgeschichtlichen Zuständen erwachsen. Der Dichter wandte sich aber damals ernstlich dem Studium der Geschichte und der Philosophie zu. Bei jenem zogen den geborenen

* S. Hoffmeister's oben citirtes Leben Schiller's I, 93.

† Aus dieser Stimmung, die noch durch das einseitige Studium der griechischen Dichter auf längere Zeit genährt wurde, gingen die gegen das Christenthum an sich, weniger gegen gewisse steife Handhabungen desselben äußerst ungerechten Götter Griechenlands hervor. Sie waren gar nicht nur „eine poetische Grille“.

‡ In einem Briefe vom Jahre 1782 sagt er: „Wenn Amerika frei wird, so ist es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Athern siedet Etwas—ich möchte gerne in dieser holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll.“ Was wäre wohl aus dem Dichter in Amerika geworden?

Dramatiker am meisten die drastischen Partien an, Rebellionen gegen unerträgliche Gewalt, der Conflict neuer Tendenzen gegen altherkömmliches Recht, das edle Aufwallen eines gesunden Rechts- und Freiheitsgefühles gegen Despotismus, der Conflict tüchtiger, energischer Individualitäten mit den bestehenden Mächten, Biographien kräftiger Charaktere. Wir brauchen die Früchte dieser historischen Studien nicht zu nennen. Sie sind freilich durch den Fortschritt der Forschungen seither überflügelt. Aber der Dichter hat ernst vor der Pflicht des Geschichtschreibers sich gebeugt. Er wollte gründlich und wahr zu Werke gehen. Mehr schadete ihm dabei sein sonstiger Standpunkt, sein ganzes Verhältniß zu den größten Factoren des Weltlebens. Freiheit, Menschenrechte und Humanität waren ihm die wesentlichsten Gesichtspunkte. Aber, obwohl er durch's Lehren erst zu lernen hatte, konnte er doch mit Ehren 1788 zum Professor der Geschichte an der Universität Jena ernannt werden. Wir freuen uns des Abschlusses eines ungetrübten Lebens und des Aufbaues am eigenen Herde und an der Seite einer Gattin, die den Genius zu ehren, den viel kränkenden Mann zu behandeln wußte.

Dem Dichter erwuchs aus dem geschichtlichen Studium für die Zukunft unendlich mehr Vortheil als aus dem philosophischen. Aber ein gewisser grübelnder, sinnender Verstand lief neben der Phantasie in Schiller her. Er litt durch eine stete Reflexionsucht, er mußte sich Begriffe zerlegen und wollte den Sachen auf den Grund sehen. Diese trockene Seite stand in Schiller neben dem Pathos, mit diesem unvermittelt. Er hatte einen gewissen, Gegenstände scharf unterscheidenden und contrastirenden Scharfsinn. Es gelang ihm Manches in der Moralphilosophie auf dem Wege psychologischer Zerfegung. Er that manchen guten Griff und leuchtenden Blick in der Aesthetik, folgend oft mehr einem richtigen Instincte, als einem consequenten Raisonnement aus wahren Grundprincipien. Seine Terminologie, z. B. des Naiven und des Sentimentalischen in der Dichtung, müssen wir heutzutage schon wieder übersehen, um ihn recht zu fassen. Aber das Kant'sche System war der Alp, der ihn drückte. Wir möchten sagen, es vernagelte ihm die halbe Welt. Ein consequenter Systematiker wurde Schiller doch nicht. Es war gegen die Natur, daß eine in sich so reiche Natur in die Jacke eines speculativen Systems sollte gespannt werden. Und gewiß unter allen metaphysischen Systemen ist keines poesieloser als das Kant'sche. Schiller mußte, so sehr es in seiner Natur lag, sich vom Einzelnen zum Allgemeinen zu erheben und sich begrifflich klar zu werden, von diesem Incubus befreit werden. Er fühlte es selbst und es trat eine gewisse Abneigung gegen die Speculation bei ihm ein. Dies geschah in der ersten Hälfte der neunziger Jahre. „Es ist hohe Zeit,“ schreibt er, „daß ich für eine Weile die philosophische Bude schliesse. Das Herz schwächet nach einem betastlichen Gegenstande.“ Namentlich war er von Fichte stets unangenehm berührt und hat dessen subjectiven Idealismus in der Kritik gegeißelt:

Ich bin Ich und setze mich selbst, und sey' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut! hab' ich ein Nicht-Ich gesetzt.

So gewann denn der Trieb der Dichtung wieder die Oberhand über den philosophischen Dilettantismus. Ernster, gemessener, innerlich besser balancirt ging Schiller in den letzten bedeutungsvollsten Abschnitt seines kurzen Lebens ein. Der Mann, der mehr als andere nach der ganzen Naturrichtung von ihm geschieden war, und doch ihm am nächsten trat und auf den Dichter wenigstens auf's Vortheilhafteste einwirkte, war Göthe. Sie lernten sich nicht erst jetzt kennen. Aber sie erkannten erst recht, was sie einander seyn konnten. Göthe's Einfluß war freilich überwiegend. Ueber die speculativen Strebungen Schiller's hat er später zu Eckermann gesagt: „Es ist betrübend, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkwesen herumquälte, die ihm Nichts helfen konnten.“ Sobald Schiller sich selbst, seine großartige Dichternatur in ihrer Unmittelbarkeit gab, traten diese beiden hochbegabten Geister, trotz aller Differenz des Geistes, sich näher. Göthe hatte den gegebenen Kulturverhältnissen den Kampf nie erklärt, er floh vor dem Conflict mit der Wirklichkeit des äußeren Daseyns, er zürnte den poetischen Sünden, dem irrenden Geschmack der Zeit, und blieb auch darin Aesthetiker. Sein „Faust“, in welchem Göthe jenem dunkeln Drange jugendlicher Genialität, die aus der Schranke gegebener Weltbedingungen in's Unendliche, Unbegrenzte vergeblich hinausringt und worin zugleich jene tiefsinnige, forschende, speculative Seite des deutschen Geistes und ihre Schranke sich spiegelt, in seiner Weise dichterische Gestalt verleiht, ist kein Revolutionär des Staates. Schiller lief Sturm wider das Unrecht, das die Menschheit litt und wider Gewalten, die der Weltgeschichte oder vielmehr seiner idealistischen Theorie von ihr im Wege standen. Als die französische Revolution ihren Schwefelbunst und ihre Blutströme ergoß, mußte Schiller einen unendlich härteren Stoß seines Innern erleiden, woraus eine bekannte Stelle der „Goethe“ sich erklärt, als Göthe, der sich in seiner Richtung nur bestärkt sah. Es wirkte Vieles zusammen, daß Beide sich näher kommen konnten. Schiller wurde sich bei seiner reflectirenden Natur des Unterschiedes zwischen Göthe und ihm selbst auf's Klarste bewußt; er erkannte, wie Gervinus sagt, der Göthe'schen Dichtung theoretisch den Vorzug im Gebiete der Kunst zu und näherte sich ihr praktisch. Göthe fühlt sich seiner Seite intensiv angeregt, nicht nur durch die hellen Flammen eines Brudergenius, sondern auch durch die seiner eigenen Art diametral entgegen gesetzte Geistesrichtung Schiller's, der reflectirend sich der instinctiv schaffenden Geistesethätigkeit bemächtigte, Phantasie und Idee auf diesem Wege sonderte, neben das Bild gerne den Gedanken stellte, wovon die „Goethe“ das frappanteste, aber glücklichste Beispiel liefert, und vom Einzelnen überall zum Begriff verallgemeinernd emporstieg.*

* Charakteristisch ist die Art, wie zwischen Beiden ein näheres Verhältniß sich knüpfte. Sie waren aus der Versammlung einer naturforschenden Gesellschaft in Jena weggegangen und setzten ihr Gespräch in Schiller's Wohnung fort. Göthe trug die Metamorphose der Pflanze lebhaft vor und half sich dabei zeichnend. Schiller sah zu, schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Göthe stuzte etwas ver-

Wie ein lange hinter der Schranke des Dammes anschwellender Strom endlich seine ganze Fülle mit einer Fluth ergießt, so strömte jetzt mit erneuter Kraft nach der poetischen Ebbe der dichterische Quell in Schiller. Allein im Sommer 1795 entstanden vierzig größere und kleinere Gedichte. Ueberhaupt gehört zum Bedeutendsten nicht nur aus Schiller's Productionen, sondern aus unserer ganzen poetischen Litteratur, was er ihr gab in dem letzten Jahrzehend seines Lebens. Was er aus der Schule des Forschens mitgebracht oder was ihm als Gewisses im Wechsel des Lebens geblieben war, das faßte er jetzt als Juwel in's Gold der Dichtung und die an sich trockensten Begriffe gewannen Leben und Wärme im Gewande der herrlichsten Sprache. Man fühlt es, daß er aus innerer Ergriffenheit dabei redet, so in den „Worten des Glaubens“, so „die Hoffnung“. Oft spricht sich eine ungestillte Sehnsucht aus, die nicht im Irdischen ihre Befriedigung findet; so „der Pilgrim“. Besonders wird auch an die Schranke des menschlichen Wissens erinnert und das Herz in sein Recht eingesetzt, so in dem Distichon „Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete“, oder in jenem mit der Ueberschrift „Menschliches Wissen“. Ueberall tritt vor uns ein edles Maas, eine große Freiheit in der Behandlung des Gegenstandes. Die Erfahrung des Lebens ist über die Excentricitäten der Jugend und der Poet über den Philosophen und Theoretiker Herr geworden. Ueber Alles haben aber die Balladen die herrliche Dichterkraft Schiller's an's Licht gebracht und ihn zum bleibenden Liebling der Nation gemacht. In glänzendster Diction, drastischer Lebendigkeit führen sie uns in's tiefste Miterleben ergreifender Situationen und es ist das Leben, es ist der Mensch überhaupt, der bald im Kampf mit furchtbaren Elementen erliegt, bald das Walten einer heiligen höheren Macht anerkennen, bald einen Widerstreit des Triebes und der Pflicht durchkämpfen muß, was uns aus diesen Erzählungen anspricht und uns oft tragisch stimmt; so der Taucher, der Handschuh, der Gang nach dem Eisenhammer, die Bürgschaft, der Kampf mit dem Drachen und andere. In dem Meisterwerk der „Goethe“, einem culturhistorischen Gedichte, das sinnig und geistvoll Didactisches an malerische Schilderung eines zu den ernstesten Seiten des Lebens in so enger Beziehung stehenden Handwerksgeschäftes anknüpft, hallen alle freudigen und ernsten Töne des Lebens wieder. W. v. Humboldt, der Schiller so nahe befreundet war, sagt, dieses Gedicht durchlaufe die Tonleiter aller menschlichen Empfindungen. Auch an

drücklich, nahm sich aber zusammen und sagte: „Das kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe.“ Er wurde ganz unglücklich durch die Erwiederung Schiller's: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letzteren, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren kann.“ Das Gespräch zog sich fort und sie waren einander näher gekommen durch den „vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject.“ Von da an trat ein intimeres Verhältniß ein. S. Göthe's Annalen zum Jahre 1794.

den „Spaziergang“ muß hier erinnert werden. So vieler anderen Dichtungsarten, in denen Schiller in eigenthümlicher Weise glänzte, der Parabeln, der Epigramme, der Räthsel, sey hier nur vorübergehend gedacht. Das Bedeutendste aber, was er der Litteratur gab, bleiben die dramatischen Werke dieser Periode des zur Reife gelangten Genius, vor Allem die Wallenstein'sche Trilogie, der deutschen Tragödie Krone.

Ungern nur versagen wir uns ein genaues Eingehen in die Charakteristik dieser herrlichen Dichterwerke. Sie alle ließ uns der Dichter, eine reich poetische Erbschaft, als er am 9. Mai 1805 hingerafft wurde; „er hatte,“ wie Göthe von ihm sagte, „die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte nicht empfunden.—Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen.“

Und doch ist darüber gestritten worden, ob Schiller ein Dichtergenie gewesen sey. Aber der Proceß der Geschichte selbst übt Kritik und scheidet auf litterarischem Felde Spreu und Weizen. Gewiß bleibt, Schiller war und ist unter allen ihren Dichtern der Liebling der Nation. Einseitige Göthe-Anbeter mußten von dem Altmeister selbst das Spottwörtlein hören; er erlaube sich, zu behaupten, daß Schiller allerdings ein Dichter gewesen sey und zwar ein sehr großer. Man sagt, Schiller habe nie mit spielender Leichtigkeit gebichtet. Das ist halb wahr; das Falsche daran ist, wenn man sich denkt, Schiller habe Mühe gehabt, poetisch zu erzeugen. Keineswegs, vielmehr wurde ihm der Andrang schöpferischer Gebilde zur Last. Die Geburten seines Geistes, wenn er sich productiv äußerte, wie in den letzten Lebensjahren, drängten einander. Er konnte sich nicht auf Zeiten des Assimilirens, Sammelns einlassen. Er lebte dann nur, wenn er producirt, wie er auch von sich selbst sagt, daß wenn er ein unternommenes Werk zur Vollendung geführt habe, so sey er bei der nunmehrigen Freiheit schlimmer daran, als bei der vorherigen Sclaverei. In solchen Perioden war er wirklich unglücklich, bis sich wieder ein Stoff fand —und er fand sich für ihn leicht—, der sich unter seinen Händen bald zum poetischen Gebilde gestaltete. An der Energie, die seine Seele kennzeichnet, an diesem mächtigen Streben und Wollen participirte der dichterische Genius. Eben damit ist es ganz übereinstimmend, daß er allerdings, wenn die Begeisterung ihn ergriff, ein mächtiges Ringen seines Geistes erleben mußte. Er war dann in einer tiefen Erschütterung seines ganzen Wesens begriffen, wie er denn auch nicht leicht am Schreibtische saß, sondern, sich nur über ihn auf einen Arm gestützt hinlehnend, niederschrieb und die tiefe Erregung des Innern sich auch seinem Aeußeren mittheilte. Und dieses Aeußere, der Körper—welch' ein elendes Bauwerk, welch' eine schmerzvolle Hülle war er bei steten, entkräftenden Krankheitszuständen für den Feuergeist, der in ihm weilte! Der Körper litt dabei, und durch den Geist, wenn Schiller sich dem Drange seiner schaffenden Geisteskräfte überließ. So sagt er: „Mit meiner Gesundheit geht es noch nicht besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisiren mich versetzte. Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch

genug und die andere Hälfte kann ausruhen. Aber die Musen saugen einen aus.“ Bei ihm ging aber das tiefsinnige, abstracte Denken und die erzeugende Phantasie thätigkeit noch neben der innigsten Theilnahme des Gemüthes am Gegenstande her. Daher liebt er die symbolisirende, allegorisirende Weise der Darstellung, obwohl nur „das Mädchen aus der Fremde“ eine reine Allegorie ist. Ideen treten bei Schiller vor uns in Bildersprache. Daher dienen ihm auch mythologische Formen so gerne zur Einkleidung. Es ist nicht sowohl ein innerliches Erleben, eine Zuständigkeit, als eine Wahrheit, der Gedanke, der uns in poetischer Gestalt verkündet vor die Seele gestellt wird. Damit ist auch der grundwesentliche Unterschied zwischen Göthe und Schiller angedeutet.

(Schluß folgt.)

Bericht über die diesjährige Versammlung der evang.-lutherischen Generalsynode in Pittsburg.

(Eingesandt von Pastor H. Dorchard, Dayton, Ohio.)

(Schluß.)

Die Mutter = Erziehungs = Gesellschaft (Parent-Education-Society).—Das wissenschaftliche Interesse nimmt in den Ver. Staaten immer mehr zu und die im Geiste deutscher Philosophie geschriebenen und weitverbreiteten Werke Hottel's über Logik, Ethik und Psychologie (science of mind, moral science und rational psychology beweisen, daß man philosophische Studien nicht mehr wie früher als deutsche Hirngespinnste ansieht. Auch in der Kirche ist das Bedürfnis nach wissenschaftlich gebildeten Geistlichen erwacht. Es ist heute nicht mehr wie vor zwanzig Jahren. Damals kam es nicht selten vor, daß Einer unmittelbar von der Ader und dem Pflaum auf das Pulpit ging. Selbst die Methodisten, bei denen lange die Rede ging: „ein studirter Geistlicher kein bekehrter“, machen jetzt bedeutende Anstrengungen, College's und Seminare zu gründen, um gebildete Geistliche für ihre Kirche zu gewinnen. Denn ist es freilich wahr, daß lebendiger Glaube und aufrichtige Herzensbekehrung die Bedingung ist, ohne welche Keiner Geistlicher werden soll, so ist es doch eben so wahr, daß nicht alle frommen Leute zum geistlichen Amte tüchtig sind. Es kann wohl ein frommer, wenngleich ungebildeter, Mann eine ganz ansprechende gläubige Predigt halten und im kleinen Kreise eine gesegnete pastorale Wirksamkeit ausüben, aber er ist nicht im Stande, in der Kirche eine pädagogische und theologische Thätigkeit zu entwickeln, und noch viel weniger vermag er, dieselbe apologetisch und polemisch gegen die Angriffe des wachsenden Unglaubens zu vertheidigen, wie es besonders hier im Westen unumgänglich

nothwendig ist. Vor allem aber ist es die Pflicht der lutherischen Kirche, welche von dem, dessen Namen sie trägt, die Liebe zur Wissenschaft eingefogen hat, auch in dieser Beziehung den Vorrang in Amerika zu behaupten. Die Erziehung ist gegenwärtig das wichtigste Werk der lutherischen Kirche in Amerika, so ließen sich die verschiedensten Redner vernehmen. Der Bildungsgrad des Geistlichen muß dem Bildungsgrade der Gemeinde angemessen seyn. Sind die Gemeinden reich an geistiger Bildung, so müssen es auch die Geistlichen seyn, die an ihnen arbeiten; und die Geistlichen müssen den Begabtesten ihrer Zuhörer an Intelligenz mindestens gleich stehen. Daher ist die Erziehungssache eine Lebensfrage für die lutherische Kirche und die Generalsynode hat einen großen Theil ihrer Aufmerksamkeit auf dieselbe hingewendet. Der Zweck der Mutter-Erziehungs-Gesellschaft ist es, für die Heranbildung von Geistlichen Sorge zu tragen und arme Studierende zu unterstützen. Mit der Generalsynode stehen sieben Colleges und sechs Seminare in Verbindung; nämlich in Gettysburg (Pa.), Hartwick (N. Y.), Springfield (Dh.), New-Berry (S. C.), Springfield (Ill.) und das Missions-Institut in Selins-Grove (Pa.). Auf diesen Anstalten studirten im Jahre 1853, 762 Studenten, von denen 287 das Predigtamt im Auge hatten und 130 ganz oder theilweise durch Stipendien unterhalten wurden. Die späteren Berichte in den Verhandlungen der Generalsynode erhalten keine genauen Angaben hierüber, doch scheint sich die Anzahl der Studierenden nicht vermehrt zu haben. Die Anzahl der Stipendiaten betrug nach dem Bericht des Executiv-Committees im Lutheran Observer Nr. 25 im vorigen Jahre 122 und vertheilt sich unter den verschiedenen Synoden folgendermaßen: die Synode von West-Pennsylvanien unterhielt im vorigen Jahre 14 Stipendiaten; die Maryland-Synode 7; die Pennsylvanische Synode 10; die Centralsynode 8; die Alleghany-Synode 9; die Pittsburgh-Synode 2; die Hartwick-Synode 4; das New York-Ministerium 9; Virginien 2; Süd-Carolina 6; Nord-Carolina 6; Synode von Illinois 16; Wittenberg-Synode 2; Synode vom Westlichen Virginien 4; Englische Synode von Ohio 2; Deutsche Synode von Ohio 5; Olive Branch-Synode 1; Miami-Synode 5.

Blicken wir auf die Erziehungsthätigkeit der Generalsynode, soweit das deutsche Interesse geht, so ist es traurig, daß dieses von der Generalsynode bisher fast ganz vernachlässigt worden ist; und doch ist der Mangel an deutschen Geistlichen eben so groß und noch größer, als auf dem englisch-lutherischen Arbeitsfelde; auch können wir nicht erwarten, daß unsere Mutterkirche uns viele Arbeiter herübersenden wird, da sie selbst Mangel daran hat. Es wird zwar in den meisten Seminarien deutscher Unterricht erteilt, aber nur mit dem Gettysburger Seminare ist eine deutsche Professur verbunden und auch dort wird harte Klage geführt, daß die deutsche Theologie zurückgesetzt wird. Die Pennsylvanische Synode, welche hauptsächlich das Geld zu jener Professur aufgebracht hat, hätte übrigens keinen Cent hergeben sollen, bevor der Studienplan für die deutsche Professur festgesetzt war. Mit gerechtem Unwillen muß

diese Zurücksetzung des Deutschen alle deutschen Geistlichen erfüllen, aber dennoch wäre es zu bedauern, wenn wir uns durch dieses gerechte Gefühl des Unwillens zu dem andern Extrem des amerikanischen Knownothingismus fortreißen ließen, nämlich zum deutschen Knownothingismus. Das Interesse für die deutsche Theologie nimmt unter den amerikanischen Brüdern zu. Die leitenden Glieder der Generalsynode wie: Harkey, Reynolds, Passavant, Konrad u. A. haben die lebendigste Theilnahme für das deutsche Werk; und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die deutschen Geistlichen bei der Generalsynode, wenn sie nur entschieden und mit vereinigter Kraft auftreten, Alles durchsetzen können, was recht und billig ist. Ich stimme mit Professor Harkey darin überein, daß es nicht gut ist, ein ausschließlich deutsches Seminar zu gründen; es würde Einseitigkeit und Trennung der englisch- und deutsch-lutherischen Geistlichen herbeiführen; und wenn auch in einem solchen Seminar, wie es hier und da beabsichtigt wird, englischer Unterricht erteilt wird, so genügt das eben so wenig, als wenn in einem englischen Seminar deutsch unterrichtet wird. Sind aber Beide mit einander verbunden, so haben die englischen Studenten Gelegenheit, deutsche Theologie zu studiren und die deutschen Studenten werden von der praktischen Tüchtigkeit, durch welche die Amerikaner sich auszeichnen, Gewinn haben. Ich halte es daher nothwendig, daß mit jedem englischen Seminar nicht blos eine deutsche Professur, sondern eine deutsche theologische Facultät verbunden werde, in welcher alle Hauptdisciplinen in deutscher Sprache vorgetragen werden.

Der Pastor-Fond. — „Sie müssen doch mit großer Sorge in die Zukunft blicken,“ so äußerte ich mich, als ich vor fünf Jahren nach Amerika kam, zu Bruder Schmidt in Albany, den der Herr seitdem aus dem Lande der Sorge in die Heimath des Friedens entrückt hat. „Was wird aus Ihrer Frau und Ihren Kindern werden, wenn Sie sterben? Was wird aus Ihnen, wenn Sie alt werden? Das Einkommen des Geistlichen in diesem Lande ist so geringe, daß Sie nicht daran denken können, Etwas bei Seite zu legen.“ „Wie,“ sagte er, „Sie kommen von drüben; ist ein König dort auch noch so schlecht, so wird er doch dem Soldaten, der ihm sein Lebelang treu gedient hat, seinen Gnadenlohn nicht versagen, und wir, die wir dem Könige des Himmels dienen, wir sollten Besorgniß haben, daß dieser König, wenn wir ihm nur treu dienen, nicht für uns sorgen wird?“ Und seine Frau fügte hinzu: „Haben Sie nicht gelesen, daß geschrieben steht: „Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brod gehen.“ In der That, solch' ein unerschütterliches Gottvertrauen muß jeder Geistliche hier zu Lande haben, wenn er nicht unter den Sorgen des Lebens zu Grunde gehen will. Dennoch bleibt es die Pflicht der Kirche für die, welche in ihrem Dienste alt geworden sind, zu sorgen; doch hat die Generalsynode diese Pflicht bisher wenig erfüllt. Bei ihrer Sitzung in Hagerstown im Jahre 1837 beschloß die Generalsynode auf den Antrag des Professor C. C. Schmucker, den Pastor-Fond zu gründen zur Unterstützung bejahrter Prediger und deren Wittwen

und Waisen. Der Ueberschuß von dem Verkauf des von der Generalsynode herausgegebenen Gesangbuches und Catechismus sollte diesem Fond zufallen. Da die Sache jedoch nicht recht vorwärts gehen wollte, so lies sich die Generalsynode bei ihrer fünfzehnten Sitzung im Jahre 1851 zu dem höchst unweisen Beschlusse bewegen, den Pastoren-Fond aufzulösen, das vorhandene Geld unter die Districtsynoden zu vertheilen und diese aufzufordern, selbstständige Fonds zu bilden. Glücklicherweise waren die Beamten der Casse, C. M. Morris, F. W. Engs und M. M. Yeakle, entschieden genug, dem Beschlusse der Synode entgegenzutreten und die Zurücknahme desselben bei der nächstfolgenden Versammlung im Jahre 1853 durchzusetzen. In jeder Weise hätte es vermieden werden sollen, die Bildung von District-Synodal-Cassen zu begünstigen, denn nur durch Centralisation ist dieses Institut im Stande, Vertrauen zu erwerben und die Kraft zu erlangen, die entstehenden Anforderungen zu befriedigen. Daher beschloß die Generalsynode bei ihrer Versammlung in Dayton im Jahre 1855, daß die Synoden, welche mit der Generalsynode in Verbindung stehen, aufgefordert werden sollen, die Capitalien, welche zur Unterstützung dienstunfähig gewordener Geistlicher und deren Wittwen und Waisen in ihrem Besitze sind, an den Schatzmeister dieser Gesellschaft zu übertragen. Dieser Aufforderung wurde jedoch von den Districtsynoden nicht Folge geleistet und der dahin gehende Beschluß bei der nächstfolgenden Versammlung in Reading wiederum ganz verändert.

Bei jeder Versammlung der Generalsynode ist viel Schönes und Gutes über diesen Gegenstand gesprochen worden, und auch bei der diesjährigen Versammlung viel Vortreffliches darüber gesagt worden, daß ein Geistlicher, der im Dienste der Kirche niedergebrochen, das Recht auf die Unterstützung dieser Kirche habe; auch wurde über die papierne Constitution viel hin- und hergestritten; auch wurde beschlossen, daß der Pastoren-Fond auf dem Grundsätze christlicher Mildthätigkeit beruhen solle; aber mit allem diesem haben die hilfsbedürftigen Wittwen und Waisen und die besagten Geistlichen keinen Cent erhalten; die Erfahrung hat gezeigt, daß sich der Pfarr-Wittwen- und Waisen-Fond nach dem bisherigen Plane nicht ausführen läßt; denn nach 22jährigem Bestehen beträgt das Gesamt-Capital dieser Gesellschaft nur 2117 Dollars, und die Verhandlungen der Generalsynode zeigen nicht, daß die Gesellschaft bis jetzt irgend welche Unterstützung gegeben hat. Nach unserer Ansicht wäre es zweckmäßiger, wenn die Generalsynode, ähnlich wie die Beamten-Wittwen-Cassen in Deutschland, eine Allgemeine Lutherische Prediger-Wittwen-Casse bilden würde, zu der jeder Geistliche einen bestimmten jährlichen Beitrag zahlt und dadurch seiner Frau das Anrecht auf eine bestimmte jährliche Unterstützung zusichert. Die New-Yorker-Synode hat eine ähnliche Einrichtung; die meisten Districtsynoden sind aber zu einem solchen Unternehmen zu klein. Es ist die Pflicht jedes Mannes und auch des Geistlichen, für die Zukunft seiner Familie zu sorgen, und diese Sorge liegt noch schwerer, als die Sorge für sich selbst, auf dem Herzen fast aller Geistlichen in diesem Lande. Wenn die Generalsynode

eine lutherische Prediger-Wittwen-Casse bilden würde, so würden gewiß fast alle Geistliche bereit seyn, daran Theil zu nehmen und dieses Institut würde in kurzer Zeit Kraft und Vertrauen gewinnen. Dem Wohlthätigkeits-Princip würde auch hiebei Raum genug gelassen, um arme Geistliche, welche die Beiträge nicht zahlen können, in dieselbe einzukaufen.

Schluß.—Von den übrigen Verhandlungen erwähne ich nur noch kurz die Kirchenbaugesellschaft, deren Zweck es ist, arme lutherische Gemeinden in den Stand zu setzen, Gotteshäuser zu bauen, indem sie denselben Geldanlehen ohne Zinsen giebt. Ferner die historische Gesellschaft, welche alle Schriften und Documente sammelt, die sich auf die Geschichte der lutherischen Kirche in den Ver. Staaten beziehen. Von großem Interesse war der Bericht über unsere Verbindung mit anderen kirchlichen Körperschaften und mit besonderer Liebe wurde unser Blick auf unser altes deutsches Vaterland hingeworfen. Es war wie ein Brief aus der Heimath, nicht bloß von einem einzelnen Freunde oder Verwandten, sondern von der gesammten im Kirchentage repräsentirten Mutterkirche, die liebend und betend unserer gedenkt; und gewiß Alle stimmten von ganzem Herzen in den Antrag des Dr. Mann ein, der von der Synode zum Beschluß erhoben wurde: „daß wir uns in jeder Weise bestreben wollen, die mit dem Kirchentage so segensreich angeknüpfte Verbindung durch Briefwechsel und Delegaten aufrecht zu erhalten.“ Wenn nun auch die Absendung von Delegaten mit kaum zu überwindenden Schwierigkeiten verknüpft ist, so sollte doch diese Verbindung auf schriftlichem Wege desto lebendiger unterhalten werden. Von großem Segen für unsere Kirche würde es seyn, wenn der Antrag des Kirchentages ausgeführt werden möchte, nämlich die Auswanderer, welche draußen kirchlich entlassen werden, hier kirchlich aufzunehmen; auf diese Weise würden unsere deutschen Brüder gleich im Anfange an unsere Kirche geknüpft werden und der Gefahr entgehen, anderen Denominationen in die Hände zu fallen. Auch würde es gewiß das Gefühl der Zusammengehörigkeit sehr befördern, wenn außer den kirchlichen Festtagen noch ein Tag als allgemeiner Bettag festgesetzt würde, an dem die lutherische Kirche in Amerika und Deutschland ihre vereinigten Bitten für einander vor den Thron des Höchsten bringt. Denn wenn auch die lutherische Kirche in Amerika sich unter ganz anderen Verhältnissen auch ganz anders gestalten muß, und der Wunsch Mancher, Alles gerade so zu haben, wie es in Deutschland war, unter den hiesigen Verhältnissen seine Befriedigung nicht finden kann, so darf doch die lutherische Kirche in Amerika nie vergessen, daß die lutherische Kirche in Deutschland ihre Mutter ist, und mit Recht trifft Jeden Verachtung, der seine Mutter vergift.

So schließe ich denn den Bericht über die Generalsynode, in welchem es meine Absicht war, solchen, die, wie ich, als ich nach Amerika kam, mit derselben unbekannt sind, ein Bild von ihrem Wesen und ihrer Thätigkeit zu geben. Ich beabsichtigte keine Kritik, sondern eine so viel als möglich objective Darstellung derselben. Trotz aller Mängel, an welcher die Generalsynode leidet, läßt es sich nicht leugnen, daß sie der Körper ist, welcher die lutherische Kirche in den

Ver. Staaten nach ihren verschiedenen Richtungen repräsentirt und daß sie unter dem Segen des Herrn das Ansehen und Wachsthum derselben in hohem Grade befördert hat. Möge der Herr sie davor bewahren, daß sie sich weder doctrinell noch national spalte, sondern möchten alle Brüder, in dem Wahlspruche des Kirchenfreundes vereinigt, miteinander dahin arbeiten, daß die Generalsynode die lutherische Kirche in den Ver. Staaten immer Herrlicher darstelle als ein Glied von dem, der unser Aller Haupt ist, Jesus Christus.

Dayton, Ohio.

S. B.

Aus der Geschichte der Juden nach Christus.

Die Zeit, in welcher das Christenthum anfang, Raum zu gewinnen unter den Völkern, ist auch epochemachend für die Geschichte des Judenthums. Aber während das Christenthum damals die reichste Fülle seiner Lebenskräfte entfaltete und die Welt belebte, ging das Judenthum gerade um jene Zeit in den Zustand der Verknöcherung und inneren Leblosigkeit ein. Dort machte der Geist lebendig; hier, bei starrem Widerspruch wider das belebende Wort und den Geist des Evangeliums, mußte der Buchstabe um so mehr zur Herrschaft gelangen. Dieselbe Periode, welche der Weltgeschichte fortan ihren neuen Stempel gab, hat auch dem Judenthum einen bis in die neueste Zeit unvertilgbaren Charakter gegeben.

A. Außerliche Verhältnisse.

Es liegt nicht in unserem Interesse, hier näher auf die äußerlichen geschichtlichen Verhältnisse des Judenthums seit der Zeit Christi einzugehen. Die früheren Zeiträume dürfen wir als bekannt voraussetzen. Die nachfolgenden bieten, mit Ausnahme weniger Lichtpunkte, ein trauriges Bild der Zerstreuung und Zertretung des göttlich geadelten Volkes. Da wiederholt sich auf den verschiedenen Feldern der Geschichte überall daselbe wehmuthsvolle Schauspiel. Wie sehr auch die Umgebungen sich verändern mögen, der Jude ist derselbe, thut daselbe und erleidet daselbe. Viele christlichen Geschichtschreiber verlieren die Juden von der Zerstörung Jerusalem's an beinahe aus dem Gesichte und berühren sie nur gelegentlich. Vom Aufhören ihres Staates an haben die Juden allerdings noch Daseyn und Schicksale. Aber eine Geschichte im vollen Sinne des Wortes haben sie nicht mehr.

a. Die Zeit der römischen Kaiser.

Es ist bekannt, daß seit der Zeit des Exils Juden weit und breit in der Welt zerstreut lebten. Was schon aus Salomonischer Zeit und der Periode

Nebukadnezar's von einem Aufenthalt vieler Juden in Spanien und anderen Ländern gemeldet wird, entbehrt des zureichenden geschichtlichen Zeugnisses. Wir wissen, daß viele Juden die Erlaubniß, in's Land ihrer Väter zurückzukehren, nach dem Exil nicht benützten. Unter günstigen Verhältnissen war ihnen die Fremde wenigstens politisch zur Heimath geworden, obwohl sie gewöhnlich mit Heiden sich nicht social vermischten, auch dem Glauben der Väter treu blieben und diese Treue durch Wallfahrten nach Jerusalem bekräftigten, auch durch Beisteuer dorthin, wie denn überhaupt diese Stadt mit ihrem Heiligtum und ihren heiligen Ordnungen ihnen Mittelpunkt und höchste Autorität in geistlichen Dingen blieb. Aber sie gewannen Reichthum und Ansehen im Auslande, dem sie politisch ganz ergeben wurden, daß wirklich bisweilen Juden unter fremden Fahnen gegen Juden kämpften. Dies wurde möglich beim Genuß religiöser Freiheit, dessen besonders sich der ferne Orient mehr als der Occident erfreute, wie wir in Ostindien seit vielen Jahrhunderten Parsis, Brahmaisten, Buddhaisten, Mohammedaner u. s. f. unter einander finden. Bald nach dem Exil finden wir daher viele Juden am Euphrat und Tigris. Das persische Regiment war ihnen aus religiösen, das mazedonische aus politischen Ursachen günstig. Es öffnete ihnen den Norden und Westen. Unter den Ptolemäern dringen sie nach Nordafrika, und als die Römer die Gefangenen aus Palästina wegführten, fanden diese bereits Brüder aus der Beschneidung im südlichen Europa. Von Babylon aus sind Juden schon in sehr früher Zeit bis China vorgebrungen. In Alexandrien nahmen sie Elemente griechischer Bildung auf und fortan sehen wir sie selbst Profelyten gewinnen. Aber die missionirenden Juden erfüllten die Mission des Judenthums nicht.

Als die römischen Kaiser den Judenstaat, der politisch längst nur noch dem Scheine nach, volkethümlich aber mit ungemein zäher Wirklichkeit existirt hatte, endlich gänzlich vernichtet hatten, war ihr Zweck erfüllt. Das Judenthum als solches konnten sie nicht vernichten wollen. Von nun an war es nirgends eigentlich zu Hause, aber eben darum wollte es überall zu Hause werden. Die furchtbar strengen Befehle, wie sie ein Hadrian nach Unterdrückung des an dem Namen Bar Kochba sich knüpfenden Aufstandes und Eroberung der heiligen Stadt über Palästina erlassen hatte, ließen sich um ihrer Schärfe willen nicht in die Länge ausführen. Die Juden kamen aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervor und auch aus der Diaspora reisten manche in's Land der Väter. Auch Gesetze, wie sie Septimius Severus erließ gegen den Uebertritt zum Christenthum und Judenthum zugleich, ließen sich nicht handhaben und so finden wir denn nicht blos zerstreute, sondern in Gemeinden gesammelte Juden überall im römischen Reiche. Sie bezahlten die Personalssteuer neben andern gewöhnlichen Auflagen und erfuhren im wesentlichen dasselbe Schicksal wie die Christen, das heißt, die zufällige Neigung des regierenden Kaisers oder auch der Provinzstatthalter brachte ihnen Verfolgung oder Ruhe. Soll ja doch nicht nur einer der römischen Kaiser beschneitten

gewesen seyn, was von einem wenigstens, Caracalla oder Heliogabalus, mehr als bloße Sage gewesen zu seyn scheint. Heliogabalus stellte ausdrücklich die Religion der „Juden, Samaritaner und Christen“ in gleichen Rang. Sein Nachfolger Alexander Severus verehrte Abraham und Christus so gut wie die väterlichen Götter, und hielt es für billig, auch Juden und Christen zur Rechtspflege herbeizuziehen, er erkannte die Juden als eine besondere Corporation an und gestattete ihnen an Hauptpunkten eine separate Gerichtsbarkeit, welche mit der Synagoge verbunden war und selbst Todesurtheile fällte. Von bedeutendem Einfluß waren sehr reiche Familien und die Masse der armen Juden wurde oft durch sie geschützt. Noch angesehener war unter den Juden selbst das Alter ihrer Familienstämme oder Ruhm der Gelehrsamkeit oder Gliedschaft an dem obwohl ohne rechten Berufskreis existirenden Priestergeschlechte. Besondere Verhältnisse gaben den Juden bisweilen locales, vorübergehendes Ansehen. So geschah es, als Odenatus das alte Tadmor (Palmyra), jetzt römische Colonie, zum Sitz der Herrschaft über einen bedeutenden Landstrich gemacht hatte und die Königin Zenobia, eine Jüdin ihrer Abkunft nach und den Juden gewogen, den Glanz ihres Hofes durch Herbeiziehung von Gelehrten mehrte, wo verschiedenartige Geistesrichtungen repräsentirt wurden. Jüdisirend erschien die christliche Theologie Pauls von Samosata, des Lehrers der Fürstin. Aber die dort geübte Toleranz war Indifferentismus und A. Johanan sprach im Sinne aller strengeren Juden: „Heil denen, die Tadmor's Untergang erleben!“ Mit Anbruch des Krieges theilten die Juden auch hier wie anderswo im römischen Reiche das allgemeine, jammervolle Loos der Bewohner. Die Juden, früher oft mit den Christen zusammengeworfen, erkannten es als Pflicht, später auch in den Märtyrerezeiten als Vortheil, Alles zu vermeiden, was zu einer Wechselung mit den Christen führen konnte. Doch klagt A. Abuhu (um 300) darüber, daß so viele Juden sich taufen lassen, und er kämpft gegen das Christenthum aus Gründen der Vernunft. Der Tyrann Diocletian, ein Todfeind der Kirche, nahm Schmeicheleien der Rabbiner an und vergab es den Juden, daß sie ihn, vielleicht mit Beziehung auf seine Liebe zur Eberjagd, „Schweinetreiber“ genannt hatten. Proconsularischen Erpressungen und anderen Uebeln war in dem so tief zerrütteten römischen Reiche nirgends ganz zu entgehen.

Die staatliche Thronerhebung des Christenthums unter Constantin mußte nothwendig von Einfluß auf das Judenthum werden. Manches sehr zweifelhafte wird aus jener wunderthätigen Zeit auch betreffend die Juden erzählt, wie die öffentliche Disputation zwischen Juden und Christen, wo der römische Bischof Sylvester einen todten Oesen durch sein Gebet soll belebt haben; der Eroberungsversuch, welchen Juden mit Jerusalem gemacht haben sollen; die Taufe des Patriarchen Hillel u. A. Constantin hat die Juden nicht verfolgt, aber doch sehr beengende Gesetze wider sie erlassen; Flammentod wird allen Juden gedroht, die einen zum Christenthume übertretenden Juden

verfolgen; auch der Nichtjude, der zu dieser „ruchlosen Secte“ übergeht, wird gestraft; das Eigenthumsrecht verliert jeder Jude, der einen Nichtjuden, selbst einen Sclaven beschneidet. Das Gesetz, daß Juden gar keinen Christen als Sclaven halten durften, hatte nur kurze Zeit Geltung. Unter Constantius kam (um 353) ein bedeutender, aber erfolgloser Aufstand der Juden in Palästina vor, den Gallus, der Mitkaiser im Orient, blutig rächte. Damals flohen viele Juden in's neupersische Gebiet, wie schon früher unter Hadrian durch den Krieg vertrieben, viele Juden in's parthische Gebiet geflohen waren. Dort waren sie um ihrer Feindschaft gegen die Römer willen nicht unwillkommen, lebten ruhig, gingen anfangs sogar oft in heidnische Verbindungen ein durch Heirath; später aber gewannen sie ein größeres Gefühl ihrer nationalen Würde, die vielen Gemeinden traten in organische Verbindung und hatten ihre besondere Gerichte. Dort findet sich auch ein besonderer Beamter über die Einwanderer. Die Schulen jener orientalischen Juden waren sehr angesehen. Aus ihnen ging der babylonische Talmud hervor.—Dem Bruder des Gallus, dem barocken Julianus Apostata, sah es gleich, daß er in seinem Haß gegen die „dummen Galiläer“, wie er die Christen nannte, Befehl gab, den salomonischen Tempel in Jerusalem wieder aufzubauen. Die Arbeit begann, soll aber trotz aller Bemühungen durch das Ausbrechen unterirdischer Feuer verhindert worden seyn. Man darf annehmen, daß gerade die stricteren Juden allerorten am Tempelbau eines Heiden keine Freude hatten. Dagegen haben fanatische Judenhäufen damals an manchen Orten christliche Tempel zerstört; ebenso aber auch christliche Fanatiker, besonders Mönche, jüdische Synagogen. Gegen die Hitze solcher christlicher Eiferer erließ auch Theodosius ein Gesetz. In der Folgezeit haben, so scheint es, die Streitigkeiten innerhalb der christlichen Kirche einen gewissen Einfluß auf die Juden geäußert. Die arianische Richtung spricht sich aus naheliegenden Gründen immer mild gegen die Juden aus; ganz anders die katholische. Man kann sagen, daß das äußerliche Schicksal der Juden sich im Ganzen verbesserte durch das Sinken des jüdischen Patriarchats, da die einzelne Gemeinde dadurch selbstständiger wurde und mancher Conflict mit der Staatsgewalt sich jetzt leichter vermeiden ließ.

b. Die späteren Zeiten.

Es würde uns viel zu weit führen, der Geschichte der Juden durch die Zeiten der Völkerwanderung und des Mittelalters hindurch im Einzelnen zu verfolgen. Es muß genügen, auf wenige Hauptpunkte aufmerksam zu machen. Das Kreuz überwand im Occidente allmählig das Heidenthum, aber das Judenthum blieb unberührt von der allgemeinen Umwandlung und fristete sein Daseyn unter allen Stämmen, die über Europa hereinbrachen. Im Orient erhob sich der Halbmond, vor ihm sank an tausend Orten das Kreuz und ihm verband sich ein kraftlos gewordenes Heidenthum. Der Mohammedanismus schien vom ersten Anfange an dem Judenthum so enge verwandt zu seyn; und

doch blieb sich das Judenthum gegenüber dem Islam völlig bewußt. Des aufsteigenden Halbmonds freute es sich nur um des sinkenden Kreuzes willen. Aber an Nichts, was die Völker bewegte, nahm es inneren Antheil; es sah dem Umschwung der Weltgeschichte zu, nur so weit um Alles bekümmert, als sein eigenes Schicksal dabei betroffen war.

a. Die Juden im Occident.

aa. Das Mittelalter.

Im Occident finden wir Juden zur Zeit der Völkerwanderung bis an die westliche Meeresküste. Lassen wir die Fabeln, die an das frühe Auftreten derselben in allen Ländern Europa's sich knüpfen, dahingestellt. War dem Juden um staatsgesetzlicher Bestimmungen und oft um religiöser Scrupel willen nicht nur der Ankauf von Ländereien, sondern auch so mancher Erwerbszweig sehr erschwert und manche Berufsart rein unmöglich gemacht, so kam die furchtbare Noth der Zeiten hinzu und jener dem Juden nun schon zur andern Natur gewordene Trieb, als Handelsmann umherzuziehen. In der Völkerwanderung war die weite Welt in Bewegung gesetzt, in der der Jude sich längst befand. War er nicht im Lande der Väter, so war ihm unter sonst günstigen Verhältnissen ein Land wie das andere. Je weniger er Landbesitz zu vertheidigen hatte, desto leichter konnte er weiter ziehen. Wir wissen, daß schon im Anfange der Kaiserzeit sehr viele Juden in Rom lebten. Von hier zogen sie den großen Handelsstraßen nach. Mit den Legionen mußte mancher gefangene Jude nach dem Norden; viele andere zogen handeltreibend im Gefolge der Heere. Die Bedürfnisse dieser, der durch Krieg besonders an den Grenzen geförderte Eigenthumswechsel reizten immer die jüdischen Handelsleute. So finden wir Juden sehr frühe an der Donau, am Rhein, besonders in Köln. Hauptsächlich trieben die Juden den Sklavenhandel in den Colonialländern stark und hier hat er immer seine besonderen Vortheile gebracht. In Gegenden, die erst für die Cultur gewonnen wurden, in viele der römischen Colonien brachte der Jude eine gewisse, hier sehr werthvolle Bildung mit; er liebte den Kriegsdienst nicht, der Ackerbau zog ihn nicht an, aber er war des Schreibens und gewiß sehr oft wie heute noch mehrerer Sprachen kundig und fand ein weites Feld für Thätigkeit und Gewinnlust. Er fand sich bald mit seinen Volksgenossen zusammen, und in Gemeinden formirt konnten die Juden mehr Achtung und Einfluß gewinnen.

Eine bleibende Gegnerin fand das Judenthum im Occident natürlich an der Kirche. Aber eben die Beschlüsse der Synoden wider dasselbe beweisen einen gewissen Einfluß, den es übte. Dies geht schon aus dem Berichte der Synode von Eliberis in Spanien (c. 305) hervor, wo Bischöfe vor der Verbindung mit Juden warnen, ja vor einem gebräuchlichen Segnenlassen der Feldfrüchte durch Juden. Ueberhaupt suchte der Clerus auch auf die Gesetzgebung der Fürsten zu Ungunsten der Juden zu wirken, wie z. B. in Burgund, wo wir schon im 5ten Jahrhundert sehr harte Verordnungen gegen

die Juden finden. Was schon aus viel früheren Zeiten geklagt wird, daß Juden sich aus unreinen Motiven taufen ließen und wieder abfielen, rief jetzt um so härtere gesetzliche Verordnungen hervor, je mehr die Hierarchie an Einfluß gewann. Concilienbeschlüsse verpönten immer schärfer den Umgang der Christen mit Juden, das Zusammenspeisen jener mit diesen, gemischte Heirathen u. s. f. Oft wurden grausame Maaßregeln getroffen, die Juden zum Christenthume zu zwingen, wogegen schon Gregor der Große protestirte. Sie hatten aber dadurch in vielen Ländern, besonders in Spanien und Gallien, Schweres zu dulden. Je mehr das Heidenthum verschwand und das Christenthum allein herrschend und der Clerus allgewaltig wurde, desto mehr begannen überhaupt im Occident die Drangsale für die Juden. Die fanatische Richtung des Mittelalters vermehrte die Kinder Israel's in Europa in's Unendliche. Schon die vielen Beschlüsse der 12ten Synode von Toledo (i. J. 682) gegen die Juden sind ein Zeugniß des leidenschaftlichen Hasses, der die Gemüther der Cleriker gewöhnlich—denn rühmliche Ausnahmen finden sich—gegen die Juden erfüllte.—Aus der Geschichte der Juden im byzantinischen Reiche erinnern wir hier nur an das Gesetz Justinian's, der bei einer unter den Juden selbst eingetretenen Entzweiung über den Gebrauch des alten Textes oder der Uebersetzungstexte der Bibel zu Gunsten der freien Richtung entschied, es verbot, einen Juden am Lesen der Schrift in seiner Landessprache zu behindern und den Gebrauch des Talmud in den Synagogen untersagte. Der Kaiser, der sonst den Juden gar nicht gewogen war, ihnen selbst die Zeugenschaft gegen Christen vor Gericht nahm und überhaupt gerne Glaubenseinheit im Reiche erzielt hätte, hoffte dadurch die Bekehrung der Juden zum Christenthume zu fördern. Aber der Rabbinismus kannte seinen Vortheil zu gut, das kaiserliche Gebot galt nicht lange und der Talmud siegte.

Das ganze Mittelalter war für die Juden unter germanischen und romanischen Nationen eine Zeit der Schmach und Verfolgung. Aber die größere Schmach war auf Seiten der Christen in deren Verhältniß zu den Juden. Zwar finden sich rühmliche Ausnahmen auf Thronen des Staates und der Kirche. Wohl mochten sich die Juden milde Behandlung und Schutz je und je mit schwerem Gelde erkaufen. Doch war es bald das Interesse an jener Gelehrsamkeit und Bildung, welche sie vertraten, bald ihre Brauchbarkeit als Kaufleute, Aerzte, diplomatische Unterhändler, bald aber auch das durch ihre Mißhandlung rege gewordene Gefühl des Mitleids und der Gerechtigkeit, was ihnen Freunde verschaffte. Das Haus der Carolinger war ihnen günstig; Isaaß, der Jude, war's, den Karl der Große mit zwei Grafen an Harun al Raschid als Gesandte schickte; die Grafen starben unterwegs, aber Isaaß führte seines Kaisers Sache herrlich aus und kam sogar mit einer persischen und ägyptischen Gesandtschaft zurück. Karl erhielt auch durch jüdische Kaufleute Seltenheiten des Orients, wohl auch bisweilen politische interessante Neuigkeiten. Rudolph von Habsburg belagerte sogar die Stadt Bern, weil sie die Juden ungerecht behandelte, Heinrich IV. bestätigte ihnen

ausdrücklich das Recht, nach ihren Sagenen unbehindert zu leben. Andere Kaiser thaten Aehnliches; Friedrich II. gestattete ihnen, Richter aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. In Spanien galten manche Juden viel bei einzelnen Fürsten um ihrer Gelehrsamkeit willen. Wenn Bischöfe oft auf vertrautem Fuße mit Juden standen, so lag dabei oft das unreine Motiv des Handels mit Kirchengütern, Kleinodien u. s. w., oder der Verpfändung derselben, zu Grund, so daß besondere Gesetze dagegen nöthig wurden. Um ihres Handelsgewinnes willen gewannen die Juden allerdings so viel Einfluß, daß man da und dort Markttage verlegte, um es ihnen bequemer zu machen. Unter solchen Verhältnissen sehen wir die Juden da und dort inmitten der abendländischen Christenheit, wie z. B. in Städten Oberitalien's, sich während des Mittelalters vorübergehend zu einer hohen Stufe des Wohlstandes emporzuschwingen.

Dennoch war ihr Zustand im christlichen Europa jener Zeit und noch einer späteren Periode im Ganzen ein höchst klägliches. Wahrlich alle Trübsale gingen über sie. Sie fanden nirgends ein sie einschließendes und schützendes Staatsbürgerthum; sie waren gehaßt als reiche, verachtet als arme Juden und ihr größter Fehler war eben der, daß sie Juden waren. Gegen sie bedurfte es keiner besonderen Kreuzzüge, obwohl es auch daran nicht fehlte; sie waren die geplagtesten Kreuzträger selbst. Gegen sie wüthete der Fanatismus der Zeit, die Wuth des Pöbels, die Inquisition der Hierarchen,* die Beßlust der Fürsten. Sie wurden das Ziel der schlimmsten Laune; heute geduldet, mußten sie vielleicht morgen Haus und Hof verlassen, das nackte Leben zu retten; was die Bosheit von Hohn und Spott den Juden anthun konnte, das traf sie und wurde zum Gesetz, das sich Jahrhunderte lang als Sitte festhielt. Sie mußten ein Farbzeichen am Kleide tragen, an gewissen Plätzen beisammen wohnen, schmachvolle Steuern zahlen, mit niederträchtigen Kriechereien sich das Recht der Existenz erkaufen, und brach da oder dort ein Aberglaube, ein Vorurtheil gegen sie los, so wurden sie zu Hunderten, ja Tausenden hingemordet. Ein neuester Geschichtschreiber der Juden, Immanuel Hecht, sagt: „Die Geschichte der Juden in diesem Zeitraume nehme sich nur aus wie ein riesenhaftes Bruchstück aus dem Tagebuch eines Henkers.“

Die Hauptursache dieses unchristlichen Verhaltens der Christen in jener Zeit gegen das Volk Abraham's ist schon genannt; es war ein völlig irre gehendes Christenthum, welches glaubte, die Sünden der Väter, an Christus verübt, auf die Weise rächen zu dürfen, oder hoffte, dadurch den Juden im Leben zu ertöden. Wohl gaben die Juden vielfach Anlaß zum Ausbruch von Gewaltthatigkeiten. Besonders machten sie sich schon damals durch ihren Wuchergeist verhasst. Denn sie glaubten in ihrer Lage berechtigt zu seyn, so schnell wie möglich unter jedem Schein des Rechtes Güter zu erwerben. So suchten sie den Christen zu entreißen, was sie konnten, aber sie trugen nicht

* Die Juden Spanien's boten Karl V. die Summe von 800,000 Kronen, wenn er die Strenge der Inquisition mildern und ihre Prozesse public machen wolle.

mit an den Lasten, bis sie dem Zwange wichen. Der religiöse Enthusiasmus der Zeit für riesige Unternehmungen ließ sie kalt und wurde nach Umständen klüglich von ihrer Aushucht benützt. Bei dem Unrecht und der Verachtung, die sie erfuhren, konnte man nicht viel Edelsinn von ihnen erwarten, sie wurden systematisch demoralisirt, sie ließen sich oft zum Schlechtesten gebrauchen und besonders fehlt es nicht an Beispielen, wo Juden tiefgesunken sich zu Verräthern und Werkzeugen gegen ihre eigenen Volksgenossen hergaben. Auch darf man sich nicht wundern, wenn das Gefühl des oft schutzlos erlittenen Unrechts den Haß gegen ihre Unterdrücker in den Juden ansachte und dieser Haß sich je und je in fanatischen Ausbrüchen Luft schaffte. Die Histoichen von Mißhandlungen einzelner Christen und von Entweihung christlicher Heiligtümer durch zelotische Juden sind daher nicht alle unwahr. Aber eben so wahr ist, daß die Unwahrheit und die Verläumdung sich an den Juden in jener in Sachen der allgemeinen Welt- und Naturkenntniß so tief stehenden und so leichtgläubigen Zeit furchtbar veründigte. Die Juden mußten Quellen und Brunnen vergiftet haben, wenn eine Pest ausbrach; gingen da und dort Kinder verloren, so hatten die Juden ihr Blut vergossen, um es zu Passafkuchen, Zaubereien und Krankenheilungen zu benützen. In ihren Büchern, deren Sprache den Christen meist fremd war, mußten Spottreden und furchtbare Flüche wider Christus und die Christen stehen und Sprüche der schwarzen Kunst; rohe Gewalt nahm sie ihnen. Noch der elende getaufte Pfefferkorn, den Reuchlin siegreich bekämpfte, gehört zu den Verläumdern der Litteratur seiner Väter. Doch hatte schon 1466 ein deutscher Jude, N. Gerson, die erste gedruckte Ausgabe der hebräischen Bibel in Venedig erscheinen lassen.

Man mag sich wundern, daß der Jude nicht lieber an's äußerste Ende der Welt zog, als daß er all' diese Mißhandlung erduldet. Allein traf ihn nicht beinahe überall dasselbe Loos? Er suchte einen Ersatz im Anhäufen des Reichthums, wenn nicht religiöse Ueberzeugung und Hoffnung ihn aufrecht hielt. Und auch damals hatten allerdings Juden einen sehr bedeutenden Einfluß auf Gut und Güterverkehr der Welt. In ihren Händen lag großentheils besonders der Verkehr mit dem Orient. Sie zogen mit Schiffen und Karawanen und überall fanden sie Glaubensgenossen und Hülfe von ihnen. Es war ein gewisses Band, das sie zu gegenseitiger Theilnahme und Schutz vereinte. Aber sie waren gewöhnt, unter dem Scheine der Armuth reich zu seyn, um nicht durch Ostentation die Raubgier zu locken, wie heute noch in manchen Gegenden Europa's der Jude in Kleidung, Lebensart und Wohnung „den Armen spielt“, während er im Stillen mit den Seinen sich eines Luxus erfreut, den man in solchen Umgebungen nicht erwartet.

bb. Die Zeit von der Reformation bis zur französischen Revolution.

Diese Periode bildet einen Uebergang für die Juden des christlichen Europa's aus der Barbarei, mit der sie im Mittelalter gedrückt wurden, zu der Stellung, der sie sich in der Gegenwart freuen. Noch finden wir sie in allen

Staaten der Christenheit unter manchem sehr harten Druck, noch schleppt sich manches Recht, das Unrecht von Anfang an war, aus vergangener Zeit herüber und noch wird dem Juden manches Recht, das er als Landesbewohner beanspruchte, vorenthalten, ja, noch kommen Vertreibungen aus Städten und Ländern vor. Gleichwohl wird auch das Verhältniß des Juden zum christlichen Staat und Recht bei dem allgemeinen Umschwung des Geistes ein anderes, ein gegenüber früheren Zeiten unendlich günstigeres, obwohl er gesellschaftlich noch gewöhnlich der Gemiedene ist.

Mittelbar hat die Reformation einen bedeutenden Einfluß auf die Zustände der Juden ausgeübt. Ja, was jetzt in der Christenheit zur Emancipation der Juden und zu ihrer bürgerlichen Gleichstellung mit den Christen geschieht, steht in naher Beziehung zu ihr, zu Folgesätzen, die aus ihren Principien sich ableiten. Zwar nach theologischer Seite hin boten die Reformatoren dem Judenthum keineswegs die Hand. Besonders war Luther der Ansicht, daß sie sich in ihrer Blindheit und Haß gegen Christus nur immer stärken, weil sie Alles mit ihrer Vernunft bemessen wollen; es helfe auch alles Disputiren mit ihnen Nichts. Dem Mann des Glaubens an die freie Gnade ohne alles eigene Verdienst mußte die jüdische Selbstgerechtigkeit und Wertheiligkeit noch verhaßter seyn als die römische, und er meinte, man könne „einer Sau ebenso gut das Evangelium predigen“, als den Juden den Artikel von der Vergebung der Sünden (Walch XX, 2357). Indessen hat Luther auch Anderes gesagt, daß und wie man die Juden von ihrem Irrthum über die Schrift und Christus überzeugen soll und der logische Widerspruch seiner Worte ist kein psychologisch. Er kennt ihren Geiz und Wuchergeist wohl, der sie zu einer Völkerplage in der weiten Welt macht. Aber er billigt die Greuel nicht, welche die Papisten an ihnen verübt haben und glaubt mit Recht, daß ihnen durch Zwang zu Taufe und Messe nicht geholfen sey. Ein schönes Zeugniß seines erleuchteten Geistes sind die Schlußworte seiner Schrift, „daß Jesus Christus ein geborener Jude sey“, vom Jahre 1523; hier sagt er: „darum wäre meine Bitte und Rath, daß man säuberlich mit ihnen umginge und aus der Schrift sie unterrichtete, so möchten ihrer etliche herbeikommen. Aber nun wir sie nur mit Gewalt treiben und gehen mit Lügenthedungen um, geben ihnen Schuld, sie müssen Christenblut haben, daß sie nicht stinken, und weiß nicht, was des Narrenwerks mehr ist, daß man sie gleich für Hunde hält—was sollen wir Gutes an ihnen schaffen? Item, daß man ihnen verbeut unter uns zu arbeiten, handthieren und andere menschliche Gemeinschaft zu haben, damit man sie zu wuchern treibt—wie sollte sie das bessern? Will man ihnen helfen, so muß man nicht des Papstes, sondern christlicher Liebe Geseze an ihnen üben und sie freundlich annehmen, mit lassen werken und arbeiten, damit sie Ursach und Raum gewinnen, bei und um uns zu seyn, unsere christliche Lehre und Leben zu hören und sehen. Ob Etliche halbsarrig sind, was liegt d'r an? Sind wir doch auch nicht Alle gute Christen!“

Der Einfluß, den die Reformation auf die Zustände der Juden ausübte, hing mit der ganzen Umwandlung des Geistes der Zeit zusammen. Der mittel-

alterliche schwärmerische Zug, das Heilige in äußerlichen Dingen zu finden und zu lieben, das Unheilige in Aeußerlichem zu hassen, verlor sich. Die Kirche lag jetzt mit sich selbst im Streite und zwar vieler Parteien und die Juden wurden weniger beachtet. Manche Vorurtheile wurden durch die litterarischen Fortschritte der Zeit beseitigt. Besonders aber hatte die römische Hierarchie ihre frühere Allgewalt verloren.

Um religiöser Gründe willen hatten die Juden jetzt jedenfalls unendlich weniger zu dulden als früher, obwohl sie als Unreine abgesondert und gesellschaftlich meistens gemieden wurden. Einige Päpste, wie Gregor XIII., machten den Juden doch das Leben durch ihren Befehrungseifer sauer. Jener Kirchenfürst zwang die Juden, wie das früher oft geschehen war, zum Anhören christlicher Predigten; Fürsten in Italien und Deutschland folgten seinem Beispiel. Allein die Juden trieben Poffen unter den Predigten und beigelegte Stockschläge waren noch weniger überzeugend für sie. Aber die Fürsten und die regierenden Gewalten überhaupt hatten stets Fehde mit ihnen zu führen bald um der Klagen willen, die wider die Juden einliefen, bald um der Forderungen willen, mit welchen sie Rechte des christlichen Bürgerthums mehr und mehr beanspruchten.

Die Klagen bezogen sich auch jetzt ganz besonders auf den Wuchergeist, durch den sie sich überall verhaßt machten. Ihre Wirkung auf die Bürgerschaft in den Städten und auf das Landvolk war in hohem Grade verderblich in sittlicher und sonstiger Hinsicht. Sie boten dem leichtsinnigen Schuldenmacher Gold, das er heimlich zu großen Procenten empfing; sie hielten die Pfandhäuser und benützten das Unglück der Christen für ihre Nugsucht; sie drückten den Handel herunter, nahmen gestohlene Güter an; sie waren auf allen möglichen Schleichwegen zu finden und mit jeder Art von Betrug verketet. War es früher einmal durch Kaiser Wenzel geschehen, daß alle Schulden an Juden für ungültig erklärt wurden, so gab Maximilian II. der Stadt Nürnberg das Recht, alle nicht unter obrigkeitlicher Aufsicht geschlossenen Judencontracte für null und nichtig zu erklären. Leider waren oft Fürsten durch ihre eigene Schuld der Finanzkünste und der Geldhülfe der Juden benöthigt und schonten diese zum Unglück des Landes. So Joachim II. von Brandenburg, Alexander in Württemberg und leider manche andere. Oft bestachen die Juden hohe und niedere Staatsdiener, um Schutz vor der Obrigkeit zu erlangen. Oft waren sie, wie besonders auch in slavischen Gebieten und Ungarn, die Pächter der Bodensteuern und anderer Abgaben.* Allein auch das diente

* Mit dem Zoltpachten und Steuerpachten haben sich die Juden schon in sehr früher Zeit abgegeben und zwar zum Theil auf höchst grausame Weise, wozu ihnen der Aufenthalt unter fremdem Volke oft willkommen war. So trieb ein armer Jude unter Ptolem. Epiphanes aus Cölesyrien, Phönizien und Palästina zweimal so viel Steuern ein als jeder Andere; dazu machte er sich mit reichen Geschenken Freunde bei Hof und trieb es so 22 Jahre lang. Aber er hielt 2000 Bewaffnete, die Jeden mordeten, der nicht zahlte; der Todten Güter wurden verkauft für die Steuertasse.

nur dazu, um beim christlichen Volke das längst feststehende Urtheil zu bestärken, daß die Juden nicht nur ein verfluchtes Volk seyen, sondern auch den Fluch überall hinbringen, wohin sie ziehen. Dies Urtheil vernimmt man auch von Theologen und Staatsmännern überall in dieser Zeit, ob wohl die Toleranzideen besonders des vorigen Jahrhunderts ihren Einfluß äußern. Natürlich wurde auch beim Handelsglück der Juden oft der Neid der Christen rege, oft auch die Rachsucht derer, die den Juden in die Hände gefallen waren und „Schlocks“ an ihnen gefunden hatten. Da kam es auch in dieser Zeit noch zu sehr stürmischen Ausritten, in denen die Wuth des Volkes sich gegen die Juden Luft schaffte, wie z. B. im Jahre 1614 in Frankfurt a. M. und 1615 in Worms, in welcher Stadt damals eine Judengemeinde von mehr als 16,000 Seelen sich befunden haben soll. Aehnliche Schicksale erlitten die Juden um die Mitte desselben Jahrhunderts in Polen, wo sie sehr zahlreich waren. Wahrscheinlich haben sich damals sehr viele Juden geflüchtet und in der Ukraine angesiedelt.

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Deutsches Gesangbuch. Eine Auswahl geistlicher Lieder aus allen Zeiten der christlichen Kirche. Nach den besten hymnologischen Quellen bearbeitet und mit erläuternden Bemerkungen über die Verfasser, den Inhalt und die Geschichte der Lieder versehen von Philipp Schaff, Doctor und Professor der Theologie. Probe-Ausgabe. Philadelphia: Lindsay und Blakiston; Schäfer und Koradi. Berlin: Wiegandt und Gröben. 1859.

Der Titel dieses Buches erleichtert sehr eine Anzeige desselben, denn er setzt den Gehalt des Buches gehörig auseinander. Und das Buch straft den Titel nicht Lügen, denn es giebt, was er verspricht. Doch machen wir noch aufmerksam darauf, daß sich auch ein Inhaltsverzeichnis, d. h. der Plan der ganzen Sammlung, und ein nach Versmaßen und alphabetisch geordnetes Melodien-Verzeichnis außer dem alphabetischen Lieder-Verzeichnis findet. Diese Dinge erleichtern den Gebrauch des Buches gar sehr und unterscheiden sich in verschiedener Hinsicht vortheilhafter von ähnlichen Verzeichnissen in verwandten Büchern. So werden uns die Namen der Verfasser der Melodien oder doch die Zeit ihres Ursprungs genannt. Das Inhaltsverzeichnis weist da und dort auf einander entsprechende Rubriken hin. Der Einteilungsplan weicht hier und da von dem sonst oft Gewöhnlichen ab, z. B. die Lieder von der Dreieinigkeit finden sich erst hinter denen vom heiligen Geiste. Die Lieder vom christlichen Leben umfassen Gebetslieder, Bußlieder (Verufung, Befehrung, Wiedergeburt), Glaubenslieder und Heilslieder (Sündenvergebung, Rechtfertigung, Kindschafft Gottes), Friede und Freude im heiligen Geiste (Kindschafft, Gnadenstand, Glückseligkeit des Christen), Lieder der Liebe zu Gott und Christo und zum Nächsten, Heiligungslieder (der geistliche Kampf und Sieg), Kreuz- und Trostlieder; Lieder für besondere Zeiten und Stände u. s. f. Auch findet sich am Schlusse eine Anzahl schöner, singbarer Devotionen. Daß Lieder nicht nach irgend einem Schema von dogmatischen oder moralischen Begriffen gemacht werden, ist der Grund, warum man sie nicht nach einem solchen so leicht registriren

kann. Da ist denn auch eine große Verschiedenheit der Ansicht über den passenden Ort vieler Lieder im Gesangbuche nichts Auffallendes. So finden wir hier Lieder unter der Rubrik Vorsehung und Weltregierung, die wir vielleicht anderswo bei Liedern des Gottvertrauens oder Trostes finden.

Als auf eine eigenthümliche und besonders werthvolle Seite des Buches machen wir auf die über den einzelnen Liedern stehenden klein gedruckten Notizen aufmerksam. Sie sind in hohem Grade instructiv und lassen einen sichern Blick in den gründlichen Fleiß und die vielfältige Aufmerksamkeit blicken, deren Frucht das Buch ist. Da wird hingewiesen auf die etwa dem Liede zu Grunde liegende Bibelstelle, auf den ursprünglichen Verfasser, vielleicht auf den Ursprung aus einem alten lateinischen Kirchengesang, vielleicht auf den Anlaß, aus dem es hervorging; da erhalten wir Nachricht, wo etwa das Lied zuerst in die Öffentlichkeit trat, wo und in welcher Form wir es in diesem oder jenem Gesangbuche finden, da wird auf seinen besondern religiösen Gehalt und auf seinen poetischen Werth gedeutet, da lernen wir, daß dies oder jenes Lied auch im französischen oder englischen Gewand gesungen wurde, ehe es, umgearbeitet in's Deutsche, bei uns einheimisch wurde, oder wir sehen nicht ohne angenehme Ueberraschung, wie viele unserer deutschen Kirchenlieder besonders längst oder in neuester Zeit und auch wiederholt namentlich in's Englische übertragen wurden und wo wir sie da zu finden haben. Da fehlt es auch nicht an zeitgemäßen und kritischen Hieben, die je und je recht gut angebracht sind. Also in der That auf kleinem Raume in gedrängter Kürze die Resultate sehr weitgreifenden Suchens, Sammelns, Vergleichens und diese Glossen sind eine sehr werthvolle Beigabe zum Ganzen und enthalten noch mehr, als wir hier andeuten.

Es werden uns fünfhundert Lieder geboten und wir sollten denken, daß diese Zahl dem gewöhnlichen Bedürfnisse in Kirche und Haus entsprechen werde. Wer einen Blumenstrauch sammelt und bindet, wird stets unter dem Einfluß seiner ihm vielleicht selbst unbewußten Vorliebe für gewisse Gerüche, Farben und Blumen- und Blattgestalten stehen. So geht es dem, der Lieder aus dem erdrückenden Reichthum des deutschen evangelischen Liederschazes auswählt. Die Subjectivität kann sich auch gegenüber einem bestimmten, allgemeineren Zwecke, den der Sammler im Auge hat, nicht verbergen. Für gewisse Blumen hat Alles längst sich einstimmig erklärt und man gilt für halb närrisch, wenn man sie nicht liebt, z. B. die Rosen. Und das ist gar nicht das Wort einer Generation, sondern das förmlich feststehende Urtheil aller Zeiten. Andere Blumen bilden den Gegenstand der kritischen Discussion und die Verschiedenheit des Geschmacks tritt an's Licht. Wieder andere werden sich, ächt blumenartig, nur kurzen gesellschaftlichen Flores erfreuen und man denke da nur an's Tulpenfieber oder die Daisylucht. Wieder bei andern hängt Alles davon ab, wo sie stehen, in welcher Verbindung und Zusammenstellung mit andern wir sie finden. Wir können das Alles ganz so anwenden auf Lieder und Liedersammlungen, es gilt auch für das vorliegende Buch. Der Verfasser hat jenen kirchlichen *sensus communis* für das über alle Kritik bereits hinausgekommene Herrliche, Kostliche im Garten der deutschen Kirchenlieder in ungewöhnlich hohem Grade. Wirklich da finden wir die schönsten, duftendsten Rosen beieinander, sie haben auch ihre Namen, d. h. die Verfasser werden uns genannt; wohin diese etwa zu setzen sind, in's lutherische oder reformirte oder irgend ein anderes Feld, davon schweigen die Noten, wahrscheinlich mit Absicht, die Lieder müssen ja ihren Werth aus sich haben und wollen ohne alle sonstige Befangenheit genossen werden. Daß sich des Sammlers Subjectivität nicht ganz verläugnet, darf uns zugleich ein Zeichen von der persönlichen, warmen Theilnehmung an seinem Gegenstande seyn. Sie tritt uns in Liedern wie Nr. 359 entgegen, das aber freilich durch seinen reichen Gehalt so werthvoll erscheint, daß man es doch nicht gerne missen würde. Aber im Ganzen müssen wir es als ein besonderes Verdienst des Buches hervorheben, daß es wie wenige andere Werke dieser Art den Charakter eines gelunden kirchlichen Sinnes, eines weisen Maßhaltens zwischen den gefährlichen Klippen der Einseitigkeit hier und dort, und eines steten Rücksichtnehmens auf die Bedürfnisse der Kirche und des Hauses an sich trägt. Namentlich ist es frei von der flachen Modernisirungstendenz und auch von der pedantischen Alterthümlerei, die aus der Tugend des Respects für das Alte eine Frage macht. Daß der Verfasser hier und da zu bereits bestehenden oder eingebürgerten Umgestaltungen alter Sprachformen und Ausdrucksweisen nochmals neue Aenderungen hinzufügt, erscheint kaum immer gerechtfertigt, kann aber die in dieser Hinsicht vorhandenen Uebel nicht wohl größer machen. Das ganze Buch ist völlig dazu angethan, daß kein künftiger in Amerika erscheinendes deutsches evangelisches Kirchengesangbuch von demselben ganz wird Umgang nehmen können. Es ist einem sichern kirchlichen Tacte und einer tüchtigen Bekanntschaft mit den hymnologischen Forschungen und Arbeiten der neuesten Zeit entworfen.

Wenn die äußere Ausstattung einem Buche zum Vortheil werden kann, so ist das vorliegende auch in dieser Hinsicht auf's Beste empfohlen. Es kann sich in dieser Hinsicht nicht nur mit allen seinen Standesgenossen in der neuen Welt, sondern ganz unbedingt auch mit den allermeisten im deutschen Vaterlande messen. Wir erwarten, in Kurzem eine kleinere neben diese Ausgabe größeren Formates treten zu sehen.

Schulharmonie. Enthaltend eine Gesanglehre, dreißig Choräle und dreißig religiöse Gefänge für die Jugend. Dreistimmig gesetzt und zusammengestellt von J. C. Haas, Lehrer, Gesanglehrer und Organist an der deutsch-evangelisch-luther. St. Michaelis- und Zions-Gemeinde in Philadelphia. Philadelphia, Pa.: J. Kohler, Nr. 202 Nord 4te Straße. Allentown, Pa.: S. R. Brobst, Pastor. 1859.

Eine der Schule und der Familie wohl zu empfehlende Sammlung, die viel Instruction auf kleinem Raume giebt und eine Auswahl der schönsten Choräle und höchst anmuthiger für Kinder geeigneter Melodien. Der dreistimmige Satz hat seine Schwierigkeiten, scheint aber gut hier gelungen zu seyn. Wir hätten gewünscht, es wäre bei dem Liede „Weil ich Jesu Schäflein bin“ nicht bloß der erste Vers beige druckt worden, sondern das ganze liebliche Lied. So auch bei anderen. Freilich sollte man denken, solche Lieder wisse wohl jede christliche Mutter auswendig und die Kinder lernen den Text also von ihr. Aber leider, daß es in Wirklichkeit nicht so ist. Allerdings kann die Sonntagschule und das Sonntagschul-Gesangbuch, auf welches sich das Buch bezieht, in vielen Fällen nachhelfen. Die in der Vorrede als Citat stehende Maxime „der Choral fordert einen langsamen und feierlichen Vortrag“ unterschreiben wir nur sehr bedingungsweise. Die langsame Feierlichkeit artet nur zu oft in's Schläfrige und Schleppende bei unserem Choral-singen in den Gemeinden aus, so daß alle Kraft der ankommenden Tonwoge dadurch verloren geht. Namentlich bebauern wir, daß diese Maxime den mächtigen Unterschied zwischen der Trauermelodie und zwischen der Freudemelodie vielfach ganz verwischt hat, wozu noch die zwischen jede Zeile fallenden, rein unnöthigen, die frische Bewegung des Chorals mehr hemmenden als fördernden, die Uebung des Gehörs der Gemeinde mehr hindernden als begünstigenden Zwischenspiele gewöhnlich kommen. Natürlich giebt auch diese Sammlung keine Zwischenspiele. Auch hat das Buch auf den relativen Unterschied der Choräle in Beziehung auf das passende Tempo durch die jedesmalige Vorzeichnung Rücksicht genommen. Sey es als sehr dienlich zur Anregung der Liebe zu unsern Liedern und Melodien und des religiösen Sinnes in Schule und Haus hiemit bestens empfohlen.

Christliche Schulagende. Erster Theil. Für Sonntagschulen und den Kindergottesdienst. Herausgegeben von Past. S. R. Brobst. Gedruckt in der Druckerei der Lutherischen Zeitschrift. Allentown, Pa. 1859.

Wir freuen uns herzlich auch über dieses Büchlein. Es geht ganz von dem richtigen Gesichtspunkt aus, daß man Alles versuchen muß, die liebe Jugend schon recht zum Mitbeten, Mitbekennen heranzuziehen. Daß die Gemeinde so stumm gemacht worden ist und hat müssen zufrieden seyn mit dem, was man ihr vorsagte, hat ihr den größten Abbruch an geistlichen Gütern gethan und nachdem sie hat müssen vorlieb nehmen mit dem, was man ihr bot—und war es noch so unverdaulich—, hat sie überhaupt den gesunden Geschmack verloren und weiß nicht mehr, was ihr gut thut. An den Alten ist meistens wenig auf's Bessere, Nüchtere hinzuwirken. Um so mehr gilt es, die liebe Jugend an das Rechte frühe zu gewöhnen. Was das Büchlein giebt, ist Alles im Geiste der heiligen Schrift, ja meistens in ihren eigenen Worten, und das ist gerade der Vorzug daran. Auch ist für eine gewisse Mannigfaltigkeit gesorgt und wir zweifeln nicht, wo das Büchlein in Uebung kommt, wird es der Jugend selbst lieb werden und im Segen wirken.

Kirchenchronik.

Sonntagsheiligung.—Am Sonntag, den 16. October, wurde in dem großen Saale des Cooper Institute zu New York eine deutsche Massenversammlung zu Gunsten der Sonntagsheiligung gehalten. Wir geben darüber einen Bericht, der sich im Journal of Commerce fand, weil wir voraussetzen dürfen, daß derselbe aus unbefangener Beobachtung hervorgegangen ist.

„Unsere öfters ausgedrückte Ansicht in Beziehung auf das rechte sittliche Gefühl eines großen Theils unserer deutschen Mitbürger hat durch die große am letzten Samstag Abend zu Gunsten des Sabbaths gehaltene Versammlung eine sehr nachdrückliche Bestätigung erhalten. In anspruchloser Weise war die Versammlung voraus angekündigt worden. Doch fanden sich zum wenigsten fünfzehnhundert Seelen der so zerstreut wohnenden deutschen Bevölkerung ein, um der Discussion der Sonntagsfrage in ihrer eigenen Sprache beizuwohnen; es mögen im Ganzen höchstens einhundert Amerikaner dabei gegenwärtig gewesen seyn, darunter befanden sich einige unserer angesehensten Geistlichen und Laien, wodurch das Interesse, das wir Amerikaner an dieser Bewegung nehmen, an's Licht trat. Wir können nun in Beziehung auf diese ganze Demonstration sagen, daß, sofern intellectuelle Kräfte nebst würdevoller Haltung in Betracht kommen, keine ähnliche Versammlung, welcher Rationalität sie auch angehöre, der hier besprochenen überlegen war. Die Hauptrede des Abends hielt Prof. Dr. Philipp Schaff, der, je nachdem der Gang der Gedanken bald diese, bald jene Classe der Zuhörer betraf, aus dem Deutschen in's Englische überging und eine vorzügliche Exposition der anglo-germanischen Ansicht vom Sabbath in seiner physischen, moralischen, religiösen Bedeutung gab. Die kurzen Anreden der Doctoren Cook, Adams, Hitchcock und Spring waren geeignet, die verschiedenen hier vertretenen Elemente zu vereinigen und gegenseitiges Vertrauen in ihnen zu begründen. Und dazu trat das lebhafteste Gefühl, daß ein Volk, welches geistliche Lieder hat, wie das Sonntagslied von Tholuck, und das sie mit solcher Tiefe des Gefühls und solcher Kraft zu singen weiß, verleumdete wird, wenn man von ihm über Bausch und Bogen als von Lagerbier- und Sonntagstheater-Helden redet.“

In der That ist unser amerikanisches, ja vielleicht selbst unser deutsches Publicum zu der Ansicht verleitet worden, als verhalte sich unsere deutsche Bevölkerung überhaupt gleichgültig gegen den Sabbath, weil allerdings so viele der neueren Einwanderer der achtundvierziger Tendenz nur nach ihren bösen Lüsten leben wollen, worin ihnen die Zucht unserer eigenen Nowbies Gesellschaft leistet. Dem gegenüber steht fest, daß Tausende von Deutschen der bessern Classe und besonders derer, die schon längere Zeit hier sind, wenn sie auch nicht gerade die amerikanische Ansicht vom Sabbath adoptiren, doch viel zu viel Tact und Einsicht haben, als daß sie dieselbe mit Füßen treten oder an der religiösen Ueberzeugung unseres christlichen amerikanischen Volkes ihren rohen Muthwillen auslassen wollten. Diese Classe Leute sahen wir da im Cooper Institute, die Leute vom rechten Schlag unter unsern deutschen Freunden, von denen wir schon vor einiger Zeit sagten, daß „ihre Zahl täglich zunimmt und zwar in Folge des hart mitgenommenen Verhaltens der Lagerbierhändler unter dem Patronat von ein Paar Amerikanern, die doch nicht unter die Advocaten des Deffnens der Aneipen am Sonntag sich wollen zählen lassen.“ Einer der einstimmig angenommenen Beschlüsse „protestirt gegen die Verhehrung des Sonntags in einen Tag lärmender Aufregung und Ausschweifung, daraus dem deutschen Namen nur Schmach

erwächst.“ Die Rectheit, mit welcher Trinkhäuser und Theater ihr Geschäft am Sonntag noch betreiben, erklärt sich daraus, daß die Eigenthümer sich für straflos ansehen, bei den Deutschen ganz ausnahmslos auf Verachtung des Sonntags rechnen und meinen, ein nationales Recht in Anspruch nehmen und die Geseze verachten zu dürfen. Die Obrigkeit mag sich jetzt überzeugen, daß das durchaus eine leere Finde ist und daß der bessere Theil der Deutschen die Schlechtigkeiten ihrer sittenlosen und frechen, nicht freien Landleute mit Abscheu von sich weist.

Dieser ganze Anlaß hat dazu gebient, daß unsere Deutschen eine würdige Haltung auch vor uns Amerikanern gewonnen haben. Darüber kann keine Täuschung obwalten, daß die rechte Feier des heiligen Tages von höchster Bedeutung für uns als Nation ist. Und gewiß, es ist nicht zu viel gefordert von denen, die Selbstregierung unter uns zu lernen angefangen haben, daß sie eine der ersten Forderungen dieser nicht gleichgültig ansehen sollen, nämlich den Tag des Herrn zu halten, eine Pflicht, zu der uns von uraltesten Zeiten an die Stimme der Offenbarung und Vorsehung mahnt und über die in der Geschichte der Menschheit Segen oder Fluch Zeugniß spricht.“

Noch bemerken wir, daß ein Laie, Herr Gustav Schwab, in höchst würdiger Weise den Vorsitz in der Versammlung führte. Außer Prof. Dr. Schaff redete auch Herr Pastor Gulbin in deutscher Sprache. Der Gesang der großen Versammlung soll höchst ergreifend gewesen seyn. Die Beschlüsse, welche alle einstimmig angenommen wurden, lauten, wie folgt:

Beschlossen, daß die Heilighaltung des Tages des Herrn für jeden einzelnen Menschen von der größten Wichtigkeit ist, weil ihm dadurch nach sechs Werktagen ein Tag der Ruhe, und mit demselben Zeit und Gelegenheit zu geistiger und sittlicher Ausbildung und zur Vorbereitung für den Himmel gewährt wird.

Beschlossen, daß die Sonntagsfeier für das Familienleben von der höchsten Bedeutung ist, indem die Bande der Gattenliebe, sowie der Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe vermittelt des längern, ruhigen Beisammenseyns sich fester schlingen und durch die gemeinsame Theilnahme am Gottesdienst geheiligt und veredelt werden.

Beschlossen, daß die Sonntagsfeier für die ganze menschliche Gesellschaft ein bringendes Bedürfnis ist, damit das Geräusch und Getreibe des Alltagslebens stillstehe, und dadurch die Gefahr des Versinkens in Materialismus abgewendet und das Bewußtseyn von der gemeinsamen Bestimmung aller Menschen und den daraus entspringenden Pflichten gegen die Menschheit überhaupt und das Vaterland insbesondere geweckt werde.

Beschlossen, daß die Sonntagsfeier für die christliche Kirche unentbehrlich ist, indem durch die regelmäßig wiederkehrende Predigt und Unterweisung der Jugend die christliche Erkenntniß stets neu angeregt, christliche Liebesthätigkeit und alle anderen Tugenden genährt und von der Ruhe, „die noch vorhanden ist dem Volke Gottes,“ ein Vorbild dargestellt wird.

Beschlossen, daß die unter unseren Landleuten so häufig stattfindende Verfehrung des Tages der Ruhe und Andacht in einen Tag der Zerstreuung und des sinnlichen Vergnügens ein Schandfleck des deutschen Namens ist, gegen den wir als Deutsche feierlich protestiren und an unsere amerikanischen Mitbürger die Anforderung stellen, daß sie das ungebührliche Treiben vieler Deutschen nicht ungerechter Weise dem ganzen Volke und dessen Stammlande zur Last legen.

Beschlossen, daß wir die, seit der ersten Gründung europäischer Ansiedelungen hier zu Lande eingeführte strenge Sonntagsfeier, welche seitdem allgemeine amerikanische Volksitte geblieben ist, nicht als einen Mangel Amerika's beklagen, sondern als einen großen Vorzug Amerika's ehren und werth halten, und daher auch willig helfen wollen, diesen Vorzug zu bewahren und zu pflegen.

Beschlossen, daß wir in den Sonntagsgesetzen unseres neuen Vaterlandes durchaus nichts mit dem Princip der Freiheit Streitendes finden können, vielmehr darin eine Gewähr des Fortbestandes unserer freien Institutionen und ein wirksames Mittel erblicken, um die Zügellosigkeit und Ausschweifung, und damit zugleich die Verarmung und Entfittlichung, welche die Freiheit jedes Volkes auf's schlimmste gefährden, von uns abzuwehren.

Der Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang XII.

December 1859.

No. 12.

Das christliche Kirchenlied

mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Gesangbuchsnoth und Gesangbuchsreform.

Deutsches Gesangbuch. Eine Auswahl geistlicher Lieder aus allen Zeiten der christlichen Kirche. Nach den besten hymnologischen Quellen bearbeitet und mit erläuternden Bemerkungen über die Verfasser, den Inhalt und die Geschichte der Lieder versehen von Philipp Schaff, Prof. und Dr. der Theol. Philadelphia. 1859.

„Singet dem Herrn ein neues Lied; singet dem Herrn, alle Welt! Singet dem Herrn und lobet Seinen Namen; prediget von Tag zu Tag Sein Heil! Erzählet unter den Heiden Seine Ehre, unter allen Völkern Seine Wunder!“ So ruft der heilige Sänger, im 98ten Psalm, der Kirche des alten Bundes zu. „Werdet voll Geistes und redet unter einander in Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, singet und spielet dem Herrn in eurem Herzen; und saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater, im Namen unsers Herrn Jesu Christi!“ So ermuntert der Apostel des neuen Bundes die Christengemeinden zu Ephesus und Kolosse.

Damit hat Gott selbst in Seinem Worte die beiden geistigsten, edelsten und erhabensten unter den schönen Künsten, die Dicht- und Tonkunst, zu Seinem Dienste geheiligt und ihnen eine bleibende Ehrenstelle in Seinem Tempel angewiesen. Das Christenthum trat in die Welt unter dem Lobgesang der himmlischen Heerschaaren: „Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Es enthält den reichsten und unergründlichen Stoff der schönsten und erhabensten Schöpfungen der Poesie und Musik für Menschen- und für Engelnungen.

Unter den verschiedenen Gattungen der religiösen Poesie ist das Kirchenlied für die Erbauung und Förderung des christlichen Lebens in Kirche, Schule und Haus bei weitem am wichtigsten. Es gehört zur lyrischen oder Gefühls-Poesie, im Unterschied von der epischen oder erzählenden, der didactischen oder belehrenden, und der dramatischen oder handelnden Poesie. Es

unterscheidet sich aber von den übrigen Formen der Lyrik (Ode, Elegie, Sonett, Cantate u. s. w.) durch seinen kirchlich-religiösen Gehalt, seine Gemeinshaftlichkeit und Singbarkeit. Das Kirchenlied ist das geistliche Volkslied, welches einen tiefempfundenen und durchlebten religiösen und schriftgemäßen Gedanken in edler, einfacher, allgemein verständlicher und melodischer Gefühlsprache verkörpert und in der eigenen subjectiven Herzenserfahrung zugleich die Erfahrung der ganzen kirchlichen Gemeinde darstellt, also auch für gottesdienstlichen Gebrauch, oder die gemeinsame Erbauung sich eignet. Insofern ist das Kirchenlied das Allerheiligste der Poesie und verkörpert dieselbe zu einer gottesdienstlichen Handlung, zu einem wohlriechenden Opfer, das vom irdischen Altare zum Throne Gottes emporsteigt. Es ist die höchste Blüthe des religiösen Lebens im festlichen Schmucke der Schönheit, in der Sonntagsprache heiliger Begeisterung.

Das Kirchenlied ist eines der kräftigsten Beförderungsmittel der Einheit des Glaubens und der gemeinschaftlichen Erbauung. Denn hier zerfließt die Stimme des Einzelnen im Chöre der ganzen Gemeinde und wird zugleich auf den Schwingen der gemeinsamen Andacht zum höchsten Genuße des Umgangs mit Gott erhoben. Die ächten Kirchenlieder haben nichts dogmatisch Ausschließliches an sich, sind nicht denominationell und sectirerisch im schlimmen Sinne des Wortes, sondern wahrhaft christlich und allgemein, ein volksthümlicher Ausdruck der einfachsten und tiefsten Grundtöne der Religion und der gemeinsamen christlichen Erfahrung. Ein Lied von Luther und Paul Gerhardt kann mit derselben Andacht von einer reformirten, wie ein Lied von Joachim Neander und Tersteegen von einer lutherischen Gemeinde gesungen und gebetet werden. Wenn Lieder angestimmt werden, wie: „Ein' feste Burg ist unser Gott“; „O Haupt voll Blut und Wunden“; „Nun danket Alle Gott“; „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“; „Gott ist gegenwärtig“: so vergißt die evangelische Gemeinde alle ihre inneren Streitigkeiten und Parteiinteressen und fühlt sich als Ein Herz und Eine Seele. Ja selbst der große Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus löst sich unter den Klängen des Gloria und des Te Deum in Harmonie auf. Die christlichen Kirchenlieder gleichen darin den Psalmen, welche in allen Confessionen tägliche Nahrung der Erbauung sind. Sie klingen in allen frommen Herzen wieder und haben eine unverwüßliche Kraft und Frische, wie die täglich aufgehende Sonne und der jährlich wiederkehrende Frühling. Statt durch Alter und Gebrauch abgenützt zu werden, erweitert und vertieft sich ihre Wirkung mit jedem Jahre und jedem Jahrhundert, ähnlich jenen heilenden Kräutern, die durch häufiges Reiben nur wohlriechender werden. Der 23ste, 51ste und 103te Psalm David's, der Lobgesang Mariä, und das Te Deum der alten Kirche können heute nicht gelesen und gesungen werden, ohne daß man die Kraft der Gemeinschaft zahlloser Heiligen verspürt, welche in vergangenen Zeitaltern sich daran erbaut haben und vom himmlischen Heiligthum herab an den Gottesdiensten der streitenden Kirche auf Erden betend und singend theilnehmen.

Wie aber das Kirchenlied im öffentlichen Gottesdienste das Feuer der gemeinsamen Andacht und Begeisterung immer wieder mächtig anzündet, so begleitet es auch die einzelnen Glieder der Gemeinde in ihrem häuslichen Kreise und im stillen Kämmerlein wie ein schützender und tröstender Engel auf ihrem Pilgerpfade von der Wiege bis zum Grabe, erweckt sie aus dem Schlafe der Sünde, stärkt sie im Glauben, erfüllt sie mit heiligen Empfindungen, begeistert sie zu göttlichen Gedanken und Thaten, wappnet sie zum Kampf und Sieg gegen alle Feinde, weicht ihre Freuden, versüßt ihre Leiden, ermuntert sie zur Geduld und Ergebung und tröstet sie noch in der letzten Todesstunde mit einem Vorgeschnack von dem vollkommenen Gottesdienste im Himmel, wo die unzählbare Schaar der Erlösten aus allen Zeiten, Ländern und Zungen, sammt Engeln und Erzengeln, nicht müde werden, wie aus Einem Munde und Herzen, und in immer neuen Weisen die Wunderthaten der ewigen Allmacht, Weisheit und Liebe im Reiche der Natur und der Gnade zu besingen.

So bewähren sich die Psalmen und geistlichen Lieder von Geschlecht zu Geschlecht als wahre Wohltäter der kämpfenden und leidenden Menschheit, als dienende Engel ausgesandt zum Dienste derer, die ererben sollen die Seligkeit. Ihre Segensgeschichte ist in den Lebensbeschreibungen der frommsten und erleuchtetsten Christen niedergelegt und wird erst an jenem Tage der Offenbarung alles Verborgenen vollständig an's Licht treten. Wenn der berühmte Gelehrte Scaliger gestand, er wolle lieber Verfasser einer gewissen Ode des Horaz, als König von Aragonien seyn: so sagte der fromme Gellert mit noch größerem Rechte, er möchte lieber ein Paar alte geistliche Kernlieder gedichtet haben, als sämtliche Oden von Pindar und Horaz, und fügte hinzu, wenn er durch seine eigenen Kirchenlieder etwas zur Erbauung der christlichen Gemeinde beitragen könne, so werde er sich mehr darüber freuen, als über den „Ruhm des größten Heldendichters und des beredtesten Weltweisen aller Nationen“.*

Darum giebt es nächst der heiligen Schrift, wenigstens für das poesiereiche und gesangliebende deutsche Volk, kein fruchtbareres und unentbehrlicheres Erbauungsbuch für Kirche, Schule und Haus, als ein Gesangbuch, das nicht nur gehört und gelesen, sondern auch gebetet und gesungen wird, das nicht nur im Munde, sondern auch im Herzen des Volkes lebt und seine erweckende, heiligende und tröstende Lebenskraft in der täglichen Erfahrung bewährt.

Die Geschichte des Kirchenliedes ist eine der interessantesten und erquicklichsten Zweige der Kirchengeschichte und gleich wichtig für die Entwicklung des christlichen Lebens und des christlichen Cultus. Sie gleicht einem Blumen Garten voll der wohlriechendsten Blumen in unverwelklichem Blüthenschmuck. Sie zeigt uns die Frömmigkeit in ihren reinsten Formen, schwersten Kämpfen, köstlichsten Erfahrungen, seligsten Genußen, und in ihrer wesentlichen Einheit trotz aller Verschiedenheit der Sprache und Nationalität. Die Thränen der Buße, die Freuden des Glaubens, die Gluth der Liebe, der Trost der Hoffnung,

* Vorrede zu seinen geistlichen Oden und Liedern. Leipzig 1757.

die Kraft der Geduld und Bewährung sind zu allen Zeiten dieselben gewesen und versammeln sich hier um denselben Altar der Andacht als ein Lob- und Dankopfer für den dreieinigen Gott, der uns geschaffen, erlöst und geheiligt hat und allein würdig ist zu nehmen Preis, Ruhm und Anbetung von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Das älteste Kirchengesangbuch ist die Psalmen Sammlung des alten Testaments. Die religiöse Lyrik der Hebräer erreichte ihren Höhepunkt im davidischen und salomonischen Zeitalter und verlor dem Tempeldienste eine außerordentliche Feierlichkeit. Der königliche Dichter, von dem die ganze Sammlung den Namen trägt, bestellte nicht weniger als viertausend Sänger unter zweihundert und achtundachtzig Sangmeistern in vierundzwanzig Ordnungen (1. Chron. 16, 16 und Kap. 26, Sir. 47, 11. 12), welche unter Begleitung von Trompeten, Cymbeln, Harfen und anderen Instrumenten die Psalmen sangen, während das Volk abwechselnd einstimmte oder ihnen nachsang. Mit dem Siegel göttlicher Autorität versehen und durch den Gebrauch des Erlösers bei der Einnahme des heiligen Abendmahles (vergl. Matth. 26, 30) bestätigt, lebt die Psalmen Sammlung in der Christenheit aller Länder und Confessionen, theils in wörtlicher Uebersetzung, theils in metrischer Bearbeitung und Uebersetzung aus der Sprache des alten in die Sprache des neuen Testaments (woran besonders die englische Kirche reich ist) in unvergänglicher Jugendfrische fort, bildet den Grundton vieler der besten christlichen Lieder und begeistert zu immer neuer Nachahmung und Bearbeitung.

An die Psalmen reihen sich zunächst, auf der Schwelle des neuen Bundes, die herrlichen Lobgesänge der Maria (das sogenannte Magnificat, Luk. 1, 46 ff.), des Zacharias (das Benedictus, 1, 68 ff.), der himmlischen Heerschaaren (das Gloria, 2, 14), der Abschied Simeon's (2, 29), und jene urchristlichen Lieder, von denen sich wenigstens fragmentarische Spuren und Anspielungen in den apostolischen Schriften erhalten haben.* Das neue Testament enthält aber überall die fruchtbarsten Reime der Poesie und viele der herrlichsten Kirchenlieder sind bloß Variationen einzelner Worte Christi und der Apostel.

Die griechische Kirche eröffnet die kirchliche Hymnologie im Unterschied von der biblischen oder göttlich eingegebenen. Ihre ersten Versuche waren Dorologieen oder meist aus Bibelsprüchen zusammengesetzte Lobpreisungen Gottes und Christi. Der heidnische Statthalter Plinius bezeugt im Anfange des zweiten Jahrhunderts, daß die Christen in ihren Versammlungen Christo als ihrem Gotte Lieder zu singen pflegen, und der Kirchenhistoriker Eusebius spricht am Anfange des vierten Jahrhunderts von vielen christlichen Psalmen und Oden, welche Christum als das göttliche Wort (Logos) verherrlichen. Der alten griechischen Kirche verdanken wir zwei herrliche, psalmenartige Lob-

* Vergl. Apost.-Gesch. 4, 24-30. Ephes. 5, 14. 19. Kol. 3, 16. 1. Tim. 3, 16. 2. Tim. 2, 11. Jak. 1, 17. Offenb. 1, 4-8; 5, 9-14; 11, 16-19; 15, 3 f.; 21, 1-8; 22, 10-17. 20.

lieder, nämlich das aus Luk. 2, 14 entstandene sogenannte „Gloria in excelsis“ („Allein Gott in der Höh sey Ehr“, Nr. 19), und das später von Ambrosius lateinisch bearbeitete und erweiterte „Te Deum“ („Herr Gott, dich loben wir“, Nr. 20).—An die griechische Hymnologie schließt sich die syrische an, um welche sich der Diaconus Ephräim von Edeffa (gest. 378) verdient machte, welche aber auf ihr Geburtsland beschränkt blieb.

Mit dem vierten Jahrhundert beginnt die Geschichte der lateinischen Hymnologie, in welcher die Namen des Ambrosius († 397), Hilarius († 368), Prudentius († 405), Augustinus († 430), Fortunatus († 600), Notker († 912), Bernhard von Clairvaux († 1153), Thomas von Celano († um 1250), Bonaventura († 1274), Thomas von Aquino († 1274), und Jacobus de Benedictis († 1306), als die bedeutendsten Dichter hervorrangen. Die alt-lateinische und mittelalterliche Kirche hat manche meisterhafte und unsterbliche Hymnen und Sequenzen voll majestätischer Einfachheit, Würde und Kraft hervorgebracht, welche auch den ältesten evangelischen Liederdichtern zum Muster gedient haben. So sind mehr als die Hälfte der sechsunddreißig Kirchenlieder Luther's freie Uebersetzungen und Umdichtungen von Psalmen und lateinischen Hymnen*; Gerhard's köstliches Passionslied: „O Haupt voll Blut und Wunden“ ruht auf St. Bernhard's „Salve caput cruciatum“, und mehrere der gediegensten deutschen und englischen Weltgerichtslieder sind großentheils Nachklänge von dem gewaltigen Dies irae (Nr. 484), das seine erschütternde Kraft bis zum letzten Tag, dem Tag des Jornes, bewahren wird. Die evangelische Kirche hat nicht radical mit der Geschichte gebrochen, sondern auch hier, wie in der Beibehaltung der ökumenischen Glaubensbekenntnisse, ihren Zusammenhang mit allem Wahren und Guten der kirchlichen Vorzeit festgehalten.

Deffenungeachtet hat doch die evangelisch-protestantische Kirche durch den Reichthum ihrer hymnologischen Schöpfungen die griechische und lateinische Kirche weit übertroffen. Die Reformation hat eigentlich erst das ächt volksthümliche Kirchenlied in volksthümlicher Sprache und als Volkseigenthum in Verbindung mit dem Gemeindegesang—im Unterschied von dem mittelalterlichen Priester- und Chorgesang in der dem Volke meist unverständlichen lateinischen Sprache—geschaffen und dadurch ihre Lehre vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen in's Leben und in den öffentlichen Gottesdienst eingeführt. Unter den verschiedenen protestantischen Kirchen nimmt wiederum die deutsche ohne alle Frage die erste Stelle in der Geschichte des Kirchenliedes ein. Sie hat bei weitem die reichsten hymnologischen Schätze aufzuweisen, welche einen glänzenden Beweis für die dichterische und religiöse Begabung

* Zwölf seiner Lieder sind Uebersetzungen alt-katholischer Hymnen, von denen zehn schon früher verdeutscht waren; sieben sind Bearbeitungen lateinischer Psalmen; vier Verbesserungen älterer deutscher Volkslieder; acht Bearbeitungen einzelner Bibelstellen, und fünf sind ganz original. Vgl. die neueren Werke von Crusius, Pasig, Ph. Wackernagel und Schircks über Luther's geistliche Lieder, und E. C. Koch's Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs (Bd. I, S. 80 f. der zweiten Auflage von 1852).

der deutschen Nation und die Kraft und Innigkeit des evangelischen Glaubens liefern. Das deutsche Kirchenlied wurde, wenn wir einige unvollkommene Anfänge im Mittelalter abrechnen, mit der Reformation geboren und begleitete sie als Herold auf ihrem schnellen Siegeslauf durch die deutschen Lande, während die protestantischen Kirchen in der Schweiz, Frankreich, Holland und England sich lange Zeit mit metrischen Bearbeitungen der Psalmen begnügten. Das erste deutsche evangelische Gesangbuch, das sogenannte Wittenberger Enchiridion, erschien schon im Jahre 1523 mit 8 Gesängen (4 von Luther, 3 von Speratus, 1 von unbekannter Hand); das Erfurter Enchiridion von 1524 enthielt bereits 25 (wovon 18 von Luther); das Walthersche Gesangbuch von demselben Jahre zählte 32; das Klugsche Gesangbuch von 1529 hatte 54; das Bartsche von 1545 89 und in einer zweiten Auflage von 1566 schon 400 Lieder. Seitdem ist die deutsche Hymnologie fast mit jedem Jahrzehnde angeschwollen und zählt jetzt, als das Resultat einer dreihundertjährigen Thätigkeit, ungefähr 80,000 geistliche Lieder.* Von diesen sind jedenfalls mehrere hundert wahrhaft classisch und unsterblich und, so weit die deutsche Zunge reicht, in allgemein kirchlichen Gebrauch übergegangen, während die fünfzehn Jahrhunderte vor der Reformation im Ganzen kaum 1000 Lieder aufweisen, von welchen wieder höchstens kaum 150 in's Leben der Kirche, oder eigentlich bloß in das Leben der Geistlichkeit eingedrungen sind.

Zu dem deutschen Liederschätze haben mehrere hundert Männer und Frauen aus allen Ständen und Verhältnissen, Theologen und Geistliche, Fürsten und Fürstinnen, Feldherren und Staatsmänner, Aerzte und Rechtsgelehrte, Kaufleute und Reisende, Handwerker und Privatpersonen Beiträge geliefert und auf dem gemeinsamen Altare der Andacht niedergelegt. Viele und zwar gerade die allerkräftigsten und gefalttesten, glaubensfreudigsten und trostreichsten dieser Lieder sind mitten unter den Kämpfen und Stürmen der Reformation, oder unter den furchtbaren Verwüstungen und dem namlosen Elend des dreißigjährigen Krieges entstanden; andere gehören der Erweckungsperiode des Spenerschen Pietismus und der Brüdergemeinde an, und reflectiren ihr ernstes Ringen nach Heiligung, das Feuer der ersten Liebe und den süßen Genuß des Umgangs der Seele mit ihrem himmlischen Bräutigam; nicht wenige sind selbst in der glaubensarmen Zeit der Aufklärung und des Rationalismus, wie einsame Blumen aus dürrem Erdbreich, oder Alpenrosen aus Schneefeldern, aufgesproßt; noch andere verkündigen in frischen und freudigen Tönen das Morgenroth des wiedererwachten Glaubenslebens in dem Geburtslande der Reformation. So sind diese Lieder das lebendigste Bekenntnißbuch der deutschen evangelischen Christenheit, ein heiliges Band, das ihre verschiedenen Perioden umschlingt, eine fortgehende Erinnerung an ihre Kämpfe und

* Das fünfbändige Liederlexikon des Domchanten G. L. v. Hardeberg, welches auf der Halberstadter Stiftsbibliothek aufbewahrt ist, zählt bis zum Jahre 1786 bereits 72,732 Lieder mit Angabe ihrer Anfangszeilen.

Siege, Schmerzen und Freuden, ein klarer Spiegel ihrer tiefsten Erfahrungen, und laute Zeugen von der Alles überwindenden und unüberwindlichen Lebenskraft des evangelisch-christlichen Glaubens.

Leider hat die Zeit des Zerfalls der protestantischen Kirche in Deutschland, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann und bis tief in das gegenwärtige Jahrhundert hineinreicht, undankbare und profane Hände an diese unschätzbaren Heiligthümer gelegt und sie für mehrere Generationen verschüttet. Zwar nahm gerade damals die deutsche Poesie und Musik ihren höchsten Aufschwung; aber die größten Dichter und Tonkünstler—man denke nur an Göthe und Schiller, an Mozart und Beethoven—fühlten sich von der erkalteten Kirche ihrer Zeit eher abgestoßen und widmeten ihre glänzenden Gaben fast ausschließlich der weltlichen Kunst, welche indeß als Prophetin eines neuen Zeitalters religiöser Kunst angesehen werden kann.

Den Anfang zu dieser unglücklichen Gesangbuchrevolution machten, ohne Ahnung der schlimmen Folgen und in wohlmeinendem Eifer, begabte Dichter und würdige Männer, wie Klopstock, der im Jahre 1758 neben seinen eigenen geistlichen Oden 29 ältere Lieder in umgearbeiteter Gestalt veröffentlichte, dann Andreas Cramer, Joh. Adolph Schlegel, Joh. Samuel Diterich und G. Joachim Zollikofer, welche eigene modernisirte Gesangbücher herausgaben. Sie nahmen eigentlich nicht sowohl an dem Glaubensgehalte, als an den oft unlängbaren Sprachhärten der alten Lieder Anstoß und wollten sie dem Geschmacke ihrer Zeit mundrecht machen und dadurch erhalten, wußten aber doch die ehrwürdige Alterthümlichkeit und die gemüthliche Einfalt derselben nicht zu schätzen und schwächten mit der Ausdrucksweise sehr häufig auch die Kraft des Gedankens ab. So veränderte z. B. Schlegel (1765) selbst das lutherische: „Ein' feste Burg“ wegen der ganz unschuldigen und zulässigen Elision unnöthig in: „Ein starker Schuß“, und das Heermann'sche:

„Fällt mir etwas Arges ein,
Denk ich gleich an Deine Pein,
Die erlaubet meinem Herzen
Mit der Sünde nicht zu scherzen.“

bloß um der ungewöhnlichen Stellung der Negation willen in:

„Mich sollt' ich durch Sünd' entweih'n?
Nein, ich denk an Deine Pein.
Ach, den ganzen Gräu'l der Sünden
Läßt mich die mit Graun empfinden.“

Eine offenbare Verschlimmbesserung schon vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet. Viel freier und willkürlicherer verfuhr Diterich, indem er in seinem Gesangbuch von 1765, das zunächst als Anhang zum Vorstischen Gesangbuch in Berlin eingeführt wurde, nicht nur die älteren, sondern auch die von ihm bevorzugten Gellert'schen Lieder fast ohne Ausnahme veränderte und zum Theil ganz umdichtete.

Auf ihn folgte nun eine ganze Reihe unberufener, jezt meist selbst dem Namen nach verschollener Gesangbuchsverbesserer, neologische Consistorialräthe, Hofprediger, Generalsuperintendenten und Dichterlinge, denen alle Sympathie mit dem Geiste der alten Lieder und zugleich aller poetische Sinn und Geschmaç fehlte. Unter ihren Händen und unter dem wachsenden Einfluß des Rationalismus artete nun die anfangs wohlgemeinte und in formeller Hinsicht nicht ganz unberechtigte Verbesserungsucht immer mehr in herostratische Verstümmelungs-, Verflachungs- und Verwässerungswuth aus, die sich bisweilen bis an die Grenzen der Gottlosigkeit oder Abgeschmacktheit verirrte. Die herrlichen Kernlieder einer glaubensreichen Vorzeit wurden mit bodenloser Willkür ihres specifisch-christlichen Inhaltes und poetischen Schmuckes beraubt und bis zur Unkenntlichkeit bald so, bald anders verkrüppelt, oder als veraltet und anstößig über Bord geworfen und durch die langweiligen Reimereien einer kaltverständigen und prosaischen Vernunft- und Tugendreligion oder einer krankhaften und weinerlichen Sentimentalität verdrängt. Nun wurde die Buße in Besserung, die Heiligung in Selbstveredlung, die Gottseligkeit in Tugend, der Glaube in Religion, das ewige Leben in die bessere Welt und die Freuden des Wiedersehens umgeßet; ja selbst der lebendige Christus mußte dem abstracten Christenthum, und der persönliche Gott der Gottheit, der Vorsehung oder gar dem Schicksal weichen. Statt Glaubens- und Heilslieder sollte fortan die Gemeinde „gereimte Moralpredigten“ über die Beweise für das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit, über alle möglichen Tugenden und Pflichten, über die herrlichen Anlagen und die Würde des Menschen, über die Pflege des Leibes, über die fünf Sinne, über „den Flor der Wissenschaften, Handlung, Schifffahrt und Gewerbe“, über die Schonung der Thiere und Bäume und selbst über die Schutzpocken singen.*

Mit der Gesangbuchsverschlimmbesserung ging die Choralbuchrevolution Hand in Hand. „Lied und Choral“—sagt ein tüchtiger Kenner des evan-

* Zahlreiche und schlagende Belege dazu findet man in mehreren hymnologischen Aufsätzen von C. v. Raumer und Bunsen in der Evangelischen Kirchenzeitung von 1829 und 1830, besonders in Nr. 32 und 33, sowie in den bekannten Schriften von Stier und Kraz über die „Gesangbuchsnoth“. Doch erregte dieser heillose Unfug schon gleich im Anfange gerechten Widerwillen. So sagte der bekannte geniale Dichter Schubart († 1791), der auf der Festung Hohenasperg von seinem früheren leichtsinnigen Leben zur Besinnung kam: „Wehe uns, wenn Luther's Bibelübersetzung das Schicksal unserer Gesangbücher hätte, die in jeder protestantischen Provinz oder Stadt oft von gar malthergigen, unpoetischen und ängstlich dogmatisirenden oder kühn neologisirenden Sammlern herausgegeben werden, worin oft unsere trefflichsten Lieder durchwässert, verstümmelt oder ganz krüppelhaft umgeformt sind! Sonst sang ein Handwerksbüßlein aus Nalen mit seinen Junctgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin ein geistliches Lied in brüderlicher Eintracht. Seitdem es aber so viel Varianten giebt, als wir Städte zählen, seitdem verstummt diese geistliche Liedereintracht, und alle Einheit des Glaubens und Geistes würde unter uns aufhören, wenn Luther's Bibel nicht wäre.“ Auch Herder, Göthe, Claudius und Hamann erhoben ihren Protest gegen diesen hymnologischen Vandalismus.

gelischen Kirchengesangs*—„Predigt und Gebet zeigten das gleiche Schicksal, den gleichen Fortgang zum Verfall von der schlichten, unbefangenen Unmittelbarkeit, demüthigen Glaubensinnigkeit, Glaubensstärke und Begeisterung, Geistesiefe und Popularität zur Leerheit abstract reflectirender Subjectivität, zum Hochmuth eigenen Wissens, Meinens und Empfindens, zur Flachheit gemüthlosen Raisonnements und Moralistrens und damit zur Entfremdung vom geistlichen Leben und christlichen Volksthum.“ Viele der besten älteren Choräle wurden nun als ungenießbar der Vergessenheit übergeben, oder aus dem kräftigen, lebensvollen Kirchenstyl in den matten, langweiligen Schulstyl umgeschmolzen; oder durch ganz neue unvolkmäßige und trockene didactische Choräle ersetzt. Vor allem aber trat nun nach dem verkehrten Grundsatz, daß das Maß der Langsamkeit (der Langweilerei) auch das Maß der Feierlichkeit sey, an die Stelle der alten, schwungvollen und lebendig bewegten Rhythmi, welche der Glaubenskraft und Innigkeit der Lieder entsprach, die schleppende Monotonie des geraden oder viertheiligen Tactes mit stetigen halben Noten von gleichem Werthe, worin die geistliche Erschlaffung und prosaische Nüchternheit des Zeitalters der sogenannten Aufklärung wiederklingt. „Dadurch verlor der Choralgesang,“ wie Koch richtig bemerkt, † „alle Frische und Lebendigkeit und erhielt nun den Eindruck ungemeiner Langweiligkeit, Schwerefälligkeit und Einförmigkeit, so daß fast ein Choral dem andern zu gleichen scheint.“

So wurde Deutschland im Namen der Consistorien und Landesfürsten ohne Befragung der willenlosen oder vergeblich widerstrebenden Gemeinden in wenigen Jahren mit einer wahren Sündfluth dickleibiger, aber geist-, faßt- und kraftloser Gesangs- und Choralbücher überschwemmt, welche, statt die Frömmigkeit des Volkes zu nähren, dieselbe vielmehr verwässerten und wegschwemmten und mehr Schaden anrichteten, als der wissenschaftliche Rationalismus auf den Lehrstühlen der Universitäten. Zugleich trat nun bei der Selbstständigkeit der vielen deutschen Landes- und schweizerischen Cantonal-Kirchen und Kirchlein, welche alle ihre eigenen Gesangs- und Choralbücher nach besonderem Zuschnitt einführten, an die Stelle der früheren geistlichen Liedereintracht eine heillose babylonische Verwirrung, die nur mit größter Mühe nach und nach wieder gelichtet werden kann, und zwar nur durch weises und vorsichtiges Zurückgehen auf das gute Alte.

Dessen ungeachtet darf man nicht behaupten, daß die Aufklärungsperiode bloß Schaden gestiftet habe. Sie hat wenigstens negativ den Weg gebahnt für eine solche Reproduction des Alten, wodurch das Wesen desselben erhalten, von seinen zufälligen Schlacken gereinigt, in bessere Form gegossen, mit den Gaben der neueren Zeit bereichert und dem Gebrauche der gegenwärtigen Kirche ange-

* Freiherr v. Lucher, im Vorwort zu f. „Schatz des evangelischen Kirchengesangs“, u. f. w. Stuttgart 1840.

† In seiner schon angeführten gehaltreichen Geschichte des Kirchengesangs, Bd. III. S. 251.

paßt werden sollte. Gott weiß auch aus dem Zerstörungswerke der Menschen Gutes hervorzurufen und die scheinbaren Hemmungen und Hindernisse der Kirche zu ihrer Förderung zu verwenden. Unter seiner weisen Leitung müssen selbst alle Irrlehren zuletzt nur zum Siege der Wahrheit dienen.

Diese oben geschilderte Gesangbuchsnoth ist, wie sich von vorne herein denken läßt, auch in die deutschen Kirchen von Amerika eingedrungen. Wir machen von vorne herein zwei oder drei ehrenvolle Ausnahmen, jedoch mit der Einschränkung, daß gerade das beste und brauchbarste unter diesen fast nur ein Auszug aus dem neuen Württemberger Gesangbuch mit all seinen Mängeln und Fehlern und aus der ersten, seitdem durch die völlige Umarbeitung für kritische Zwecke unbrauchbar gewordenen Auflage des Knapp'schen Liederschazes ist. Die meisten und gerade die verbreitetsten amerikanisch-deutschen Gesangbücher rühren aus der traurigen Periode der Erschlaffung des kirchlich-religiösen Lebens her und sind ohne alle Vorstudien und Sachkenntniß, ohne poetischen Sinn und Geschmack, ohne logische Ordnung und Methode, mit unzähligen Verstößen gegen Orthographie und Interpunction, ja man kann wohl sagen, mit unglaublicher Ignoranz und Leichtfertigkeit aus ein Paar secundären Quellen zusammengeflüßt. Da sind viele der aller schönsten Kernlieder, wie „Ein' feste Burg ist unser Gott“, „Allein zu Dir, Herr Jesu Christ“, „Herslich lieb hab ich Dich, o Herr“, „Wie schön leuchtet der Morgenstern“, „Wachet auf! ruft uns die Stimme“, „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, „Verzage nicht, du Häuflein klein“, „Eins ist noth, ach Herr, dieß Eine“, „Wie führst Du doch so selig, Herr, die Deinen“, „Es glänzet der Christen inwendiges Leben“, „Es kostet viel, ein Christ zu seyn“, „Es ist nicht schwer, ein Christ zu seyn“, „Heiliger Jesu, Heil'ungsquelle“, „Ach, mein Herr Jesu, dein Nahesein“, in einigen sogar das deutsche Te Deum: „Nun danket Alle Gott“, und ähnliche ganz aus- gelassen; andere auf den Text ohne die geringste Rücksicht auf den ursprünglichen Text und auf den Zusammenhang verstümmelt und abgekürzt.* Zum

* Von dem sogenannten „Gemeinschaftlichen Gesangbuch“, das unter aller Kritik und eine bloße Buchhändler-Speculation, obwohl vielleicht noch immer wegen seiner Wohlfeilheit unter Lutheranern, Reformirten und Evangelischen am weitesten verbreitet ist, wollen wir gar nicht reden. Aber man nehme zum Belege selbst die „Evangelische Liedersammlung“, welche auf Verordnung und zum Gebrauche der lutherischen Generalsynode a. 1833 bearbeitet wurde und noch in den neuesten Auflagen mit den würdigen Namen der Doctoren und Prediger J. G. Schmucker, F. Heyer, M. Kochmann, E. L. Hazelius, S. S. Schmucker, D. F. Schäffer und J. G. Morris geschmückt ist. Diese Sammlung hat allerdings eine beträchtliche Anzahl wirklich guter Lieder aus dem älteren lutherischen Gesangbuch von Mühlenberg beibehalten, aber sie nach der mechanischen Regel, daß doch gewöhnlich nur drei bis fünf Verse gesungen werden, fast ohne Ausnahme abgekürzt und oft bis zur Unkenntlichkeit verändert. So hat hier das Lied „Es ist das Heil uns kommen her“ bloß 4 Verse statt der ursprünglichen 14, „Ich bin getauft auf Deinen Namen“ 2 V. statt 7, „In allen meinen Thaten“ 4 V. statt 15, „Liebe, die du mich zum Bilde“ 3 V. statt 7, „Werde Licht, du Volk der Heiden“ 2 V. statt 15, „Du sagst: Ich bin ein Christ“ 4 V. statt 16, „O Haupt voll Blut und Wunden“ 6 V. statt 10, „Befiehl du deine Wege“

Erfasse dafür begegnen wir hier einer Masse prosaischer, kraft- und saftloser, selbst rationalistischer Reimereien, wie „Religion, von Gott gegeben“, „Tugend ist der Seele Leben“, „Des Leibes warten und ihn nähren“, „Gott, daß man sich selber liebe, Kann dir nicht zuwider seyn; Denn du pflanzt diese Triebe Unser Brust ja selber ein“, „Laß mich, o Gott, gewissenhaft Mein irdisch Gut verwalten“, „Verbitte dir dein Leben nicht“, „Laut und majestätisch rollet Ueber uns der Donner hin“, „Ich sterb im Tode nicht! Mich überzeugen Gründe, die ich, je mehr ich forsch', In meinem Wesen finde“. Und welche Confusion in der Anordnung! Statt der einfachen, klaren und praktischen Eintheilung nach dem Kirchenjahr, oder der Heilsordnung und der Entfaltung des christlichen Lebens haben wir hier Abschnitte, wie „Vom Singen in'se- mein“, „Von den Wegen der Menschen zu Gott“, „Von den Wegen Gottes zum Menschen“, „Von der Religion“, „Von den zehn Geboten“, ja sogar „Vom Nutzen der Tugend“, „Vom Umgang mit guten Menschen“, „Von der wohlgeordneten Selbstliebe“, „Von der Zufriedenheit mit seinem Zustande“, „Nichtmäßige Sorge für das Eigenthum“, „Von den Pflichten in ungleichen Ständen“, „Von den Pflichten in Ansehung des Leibes“, „Pflicht gegen die Thiere“, „Beim Abschied der Unrigen“, „Tod eines Missionars“, „Bedenke das Ende“, „Die auf- und untergehende Sonne“, und dergleichen mehr.

Von dieser destructiven Gesangbuchrevolution wenden wir uns nun zu der conservativen Gesangbuchreform. Diese begann allen Ernstes mit dem neuerwachten christlichen Leben der evangelischen Kirche Deutschland's seit den Freiheitskriegen und der Feier des hundertjährigen Jubiläums der Reformation, ist seitdem zwar, wie alle Reformen in Deutschland, langsam, aber stetig fortgeschritten und hat bereits manche erfreuliche praktische Früchte getragen. Gleichzeitig nahm auch die productive Kirchenpoesie durch begabte und fromme Sänger, wie Novalis, Claudius, Arnbt, Albertini, Knapp, Spitta, Kern, Bahrdt, Adolph und Friedrich Wilhelm Krummacher, Möwes, Zeller, Stier,

6 V. statt 12, „Wir Menschen sind zu dem, o Gott“ 5 V. statt 10, „Der Herr ist Gott und keiner mehr“ 3 V. statt 8, „Wer sind die vor Gottes Throne“ 5 V. statt 14, „Dieß ist der Tag, den Gott gemacht“ 4 V. statt 11, u. s. w. Zur Entschuldigung der Bearbeiter ist indeß billig anzuführen, daß die Schuld in diesem Falle größtentheils auf den gedankenlosen Sezer und Probeleser fällt, wie mir Herr Prof. Dr. Schmucker von Gettysburg neulich erzählte. Sein ehrwürdiger Vater, der Vorsitzer der Committee, entnahm nämlich diese Sammlung aus zwei älteren amerikanischen Gesangbüchern (dem Mühlenbergischen und einem in Baltimore erschienenen) und übergab diese Bücher dem Sezer mit einem Verzeichniß und mit der Anweisung, von den angemarkten Liedern allemal V. 1-3 oder 1-5 und den letzten oder die Paar letzten Verse abzudrucken; der Sezer aber verwechselte den Gedankenstrich mit einem Komma und setzte statt der ersten drei oder fünf Verse bloß den ersten und fünften Vers sammt dem Schlusse! Dieses Mißverständniß wurde vom Probeleser übersehen und vom Sammler zu seinem großen Bedauern erst entdeckt, als das Buch schon stereotypirt war und nur theilweise noch berichtigt werden konnte. Vielleicht ist es demselben Zufall zuzuschreiben, daß dieses lutherische Gesangbuch unter seinen 415 Nrn. kein einziges Lied von Luther (nicht einmal das „Ein' feste Burg“) hat und selbst das deutsche Te Deum „Nun danket Alle Gott“ ausläßt!

Victor Strauß, Puchta, J. P. Lange, Meta Heuser, einen neuen Aufschwung und bereicherte den alten Schatz durch religiöse Lieder, welche zwar den klassischen Kernliedern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts an objectivem Volkston, Kraft, Salbung und Einfalt kaum gleich kommen, dieselben aber an poetischem Schwung, Correctheit und Eleganz der Sprache zum Theil übertreffen und in einem allgemeinen Kirchengesangbuch als poetische Blüten des evangelischen Glaubens des neunzehnten Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle verdienen.

Die erste Anregung zur Gesangbuchsreform ging eigentlich von der Berliner Synode a. 1817 aus, indem sie die Herausgabe des neuen Berliner Gesangbuchs beschloß, das a. 1829 unter Mitwirkung der berühmten Namen Schleiermacher's und Thieremin's erschien und wenigstens in ästhetischer Hinsicht einen entschiedenen Fortschritt bezeichnet, obwohl es hinter den jetzigen Anforderungen der Hymnologie noch weit zurücksteht und die älteren Kirchenlieder meist wie Tauschbäume zurechtschneidet. Dann kamen die mit allerlei Verbesserungsvorschlägen begleiteten kritischen Beleuchtungen der „Gesangbuchsnote“ von Moritz Andt (1819), Wilhelmi (1824), Carl von Raumer (1829 und 1831), Bunsen (1830 und 1833), Rudolph Stier (1835), H. Kraz (1838), E. Grüneisen (1839) und G. Chr. H. Stip (1841 und 1842).

Damit Hand in Hand gingen die größeren hymnologischen Werke, welche die Schätze der Vergangenheit theils in unveränderter, theils in geistelter und modernisirter Form, bald in litterar-historischem oder antiquarischem, bald in poetisch-ästhetischem, bald in praktisch-kirchlichem Interesse, entweder allein, oder in Verbindung mit den neueren Producten christlicher Dichtung sammelten und so das nöthige Material für neue Gesangbücher lieferten. Dahin gehören A. J. Rambach's „Anthologie christlicher Gesänge“ (1817–1822 in 4 Bänden), Bunsen's „Versuch eines allgem. evangel. Gesang- und Gebetbuchs“ (1833 mit 934 Liedern), der „Berliner Liederschatz“ (bearbeitet von Langbecker und Elsner 1832 und wesentlich verbessert in 2ter Auflage 1840 mit 1564 Nr.), A. Knapp's „Evangelischer Liederschatz“ (1837 mit 3590, aber meist viel zu stark veränderten Liedern, dann nach wesentlich modificirten und richtigeren Grundsätzen völlig umgearbeitet in zweiter Auflage von 1850 mit 3067 Nr.*), R. E. Ph. Wadernagel's diplomatisch genaues „Deutsches Kirchenlied von Luther bis N. Hermann und A. Blauner“ (1841 in 2 Bänden), H. A. Daniel's „Evangelisches Kirchengesangbuch“ (1842) und desselben Verfassers griechischer und

* Knapp gesteht in der Vorrede S. xi, daß er bei der ersten Auflage „vielfach zu subjectiv zu Werke gegangen sey, und hundertmal über die Schnur gehauen habe“. Dieses aufrichtige Geständniß macht ihm Ehre und hätte ihn in Verbindung mit seinen unleugbaren Verdiensten um das Kirchenlied vor den lieblosen und massiven Angriffen seiner paläologischen Gegner Stip und Wadernagel (der ihm in seinem Vortrag vor dem Bremer Kirchentage 1852 S. 143 sogar „jede Abndung von kirchlichem Geschmack“ abspricht) schützen sollen. Aber allerdings ist jene erste Auflage schon durch diese zweite für kritische Zwecke fast unbrauchbar geworden.

lateinischer Thesaurus hymnologicus (1841–1846 in 5 Bdn.), J. P. Lange's „Kirchenliederbuch“ (1843 mit 909 Nr. und einer hymnologischen Einleitung), und E. Koch's „Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs“ (2te Auflage 1852–1854 in 4 Bänden).

Auf Grundlage dieser und ähnlicher Vorarbeiten erschienen nun mehrere verbesserte Gesangbücher zu praktisch-kirchlichem Gebrauche theils von einzelnen Hymnologen, wie das von E. von Raumer (1831 und 1846 mit 564 Nr.), von R. Stier (1835 mit 915 Nr.), von Bunsen (1846 mit 440 Nr.), von Stip oder eigentlich vom Evangelischen Bicherverein in Berlin (1851 mit 879 Nr.), und von A. Knapp (1855 mit 730 Nr.); theils von Commissionen für ganze Landeskirchen, wie das Berliner (1829 mit 876 Nr.), das Württemberger (zuerst 1839 mit weiser Vorsicht bloß als Entwurf gedruckt, dann 1842 förmlich eingeführt, mit 651 Nr.), das Schaffhauser (1841), das Hamburger (1843 mit 784 Nr.), das Aarauer (1844 mit 360 Nr.), das Elberfelder Reformirte (1853 mit 243 Nr. nebst den Psalmen), das Bayerische (1854 mit 573 Nr.) das Basler (1854 mit 405 Nr.), das Schleifische (1855), das Osnabrücker (1856 mit 200 Nr.), das Lübecker (1855, Entwurf mit 450 Nr.), das Hessische (1855), das Lutherische Elberfelder (1857 mit 522 Nr.), und mehrere andere, welche zum Theil noch auf förmliche Einführung durch die betreffenden Kirchenbehörden harren. Unter diesen neuen Landesgesangbüchern ist das Württembergische das populärste und verbreitetste und ohne Frage, zumal im Vergleich mit dem früheren von 1791, ein köstlicher Volkschatz, obwohl es zu seinem Nachtheil etwa zehn Jahre zu früh erschien, für allgemeinen Gebrauch etwas zu württembergisch ist und das Alte zu wenig, das Neue zu viel berücksichtigt, weshalb es Koch mit einer Auction vergleicht, wobei das Volk statt der vollen Schuldsumme nur ungefähr 60 bis 70 pCt. erhielt. Am meisten Beachtung aber verdient wegen seines Ursprungs und seiner Abzweckung das zuerst von der Berliner Kirchen-Conferenz des Jahres 1846 angeregte, dann vom Deutschen Kirchentag zu Bremen a. 1852 beschlossene und von der Eisenacher Kirchen-Conferenz durch eine Commission der tüchtigsten Hymnologen aus verschiedenen Landeskirchen (den Doctoren Vilmar, Bähr, Daniel, Wadernagel, Pastor Gesslen, Freiherr von Tucher und Dr. Jäpfert) sammt den Melodieen bearbeitete und herausgegebene „Deutsche Evangelische Kirchengesangbuch in 150 Kernliedern“ (1853), welches fortan einen gemeinsamen Grundstock aller neueren deutschen Gesangbücher bilden und so der leidigen Confusion im Liedertexte und in den Melodieen abhelfen sollte. Die Idee und Absicht ist ganz vortrefflich und die Ausführung auch so weit gelungen, als man bei der großen Schwierigkeit der Aufgabe unter jetzigen Verhältnissen billiger Weise erwarten kann. Indes hat das Werk doch bis dahin nur beschränkte Anerkennung gefunden, und zwar hauptsächlich deshalb, weil es offenbar zu einseitig nach archäologischen und lutherischen Grundsätzen bearbeitet ist (obwohl es andererseits inconsequenter Weise Lieder, wie: „Schmücke dich, o liebe Seele“ zu sehr adkürzt und ändert, weshalb Wadernagel, der gar nichts geändert

wissen will, aus der Commission austrat), weil es ferner nicht nur alle Liederdichter seit 1750 gänzlich ausschließt, sondern auch der Spener'schen Dichterschule, der Brüdergemeinde, von welcher kein einziges Lied aufgenommen ist, und selbst der reformirten Kirche, welcher unter den 150 Liedern bloß 4 (von Joach. Neander und Luise Henriette von Brandenburg) entlehnt sind, eben damit auch dem Princip der evangelischen Union offenkundiges Unrecht thut.* Daher müssen wir auch dem Gegenentwurf des Dr. Geßlen, eines Mitgliedes der Eisenacher Commission, obwohl er im Ganzen noch weniger befriedigt, einen theilweisen Vorzug zuerkennen und betrachten den Eisenacher Entwurf bloß als einen ersten Versuch auf der eingeschlagenen Bahn, der indeß bei jedem neuen Versuche mit aller gebührenden Achtung berücksichtigt werden sollte.

Die Gesangbuchsreform hat also zwar bereits höchst erfreuliche Früchte für das christliche Gemeinleben getragen, ist aber noch zu keinem allgemein befriedigenden Resultate gekommen und wird daher auch noch geraume Zeit fortgehen. Das Endziel dieser Reform kann nicht seyn, alles Alte mit Stumpf und Stiel wieder herzustellen und alles Neue, etwa seit dem Jahre 1750 auszuschließen, als ob die Quelle der Kirchenpoesie damals für immer versiegt wäre und der heilige Geist sich von der Gemeinde zurückgezogen hätte. Vielmehr muß man darnach streben, Altes und Neues in sorgfältiger Auswahl und möglichster Reinheit zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Die reactionäre und alterthümelige Richtung eines Stip und Wadernagel, welche selbst das lutherische, in unsere Zeit, zumal in Amerika nun gar nicht mehr passende: „Steuer“ des Papsts und Türken Nord“ trotz der offenkundigen Schwindsucht des letzteren um allen Preis festhalten wollen,† hat zwar ihr volles historisches Recht und Verdienst gegen das entgegengegesetzte Extrem subjectiver Modernisirung, ist aber eben doch selbst ein Extrem. Das Wahre liegt auch hier gewiß in der rechten Mitte zwischen steifer Alterthümerei und willkürlicher Verbesserungssucht, also in einer liebevollen Wiederbelebung und Anpassung des guten Alten an die Bedürfnisse der Gegenwart und in der Bereicherung desselben durch die schönsten Producte der neueren Zeit, in welcher sich der Geist Gottes auf's Neue mächtig allenthalben in der Kirche regt und die Todtengebeine zu neuem Leben aufweckt. Es sollte jetzt nicht mehr geleugnet werden, daß man bei jeder neuen hymnologischen Arbeit über die rationalistische Verfallschlimmbesserung hinaus zu den ersten Quellen gehen und die alten Lieder mit gewissenhafter Treue behandeln muß. Nur auf diesem historischen Wege läßt

* Mit Recht sagt der lutherische Koch (Bd. IV S. 723), daß das einzige Lied Tersteegen's „Gott ist gegenwärtig“ viele Lieder des Eisenacher Entwurfs aufwiege, und daß die Ausschließung sämtlicher Lieder eines Tersteegen, G. Arnold, J. C. Schade, Richter, J. J. Rambach, Bogatzky, Jh. Fr. Hiller, Gotter, Zingenborn und Lampe um so mehr zu tabeln sey, da alle diese Dichter vor dem Jahre 1750 lebten und zu den namhaftesten gehören.

† Unter den amerikanischen Gesangbüchern hat bloß das altlutherische von St. Louis obige Stelle, und ist überhaupt nach den strengsten archaischen Grundsätzen bearbeitet.

sich etwas Erkleckliches leisten. Andererseits aber muß man wohl unterscheiden zwischen einer wissenschaftlichen Sammlung für litterar-historische und kritische Zwecke, und zwischen einem populären Gesangbuch für den praktischen Gebrauch der christlichen Gemeinde. Sodann ist zu bedenken, daß die alten Kirchenlieder keine göttlich eingegebene Psalmen, auch keine symbolischen Bücher sind, wenn sie gleich diesen letzteren am nächsten stehen und für das Volk gewissermaßen noch wichtiger sind. Die Gegenwart mit ihrer Sprachbildung und ihrem Geschmack, sowie die Gemeinde mit ihren praktischen Bedürfnissen haben auch ihre Rechte, welche man gebührend ehren und berücksichtigen muß. Die alten Lieder können nichts verlieren, sondern nur gewinnen und allgemeiner genießbar werden, wenn sie von wirklichen Sprachfehlern (wie: „ihr englischen Chören“ für Chöre, „die offenen Liebesarmen“ für Liebesarme, „Koste“ für Kost), von antiquirten—wir meinen nicht antiken—Wortformen (wie: „leit“ für liegt, „tügen“ für taugen, „ferren“ für fern), von unverständlichen oder anstößigen Ausdrücken (wie: „Osterladen“, „Eya“, „Sündenloth“, „Sündengrind“), von Latnismen (wie: „Lasset die Muscam hören“, „Potentaten“, „Lucerne“, „Consorten“, „in dulei jubilo“, „cithara“, „coeli rosa“), sowie von verfehlten Bildern und allegorischen Spielereien (wie sie in pietistischen und herrnhutischen Liedern besonders häufig sind) gereinigt werden,—vorausgesetzt, daß diese Verbesserungen mit gewissenhafter und zarter Rücksicht und Vorsicht, mit gebildetem Geschmack und im Sinne und Geiste des Liedes, des Dichters und seines Zeitalters, also wo möglich gerade so gemacht werden, wie der Verfasser selbst sie unserer Zeit anpassen würde, wenn er unter uns lebte. Auch Abkürzungen sind bei der ungewöhnlichen Länge und den schleppenden Wiederholungen mancher schönen Lieder schon durch die praktische Rücksicht auf Raumersparniß und Wohlfeilheit nicht selten unvermeidlich,—vorausgesetzt, daß dadurch der Einheit und Vollständigkeit des Liedes kein Eintrag geschieht und demselben größere Gedrungenheit, Abrundung und Brauchbarkeit gegeben wird.

Es ist nun hohe Zeit, die Früchte dieser hymnologischen Forschungen und Gesangbuchsreform auch den deutschen Gemeinden von Amerika zum Genusse darzubieten, und zwar nicht bloß durch einen slavischen Auszug aus diesem oder jenem Liederschatz und Gesangbuch, sondern auf Grundlage selbstständiger Quellenstudien und mit allseitiger freier Benützung der besten Hilfsmittel. Schon seit langer Zeit haben sich Prediger und Gemeinden nach einem zuverlässigen, nach festen hymnologischen Grundsätzen bearbeiteten Gesangbuche gesehnt.

Diesem Bedürfnisse sucht die gegenwärtige Sammlung entgegenzukommen. Sie ist ursprünglich in kirchlichem Auftrage und für die reformirte Kirche, jedoch ohne alle denominationelle Beschränkung und mit steter Rücksicht auf das allgemeine Bedürfniß deutscher Gemeinden in den Vereinigten Staaten, mit viel Mühe und gewissenhaftem Fleiße nach den besten und zugänglichen hymnologischen Hilfsquellen ausgearbeitet worden. Die vorliegende große oder kritische Ausgabe ist eigentlich bloß für einen kleineren Leserkreis bestimmt, soll

aber bald durch eine wohlfeile Taschenausgabe mit Auslassung des sämmtlichen kritischen Apparates ergänzt werden. Ob das Werk in der That geeignet sey, jenes Bedürfnis zu befriedigen und an seinem Theile der amerikanisch-deutschen Gesangbuchsnoth abzuheffen, das muß die Erfahrung entscheiden. Wir beschränken uns darauf, die allgemeinen Grundsätze anzugeben, welche uns bei der Ausarbeitung geleitet haben. Wir bemerken dabei aber von vorne herein, daß auch die besten hymnologischen Principien in der Anwendung auf den concreten Stoff manche Modification erleiden, und daß eine spröde Consequenz mit dem praktischen Bedürfnis und ökonomischen Rücksichten in Conflict geräth. So mußten wir gegen unsern Wunsch mehrere Lieder abkürzen und über sechzig andere ganz ausschneiden, weil sonst das Buch zu dickleibig und zu theuer geworden wäre, also seinen Zweck nicht erreicht hätte.

1. Ein Gesangbuch, das den Anforderungen des gegenwärtigen Zustandes der wissenschaftlichen Hymnologie und zugleich dem praktischen Bedürfnis der Gemeinde entsprechen will, soll wo möglich nur classische Kirchenlieder, aber aus allen Zeiten und Abtheilungen der Christenheit von den Psalmen des Alten Bundes bis auf die Gegenwart enthalten, d. h. solche Lieder, welche sich durch ächt biblisch-kirchlichen und erbaulichen Inhalt und poetischen Werth, durch Salbung und Weihe des heiligen Geistes, Tiefe und Reinheit der Empfindung, Würde, Einfachheit und Gemeinfaßlichkeit der Sprache und Singbarkeit der Melodie auszeichnen und entweder bereits in allgemein kirchlichen Gebrauch übergegangen sind, oder einen solchen verdienen und in Aussicht stellen;—während dagegen dogmatische Anstößigkeit, subjective Willkürlichkeit oder Mittelmäßigkeit in Inhalt und Form, prosaische Nüchternheit, weiche Empfindsamkeit und Ländelei, künstliche Phraseologie, trockener Lehrton und ähnliche Mängel die Ausschließung auch solcher Lieder rechtfertigen, welche in den meisten amerikanischen Gesangbüchern Aufnahme gefunden, obwohl nie eigentliche Popularität erhalten haben.

2. Der ursprüngliche Text, wie er aus der poetischen Inspiration des Verfassers geflossen und in den Originalausgaben der Lieder desselben, oder in den zuverlässigsten und anerkanntesten Gesangbüchern niedergelegt ist, muß überall die Grundlage bilden, von welcher nur da Abweichungen zu gestatten sind, wo die Geseze der Sprache und des Geschmacks oder die Rücksicht auf das praktische Bedürfnis der Gemeinde sie nöthig oder wünschenswerth machen.

3. Die Eintheilung soll die Ordnung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und des evangelischen Kirchenjahrs so mit einander verbinden, daß sich darin der geschichtliche Gang des göttlichen Heilsplanes in der Schöpfung, Erlösung und Heiligung der Welt, sowie die Entwicklung des christlichen und kirchlichen Lebens von der Befehrung und Wiedergeburt bis zur Auferstehung des Leibes und dem Genuße der ewigen Seligkeit auf eine einfache, übersichtliche und vollständige Weise zu bequemem praktischen Gebrauche abspiegelt.*

* Vgl. die Anmerkung auf S. 280.

4. Innerhalb der einzelnen Abtheilungen soll wo möglich die chronologische Ordnung befolgt werden, so daß man den Strom des christl. Lebens im Kirchenliede von den Sängern Israels durch das apostolische, alt-katholische, reformatorische Zeitalter bis auf die Gegenwart herab verfolgen kann und so eine Anschauung von der wesentlichen Einheit und Mannigfaltigkeit des Glaubens und der Anbetung erhält.

5. Die reformirten Lieberdichter der älteren und neueren Zeit, ein Joh. Zwick, Joachim Neander, Luise Henriette von Brandenburg, Lampe, Tersteegen, Annoni, Zollikofer, Pauli, Lavater, Adolph und Friedrich Wilhelm Krummacher, Hagenbach, J. P. Lange und Meta Heuser-Schweizer, verdienen mehr Berücksichtigung, als sie in den meisten deutschen Gesangbüchern, unter anderem noch neuerdings in dem Eisenacher Entwurfe erhalten haben. Ebenso wenig dürfen die schönsten Lieder der Brüdergemeinde und der neueren evangelischen Kirche fehlen, und in einem für Amerika bestimmten Gesangbuch sind auch gelungene Uebersetzungen englischer Lieder eines Watts, Wesley, Cowper und Newton ganz am Plage.

6. Die kritischen und erläuternden Zugaben, welche wir nach dem Vorgange der Psalmen-Ueberschriften an die Spitze der Lieder gestellt haben, sind erst bei der letzten Revision hinzugefügt worden und sind bloß für die große Ausgabe bestimmt. Obwohl sie eigentlich mehr für eine wissenschaftlich-literarische Sammlung passen, so werden sie doch gewiß vielen Geistlichen und Laien sehr willkommen seyn, da ihnen hier in gedrängter Kürze interessante und erbauliche Belehrung mitgetheilt wird, welche sie sonst bloß aus einer Menge zum Theil seltener Bücher mühsam zusammensuchen könnten. Ganz neu sind darin die Hinweisungen auf gelungene englische Uebersetzungen, wobei der Bearbeiter zugleich die so wünschenswerthe Verpflanzung der schönsten deutschen Lieder in neuere englisch-amerikanische Gesangbücher anbahnen und erleichtern wollte. Die Freunde des deutschen Kirchenliedes werden sich darüber freuen, daß die Segensmission desselben über die Grenzen der deutschen Sprache hinausgeht und auch in den englischen Kirchen Amerika's ein großes Feld der Zukunft hat.

7. Was endlich die äußere Ausstattung betrifft, so soll das Werk die bisherigen amerikanisch-deutschen Gesangbücher weit übertreffen, und den schönsten englischen Gesangbüchern gleichkommen.

Dies sind die Grundsätze, welche dem Bearbeiter stets vor Augen schwebten. Daß das Werk dennoch ein unvollkommenes ist und hinter seinem Ideale eines deutschen Gesangbuchs zurücksteht, fühlt er selbst am besten. Auch erwartet er keineswegs allgemeinen Beifall. Nur giebt er denen, welche dieses oder jenes ihnen lieb und theuer gewordene Lied vermissen werden, zu bedenken, daß sie hier gegen hundert Lieder finden, die noch in keiner amerikanischen Sammlung stehen, und daß es der Natur der Sache nach unmöglich ist, alle individuellen Ansprüche und Wünsche zu befriedigen. Von den eigentlich classischen Liedern wird man wenige vermissen und der billige Beurtheiler wird gestehen müssen,

daß kein einziges Lied Aufnahme gefunden hat, welches nicht den Geist des ächten Christenthums athmet und mit Erbauung gesungen oder gelesen werden kann. Darum übergeben wir dieses Buch getrost der deutschen evangelischen Christenheit in Amerika mit dem Wunsche und Gebete, daß der Herr es für alle, die es gebrauchen, zu einer reichen Quelle des Segens machen möge, bis es seine Mission erfüllt hat und einem besseren weichen muß.

Zum Schlusse fühlen wir uns noch gedrungen, mit Dank anzuerkennen, daß uns die Herren Dr. Kessler, Dr. Schneek und Pastor Zahner als Glieder der ursprünglichen Committee bei der ersten Auswahl der Lieder mit ihrem Rathe hülfreich beigestanden, und daß uns Herr Pastor Gehr bei der Correctur der Druckbogen wesentliche Dienste geleistet hat.

Mercersburg, Pa., den 19. November 1859.

W. S.

Johann Christoph Friedrich Schiller.

(Schluß.)

Treten wir der ganzen Persönlichkeit Schiller's näher, so wissen wir recht wohl, daß zwischen dem poetischen Genius und zwischen dem gegebenen Ich eine feine Grenzlinie gezogen ist. Was der dichtende Geist aus geheimnißvoller Werkstätte an's Licht fördert, ist von der Persönlichkeit des Dichters wohl zu trennen. Nur wollen wir die Einheit des Individuums darüber nicht vergessen. Die Dichtung ist ein Exponent des Individuums, das Individuum in seiner Totalität ein Exponent seiner Zeit und der in ihr herrschenden Geistesströmung. Das macht uns große, hochbegabte Menschen doppelt bedeutsam, es ist das Allgemeine, was sich concentrirt, wie in einem Focus gesammelt, in ihnen abspiegelt. Wir sitzen nicht zu Gericht über ihren persönlichen sittlichen Werth oder Unwerth. Aber wir wollen uns über die Principien ihrer Lebensanschauung und über die Grundrichtung ihres Charakters orientiren. Denn das ist es, was durch ihre ganze geistige Productivität hindurchströmt; das ist es, wodurch sie auf Mitwelt und Nachwelt, angethan mit außerordentlicher Begabung, eingewirkt haben.

Gerade bei Schiller kann man den Menschen am wenigsten vom Dichter trennen. Denn es ist ein ethischer Zug, der sich in allen seinen Dichtungen und in den bedeutendsten am allermeisten geltend macht. Schiller dichtete nicht nur, weil er, gemäß dem Worte, *Est Deus in nobis, agitante calescimus illo*, eben dichten mußte, nein, wir sagen es ohne dem Genius zu nahe zu treten, ihn trieb ein ethisches Princip. Dieses ethische Princip mag verfehlt gewesen seyn und war es besonders in der stürmischen, für Beides, den Genius und

den Charakter unreifen Lebensperiode. Aber es bezeichnet die ganze Persönlichkeit. Schiller konnte nicht bloß contemplativ der Welt gegenüberstehen, er konnte nicht nur durch ihre Eindrücke innerlich gestimmt werden und in lyrischem Ergüsse die Eindrücke und die Stimmung sich objectiviren, um Beides dadurch wieder von sich loszuschälen, aus sich zu entlassen. Es lag in ihm eine mächtige, drangvolle Energie und dieses stoische Sollen und Wollen seiner Natur, wodurch er vornweg zum praktischen Kantianer gestempelt war, charakterisirt sein ganzes Wesen, zieht sich durch seine ganze Poesie hindurch und ist auch in den vollendetsten Producten seines Geistes unverkennbar. Durch jene revolutionäre Jugendtendenz, durch seine philanthropische Richtung, durch seinen Kosmopolitismus ist er in verschiedenartiger Weise mit allgemeinen Strömungen der in mächtiger Gährung begriffenen Zeit verknüpft. Aber sein ethisches Wollen mußte naturgemäß Leiblichkeit nur im Reich der Poesie finden. Gerade diese moralisirende Tendenz Schiller's hat gebient, ihn einer Menge von Bewunderern zugänglicher und liebenswürdiger zu machen. Vor Allem wird die Jugend ergriffen von einer Gerechtigkeit, wie sie in den „Räubern“ walzt, angezogen von der schwärmerischen Humanität eines „Posa“. Wir fühlen es selbst dem Dichter ab, welche tiefe sittliche Entrüstung aus ihm spricht, er selbst und seine sittliche Weltanschauung redet zu uns aus der Hülle dramatischer Gestalten.

Und was ist nun die sittliche Grundidee, die uns in Schiller überall entgegentritt? Rosenkranz hat gesagt*: „Eine einzige Idee beherrscht Schiller, die Idee des Staates, näher die Idee des Staates, in welchem die ethische Freiheit als das Ziel aller Bestrebungen durch die ästhetische vermittelt wird.“ Nur ist das Wort Staat hier nicht im engen, diplomatischen Sinne zu nehmen. Schiller trug ein Ideal der Humanität in sich und er hatte einen unverwüßlichen Glauben an den Menschen, dem er ein Sollen und Wollen des Guten zutraute, so wie er ihn fand. Er ist auch hier ein Geistesverwandter Kant's, nur daß er das radikale Böse des Königsberger Philosophen weniger in seinen praktischen Konsequenzen anerkannte. Das dürfen wir sagen trotz dem Distichon:

Setzt immer voraus, daß der Mensch im Ganzen das Rechte
Will; im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Er ist aber auch eben nach derselben Seite hin ein Exponent seiner Zeit, in der die Anerkennung der unveräußerlichen Menschenrechte sich auf politischem Gebiete Bahn brach und der Begriff der Freiheit und Gleichheit unter die Reihen der herrschenden Zeitideen eintrat. Wie in Göthe ein angeborenes aristokratisches Element vorwaltet, so in Schiller ein edles demokratisches. Er ist durchdrungen vom Gefühl der Würde der menschlichen Natur. Er großt mit ergrimmtem Gemüthe jeder Unterdrückung, jedem Unrecht. Er leitet aus solchen äußerlichen Zuständen das Sinken der besseren Natur des Menschen gerne

* In der Schrift Göthe und seine Werke, Vorrede zur ersten Auflage p. x. S. Ausgabe von 1856. Und an anderen Orten.

ab und erwartet daher von einer freieren, gerechteren, der Zeitbildung entsprechenden Gestaltung der bürgerlichen Zustände ein Hervortreten der besseren Natur des Menschen, der aber dann im Gefühl seiner persönlichen Dignität auch ein von edleren Motiven bewegtes Wesen würde. Daher lassen uns Worte wie diese: vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittern nicht! ganz in die Denkart Schiller's hineinschauen. Was Schiller im Laufe seiner Jugendjahre um sich sah, die Härten eines brutalen Despotismus, die Mißhandlung der Edelsten, die der Tyrannei zum Opfer fielen, der Druck, den sein eigener in Genialität aufstrebender Geist erleiden mußte, die großen politischen Erschütterungen der Zeit, zugleich die Einflüsse der französischen Litteratur, besonders Rousseau's, die Erhebung der deutschen Litteratur, an der er selbst so innigst theilhaftig war, das sich Vordringen der bürgerlichen und staatlichen Interessen gegenüber den kirchlichen, die ganze schon heraufdämmernde Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Fürsten und Völkern, zwischen Adel und Bürgertum—das Alles wirkte mächtig auf Schiller's Seele und er stand auf den Grundanschauungen des Rechts, der Gerechtigkeit, der Billigkeit, der Menschenwürde, er gab mehr um's Naturrecht, von welchem Göthe im Faust als „vom Rechte, das mit uns geboren ist“ nur einen Mephistopheles raisonniren läßt, als um's Statutenbuch und um Privilegium mit Brief und Siegel. Schiller wittert Morgenluft einer neuen Zeit. Vieles freilich gehört aus diesem Gebiete mehr in die jüngere Periode des Dichters. Aber es blieb, ob auch Manches sich an ihm später mäßigte und milderte unter mannigfachen äußeren Einflüssen, der Grundzug seiner Seele. Während Göthe sich gegen das Freiheitsstreben der Zeit kalt, ja abstoßend verhielt, ging Schiller tief ein in diese Strömung unserer weltgeschichtlichen Epoche. Jener sah auf dem Leichenfeld der Geschichte die Geister der classischen Vergangenheit in verklärter Gestalt aufsteigen und sie reichten seinem Genius die Bruderhand. Schiller sympathisirt auch in der Geschichte am meisten mit den Bewegungen der Freiheit und mit ihren Trägern, wandte sein Angesicht mehr der Zukunft entgegen und hoffte auf ein schöneres, freieres, edleres Leben der Menschheit. Er ist ein Herold der Freiheit und ein Prophet einer neuen Gestaltung des staatlichen und bürgerlichen Lebens geworden. Göthe schloß sich an die gegebene Welt an, wie er sie fand und er wußte ihr den poetischen Silberblick abzugewinnen. Wo er das nicht konnte, da verschloß er sich gegen sie und zog sich zurück. Ihm war der Werdeproceß der Geschichte genug und er hielt Nichts auf's Theoretisiren und Dreingreifen. Ganz anders Schiller in seiner idealistischen Richtung. Göthe schließt sich mit der Natur zusammen; auch in seiner Geschichtsbetrachtung ist es ihm nicht um das Thun und Kämpfen, sondern um die Offenbarung der schönen Natur zu thun. Darum stand ihm das classische Alterthum, eine Welt der Schönheit, im Geiste so nahe. Schiller liest mit warmem Gefühl aus der Geschichte das Leiden, Ringen, Streben der Menschheit heraus und schließt sich daran innigst an. Göthe steht auf Natur und Welt, wie sie sind. Schiller schaut eine bessere Welt, eine veredelte Menschheit, er ist

ein Humanitarier. Göthe verkärt uns das Seyn und Erleben. Schiller ist's, der der That und dem Streben die poetische Weihe giebt. So ist denn Göthe mehr lyrisch-episch, Schiller mehr dramatisch gerichtet.

Eben in dieser Thatkräftigkeit, in diesem edeln sittlichen Streben, in der warmen Theilnahme am Kampf und Ringen der Menschheit liegt es, warum Schiller so unendlich populär unter uns Deutschen wurde. Er sprach in köstlichen Worten aus, was die Zeit und ihren Geist bewegt und wirkte dadurch begeisternd auf ein neues, heranwachsendes Geschlecht. Ganz unberechenbar ist der Einfluß, den er eben dadurch auf Deutschland ausgeübt hat. Die Erhebung der deutschen Nationallitteratur weckte in den Deutschen ein neues Gefühl ihrer geistigen Kraft, Eigenthümlichkeit, Würde. Eben dadurch erwachte durch sie ein stärkeres Nationalbewußtseyn und Hand in Hand mit den allgemeinen Bildungsfortschritten der Zeit schritt der Geist der bürgerlichen Freiheit vorwärts, und ein Umschwung der Dinge trat ein, der ohne Revolution viel bessere Früchte für die staatlichen Zustände des Vaterlandes getragen hat, als eine Revolution sie je hätte tragen können. Dabei muß Schiller's eigenthümlicher Genius besonders in Rechnung gebracht werden. Viel faßlicher als Göthe sprach er in lieblichster Form Ideen aus, die ganz dem Zeitbewußtseyn entsprachen und besonders die vorwärts strebende Jugend fand sich von ihm angeregt und er gab ihrer hochgehenden Stimmung den vollkommensten Ausdruck. Daher wird Schiller's Name besonders in jeder Periode politischer Freiheitsbewegungen wieder und wieder gefeiert werden.

Gegenüber einer in neuester Zeit beliebten sittenlosen Tendenz, die sich mit grobem Sensualismus im Felde der Poesie aufgeworfen hat, muß gerade auch an die streng moralische Weltanschauung Schiller's erinnert werden. Sie tritt uns in seinen bedeutendsten Schöpfungen am entschiedensten, kräftigsten entgegen. Es ist ein tiefes, ob auch in Manchem irgegendes Rechtsgefühl, das sich schon in den „Räubern“ ausspricht. Ueberall aber finden wir ein heiliges Walten, eine gerecht ausmessende Macht über den menschlichen Verhältnissen anerkannt, und Wer hat diese ewige Gottesmacht und ihr lohnendes und rächendes Hineingreifen in der Menschen Handeln und Ringen ergreifender dargestellt als Schiller? Er befriedigte sich darum auch gar nicht mit dem Gedanken, daß jeder ächten Dichtung an sich tief ethischer Gehalt zukomme, sondern er sah es besonders als eine Hauptaufgabe des Dramatikers ein, den sittlichen Zweck im Auge zu behalten, wie er schon 1784 eine Abhandlung schrieb, deren Haupttheil unter dem Titel „die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ jetzt seinen Werken einverleibt sind. Er geht von dem Gedanken aus, daß die staatlichen Gesetze zur Aufrechterhaltung eines gestifteten, humanen Volkslebens unzureichend seyen. Ihnen müsse unerläßlich der Einfluß der Religion und der der Moral zur Seite gehen. Hier nun haben die „Bretter, die die Welt bedeuten,“ eine bedeutungsvolle Aufgabe. Die Bühne war ihm ein „sittlich-religiöses Institut“. Gleich in seinen ersten dramatischen Werken tritt er auf als Censor der Culturzustände der Zeit, als Kritiker des

socialen Daseyns und schleudert Blicke gegen die conventionell legitimirten Gesellschaftsübel und Frevel an der menschlichen Natur. Schiller, der sich so gerne mit dem Gedanken getragen hatte, Prediger zu werden, sah gerne die Bühne an als eine Kanzel, und wir dürfen nicht zweifeln, daß dieser Gedanke ihn überall, in seinem dramatischen Dichten unablässig begleitete, auch als er aufgehört hatte, die Kunst als Mittel für andere Zwecke anzusehen. Gewiß er idealisirte sich dabei ein Theater, wie es nirgends ist, und ein Volk, das auf einer anderen Bildungsstufe steht, als das in Wirklichkeit vorhandene, aber dies sittliche Streben verdient der eclatanten Gleichgültigkeit gegenüber, mit welcher neueste Poeten das moralische Gefühl verletzen und eben in diesem Sichhinwegsetzen über den sittlichen Standpunkt ihre freie Genialität offenbaren wollen, die höchste Anerkennung. Hier sey noch an Schiller's „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“* erinnert, obwohl Schiller selbst die Aufgabe, die er sich stellte, mehr nur andeutet, ihr mehr vorzuarbeiten sucht, als sie löst. Eben so sey erinnert an die Skizze: „Ueber den moralischen Werth ästhetischer Sitten. Der philosophische Standpunkt, den Schiller auch hier einnimmt, ist längst überwunden. Aber der Ernst der Gesinnung, der sich ausdrückt, bleibt das Beachtenswerthe. Ueberhaupt zog sich ein gewisser Ernst durch Schiller's ganzes Wesen. Der Dichter der „Hymne an die Freude“ hatte kein freudenvolles Leben. Neben Stunden vorüber gehender glücklicher Erregung ging eine in Sehnsuchtsklagen lautwerdende trübe Stimmung her. Der Gang seines Lebens war nicht leicht. Und der Gang seines Innern war ein stetes Ringen nach Wahrheit, Licht, Glück, Frieden. Es war die Offenbarung eigener innerer Zerrissenheit und des tiefsten Unbefriedigtseyns, wenn er klagte, daß die Ideale zerronnen seyen. Und wie ungenügend ist, was ihm noch übrig blieb! Ja, er konnte überhaupt zweifeln, ob sich Lebensglück und strenge Tugend verbinden lasse, und er stand ringend in der Kluft zwischen dem Realen und dem Idealen, ohne eine Versöhnung zu finden. Welch' ein innerer Zwiespalt spricht sich z. B. in dem Gedichte „Resignation“ aus! Zudem wirkten schmerzliche Erfahrungen von außen tief auf ihn ein und seine idealisirenden Anschauungen vom Menschen erlitten durch Ereignisse, wie die französische Revolution mit ihren Greueln, harte Stöße. Er nahm keinen Anstand, offen seine innere Empörung über Thaten des Unrechts auszusprechen, wie er einmal beim Anhören der Erzählung einer niederträchtigen Handlung eines in Jena angesehenen Mannes unverholen sagte: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen nicht im Gefühle ihrer Nichtwürdigkeit augenblicklich verwiesen.“ Ueberhaupt galten die Begriffe der Ehrenhaftigkeit, der Aufrichtigkeit, der Treue, der Freundschaft, der Rechtlichkeit bei ihm Alles. Welche Ehre macht dem Dichter der Anlaß, unter welchem „die Hymne an die Freude“ entstand; er hatte einen verhungерnden Studenten, den er in

* Zuerst in den Horen von 1795 in drei Theilen.

verzweiflungsvollster Lage fand, durch plötzliche Hülfe und Ermunterung vom letzten Schritt zurückgehalten, er sammelte für ihn in fröhlichem Freundesfreise eine reichliche Summe und im Entzücken über diese freundliche Wendung der Sache sang er jene Hymne, bei der die, die Schiller's Gemüth kannten, nie dachten, daß das Wort „diesen Kuß der ganzen Welt“ nur eine leere Phrase gewesen sey. Ueberhaupt war sein inneres Leben und sein Stehen und Wandeln unter seinen Umgebungen voll der lieblichsten Züge. Der Mann, der so gerne im Gebiete des Erhabenen weilte und schöpferisch wirkte, liebte Nichts mehr, als kindlich mit Kindern zu seyn, und glücklicher war er im Spiele mit ihnen als auf den stolzen Höhen des Ruhmes.

Am wenigsten Befriedigung gewährt eine nähere Betrachtung der religiösen Denkweise Schiller's. Wer mit dem Rigorismus kirchlicher Orthodorie als mit dem einzigen und fertigen Maasstab an ihn herantritt, der wird bald das Urtheil fällen und sagen, Schiller war ein Heide, ja schlimmer als ein Heide, denn er warf das Christenthum von sich, das sich ihm darbot. Ebenso einseitig ist es auf der andern Seite, wenn Aesthetiker von völlig latitudinärischem Standpunkte aus Schiller, wie das noch neuestens geschah, einen „modernen Apostel des Christenthums“ nennen. Die Sache ist einfach die, daß Schiller allerdings als auf dem Boden der Verstandes-Aufklärung seiner Zeit stehend mit den christlichen Dogmen zerfallen war und die Reflexion des nackten Verstandes ihm den Glauben zerfest hatte, daß er aber darum innerlich der Majestät des christlichen Glaubens die tiefste Hochachtung zollen mußte, ja in der Lebenspraxis viel mehr Christliches übte, als man aus manchen Ergüssen seiner vielgestaltenden Phantasie erwarten möchte. Es ging ein Widerspruch in dieser Hinsicht durch sein Leben und der Verstand raubte dem Herzen Vieles, ohne ihm einen Ersatz bieten zu können. Wir müssen nicht vergessen, unter welchen Einflüssen Schiller in die Reise der Jahre eintrat, welchen Schiffbruch im Glauben jene ganze Zeit erlitten hatte. Er war ein Kind dieser Zeit. Die zarte Jugend war geweiht durch herzliche, unbefangene Frömmigkeit. Dann wurde in der Karlschule aus der Religion eine Art von militärischem Exercitium gemacht, der Skeptizismus fand da leicht Zugang, die Theologie der Zeit war in ihrer herrschenden Richtung flach und hatte selbst das Bewußtseyn um das Specifisch-Christliche und um seinen Werth verloren. Die gemüthlose französische Spottsucht bemächtigte sich besonders des jungen Geschlechtes und Alles schien Bretter und Balken zum Aufbau einer neuen nach dem Sturze der alten Weltanschauung herbeibringen zu sollen. Die Einen suchten sich mit einer ästhetischen Betrachtung für's Leben zu sichern, Andere glaubten mit philosophischem Gedankenbau über eine unklare und unbefriedigende Weltbetrachtung sich hinausheilen zu können, und die kirchlichen Dogmen über die Schrift und ihren Lehrgehalt ließ man eben am Wege liegen, wie man ein Kleid weglegt, weil es nicht mehr nach der Mode ist, noch ehe es ausgetragen und abgenützt wurde. Man fand es nicht der Mühe werth, gründlich in die Argumente für und wider den Glauben

einzuweichen. Den Sinn für das Tiefe, für die lebensvolle Wahrheit der Dogmen, die Religiosität in ihrem specifischen Wesen hatte man größtentheils verloren und glaubte, was man mit dem Ellenmaß des Verstandes nicht messen konnte, ruhig auf der Seite liegen lassen zu können. Freilich reagirte der Verstand selbst wieder dagegen, in seiner Art Widerspruch gegen Widerspruch zu setzen. Man konnte doch nicht leugnen, daß das Christenthum das größte universal-geschichtliche Ereigniß war. Und daß es dies eben durch seine Dogmen wurde, war auch nicht zu beseitigen. Daher war der Triumph des Glaubens gegen ein bloßes Verstandeswissen wiederum nicht zu bestreiten. Durch den Glauben hat das Christenthum seine Thaten gethan und der Glaube war „der Sieg, der die Welt überwindet“. So finden wir denn gerade auch bei den Rorphyäen der deutschen poetischen Litteratur neben einer oft in's Triviale streifenden Behandlung des Christenthums einzelne Aeußerungen, die deutlich genug zeigen, daß je und je ein tieferes Gefühl gegen die Profanität eines bloßen schalen Verstandesraisonnements reagirte, daß sie dem schlichten Glauben, der innigen unbefangenen Religiosität ihren Tribut zollen mußten, ja, ihn sich je und je selbst wünschten, abgesehen davon, daß die ganze Zeitbildung selbst nur vom Christenthum getragen war und nur ein Wahnsinniger an der göttlichen Hoheit und Würde desselben überhaupt zweifeln kann. Dies Alles findet sich nun gerade auch bei Schiller. Man kennt seinen Versuch über die Sendung Moses. In seinem Briefwechsel mit Göthe (Bd. I, p. 291, Cotta'sche Ausgabe 1856) sagt er: „Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moses be-
 lustigen mich sehr.* Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf, Sie möchten des Weges so bald nicht wieder kommen. So viel ich mich erinnere, haben Sie schon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem N. T. Krieg gehabt. Ich muß gestehen, daß ich in Allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Factum noch sehr raisonnable vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem Andern, was mit einem eigentlichen Bewußtseyn geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung.“ Dies sehr oberflächliche Urtheil oder Vorurtheil an sich hätte uns unsererseits immer schüchtern gemacht, den Mann zum Professor der Geschichte zu ernennen. Allein Schiller täuscht sich damit nur selbst. In seine fertig seyn sollende, philosophische Weltansicht paßt ihm Vieles in der Bibel nicht; da muß sie denn mit Tendenzen geschrieben seyn. Am Ende läuft Alles auf die Frage nach der Möglichkeit göttlicher Offenbarung hinaus. Diese zu bestreiten, lag im Hintergrund und das Ich warf sich mit seinem Verstande zum Richter auf. Daß aber „die Einfalt des kindlichen Gemüthes“ ein Magnet sey, der die ewigen, göttlichen Dinge

* Doch ist auch hier an jenes Wort Göthe's zu erinnern: „So rütteln sie jetzt an den fünf Büchern Moses, und wenn die vernichtende Kritik irgend schädlich ist, so ist sie es in Religionsachen; denn hiebei beruht Alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.“ S. Edermann's Gespräche mit Göthe, Leipzig 1837, Th. I, p. 339.

anzieht, sich zueignet, die auch „kein Verstand der Verständigen steht“, das freilich bligte durch je und je, aber es erleuchtete mit Streiflichtern nur vorübergehend ein Gebiet des Seelenlebens, in welchem Schiller nicht mehr zu Hause war. Es trat ihm je und je in überraschender Weise nahe und da bricht denn das Gefühl vor der Majestät des der Welt verächtlichen Evangeliums glänzend heraus. So in jenem köstlichen Distichon, wo Schiller der Religion des Kreuzes zweifach die Palme zuerkennt, weil sie allein das Geheimniß versteht, Demuth und Kraft in einem Kranze zu binden. Das war ein Blick in's Herz des Christenthums. Man muß daran auch denken, wenn man von demselben Dichter „die Götter Griechenland's“ und dort namentlich auch die Stelle über den Tod liest. Freilich hat derselbe Schiller auch das andere Urtheil über das Sterben gefällt:

Lieblieh sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;

Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

Wir citiren sehr gerne hier auch auf's Neue die bedeutsame, bereits im Kirchenfreund 1848 p. 243 angezogene Stelle aus dem schon oben berührten Briefwechsel mit Göthe, Bd. I, p. 194: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne einzige ästhetische Religion.“

Diese Worte zeigen, wie richtig Schiller den Unterschied des sittlichen Elementes zwischen Christenthum und Nichtchristenthum erkannte. Aber sie zeigen auch, daß es eben nur diese Seite war, für die er den offenen Sinn hatte. Denn er sieht auch hier von der dogmatischen Seite völlig ab und seine Menschwerdung des Heiligen im Christenthum ist ein rein subjectiver Proceß. Als ob die sittliche Wirkung des Christenthums je von den Heilthatfachen losgerissen werden könnte, als ob es beim Eingehen in's Christenthum nur wieder auf das Segen einer freien Neigung statt eines äußerlichen Gebotes ankäme! Wo sind aber die Factoren zu dieser Umwandlung? So zeigt sich hier auch, daß Schiller allerdings für die sittliche Seite des Christenthums einen tiefführenden Sinn hatte, aber der Begriff einer geoffenbarten Religion, das Positive des Glaubens lag ihm viel zu sehr in blasser Ferne, und doch ist das Eine nicht zu denken ohne das Andere.

Wir sehen da an Schiller das Charakteristische seiner Zeit, einen einseitigen Kritizismus, der eine bald mehr deistische, bald mehr pantheistische Weltanschauung zur oft nicht klar bewußten Hinterlage hatte, und einen einseitigen Aesthetizismus, der die künstlerische Auffassung und Gestaltung

des Lebens mit auffallender Verkennung anderer, bedeutsamer Factoren des Daseyns viel zu sehr in den Vordergrund drängte. Daraus mußte sich vornehmlich eine oppositionelle Stellung gegen das Christenthum in der Einheit der Momente des Glaubens und Lebens ergeben und mit dem Mangel an tieferer, entschiedener Religiosität mußte der Mangel an substantieller Sittlichkeit Hand in Hand gehen, das Leben wird mit einer wesentlich ästhetischen Auffassung nicht verklärt, das Herz durch sie nimmermehr in seinen tiefsten Bedürfnissen gestillt und keine philosophische Gedankenlinie, die wir noch so ernstlich verfolgen mögen, führt uns zum Ziele der uns über die Widersprüche der Welt völlig versöhnenden Wahrheit und Erkenntniß.

Hier ist der Punkt, auf welchem uns klar wird, in wie fern die Wirkung der ersten Sterne unserer Litteratur sehr verderblich wurde. Ihre Stellung gegen die Kirche war, wenn nicht geradezu oppositionell, doch indifferent. Göthe schreibt es selbst an Herder, daß ihn dergleichen „Ceremonien immer unglücklich machen“, nämlich Taufe, Confirmation u. s. f. Und doch sagt er wieder: „die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze.“ (Eckermann's Gespräche II, p. 56.) Aber er war innerlich davon los und so war es auch bei Schiller, obwohl dieser den Glauben als ein inhaltschweres Wort preist, das „kein Lehrer Wahn“ ist, und obwohl Göthe eine entschiedene Abneigung gegen den Unglauben hegte, den er für etwas ganz Unfruchtbares mit sehr richtigem Gefühle erkannte. Allein eben diese so ganz schwankende Stellung gegen Kirche und Christenthum, und diese von der gegebenen, wirklichen Natur des Menschen so völlig abhehende, einseitig ästhetische Lebens- und Weltauffassung hat unendlich geschadet bei der Masse der Menschen, die das dem oberflächlichen Sinne sich scheinbar und lieblich Anbequemende so gerne sich zu eigen macht und aus den Werken der vielgelesenen Dichter unendlich weniger die ernststimmenden Worte, als das dem Leichtsinne Entsprechende herausgreift. Natürlich kann man an einer gewissen ästhetischen Bildung viel leichter Antheil haben als an jener soliden Geistesbildung, die zu einer christlichen Lebensgestaltung allein führt, darin eine Harmonie der Kräfte und Thätigkeiten liegt. Darum war der Einfluß besonders des zugänglicheren, verständlicheren Schiller's auf die Masse der für ästhetische Erziehung Fähigeren ganz unbegrenzt. Aber eben in diesen Kreisen, wo bei oft sehr geringem Gehalte des eigentlichen Wissens oder bei enormer Unklarheit des Denkens doch ein gewisser poetischer Geschmack vorhanden ist, bei den mittleren und, der äußeren Lebensstellung nach, höheren Ständen namentlich unserer Deutschen findet sich jene bedauerliche Gleichgültigkeit gegen die Kirche und der jammervolle Mangel an lebendiger, zu sittlicher Energie führenden Religiosität. Und das Beispiel des Lebens dieser sich für gebildet haltenden wirkt noch viel verderblicher auf jene Massen, für welche etwa ein Göthe und Schiller nur kaum dem Namen nach

als größte deutsche Dichter vorhanden sind und wo sie niemals populär zu werden vermögen. Es ist bedeutungsvoll, daß nur die besten, eigentlichen Kirchenlieder wahrhaft das Gemeingut der deutschen Nation geworden sind und daß in ihnen ein Element da war, worin sich Alle zu Hause wußten. Die Erhabenheit dieser Gesänge fand trotz der Würde ihres Alters gerade in der Zeit des Aufschwungs der deutschen Weltpoesie so wenig Schonung vor dem Besen der Aufklärer als die alten liturgischen Gebete. In einem Gespräch über Fleming sagte Göthe einst*: „Es ist eigen, ich habe so mancherlei gemacht und doch ist keines von allen meinen Gedichten, das im lutherischen Gesangbuch stehen könnte.“ Mag das dem alten Herrn im Rückblick auf sein langes ruhmgekröntes Leben „eigen“ erschienen seyn, so war die Sache doch sehr leicht begreiflich. Dasselbe gilt von Schiller. Für Beide war die Religion allerdings, wie für alle denkenden, tieferen Menschen, eine mächtige Realität. Aber sie selbst standen nicht mehr in der Sphäre des christlichen Glaubens, ihr Denken wurzelte zwar wesentlich in christlichen Culturzuständen, aber nicht mehr in christlicher Glaubenswahrheit, und so wurde ihnen, da sie davon persönlich losgeschält waren, die christliche Religiosität mit ihren Cultusformen und inneren Zuständlichkeiten eben zu einer geschichtlichen Erscheinung, die sie als poetisches Mittel, jeder in seiner Weise, zu behandeln und zu benützen wußten. Göthe fühlte sich zwar gerade in Italien wieder viel mehr als Protestant, ließ aber in Deutschland den vulgären Nationalismus gewähren und erwartete Gutes von ihm, fand indessen die ächt evangelisch-fromme Seelenstimmung poetisch interessant und gab uns die „Bekenntnisse einer schönen Seele“. Für diese gemüthliche und ihrer ganzen Natur nach mehr passive und verinnerlichende Seite war Schiller, der Mann der That, viel weniger zu Hause, er ging auch von den damals herrschenden rationalistischen Voraussetzungen aus, wurde aber von der sittlichen Höhe und Reinheit des Christenthums auf's Tiefste ergriffen und fühlte wohl, daß im Glauben, der mit Kindeseinfalt das Göttliche übt, eine wunderbare, geheimnißvolle Kraft liege. Aber Beiden war der Zugang in das Leben des Glaubens verschlossen, ihr Verhältniß zur Kirche war abwehrend und ausweichend und so klingt denn aus ihren Dichtungen oft bald eine mehr heidnisch-fatalistische, bald eine an's Deistische oder Pantheistische streifende Anschauung. Mit Einem Wort, man kommt zu keiner Klarheit, denn sie selbst waren zu keiner gekommen.

Und eben das ist es, was wir bei der unermesslichen Wirkung, welche diese so reich begabten Geister auf die solchen poetischen Genüssen Zugänglichen in der deutschen Nation ausgeübt haben, tief beklagen müssen. Wir sind weit entfernt von der einseitigen Forderung, daß etwa alle Dichtung direct religiös seyn müsse, daß sie nur Religiosität und Kirche und Glauben sich etwa zum Zweck setzen solle. Aber das dürfen wir von christlichen Dichtern fordern, daß sie auf dem Boden christlicher Weltanschauung fest stehen und in christlicher

* Gespräche mit Eckermann, Th. I, p. 282.

Weltanschauung wurzeln. Das ist so ganz unleugbar bei Shakespeare und er ist darum wahrlich als Poet nicht kleiner.

Wir sagen das Alles namentlich auch in Beziehung auf Schiller und wissen uns dabei völlig frei von einer Absicht „das Strahlende schwärzen und das Erhabene in den Staub ziehen“ zu wollen. Darum bleibt uns die Bewunderung des Genius, ja, eine wenn auch um der Differenz der im Hintergrund liegenden Weltanschauung willen getrübt Freude an den glänzenden Gebilden seiner schöpferischen Phantasie. Und der jugendliche Schwung, der in denselben uns mittergreift, zieht unsere Seele selbst immer zum Dichter hin. Die künstlerische Weihe, die er der kühnen That oder dem leidensvollen Kampfe oder edler Liebe und hochherzigem Streben gegeben hat, läßt uns der Menschheit Ringen und Mühen verklärt erscheinen. Der drückenden Last des Alltäglichen entbindet uns der Dichter und läßt uns die Welt schauen getaucht in's Sonnenlicht des Ideals. So wird, so weit wir dieses höheren Genusses nach dem Grade unserer eigenen Bildung fähig sind, nicht gemeine Leidenschaft, sondern ein Streben nach dem Besseren, eine ernstere Auffassung des Lebens und seiner wunderbaren Wechselzustände und Contraste in uns selbst belebt. Es spiegelt sich im Einzelbild, das der Dichter in markirten, charaktervollen Zügen uns vorführt, die Totalität, die Welt und der Weltgang, und der an Gedanken, an Anschauungen, an eindringenden Blicken Aermere fühlt sich dem reichbegabten Geiste für geistige Genüsse unwillkürlich zum Danke verbunden. Wir weisen jede Verirrung in den in unserer Zeit bis in's Götterdienerische getriebenen „Cultus des Genius“ ab, aber wir erkennen den poetischen Genius darum doch an als ein mächtiges Element im Proceß der Humanität. So hat auch Schiller, und er mehr als irgend ein anderer deutscher Dichter, gewaltig auf die allgemeine Bildung der Deutschen gewirkt. Es ist ein gefährlicher Weg, den wohlgemeinte Frömmigkeit oft geht, wenn sie den großen Erscheinungen der Weltliteratur gegenüber sich abschließt, und durchführen läßt sich dies Abschließen gegen die Welt und ihr Leben im vermeintlichen Interesse des Reiches Gottes doch nicht. Der Widerspruch zwischen christlich-religiöser und moderner Weltanschauung ist da, er zeigt sich auf tausend Punkten. Daß er in der poetischen Litteratur auch heraustritt, kann uns nicht wundern. Den Glanz der Dichtung empfinden wir, ohne jenem Widerspruch zwischen Offenbarung und Denken gegenüber empfindungslos zu seyn. Wir lernen auch hieran besser unsere Zeit verstehen und wenn wir den künstlerischen und poetischen Genius im Zwiespalt mit dem Christenthum sehen, so zeigt sich uns eben auch an dieser Stelle, was uns überall sonst im Leben der Welt begegnet, nämlich, viel fehlt bei all' ihrer Herrlichkeit und bei all' ihrem Reichthum, daß die Welt und das Bewußtseyn um sie christlich verklärt wäre. Nicht im Genius, aber im Christenthum und sonst nirgends liegen in unerschöpflicher Fülle, jedem Zeitalter neu sich öffnend, Kräfte der Weltverklärung. Und ohne Christus giebt es keine vollendete Humanität.

Philadelphia.

W. J. W.

Aus der Geschichte der Juden nach Christus.

(Fortsetzung.)

Es ist beinahe unmöglich, einen Ueberblick über die Gesetze zu geben, durch welche das Verhältniß der Juden zu den Christen geregelt werden sollte. Eine Gleichstellung mit den Christen war nicht denkbar; jüdische Historiker selbst bestreiten nicht, daß die Masse der Juden in jener Zeit keineswegs zur Theilnahme an den gewöhnlichen Bürgerrechten befähigt gewesen sey, obwohl bisweilen unter besonders günstigen Verhältnissen die Juden in gewissen Gegenden, wie in Oberitalien, in dieser Periode an der höheren Bildung vielen Antheil nahmen. Einzelne ragten ohnehin durch Reichthum, Geist, Thatkraft und Einfluß über ihre Volksgenossen hervor; in der Zeit, von der wir reden, lebte ein Spinoza und ein Mendelsohn. Allein die Masse der Juden war überall den Gesetzgebern ein wahres Kreuz und die Gesetze selbst unterlagen den gewaltigsten Fluctuationen, was Juden und Christen gleich verderblich werden mußte. Es half Nichts, sie durch die härtesten Bestimmungen zu drücken; man vertrieb sie, sie kamen wieder; sie wucherten auf wie das Unkraut. Im deutschen Reiche gaben Juristen dem Kaiser bald das Recht der Judenherrschaft, da sie früher kaiserliche Kammerknechte geheißen hatten, bald nahmen sie es ihm. Dadurch mußte den Juden in den verschiedenen Reichsländern schwer werden, zu wissen, wer ihr Schutzherr und Gebieter sey. Natürlich mußten sie mit dem Sinken der Kaisergewalt sich immer mehr dem Willen der Reichstädte und den unmittelbaren Reichsfürsten fügen. Ihrer aber war Legio und somit standen die vielfach wandernden Juden unter dem Einfluß einer immer wechselnden Jurisdiction; das gereichte ihnen im Ganzen zum Schaden, sie wurden auch unter sich dadurch mehr getrennt. In Spanien und Portugal war ihnen der Aufenthalt nur gestattet, wenn sie Christen wurden, und Tausende heuchelten; allein solchen Gesetzen und solchem Zwang entzogen sich doch sehr Viele durch Auswanderung und gingen zum Theil nach Afrika, zum Theil nach Holland, wo sie in Amsterdam und anderen Städten bessere Behandlung und ein weites Feld für ihren Handelsgeist fanden; sie suchten von dort selbst in Brasilien und anderen Colonien sich zu befestigen. In England, wohin den Juden der Zutritt seit sehr langer Zeit, seit 1290, versagt war, wo sie lange furchtbare Mißhandlung erfahren hatten und von wo sie, wie später aus Spanien, zu Tausenden auf's Ungewisse wegziehen mußten, knüpften sie von Holland aus zur Zeit Cromwell's wieder Verbindungen an, und wir finden unter Karl II. schon wieder eine Synagoge in London; bald nachher eine zweite deutsche Judengemeinde. Von da an kamen sie in keinen besonderen Conflict mit der Staatsgewalt und bildeten einige reiche Gemeinden. Doch soll die Zahl aller Juden in England um

1750 nicht mehr als etwa 12,000 betragen haben. Im Jahre 1753 ging sogar ein Naturalisationsgesetz für sie durch und erhielt königliche Bestätigung, allein dagegen wurde der Volksunwille rege und die Acte wurde widerrufen. Gerne sah die Regierung das Ziehen der Juden in die amerikanischen Colonien und hier machte ein siebenjähriger Aufenthalt den Juden zum Bürger.—In den österreichischen Staaten sollen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts etwa 250,000 Juden gelebt haben. Maria Theresia that die ersten Schritte, die Lage derselben zu verbessern, sie gestattete ihnen mehr Freiheit in Handel und Gewerben; Grundbesitz wurde ihnen verweigert und alle eigene Gerichtsbarkeit genommen. Noch mehr wurden sie gefördert durch das Toleranzedict Joseph's II., dessen Bestimmungen zum Theil noch gelten. Nach ihm stehen sie vor dem Gericht den Christen ganz gleich; sie zahlen eine Toleranzsteuer für den Schutz, den sie genießen, und die Freiheit Synagogen zu bauen u. s. f., dagegen wird der Leibzoll abgeschafft; sie sind militairpflichtig, können jedes Handwerk ergreifen, aber in keine Zunft eintreten und kein Grundstück besitzen; Praxis der Medicin und des Rechts, auch der Kriegsdienst steht ihnen offen.—In Frankreich, wo ihnen gesetzlich längst jeder Aufenthalt verweigert war, finden wir in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Juden in Paris und sonst im Innern des Reiches, einzelne sogar in litterarischer Thätigkeit begriffen. Sie setzten sich fest, ohne daß die Geseze zu ihren Gunsten damals wären verändert worden. Es gab aber schon lange zuvor in einigen Städten und Landstrichen der Grenze des Königreiches Judengemeinden, in Metz, Avignon, Bordeaux u. s. f.; sie wurden gedrückt, ohne erdrückt zu werden. Noch Ludwig XV. wollte ihr ganzes Vermögen confisciren. Sie kauften sich mit schwerem Gelde davon los.—Auch in Rußland genossen sie längst kein Aufenthaltsrecht. Doch sollen schon unter Peter dem Großen einzelne Familien im Innern des Landes gelebt haben. Elisabeth verjagte sie, weil sie das Vermögen von nach Sibirien verbannten Russen in Wechseln in's Ausland geschafft hatten. Aber sie waren nicht überall zu vertreiben, besonders nicht im Süden.—In Preußen, wo Friedrich I. noch allen Juden einen grünen Hut zu tragen befohlen hatte, ordnete Friedrich d. Gr. die Angelegenheiten der Juden zuerst durch ein allgemeines Gesetz und durch ziemlich stricte polizeiliche Maaßregeln; er bezweckte durch die letzteren dem Ueberhandnehmen der Juden in seinen Staaten und ihren schädlichen Einflüssen zu begegnen; national-ökonomische Rücksichten setzten seinen humanitarischen Grundsätzen, nach denen er in seinem Gebiete jeden gerne nach seiner Fagon wollte selig werden lassen, eine Schranke. Die Juden mußten nicht nur die allgemeinen Lasten der Unterthanen mittragen, sondern ein jährliches Schutzgeld, Rekrutengeld u. s. f.; von Ackerbau und den meisten Gewerben waren sie ausgeschlossen, es blieb ihnen nur der Handel mit Geld und Waaren und mit specieller Erlaubniß das Fabriciren der letzteren.

Seh' dies genug, um anzudeuten, welches die äußeren politischen Verhältnisse waren, unter denen die Juden im christlichen Europa noch im vorigen

Jahrhunderte lebten. Man braucht nur daran zu erinnern, wie sich die Dinge seit hundert Jahren auch für die Juden verändert haben, und man hat auch hieran ein significantes Zeugniß des Umschwungs der Zeiten und des Geistes innerhalb einer verhältnißmäßig kurzen Periode.

β. Die Juden im Orient.

Wir haben schon früher erwähnt, daß Juden in den ersten Jahrhunderten des römischen Kaiserthums bereits eine sehr ausgedehnte Verbreitung im Orient gefunden hatten. Sie begegneten uns in dem geographisch oft schwer zu bestimmenden östlichen Grenzprovinzen des römischen Reiches, ebenso in Parthien und Persien. Längst wurden die im Osten jenseits Palästina's lebenden Juden kurzweg die babylonischen genannt. An sie schlossen sich die Auswanderer aus Palästina an. Sie standen natürlich unter den Einflüssen, welche die zeitweiligen politischen Zustände auf sie ausüben mußten. Als das parthische Reich sich erhob und römische Provinzen an sich riß, so veränderte sich dadurch in der Hauptsache wenig für die Juden, sie wechselten die Herrscher und bequemen sich in die Ordnung einer neuen Regierung, die ihnen religiöse Freiheit ließ und wußte, daß die Juden den Römern feind waren. Die Juden genossen hier einer relativen Unabhängigkeit und wurden so ganz zu Hause in der Fremde, daß sie gegen manche jüdische Eigenthümlichkeit und Sägung allzu indifferent wurden. Sie wurden aber durch das Regiment des ihrer Gesammtheit vorstehenden Oberbeamten, des Resch-Blutha, dessen Amt bis in's 2te Jahrhundert hinauf sich datirt, so wie durch den Einfluß der Gemeinden des Vaterlandes, Palästina's, vor dem Zerfalle gesichert. Natürlich war es besonders der religiöse und gelehrte Einfluß, dessen Uebermacht die babylonischen Juden von Palästina und, in der Zeit nach Hadrian, namentlich vom Patriarchat und dem Rath zu Tiberias aus erfahren mußten. Mehr in die Geschichte der inneren Verhältnisse der Juden gehört die Darstellung des Fortschritts zu einer Emancipation, welche die orientalischen Judengemeinden vom geistlichen Obergerichte in Palästina erlangten. Als der Perser Artaxerxes nach Ueberwindung und Tödtung des letzten Partherkönigs Arsaces um 226 p. C. das neupersische Reich der Sassaniden gründete, erinnerten sich die Juden jener Provinzen der Günst, die ein Kores ihren Vätern erwiesen hatte. Und allerdings lebten sie in blühendem Zustande, der Resch-Blutha zog die Steuern für den König ein und es lag kein besonders harter Druck auf den Juden. Einzelne unter diesen genossen als Gelehrte am persischen Hofe ungemessene Achtung. Wohlthätig wirkte auch, daß jetzt mehr persische Gesezesordnung statt der früheren parthischen Willkühr herrschte. Gleichwohl verloren die Juden, da die Magier im persischen Reiche Alles ordneten und das religiöse Bekenntniß von größerem Gewicht wurde, an öffentlichem Einfluß und verlangten nicht mehr leicht ein höheres Staatsamt. Doch kam ihnen ihre höhere Bildung vor vielen Völkerschaften im Umfang des Reiches zu gut. Allerdings fehlte es nicht ganz an Reibungen zwischen Magiern und Rabbinern, auch fühlten die Juden je

und je den Druck der persischen Cerimonialgesetze, durften z. B. an gewissen persischen Festtagen kein Licht in ihren Häusern anzünden und bisweilen kam es zu Gewaltthatigkeiten, aber die Vortheile waren größer als die Nachtheile, die jüdischen Schulen, aus denen der sogenannte babylonische Talmud hervorging, blühten herrlich auf und viele angesehene Israeliten wanderten aus römischem Gebiete ein.

Mit dem Sinken des neupersischen Reiches beginnt auch eine traurigere Periode für die Juden innerhalb seiner Grenzen. Wir sehen die Juden unter Seldigertes im 5ten Jahrhundert durch harte Gesetze bedrückt. Um 500 p. C. fand eine Empörung der Juden statt, die grausam unterdrückt wurde. Um dieselbe Zeit trugen sich viele Juden mit schwärmerischen messianischen Hoffnungen und erwarteten unter den Kriegen zwischen Persern und Römern den Anbruch einer neuen Zeit. Was die nächsten Ursachen der Störung des zuvor blühenden Zustandes der Juden im persischen Reiche waren, ist kaum zu ermitteln. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß veranlaßt durch jene Störung viele Juden aus dem Gebiete der Perser weiter südlich gezogen sind, wo sie besonders an der Westküste des indischen Dekan und ebenso in Arabien sehr zahlreich und selbst politisch mächtig auftreten. Besonders zahlreich waren die Judenthümer an der südwestlichen Seite des Dekan, in Malabar; die Juden nahmen dort die Farbe der Eingeborenen an, wozu Heirathen mit den letztern wohl beitrugen; ihre Nachkommen finden sich noch; sie haben manche Eigenthümlichkeiten und ihre Geschichte vom Anfang ihres Auftretens in dieser Gegend an ist noch nicht gehörig ermittelt.* Wichtiger sind die Juden, die wir in Arabien und zwar besonders in der südwestlichen Provinz Jemen, in Arabia felix, wie dieser begünstigtere Theil der großen Wüstenhalbinsel hieß, finden. Dort sollen sich schon seit sehr langer Zeit viele Juden befunden haben. Es ist höchst wahrscheinlich, daß in den frühesten Zeiten manche auf der Handelsstraße des rothen Meeres dorthin kamen; denkbar ist auch, daß zwischen der Bevölkerung jener Gegend und zwischen den Juden weniger Widerspruch in Sitte und selbst in religiöser Hinsicht stattfand, als dies anderswo der Fall war. So herrschte dort die Beschneidung und auch das Heidenthum war nicht der grassendste Götzendienst, sondern Sabäismus. Die Zeit der Maccabäer wird von manchen angesehen als die Periode, in welcher besonders viele Juden in Arabien einwanderten; gewiß ist, daß sich sehr viele dort befanden in der Zeit der Herodianer und daß die Mischna, die im 2ten Jahrhundert p. C. zum Abschluß gekommene Gesetzesammlung, auf dieselben besondere Rücksicht nimmt. Indessen fehlt es über den Zustand der Juden jener Zeit und der unmittelbar nachfolgenden Jahrhunderte doch sehr an genauen und sicheren historischen Berichten. Es gab im südlichen Arabien kleinere Königreiche, die,

* Der Reisende J. J. Benjamin hat sich in neuester Zeit Verdienste um die Geschichte und Zustände jener orientalischen Juden erworben. S. sein Werk: Acht Jahre in Asien und Afrika, 1846–1855, 2te Aufl. Hannover 1858. Er bereist jetzt die Ber. Staaten und rüflet sich zu einer zweiten Wanderung durch den Orient.

durch die weite Entfernung und die mächtige Wüste im Norden geschützt, von den Einflüssen der römischen, parthischen und neupersischen Mächte und ihrer Kämpfe weniger berührt wurden. Hier nun soll schon im 2ten Jahrhundert a. C. ein Jude König gewesen seyn; er habe den von Ismaeliten zum Dienst des Gottes Abraham's erbauten alten Tempel Caaba in Mecca geschmückt. Man darf hier an jenen Tempel erinnern, den die Juden nach dem Muster des jerusalemischen unter Ptolemäus Philometor um 180 a. C. in Leontopolis in Aegypten erbaut hatten; es war dies eine natürliche Folge einer zahlreichen Ansiedelung vieler als Gefangener eingeführten oder geflüchteten Juden, die Reichthum und Ansehen erlangten. Wie weit nun der jüdische Einfluß in Religion und Sitte, Gesetz und Recht in Arabien unter jüdischen Herrschern ging, ist nicht wohl zu ermitteln.* Höchst wahrscheinlich fand eine orientalische Despoten-Regierung statt, bei der, wenn der Fürst Jude war, die Juden Vortheile genossen, während die übrigen Verhältnisse so ziemlich dieselben blieben. Ein Religionszwang ließ sich der Natur der Sache nach nicht durchführen. Daher konnte auch im 4ten Jahrhundert das Christenthum von Aegypten und Aethiopien aus leicht Eingang finden und zwar drang der Kampf der Arianer und der Orthodoxen auch in dieses so ferne Gebiet. Vielleicht den politischen Einfluß dieser Christen oder ihre Verbindungen mit dem Auslande fürchtend begann ein jüdischer König im 6ten Jahrhundert eine blutige Christenverfolgung und zwar wahrscheinlich der orthodoxen Partei. Er wurde sofort siegreich bekämpft durch den wohl von Justinian dazu aufgeforderten christlichen König Aethiopien's. Allein die äthiopische Herrschaft in Jemen dauerte nicht lange und bald finden wir hier wieder einen Juden auf dem Thron; doch war auch jetzt die Herrschaft der jüdischen Dynastie von keiner Dauer.

Wie für alle Völker des Orients bis an das indische Meer, so wurde das Auftreten des Islams auch für die Juden verhängnißvoll. Zunächst wurden sie davon in Arabien betroffen, der Heimath Mohammed's und seiner Lehre.† Als er 622 p. C. von Mecca, seiner Vaterstadt, nach Medinah floh, wurde er von einigen der dortigen angesehenen Juden freundlich empfangen, er vermochte die Ausöhnung zweier sich befehdender jüdischer Stämme und ihr Bündniß mit ihm zu erzielen. Aber andere Juden nahmen daran Anstoß; es trat bald auch die alte Eifersucht der Familienstämme hervor; besonders aber störten lächerliche Reibungen mit Mohammed's nächster Umgebung und von seiner Seite das Brechen einiger Punkte des Bündnisses das gute Vernehmen. Zwar nahm Mohammed eine gefangene Jüdin zu seiner Gattin, aber bereits

* Es sollen sich gegenwärtig in der Provinz Jemen etwa 10,000 Juden befinden, namentlich auch viele in der Stadt Aden, wo sie Schulen, Kirchhof u. s. f. haben. Sie sollen streng orthodox seyn, leben aber, wie die Araber überhaupt, in Polygamie.

† Ueber das Verhältniß des Islams als Lehre zum Judenthum siehe die gekrönte Preisschrift von Abraham Geiger: Was hat Mohammed aus dem Judenthum aufgenommen? 1833.

war er mit den Juden in blutige Kämpfe verwickelt. Sie wurden aus mehreren festen Plätzen vertrieben und Viele des Landes verwiesen. Sehr reiche Beute fiel dem Sieger in die Hände. Im übrigen war es nicht sein Wille, sie zu bedrücken, sobald er Nichts von ihnen zu fürchten hatte, wie er sie denn auch vor Gericht seinen Glaubigen gleichzustellen befahl. Juden halfen ihm bei der Eroberung Mecca's und brachten bisweilen schwierige Rechtsfälle vor ihn. Und doch soll er lange gekränkelt haben an Gift, das ihm von einer Jüdin zur Zeit seiner Kämpfe gegen die Juden beigebracht worden sey. Man schreibt diesem Gift selbst seinen frühzeitigen Tod zu. Er starb 63 Jahre alt 632.

Als der Islam unter den Kalifen seinen blutigen Siegeslauf durch die Welt begann, hatten die Juden zunächst dadurch nichts Besonderes zu erdulden. Sie sahen sogar in ihm einen Mächer des von Christen und Heiden zugefügten Unrechts. Die Eroberer selbst fanden an den weithin zerstreuten Juden keinen Widerstand, vielmehr einen durch seinen Handelsgeist und Reichthum nicht unwerthen Theil der Unterworfenen. Diesen wurde kein Religionszwang aufgelegt und durch den Tribut leisteten sie, was von ihnen überhaupt gefordert wurde, so lange sie sich als ruhige Unterthanen verhielten. An manchen Orten, wie z. B. in Persien, wo heftige Verfolgungen der Juden seit einiger Zeit stattgefunden hatten, erschienen die Mohammedaner selbst als Befreier. Es gehört auch zur Politik der Eroberer, sich die Unterdrückten eines Volkes günstig zu machen. In der einzigen Stadt Alexandria sollen sich zur Zeit ihrer Eroberung durch Amru 40,000 Juden befunden haben. In christlichen Reichen waren sie überall bedrückt. Die Siege des Islam über die Provinzen des byzantinischen Reiches in Vorderasien und das Vordringen des Halbmonds in Nordafrika bis herüber nach Spanien und Frankreich, den Juden Erlösung von manchem Drucke bringend, war ganz geeignet, in ihnen manche Hoffnung zu wecken. Die Juden in Palästina hatten um 531 p. C. dem Perser Cosro's Nuschirvan ein Heer von 50,000 Mann zugesagt, wenn er die heilige Stadt und das Land den Griechen entreißen wolle. Merkwürdig aber ist, daß jetzt, als die Araber (637) die heilige Stadt und das Land eroberten, die Juden daran für sich keine nationalen, patriotischen Erwartungen geknüpft zu haben scheinen. Wallfahrten Einzelner nach dem Lande der Väter kommen freilich immer vor und besonders im Mittelalter, wo die Kreuzzüge der Christen auch die Blicke vieler Juden dorthin richteten. Aber jenes Ereigniß blieb für sie ohne Wirkung, sey es, daß sie alsobald erkannten, daß sie vom Halbmond zu hoffen hatten nur, wenn sie jede besondere Hoffnung als Volk aufgaben, oder ließen die Kriegstürme keinen Raum für gemeinsame Pläne, oder fehlte es an rechter Anhänglichkeit an das Land der Väter. Letzteres scheint besonders bei den längst in der Fremde lebenden Juden der Fall gewesen zu seyn. Diesen besonders boten sich bei dem Vorrücken der Sarazenen, der Kinder des Morgens, nach Nord und West große Vortheile dar. Sie waren längst Vermittler zwischen entlegenen Gebieten gewesen; Kunde der Länder, ihrer Wege, wichtiger Plätze, bedeutendster Producte, ihrer Sprache, ihrer Zustände über-

haupt gab oft dem Juden Ansehen in den Augen der erobernden Fremden. Die Schiffe der Juden brachten oft über das mittelländische Meer, was die Karawanen vom Meer im Süden Asien's und seinen Ländern an Asien's Grenzen am mittelländischen Meer gebracht hatten. Ein Jude aus Emesa kaufte den seit Jahrhunderten liegenden Koloß von Rhodus, der, im 4ten Jahrhundert vor Christus errichtet nach 56 Jahren vom Erdbeben umgeworfen war; der Jude schaffte das Metall des Riesen auf 900 Kameelen fort. Einem Juden übertrug Omar nach 650 das Prägen der Münze im Kalifat und daselbe that Abdamelek (†705). Der Jude, Somiar, gab den Münzen statt eines Bildes die Aufschrift: „Saget, es ist ein Gott.“ Auf Handel wurden die Juden um so mehr gewiesen, da die Sarazenen das liegende Eigenthum der Ungläubigen und Unterjochten hart besteuerten, der Handel gab dafür reichen Ersatz; und war auch eine Kopf- und Vermögensabgabe zu bezahlen, so war der Reichthum des Kaufherrn leichter zu verhehlen, als der des Landbesitzers. Im Ganzen war die Lage der Juden in den Kalifaten keine schlimme. Noch hatten sie ihre eigene Gerichtsbarkeit, ihre bedeutenden Gelehrtenschulen, ihre Gemeinden und wurden darin so wenig als in ihrem Verkehr beunruhigt. Doch war die Verfassung der Juden auch mehr und mehr despotisch unter den Kalifen. Die Resch-Clutha zogen für diese alle Judensteuern ein, sie waren vollziehende Gewalt, wie die Schulhäupter die gesetzgebende für innere Zwiste und Klagen der Juden. Kurz die Judenangelegenheiten im Kalifat standen unter dem Resch-Clutha und dieser war dem Kalifen verantwortlich.

Unter diesen Umständen ist es leicht denkbar, daß die Juden jener Länder den Sieg des Halbmonds überall und besonders auch gegen die Christen gerne sahen. Denn unendlich mehr als durch den Halbmond hatten die Juden damals unter dem Kreuze zu leiden. Es darf darum nicht befremden, wenn wir hören, daß Juden es waren, die ihren Einfluß benützten, die Sarazenen zum Angriff gegen Europa und zunächst gegen die Goten in Spanien zu veranlassen. Dort wurden die Juden nicht wenig bedrückt. Dabei befand sich aber der ganze Staat in einem so jämmerlichen Zustand, daß selbst Christen sich die Sarazenen, die für gerecht und ehrenhaft galten, herbeiwünschten. Ja, Graf Julian, der an einer Empörung im gothischen Reiche theilhaftig und Herr der festen Plätze in Afrika und Europa an der Enge von Gibraltar war, rief als Verräther die Araber herüber. Man weiß, wie siegreich diese nach der Schlacht von Jerez (711) vordrangen, wie weitgreifend ihre Pläne wurden, bis (732) Karl Martell in der Schlacht von Poitiers in Frankreich ihren Stolz brach. Aber nahezu achthundert Jahre behielten sie dennoch festen Fuß in Spanien. Da sehen wir nun die Juden in Freundschaft und Ehren bei den Mohammedanern. Diese sollen auch, von jenen aufgefodert, Bilderstürmereien und Zerstörung der Kreuze in Kirchen und an anderen Orten in Spanien verübt haben. Es scheint, daß das Glück, welches die Juden damals unter dem Scheine des Halbmonds genossen, sie zu Schwärmereien veranlaßte. So trat im achten Jahrhundert ein betrügerischer Messias in Syrien, ein

anderer in Spanien auf. Natürlich war an keinen Erfolg zu denken. Dagegen erblühte die Gelehrsamkeit und auch die Poesie unter Juden des arabischen Spanien's ein Paar Jahrhunderte hindurch in eigenthümlicher Weise. Die hebräische Sprache selbst gewann an Bereicherung, und jüdische Bildung und Gelehrsamkeit in Philosophie, Moral, Arzneikunde und anderen Wissenschaften äußerte ihren Einfluß von Spanien aus in Frankreich und Italien. Neueste Forschungen haben es über allen Zweifel erhoben, daß arabische Juden durch ihre Philosophie selbst auf große mittelalterliche christliche Theologen, wie Thomas v. Aquino einen gewissen Einfluß ausübten.* Es entstanden Rabbinerschulen in Südspanien, welche von den großen Schulen im Oriente sich emancipirten, aber zuerst von dorthier ihre besten Kräfte erhalten hatten. Diesen Aufschwung höherer Bildung beförderten manche arabische Fürsten. Aber die Streitigkeiten zwischen ihnen selbst, der Zerfall des Kalifats in viele kleinere Despoten in Spanien, das Erwachen eines ritterlichen Geistes unter den Christen zum Bekämpfen der Ungläubigen vom 10ten Jahrhundert an, das Vordringen des Christenthums gegen Süden, das damit verbundene Sinken der arabischen Cultur und Macht, dies Alles mußte verderblich auch auf die Juden in Hinsicht auf ihre äußeren Verhältnisse sowohl, wie auf ihre Bildungszustände wirken. Bald wurden die Juden auch von arabischen Herrschern gedrückt und verfolgt und mußten auch hier der Habsucht und Geldgier ungeheure Opfer bringen, wie stürmische Zeiten dazu leicht besondere Gelegenheit boten. Wie grausam später die Juden meistens von den römisch-katholischen Fürsten in Spanien behandelt wurden, haben wir bereits früher erwähnt.

(Fortsetzung folgt.)

* Litteraturblatt des Orients 1846, Nr. 46. Mélanges de Philosophie juive et arabe, par S. Munk, prem. livraison, Paris 1857. Jourdain, recherches sur les traductions d'Aristote, ed. 2. p. 197.

Philadelphia.

W. J. M.

Mit dem vorliegenden Hefte des Deutschen Kirchenfreundes trete ich vom Redactionsgeschäfte des Journales ab. Es versteht sich von selbst, daß ich fortan nur noch für diejenigen Artikel in demselben verantwortlich bin, welche mit meiner Unterschrift versehen seyn werden. Möge diese Zeitschrift, die jetzt zwölf Jahrgänge hinter sich hat, auch ferner ihrem gewählten Leserkreise werth bleiben.

Mir bleibt übrig, Allen, die mir theilnehmend und mitarbeitend an die Hand gegangen sind, meinen verbindlichen Dank zu sagen. Ein Redactionsgeschäft ist immer mit vielartigen Widerwärtigkeiten verknüpft. Mir ist es durch Aufmunterung und Nachsicht von manchen Seiten erleichtert worden und ich scheide von meinen Lesern und von der Arbeit mit vielen freundlichen Erinnerungen, welche andere Eindrücke gänzlich verdrängen.

Und hiemit Gott befohlen!

Philadelphia, im December 1859.

W. J. Mann, D. D.,

Pastor an der deutschen evangel.-luther. St. Michaelis- und Zions-Gemeinde.

Durch Schäfer & Horadi in Philadelphia ist zu beziehen:

Leiden und Freuden rheinischer Missionare

von

J. C. Wallmann,

Inspector der rheinischen Missions-Anstalt.

Preis geb. \$1.

Das ist etwas Kernhaftes und Nahrhaftes für unsere Missionsvereine. Erstlich ist es nicht genug zu schätzen, daß ein Haupt-Missionsverein den Anfang macht, die Materialien zu seiner eigenen Geschichte zu sammeln und zu ordnen. Wir kommen auf diese Weise zu einer Geschichte der Mission, die bekanntlich noch ein gar dorniges Feld für den Missionshistoriker ist. Sodann haben wir hier nicht eine Sammlung von allerhand Missions-Neslerionen, sondern von Missions-Thatsachen in treuer Sichtung und Sondernung, also lauter lebensfrische Bilder, die daher auch für Missions-Stunden einen außerordentlich brauchbaren Stoff liefern. Endlich ist es gar anziehend, daß diese Bilder alle einer und derselben Mission angehören; das giebt dem Ganzen die nothwendige Harmonie, es weht durch dasselbe der eine Geist einer und derselben bestimmten Missions-Thätigkeit. Und nun noch die geschichtliche Gabe des verehrten Verfassers! Der Herr wolle unserer deutschen Mission noch mehr solcher Arbeiten schenken. Sie bedarf ihrer gerade jetzt so nothwendig.

Bei Schäfer & Horadi ist vorrätzig:

Leichenpredigten, genannt Trauerbinden.

Von

Valerius Herberger.

340 Seiten. Preis 80 Cts.

De Jesu scripturae nucleo et medulla

MAGNALIA DEI.

Die großen Thaten Gottes.

Wie Gott der Vater mit seinem Sohne Jesu Christo durch die ganze heilige Schrift gepranget und groß gethan hat, daß also die ganze Bibel ist ein immerwährendes Zeugniß und Kunstbuch von Christo: Jesus aber hingegen der ganzen heiligen Schrift Herz, Kern, Stern, Leben, Mark, Ziel, Ende, Zweck, edler Stein und Heiligthum nachgewiesen am ersten Buch Mose, von Valerius Herberger. Preis \$1 50.

Bei der gesammten evangelischen Christenheit hat der Name des Valerius Herberger, des Herzpredigers zu Frankfurt, einen feinen guten Klang. Wie man unter den Liedern des theuren Gottesmannes allezeit sein köstliches Sterbelied: „Vater will ich dir geben“ oben an stellte: so galt bei den Zeitgenossen die Auslegung des A. T., welche Herberger unter dem Titel Magnalia Dei begonnen, aber leider nicht zu Ende geführt hat, für sein Hauptwerk. Der Titel des Buches ist lateinisch, aber der Inhalt echt deutsch; so klar, kernig, gedankenreich und durchsichtig, daß Jedermann das Buch versteht, daß Jedermann, der Professor, Pastor und Bauer in gleicher Weise durch dasselbe von dem innern Verthe angefaßt, erquickt und gestärkt werden. Es ist eine Auslegung des A. T. in der Weise, daß Alles darin auf den theuren Namen Jesu bezogen und in's Gebet umgewandelt wird; es sind also Vet- und Bibelstunden an und aus Gotteswort. Es sind die Magnalia Dei nichts weiter als eine Antwort auf die Frage: Wie soll ich die Schrift lesen und zu meiner Seligkeit üben und gebrauchen? Möge denn dies alte Buch, auf's Neue aufgelegt, Vielen auf dem schmalen Wege, der zum Leben führt, Trost und Labung für das arme Herz spenden und auch ein klein wenig mithelfen, daß des Herrn Name geheiligt werde und Sein Reich komme! Das walle Gott!

Missionsanzeiger zu heilsamer Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christo nach Ordnung der 24 Stunden von Valerius Herberger. 220 Seiten. Preis 37½ Cts.

Neueste theologische und philosophische Werke, welche durch Schäfer & Koradi in Philadelphia zu beziehen sind:

- Anders, Ed., die evangelische Diaspora in Schlesien. 2 The. Mit einer Karte. Breslau. 60 Cts.
- Baggesen's, Jens, philosophischer Nachlaß. Hrsg. von C. A. R. Baggesen. 1r Bd. Zürich. \$1 50
- Borsani, Gius., L'Uomo e la Società. Torino. \$1 50
- Cornelius a Lapide, Commentaria in Scripturam sacram. Accurate recogn. ac notis illustr. Augustinus Crampon. Tomus XVIII, complectens expositionem litteralem et moralem divi Pauli epistolarum. Paris. Jeder Band \$3 00
- Cureton, W., Remains of a very Ancient Recension of the Four Gospels in Syriae, hitherto unknown in Europe. London. \$8 00
- Didymi Alexandrini opera omnia. Accedunt S. Amphiloehii Iconiensis episcopi et Nectarii Cp. patriarchae scripta quae supersunt accurante et denuo recognoscente J. P. Migne. Paris. \$3 00
- Duguet, Choix des traités de morale chrétienne de Duguet. 2 vol. \$3 00
- Fairbairn, Patrick, Hermeneutical Manual; or, Introduction to the Exegetical Study of the Scriptures of the New Testament. Edinb. \$3 00
- The Gospel according to St. Matthew, in Anglo-Saxon and Northumbrian Versions. London. \$3 00
- Groves, H. C., Teaching of the Anglican Divines of the Times of Charles I. and James I. on the Doctrine of the Eucharist. London. \$1 00
- Helveg, L., Den danske Kirkes Historie til Reformationen. Udgivet af Selskabet for Kirkehistorie. Forste Hefte. Odense. 75 Cts.
- Jarlit, De l'Institution divine de la confession. Paris. \$1 25
- Lamping, J. A., Pauli apostoli de praedestinatione decreta. Leov. \$1 75
- Lewysohn, L., die Zoologie des Talmuds. Eine umfassende Darstellung der rabbinischen Zoologie. Frankfurt a. M. \$1 60
- Liston, W., The Service in the House of God according to the Practice of the Church of Scotland. Edinburgh. \$2 25
- Les Livres sacrés de toutes les religions, sauf la Bible, traduits ou revus et corrigés, par Pauthier et G. Brunet. Publiés par Migne. Tom. Ier, comprenant: Le Chou-King ou le livre par excellence; les Tse-Chou, ou les quatre livres moraux de Confucius et de ses disciples; les Lois de Manou, premier législateur de l'Inde; le Koran de Mahomet. Paris. \$4 00
- Perrone, J., De matrimonio christiano libri tres. 3 tomi. Romae. \$6 00
- Pröyle, H. And., kirchliche Sitten. Ein Bild aus dem Leben evangelischer Gemeinden. Berlin. \$1 25
- Propedeutica ovvero introduzione alle filosofia per C. Greith e G. Ulber. Napoli. 75 Cts.
- Raine, Jam., A Memoir of the Rev. John Hodgson, Vicar of Hartburn. Vols. I, II. London. \$10 00
- Ny kirkehistoriske Samlinger, utgivne af Selskabet for Danmarks Kirkehistorie ved H. F. Rordam. Forste Binds andet Hefte. Kjobenh. 90 C.
- af Wingard, C. F., Samlade Skrifter. Förre Deelen. Stockholm. \$3 00
- Wohlfarth, J. F. Thdr., Philipp Melancthon. Zum Säcular=Andenken an den 300jährigen Todestag des großen Reformators. Leipzig. \$1 25
- Zimmermann, R., Reformation's=Predigten und Predigten verwandten Inhalts. Cassel. \$1 50
- Zimmermann, Rb., Aesthetik. I., historisch=kritischer Theil. N. u. d. T.: Geschichte der Aesthetik als philosophischer Wissenschaft. Wien. \$4 00

